Zeitschrift: Beiheft zum Bündner Monatsblatt
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: 8 (1998)

Artikel: Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in der neueren bündnerromanischen Literatur
Autor: Riatsch, Clà
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-821097

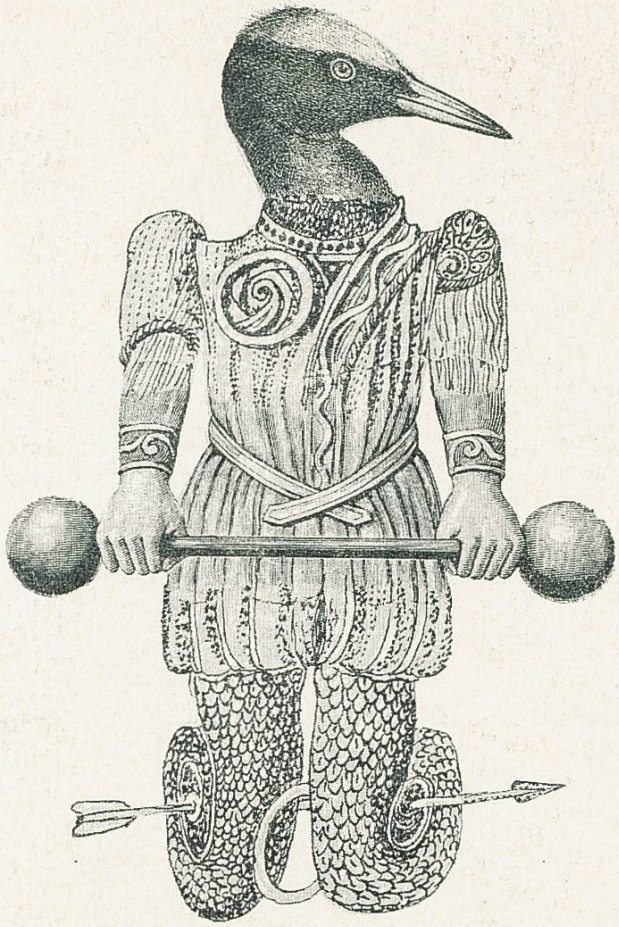
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Clà Riatsch

Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in der neueren bündnerromanischen Literatur

Beiheft Nr. 8
zum Bündner Monatsblatt

Clà Riatsch **Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in der neueren bündnerromanischen Literatur**

Clà Riatsch **Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in der neueren bündnerromanischen Literatur**

1997 als Habilitationsschrift angenommen
von der Philosophisch-historischen Fakultät
der Universität Bern

Die Herausgeber danken für finanzielle Beiträge
an die Drucklegung

- dem Erziehungs-, Kultur- und Umweltschutzdepartement des Kantons Graubünden
- der Karl Jaberg Stiftung, Bern
- der Fondation Oertli-Stiftung, Zürich

Herausgeber der Reihe «Beihefte zum Bündner Monatsblatt»:
Verein für Bündner Kulturforschung
Verlag: Bündner Monatsblatt, Chur
Satz: Ateliers Jaune, Bern
Umschlag: Bernard Schlup unter Verwendung
einer Collage von Steivan Liun Könz
Druck: Digitalis AG, Chur
© Verein für Bündner Kulturforschung, Chur 1998
ISBN: 3-905241-93-5

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung 9

I. **Einleitung: Gegenstand, Interesse, Forschungslage** 11
I.1. Gegenstand, Interesse 11
I.2. Forschungslage 14

II. **Stichworte aus der sprach- und literaturwissenschaftlichen Diskussion** 19
II.1. Sprachwissenschaftliche Stichworte 19
II.1.1. Kontaktlinguistisches 20
II.1.2. Konnotation 22
II.1.3. Expressivität 25
II.1.4. Metasprache 29
II.2. Literaturwissenschaftliche Stichworte 32
II.2.1. Pastiche: Mimesis und Fiktion 32
II.2.2. Karikatur: Komik und Satire 35
II.2.3. Kunstsprache: Phantasie und Groteske 38

III. **Der sprachliche und literarische Hintergrund** 43
III.1. Romanisch als rezessive Kleinsprache 43
III.1.1. Labiler Bilinguismus, Diglossie, «Mischsprache» 43
III.1.2. Minderheitssprache: Sprachbedrohung und Sprachpflege 47
III.1.3. Polemik gegen Sprachmischung, Warnungen vor Sprachwechsel 52
III.2. Literatur und Sprachpflege: Überschneidungen und Divergenzen 60
III.2.1. Sprachkontakt und Sprachwechsel im traditionellen «Sprachgedicht» 61

III.2.2. Reine Sprache, reine Dichtung? Literatur zwischen sprachpflegerischem und ästhetischem Anspruch 69

IV. Formen und Funktionen von Mehrsprachigkeit in einzelnen Texten 77

IV.1. Sprachkontakt als Bedrohung: ein Dauerthema 77

IV.1.1. P. Baseli Carigiet, *Il Romontsch tudestgau* (1848) 78

IV.1.2. Jon Nuotclà, *Üna malatia rantaivla* (1982) 82

IV.2. Komplexe Funktionen von Mehrsprachigkeit in zeitgenössischen «Regionalromanen» 88

IV.2.1. Sprachmimesis und Ideendiskurs in Jon Nuotclàs *Il tunnel* (1991) 88

IV.2.2. Formen der Expressivität in Leo Tuors *Giacumbert Nau* (1988) 111

IV.3. Verschiedensprachige Personenrede im literarischen Dialog 121

IV.3.1. Der asymmetrische Dialog in Cla Bierts *La runa* (1956) 121

IV.3.2. Komik des dialogischen Scheiterns: Victor Stupan, *Eulalia* (1982) 131

IV.4. Funktionen der Mehrsprachigkeit in poetischen Texten 140

IV.4.1. Poetik der Varietät. Mehrsprachigkeit in den Reimen von Chasper Po 141

IV.4.2. Spielerische und satirische Funktionen von Mehrsprachigkeit in der Dichtung Armon Plantas 157

IV.4.3. Expressivität und parodistischer Kontrast: U. G. G. Derungs *Sogn Placi* (1988) 169

IV.5. Satiren gegen die «romanische Bewegung» 176

IV.5.1. Reto Caratsch, *La Renaschentscha dals Patagons* (1949). Pastiche und Karikatur, Purismus und Antipurismus 176

IV.5.2. Theo Candinas, *Il marcadont da stratscha* (1988) 198

IV.6. Nach dem Sprachwechsel: Sprachutopie und satirische Verzerrung 203

IV.6.1. Die Sprache des Fremdgewordenen: I. A. Tschen, *Charta da Samignun* 203

IV.6.2. Mimesis romanischer Substratwirkung: Cla Biert, *L'an 2071* (1981) 211
IV.6.3. Verzerrung und Umpolung Paulin Nuotclà, *Das tragliun* (1984) 216
IV.7. Karnevaleske Misch- und Pseudosprache 225
IV.7.1. «Abraham a Santa Claras» Sprachkarneval 225
IV.7.2. Franz Hohler, *Il malur da la fuorcla* (1987) 232

V. Fremdelemente und Kontext: Markierung, Kommentierung, Übersetzung 241
V.1. Markierungen 241
V.1.1. Anführungszeichen 241
V.1.2. Kontraste im Mikro- und Makrokontext 249
V.2. Kommentierungen 253
V.2.1. Kommentierende Kode- und Diskurszuweisung 254
V.2.2. Moderierung und ironische Selbstkorrektur 260
V.3. Die Übersetzung als Markierung und Kommentierung 264
V.3.1. Übersetzung als synonymische Glosse 264
V.3.2. Literarisierte, puristische Übersetzungslisten 273
V.3.3. Vorführung und Kommentierung von Nicht-Übersetzbarkeit 280
V.3.4. Übersetzungsspiel und zwischensprachliche (Quasi-)Homophonie 286
V.3.5. Reflektierte Lehnübersetzungen 291
V.3.6. Funktionen parodistischer Lehnübersetzung 296

VI. Formen, Funktionen, Inhalte: Versuch einer Systematik 301
VI.1. Ideologische Abwehr und stilistische Faszination 301
VI.2. Stereotype Verfahren, Funktionen und Gattungen 309
VI.3. Literaturtypologische Fragen 319

VII. Ausblick 325

VIII. Anmerkungen 327

IX. Namensregister 409

X. Sachregister 417

XI. Literatur 421

Romanisch? Ich dachte, diese Sprache sei ausgestorben, weil sie kein Wort für «Staubsauger» hat.

Daniel Kessler

Vorbemerkung

Das Eigenste und Eigenartigste am Bündnerromanischen ist die Allgegenwart des Fremden. Trotz ihrer Zuspitzung könnte eine solche Behauptung beanspruchen, die Ergebnisse einer ganzen Reihe linguistischer, ethnologischer, kulturhistorischer Forschungen zusammenzufassen. Wer sich mit der Literatur des Bündnerromanischen befasst hat, wird in diesem Zusammenhang an die vielen Übersetzungen und Adaptationen im Corpus dieser Regionalliteratur(en) denken, an die allgegenwärtigen intertextuellen Einflüsse. Was bisher zu wenig bemerkt oder für wenig bemerkenswert gehalten wurde, sind die vielfältigen Formen und Wirkungen des Fremden in Form des Fremd- und Mischsprachlichen in literarischen Texten. Die früher unter dem Aspekt sprachlicher «Reinheit», heute vermehrt unter dem Aspekt inhaltlich-thematischer Fremdeinflüsse gelesene romanische Literatur müsste auch unter dem Aspekt des sprachlich Fremden und «Unreinen», der Mehrsprachigkeit und Sprachmischung lesenswert sein.

Der Versuch, «mehrsprachige» Texte der romanischen Literatur einer literaturwissenschaftlich interessierten breiteren Leserschaft zu erschliessen, droht an einem tückischen Paradox zu scheitern. Diese Texte, die auch vom Anderssprachigen leben, verschliessen sich anderssprachigen Lesern, die sprachliche Grenzgängerei literarischer Mischsprache ist absolut unübersetzbar. Dafür bildet sie von sich aus Brücken; wer kein Romanisch kann, wird überrascht sein, auf «romanische» Texte zu stossen, die ihm ungewöhnlich gut, in einigen Fällen gar sehr gut verständlich sind. Im Kommentar der zitierten Texte sind zudem übersetzbare und für die Argumentation zentrale Textstellen auf deutsch übersetzt.

Die vorliegende Arbeit entstand in den Jahren 1992–1996 und wurde in ihrer Schlussphase (1995–1996) vom *Verein für Bündner Kulturforschung (VBK)* finanziell unterstützt. Dem *VBK* und allen, die sich für diese Arbeit interessiert und mit Anregungen, Präzisierungen und Korrekturen dazu beigetragen haben[1], sei herzlich gedankt.

Clà Riatsch

1. Einleitung: Gegenstand, Interesse, Forschungslage

1.1. Gegenstand, Interesse

Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit literarischer Mehrsprachigkeit und Sprachmischung, technischer gesprochen mit literarischen Funktionen von «Heterolinguismus»[2] oder «transkodischen Markierungen»[3], in Texten der neueren bündnerromanischen Literatur. Die Frage nach literarischen Funktionen bestimmt die *literaturwissenschaftliche Ausrichtung* dieser Arbeit. Der Linguistik, insbesondere der Kontaktlinguistik, wird die Rolle einer Hilfswissenschaft zugewiesen, die zunächst eine angemessene Unterscheidung und Benennung der interessierenden kontaktsprachlichen Phänomene garantieren soll. Ein Teil davon ist seit langem Gegenstand linguistischer Zeichen- und Stiltheorie, an denen sich eine literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit sprachlich so offensichtlich auffälligen Texten orientieren muss. Ferner kann aus linguistischen Darstellungen und Analysen von Mehrsprachigkeit und Sprachmischung im Bündnerromanischen eine genauere Vorstellung des realen Hintergrunds gewonnen werden, vor dem sich Realitätsnähe literarischer Imitation und Realitätsferne literarischer Verzerrung abschätzen lassen[4].

Das literaturwissenschaftliche Interesse konzentriert sich auf jene sprachlichen Kontaktphänomene, denen eine Funktion als *Stilmittel* zugesprochen werden kann. Von Oksaars allgemein gehaltener Definition von «Stilmitteln» als «Textgestaltungsweisen in ganz bestimmter Funktion» (1971:367) ausgehend, kann zunächst präzisiert werden, dass diese Funktionen unter Ausblendung aller der Autor-Text-Ebene zugehörigen Fragen nach ihrer Intentionalität und Bewusstheit ausschliesslich im Bereich der *Text-Leser-Ebene* erfasst und beschrieben werden[5]. Bei der Erfassung literarisch relevanter Kontakterscheinungen sind die verschiedensten Arten ihrer Verwendung, Darstellung, Markierung und Kommentierung zu beachten. Ihre Funktionen als Stilmittel müssen zunächst innerhalb der Dialektik von

normkonformen und normdurchbrechenden Elementen im mikrokontextuellen Bereich erfasst und mit Hilfe linguistisch-literaturwissenschaftlicher Begriffe beschrieben werden. Bei zunehmender Häufung, Ausdehnung und Verknüpfung auffälliger Segmente und entsprechender Annäherung an den makrotextuellen Bereich ist mit Verfahrens-Stereotypen zu rechnen, die von der Literaturwissenschaft unter Begriffen wie «Pastiche», «Stilisierung», «Karikatur», «Sprachparodie», «Kunstsprache», «Pseudosprache» erfasst und mit Funktionen wie «realistisch», «expressiv», «humoresk», «komisch», «satirisch», «grotesk» in vielfältiger und oft unbestimmter Weise in Verbindung gebracht werden. Solche Funktionen sind mit inhaltlichen Stereotypen der Motiv- und Thema-Ebene verbunden, die den nicht exklusiv literarischen Diskurs über Wert, Zustand, Bedrohung, Planung und Pflege der rezessiven romanischen Kleinsprache auszeichnen. Ohne diesen Diskurs, dem jede Art von «Sprachmischung» vorzugsweise als Indiz der Zerrüttung einer vom bevorstehenden Sprachwechsel zum (Schweizer)Deutschen bedrohten Sprache gilt, sind viele der besprochenen Textstellen kaum verständlich. Gegenstand dieser Studie sind also Korrelationen zwischen Darstellungsweisen und Funktionen literarischer Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in ihrer Verbindung mit formalen und inhaltlichen Stereotypen von Diskursen, die Sprachkontakt auf dem Hintergrund einer vorgestellten oder tatsächlichen Sprachbedrohung ideologisch bewerten. Allgemeiner formuliert, fragt diese Studie nach dem literarischen Niederschlag von Sprachkontakt und Sprachideologie im Bündnerromanischen.

Theodor Elwert zufolge ist die Verwendung mehrerer Sprachen in literarischen Texten trotz vieler Beispiele eine *Ausnahmeerscheinung*, ein «phénomène marginal» (1960:410). Die Untersuchung eines marginalen Phänomens in Texten einer marginalen Kleinliteratur mag überflüssig erscheinen. Ohne ein sehr persönliches Interesse an marginalen, hybriden, in sich inkonsequenten, typologisch schwer fassbaren, ästhetisch häufig problematischen Literaturformen zu verleugnen, ist festzuhalten, dass das marginale Phänomen in der marginalen romanischen Literatur zentraler ist, ein nur scheinbares, leicht zu erklärendes Paradox. Zunächst bringen Defizite und Ausbaubedürftigkeit des Romanischen jeden Text, der sich nicht mit engen oder archaischen Referenzen begnügt, an die Grenzen der gegebenen sprachlichen Möglichkeiten und erzwingen sprachlich innovative und damit nicht selten kontaktsprachlich «markierte» Lösungen. Zweitens und vor allem ist die *«Sprachfrage»* in vielen Texten Gegenstand von Darstellung und Kommentierung. Die bis vor kurzem sehr feste Einbindung der Literatur in die Spracherhaltungsbewegung bringt es mit sich, dass Sprach-

kontakt, «Sprachdurchmischung» und drohender Sprachwechsel relativ häufige literarische Themen sind. Die häufigste Funktion ihrer Umsetzung ist die Vorführung von «Mischsprache» als Warnung vor sprachlicher Verwilderung. Daneben finden sich aber auch Formen mimetisch vergnügten, spielerischen, experimentellen oder parodistischen Umgangs mit transkodisch markierter Sprache. Adressat der Provokation und Gegenstand der Parodie sind in diesem Fall das Pathos und die belehrende Anmassung sprachpflegerischer und puristischer Bemühungen um ein «reines» Romanisch. Im Wechselspiel zwischen den Texten und ihrem kulturellen, gesellschaftlichen Rahmen zeichnen sich *zwei Haupttendenzen* literarischer «Mischsprache» ab: die polemische Überzeichnung als Warnung vor Sprachzerfall und das «Spiel mit dem Feuer», die Ironisierung dieser Warnung durch parodistische Übertreibung und Verzerrung.

In dieser Studie geht es zunächst um eine möglichst breite *Bestandesaufnahme* verschiedener Formen und Funktionen von Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in bündnerromanischen Texten. Da einige der einschlägigsten Texte unveröffentlicht sind, andere in vervielfältigten Kleinstauflagen vorliegen, wieder andere nur in vergriffenen Büchern und Kalendern oder auf Textbeilagen zu Schallplatten zu finden sind, soll hier ein exemplarisches *Textkorpus* «mehrsprachiger» Texte der romanischen Literatur zusammengestellt und damit der Zugang zu diesem Randphänomen erleichtert werden. Der zentrale Abschnitt dieser Studie (IV.) enthält einige dieser Texte und kann damit auch als Textsammlung für Arbeiten mit ganz anderem Interesse genutzt werden. Texte und Analysen sind hier in lockerer Verbindung formaler, funktionaler und inhaltlich-thematischer Indizien geordnet, was selektive Lektüre und interessenspezifische Selbstbedienung erleichtert. Die Konzentration auf einzelne Texte entspricht aber auch einem theoretischen Erfordernis literaturwissenschaftlicher Betrachtungsweise. Für diese bleibt der einzelne Text der entscheidende Rahmen, der Funktionszusammenhang, in dem linguistisch ähnliche oder identische Phänomenen völlig verschiedene Funktionen[6] übernehmen können. Eine primär an der Kontaktlinguistik orientierte Darstellung hätte zu einer literaturwissenschaftlich unvertretbaren Zerstückelung der Funktionszusammenhänge zwischen den verschiedenen Phänomenen und ihren Kontrasten zu den normgerechten Segmenten des Textes geführt. Als Vorspann zu diesem zentralen «Textteil» werden einige der wichtigsten Begriffe kommentiert, die Sprach- und Literaturwissenschaft zur Erfassung und Analyse literarischer Mehrsprachigkeit und Sprachmischung entwickelt haben (II.). Ein weiterer Abschnitt vermittelt die nötigen Informationen zum sprachlich-kulturellen Hintergrund der besprochenen Texte (III.). Im Anschluss

an die Einzelinterpretationen werden Formen kontextueller Markierung, Kommentierung und Übersetzung fremder Elemente anhand von Beispielen aus verschiedenen Texten eingehender untersucht (v.). Im Schlussteil dieser Studie wird der Versuch unternommen, Korrelationen zwischen Formen, Funktionen und inhaltlichen Stereotypen zu erfassen und ihre Bedeutung im Hinblick auf eine Typologie des bündnerromanischen Korpus herauszuarbeiten (vi.).

1.2. Forschungslage

Ein Blick in die einschlägigen Bibliographien[7] führt sofort zum Verzicht auf den Versuch, die Forschungslage der Mehrsprachigkeits- und Kontaktlinguistik mit ihren vielfältigen Einzelbereichen im allgemeinen zu skizzieren. Wichtig bleiben die Arbeiten von Weinreich (1977, 1953[1]) und Tesch (1978), der über Fragen, Methoden und Ergebnisse der mittlerweile älteren kontaktlinguistischen Forschung eine sehr nützliche Übersicht gibt. Einblick in die neuere Kontaktlinguistik verschaffen Sammelbände wie Nelde (Ed.) 1983, 1985 oder Ammon/Dittmar/Mattheier (Edd.) 1987, 1988. Für die Kontaktlinguistik romanischer Sprachen, besonders auch Kleinsprachen kann Posner/Green (Edd.) 1993 konsultiert werden, zur Kontaktlinguistik von Minderheitensprachen Ammon/Mattheier/Nelde (Edd.) 1990.

Die Skizze der in unserem Zusammenhang unmittelbar relevanten Forschungslage muss drei Bereiche unterscheiden: 1. allgemeine Literaturwissenschaft zu literarischer Mehrsprachigkeit, 2. Kontaktlinguistik des Bündnerromanischen, 3. rätoromanistische Literaturwissenschaft zu literarischer Mehrsprachigkeit.

Über den ersten Bereich, der *allgemeinen Literaturwissenschaft zu literarischer Mehrsprachigkeit,* geben Grutman 1990:201f. und Gauvin/Grutman 1996 nützliche, aber zwangsläufig sehr summarische Übersichten. Wichtig bleiben die Arbeiten der «Pioniere» der literarischen Mehrsprachigkeit, wie Bachtin, Spitzer, Contini und Elwert. Das gegenwärtig vieldiskutierte Werk Bachtins beschäftigt sich zentral (Bachtin 1979, 1985) mit der dialogischen Konfrontation verschiedener «Sprachen» innerhalb literarischer Pluridiskursivität und Polyphonie. Da Bachtin aber auch Idiolekte und vielfältige innere Varietäten (Subkodes, Register) als «Sprachen» bezeichnet und seine linguistische und literaturwissenschaftliche Terminologie manchmal schwer übersetzbar scheint[8], bergen seine Ausführungen in der Übersetzung die Gefahr gröbster Missverständnisse, weshalb sie seltener als sie es verdienten direkt herangezogen werden. Wichtige Bezugs-

punkte setzt die italienische Literaturwissenschaft mit der bahnbrechenden Arbeit von Contini (1988, 1977[1]) und den in seiner Nachfolge stehenden Versuchen, eine von literarischer Mehrsprachigkeit bestimmte, «expressionistische» oder «expressivistische» Linie innerhalb der italienischen Literatur herauszuarbeiten: Segre 1979, 1985, Branca (Ed.) 1985, Isella 1985. Umfassende Darstellungen der Mehrsprachigkeit in der italienischen Literatur wie diejenige von Paccagnella (1983) und besonders solche zur Mehrsprachigkeit der Literatur der Renaissance wie diejenigen von Cortelazzo (1976), Folena (1983), Paccagnella (1984) oder die in Perini/Marangoni (Edd.) 1993 versammelten Arbeiten zum «Küchenlatein» enthalten interessantes Vergleichsmaterial. Spitzer (1928) bleibt interessant, Elwert versteht seinen Beitrag (1960) als «premier tour d'horizon» (1960:409) im Bereich des wenig untersuchten, weil marginalen Phänomens der literarischen Sprachmischung[9]. Weitere «tours d'horizon» bieten Forster (1974), Baetens Beardsmore (1978), Horn (1981), Weinrich (1984), Goetsch (1987) und Siebenmann (1993). Weinrich hält zum Schluss seiner Übersicht über literarische Sprachmischungsformen immer noch zu recht fest, «dass die Geschichte der literarischen Sprachmischung noch weitgehend unerforschtes Territorium ist.» (1984:86). Baetens Beardsmore spricht von einem «phenomenon [...] somewhat neglected» (1978:100), Grutman von «pénurie de recherches» (1990:201).

Einen frühen Versuch, die Frage nach literarischen Funktionen der «Sprachmischung» linguistisch zu präzisieren, unternimmt Oksaar (1971). Ihre enge Anlehnung an die Kontaktlinguistik ist für die neuere literaturwissenschaftliche Forschung typisch, die häufig von Teilbereichen der Kontaktlinguistik ausgeht und nach der literarischen Funktion der entsprechenden, literarisch simulierten Phänomene fragt. So beschäftigen sich Mackey (1975, 1993) und Mignani (1978) mit Diglossie in der Literatur, Grutman (1990) mit literarischem Bilinguismus, Grutman (1996) mit Heterolinguismus, Franceschini (1995) mit code-switching und literarischem Spiel mit Idiomatismen, Nilsen (1981) mit zweisprachigen Sprachspielen, zu denen sich auch bei Liede (1992, 1963[1]), Kemmner (1972) und Moser (1996) viele Beispiele finden. Letzterer beschäftigt sich mit Typen und Funktionen der von Ehlich (1986) definierten *Xenismen*. Dialog- und Kontaktlinguistik bilden die Grundlagen von Analysen zwischensprachlich-interkultureller Dialoge, die auch vor dem Hintergrund der semiologischen, kulturtheoretischen und philosophischen Problematik des «Fremdverstehens» besprochen werden; so von Fischer-Lichte (1985), Hess-Lüttich (1985) oder Lotman (1994). Verschiedenste Arten transkodischer Markierung werden auch im Rahmen der Rhetorik: Gruppo μ 1976, Plett 1985 und der Konnotations-

Theorie: Kerbrat-Orecchioni 1977, Rössler 1979, Braselmann 1981 immer wieder erfasst und in ihrer Stilwirkung analysiert. Eine Typologie möglicher ästhetischer Funktionen von Sprachmischung versucht Horn (1981), dessen Unterscheidungen allerdings sehr vage und schwer nachzuvollziehen[10] sind.

Im zweiten Bereich, der *Kontaktlinguistik des Bündnerromanischen*, lassen sich zwei fliessend ineinander übergehende Bereiche unterscheiden: eine wissenschaftliche Kontaktlinguistik und eine «populärwissenschaftliche», sprachpflegerisch interessierte Darstellung von Sprachkontakt, die ihrerseits gegenüber kritiklos unbedarfter, sprachkämpferischer Polemik nicht klar abzugrenzen ist. Vor allem letztere steht in engem Zusammenhang mit der Literatur, die ihren sprachpflegerischen Eifer entweder teilt oder ironisiert. Im Rahmen dieser Skizze der Forschungslage muss vor allem von der wissenschaftlichen Kontaktlinguistik die Rede sein.

Diese ist in den Bibliographien Decurtins/Giger/Stricker 1977–1978, Iliescu/Siller-Runggaldier 1985, der Rubrik «Publicaziuns» der *ASR* (XCIV, 1981–), den «Laufenden Arbeiten zum Rätoromanischen» der *Vox Romanica* (Bd. 37, 1978–) und in den Forschungsübersichten Francescato 1982, Decurtins 1984, Liver 1987, Holtus/Kramer 1986, 1987 und 1994 erfasst und gegliedert[11]. Vielfältiges Material besonders zum romanischen Lehnwortschatz ist in den Indices des *DRG* und des *HR* zu finden. Die in den erwähnten Bibliographien und Forschungsübersichten zusammengetragene Literatur lässt einige Schwerpunkte der mit Bündnerromanisch sich befassenden Kontaktlinguistik erkennen. Im weiteren Sinn ist der Problemkomplex «Minderheitensprache» hier einzuordnen, im engeren Sinn handelt es sich um die Bereiche Bilinguismus und Diglossie, Germanisierung (Rätoromania submersa, Substratwirkung), Transferenz (mit besonderem Gewicht auf dem Lehnwortschatz) und Interferenz. Als Forschungslücke zeigt sich das Fehlen synchroner Untersuchungen zu romanisch-schweizerdeutschen Kodeumschaltungen (code-switching) in der mündlichen Umgangssprache.

Die folgende Aufzählung beschränkt sich auf die in unserem Zusammenhang wichtigsten Einzelarbeiten. Einen Eindruck der Diskussion über den Problemkomplex *Minderheitensprache* (Status, Prestige, Sprachkontakt, Sprachwechsel, Sprachplanung, Sprachpolitik usw.) vermitteln die Sammelbände Nelde (Ed.) 1980, Ammon/Mattheier/Nelde (Edd.) 1990 und Posner/Green 1993[12]. Zum Bündnerromanischen als Minderheitensprache sind Camartin 1976 und 1985, Diekmann 1979, Dörig/Reichenau 1982, Arquint 1982, Lutz 1982, Catrina 1983, Billigmeier 1983, Muljačić 1984, Marti 1990, Posner/Rogers 1993 und Cathomas 1994 zu konsultieren. Die Geschichte der romanischen Sprachbewegung skizziert Mathieu 1986.

Sprachbezogene Stereotypen und «Mythen» im romanischen «Metadiskurs» sind in Coray 1993 erfasst und analysiert.

Mit synchroner *Zwei- und Mehrsprachigkeit* befassen sich die gut dokumentierten Arbeiten von Cathomas (1977, Zweisprachigkeit der Oberländer in Chur), Solèr (1983, Mehrsprachigkeit in Lumbrein) und Kristol (1983, Mehrsprachigkeit in Bivio). Mit romanisch-deutscher *Zweisprachigkeit* und *Diglossie* befassen sich Kramer 1976, Di Luzio 1977, Haas 1978 und Willi/Solèr 1990.

Der *Germanisierung* romanischen Territoriums gelten die stark ideologischen Arbeiten von Cavigelli (1968, 1969). Romanischen Relikten in germanisierten Zonen gilt die Aufmerksamkeit von Szadrowski (1931, 1942) und Jud (1946)[13]. Reichhaltiges Material zum Sprachgebrauch der im Sprachwechsel begriffenen Kontaktzonen am Hinterrhein enthalten die Arbeiten von Solèr/Ebneter (1983 und 1988).

Mit *Transferenzen* aus dem Deutschen verschiedener Arten und Ebenen befasst sich Kramer 1982. Besonders dem *Lehnwortschatz* gelten Velleman 1931, Kuen 1978, Decurtins 1980, Diekmann 1981, 1982, Kristol 1985 und Schmid 1993.

Zum Problem der *Interferenz* kann auf Weinreich (1977, 1953[1]) verwiesen werden, der sich ausführlich auch mit romanisch-schweizerdeutschem Sprachkontakt beschäftigt. Seine systematische Erfassung lautlicher Interferenzen in beiden Richtungen (1977:30–38) und seine Bemerkungen zur «Wahrnehmung fremder Akzente» (1977:88–41) sind für die Erfassung und Bewertung literarisch simulierter «Akzente» wertvoll. Mit romanisch-deutscher Interferenz befassen sich auch Diekmann (1980, 1982a), Diekmann-Sammet (1981) und Liver (1993).

Die Forschungslage im dritten Bereich, der *rätoromanistischen Literaturwissenschaft* zu literarischer Mehrsprachigkeit, gehört zu den Anlässen dieser Studie, gibt es doch keine Arbeiten, die sich einigermassen breit mit diesem Thema befassen. Zu fremdsprachlichen Einschüben in der Prosa von Andri Peer äussert sich Köhler 1985:73ff., ansonsten sind zu diesem Thema nur beiläufige Bemerkungen in Arbeiten mit ganz anderem Interesse zu finden[14].

11. Stichworte aus der sprach- und literaturwissenschaftlichen Diskussion

Die folgenden Stichworte verweisen auf die theoretischen Vorgaben und Zusammenhänge der Diskussion über literarische Funktionen von Mehrsprachigkeit und Sprachmischung. Die Sprachwissenschaft (11.1.) erfasst diese innerhalb der Kontaktlinguistik, deren wichtigste Unterscheidungen referiert werden (11.1.1.). Daneben beschäftigen sich Zeichen- und Stiltheorie seit langem ausgiebig mit kontaktbedingter Auffälligkeit, die häufig unter den sich überschneidenden Begriffen «Konnotation» (11.1.2.) und «Expressivität» (11.1.3.) subsumiert werden. Die in den Texten häufigen Moderierungen und Kommentierungen von Kontaktsprachlichem machen eine Bemerkung zum Begriff «Metasprache» (11.1.4.) nötig.

Die Literaturwissenschaft (11.2.) erfasst literarische «Mehrsprachigkeit» als Verbindung von Diskurstypen (Pastiche, Stilisierung, Karikatur, Sprachparodie, Wortspiel, Sprachspiel, sprachlicher Karneval, Kunstsprache) und Funktionen (mimetisch-realistisch, expressiv, humoresk, komisch, ludisch, satirisch, grotesk). Aus diesem Kontinuum von Typen und Funktionen werden drei Bereiche skizziert: der wirklichkeitsnahe Bereich des Pastiche (11.2.1.), der von Wirklichkeiten ausgehende und sie überzeichnende und verzerrende Bereich der Karikatur (11.2.2.) und der markant wirklichkeitsferne Bereich der «erfundenen» Kunstsprache (11.2.3.).

11.1. Sprachwissenschaftliche Stichworte

Statt eines detaillierten Forschungsberichtes werden im folgenden theoretische Voraussetzungen der häufigsten «Einstiegswege» in die Analyse literarischer Mehrsprachigkeit skizziert. Damit wird einerseits die Terminologie geklärt, andererseits können schon hier einige Hypothesen zur Lektüre «mehrsprachiger» Texte gewonnen werden.

11.1.1. Kontaktlinguistisches

Der Oberbegriff *«transkodische Markierungen»* subsumiert wie erwähnt[15] Interferenzen, Entlehnungen (Transferenzen) und Kodeumschaltungen («code-switching»). Die Unterscheidung von Interferenz und Entlehnung (Transferenz) beruht auf einer Reihe von Dichotomien, die immer wieder ergänzt und neu spezifiziert werden[16]. Hier wird von einer gängigen Definition von Interferenz als kontaktbedingter, unkontrollierter Normabweichung[17] ausgegangen und nochmals festgehalten, dass im Rahmen unserer Frage nach literarischen Funktionen von Interferenz vor allem simulierte, literarisch nachgeahmte oder konstruierte Interferenzen interessieren, während unkontrollierte, eigentliche Interferenzen des «énonciateur» nicht diskutiert werden. Dieser Entscheid ist nicht theoretisch begründet, da unbewusste und zugleich literarisch funktionale Interferenzen durchaus vorkommen können[18]. In den romanischen Texten aber werden simulierte, als Stilmittel eingesetzte Interferenzen meist so deutlich markiert und nicht selten auch kommentiert, dass unbewusste eigentliche und zugleich funktionale Interferenzen hypothetisch als kleine Restmenge betrachtet werden können.

In der verkürzenden Gleichsetzung von Interferenzen und Fehlern[19] überschneiden sich diese mit den ebenfalls verkürzend mit Fehlern identifizierten *«Xenismen»*, die Ehlich als «sprachliche Produktionen, die sich ausserhalb des sprachlichen Systems bewegen, aber in sprachliche Realisierungen eben dieses Systems eingebettet sind» (1986:50)[20] definiert. Interferenzen sind nur eine Teilmenge der Xenismen, denn es sind längst nicht alle Auffälligkeiten der im Erwerbungsprozess einer Zweitsprache auftretenden «Übergangskompetenzen» auf Interferenzen aus der Erstsprache zurückzuführen.

Die häufige Verwendung des sprachlich Fehlerhaften und Unkontrollierten in spielerischer, komischer, satirischer Funktion bringt es mit sich, dass von Xenismen und Interferenzen häufiger die Rede sein wird, als von Entlehnungen (Transferenzen), besonders wenn diese als integrierte, nicht mehr auffällige Ergebnisse[21] sprachlicher Kontaktprozesse aufgefasst werden. Von Puristen seltener und weniger heftig bekämpft, in vielen Fällen als notwendiges Mittel des Sprachausbaus anerkannt, in einigen Fällen als solche nicht erkennbar, eignen sich viele Entlehnungen auch nicht zur spielerischen Provokation durch übersteigerte Darstellung des «Mischsprachlichen». Andererseits können gelehrte, philologisch interessierte Texte auch eindeutig integrierte Entlehnungen als solche thematisieren und/oder ihre Auffälligkeit durch Kontrastierung mit «Erbwörtern» wiederherstellen. Ferner können verschiedene Integrationsstufen oder bestimmte Aspekte des Integrationsvorgangs zum Gegenstand literarischer Reflexion werden.

Bei der Betrachtung von Entlehnung (Transferenz) als Prozess verringert sich die Anzahl der Unterscheidungskriterien gegenüber der Interferenz. Daraus ergeben sich terminologisch verwirrende Überschneidungen, in denen so transparente Begriffe wie «Lehnübersetzungen» als Unterkategorien von Interferenz figurieren können[22]. In der sprachpflegerischen Auseinandersetzung werden Lehnübersetzungen, aber auch lexikalische Entlehnungen grundsätzlich nicht als Anfangsstadien positiver sprachlicher Ausbauprozesse, sondern durchwegs als Interferenzen, als «Fehler» und Indizien sprachlichen Zerfalls aufgefasst.

Die klassische Entlehnungstheorie unterscheidet in der Nachfolge von Betz nach der grundlegenden Dichotomie «Übernahme» vs «Ersetzung» ein «äusseres Lehngut» («Lehnwort» und «Fremdwort») von einem «inneren Lehngut» («Lehnprägung» mit Unterkategorien[23]). Diese Typologie und ihre Weiterentwicklungen überschneiden sich in Gegenstand und Zuordnungsart mit der Konnotationstheorie, die bezüglich konnotativer Signifikanten danach fragt, ob es sich dabei um ganze Zeichen oder nur um die Ausdrucks- oder die Inhaltsseite (bzw. ausdrucks- oder inhaltsseitige Einheiten) handelt[24]. Eine Schnittstelle der beiden Diskussionen bildet auch die Frage nach der Integration entlehnter Einheiten[25], die über ihre Auffälligkeit und damit über die Konnotationsauslösung entscheidet. Die Frage der Integration wird vor dem Hintergrund verschiedener Definitionen, Arten und Ebenen sprachlicher Normen[26] diskutiert. Die Integration erfolgt über verschiedene Zwischenstufen von «Zitat» (Autonymie) und Gebrauch von Zeichen. Diese Zwischenstufen[27] gehören zur generellen «Indirektheit» des sie darstellenden und häufig auch kommentierenden literarischen Textes.

Im Bereich des «äusseren Lehnguts», von nicht-integriertem «Fremdwort» und integriertem «Lehnwort»[28], kreuzt sich die Kategorie der Entlehnung mit derjenigen der *Kodeumschaltung* oder *code-switching*. Die Auffindung von Unterscheidungskriterien zwischen den beiden Phänomenen wird schwieriger, wenn innerhalb einzelner Sätze nicht-integrierte «Fremdwörter» oder Ad-hoc-Entlehnungen[29] (Substantive, Verben) eingeschoben, oder eben auf eine Einheit beschränkte Umschaltungen vorgenommen werden[30]. Wenn Kombination mit Flektionsmorphemen und Funktionswörtern der Empfängersprache ein Kriterium für Entlehnung ist[31], könnte man annehmen, dass Entlehnung deutscher Lexeme im Romanischen sehr viel häufiger ist als code-switching zwischen den beiden Sprachen. Ob dagegen die Signalisierung des Einschubs mit grammatikalischer Nicht-Integration korreliert und damit auf code-switching deutet[32], bleibt für den Fall des romanisch-deutschen Sprachkontakts zu untersuchen.

Gegenstand schwieriger Diskussion bleibt die Frage nach eventuellen syntaktischen Restriktionen der Umschaltstellen[33].

Die Auffälligkeit transkodisch markierter Einheiten lässt sich für die einzelnen Kontaktformen präziser bestimmen, ist aber nicht unmittelbar und nicht ausschliesslich für Stilwirkungen in literarischen Texten verantwortlich. Zunächst bewirken die komplexen Verbindungen zwischen sprachgebundenen sozialen Konventionen und Textsorten, dass unauffällige, «normale» Phänomene der mündlichen Umgangssprache auch bei möglichst getreuer Verschriftlichung im literarischen Text als auffällig wahrgenommen werden. Die Übertragung sprachpflegerischer Funktionen auf literarische Texte[34] verstärkt das Auseinanderdriften von linguistisch feststellbarer Auffälligkeit und polemischem Anlass gegen sprachliche «Überfremdung». Ferner muss mit der im Funktionszusammenhang des Textes gegebenen Möglichkeit der Herstellung, Tilgung, Umdeutung von Auffälligkeit gerechnet werden. Deshalb dienen hier die Unterscheidungen der Kontaktlinguistik nur zur Benennung einzelner Phänomene, nicht der systematisierenden Einordnung literarischer Funktionen. Tatsächlich sind nicht einmal so grundlegende Dichotomien wie «Übernahme» vs «Ersetzung» für die literarische Funktion in jedem Fall entscheidend. So können linguistisch so verschiedene Phänomene wie «Fremdwörter» und Lehnübersetzungen in polemischen Kontexten derselben Funktion «Vorführung sprachlicher Erosion durch Fremdeinfluss» untergeordnet sein. Umgekehrt können sich linguistisch identische Phänomene je nach sprachlichem und literarischem Kontext sehr verschieden auswirken. So sind für eine Analyse literarischer Funktionen des Kontaktsprachlichen die weniger elaborierten, emotionaleren Unterscheidungen sprachpflegerischer, puristischer Polemik manchmal ebenso wichtig wie diejenigen kontaktlinguistischer Systematik.

11.1.2. Konnotation

In Analysen der Stilwirkung transkodischer Markierungen wird häufig der vieldeutige und missverständliche Begriff «Konnotation»[35] gebraucht.

Hjelmslev definiert «Konnotationssprachen» als «Sprachen [...], deren Ausdrucksebene eine Sprache ist.» (1974:111)[36]. In der Folge werden v.a. drei Fragen diskutiert: die Art der *Ausdrucksseite* (Zeichen oder Teilaspekt), die Art der *Relation* zwischen Ausdrucksseite und Inhaltsseite, die Art der *Inhaltsseite* (Signifikat, Symptom)[37].

Durch Spezifizierung der Ausdrucksseite nach dem glossematischen Zeichenmodell erhält Johansen (1949) fünf Typen konnotativer Zeichen, Trabant (1970) drei «konnotative Semiotiken»[38]. Kerbrat-Orecchioni dagegen geht davon aus, dass die Ausdrucksseite des konnotativen Zeichens mit

dem denotativen Zeichen nicht kommensurabel ist. Sie will gezeigt haben, «que le signifiant de connotation pouvait être toute autre chose qu'un signe dénotatif: un trait phonique, un fait rhythmique, une construction vide de sens dénotatif, un signifiant lexical etc.» (1977:81)[39]. Die heuristische Unterscheidung konnotativer Signifikanten («connotants») nach Zeichen, Ausdrucksseite und Inhaltsseite lässt sich an zentrale Unterscheidungen der Kontaktlinguistik anschliessen, die ebenfalls danach fragt, ob der Kontakt das ganze Zeichen betrifft (Lehnwort, code-switching), nur den Signifikanten (phonetische Interferenz) oder nur das Signifikat (semantische Interferenz, Lehnbedeutung).

Dem *Zeichen* als konnotativem Signifikanten gelten verschiedenste Präzisierungen der Fremd- und Lehnwortforschung, aber auch der rhetorischen Theorie[40]. Die Konnotationstheorie der Glossematik spricht für diesen Fall von einem «komplexen konnotativen Zeichen»[41].

Der *Ausdrucksseite* als konnotativem Signifikanten gilt die detaillierte Untersuchung von Braselmann (1981). Die Autorin unterscheidet fünf Ebenen der Abweichung vom Normalparadigma[42], die leicht mit entsprechenden «Figuren» der rhetorischen Typologien[43] zu verbinden und zu ergänzen sind. Die glossematische Konnotationstheorie ortet hier zwei «einfache konnotative Zeichen»: Ausdruckssubstanz – Reim und Ausdrucksform – Rhythmus[44]. Der Ausdruckssubstanz sind auch «expressive phonetische Werte»[45] zuzuordnen, wie sie u.a. in der Simulation fremder «Akzente» auftreten. Mit diesem Bereich beschäftigt sich auch die Phonostilistik.

Die *Inhaltsseite* als konnotativer Signifikant ist im Bereich von Kontaktphänomenen schwerer zu erkennen[46]. Die glossematische Konnotationstheorie ortet auch hier zwei einfache konnotative Zeichen: Inhaltssubstanz – thematische Idiosynkrasien und Inhaltsform – semantisch-syntaktische Abweichungen[47]. Zum konnotativen Signifikanten wird die Inhaltsseite aber auch in literarischen Spielen mit semantischer Interferenz und Lehnbedeutung.

Bei Hjelmslev[48] wie bei Bloomfield[49] werden sprachliche Varietäten und Register als konnotative Signifikanten aufgelistet. Daraus wurden Theorien entwickelt, die als Eigenschaft einer bestimmten Konnotationsart oder von Konnotation überhaupt die *(Sub)Kodeverweisung*[50] bezeichnen. Neben entsprechend markierten syntagmatischen Einheiten wird, wiederum unter Berufung auf Hjelmslev, auch die Tatsache der *Kodewahl* als solcher als konnotativer Signifikant bezeichnet[51]. Die Frage nach der konnotativen Signifikanz von Kodewahl und (Sub)Kodeverweisung deckt die linguistische Seite der Frage nach der literarischen Funktion transkodischer Markierun-

gen ab. Schwer zu bestimmen ist die Beziehung der beiden Signifikanten, vor allem aber ihr Signifikat.

Mit der Angabe der *Kodewahl* als Signifikanten scheint die Kode-Text-Dialektik in der Konnotation kontaktsprachlicher Phänomene in Richtung Paradigmatik verschoben. Trotz vieler Hinweise auf Konnotation als ausschliesslich syntagmatisch fassbares Phänomen der Vertextung[52], trotz bissigen Spotts gegen eine metaphysische Kode-Semiotik[53] kann eine mit der Kodewahl verbundene symbolische, vor allem sozial-symbolische Bedeutung nicht verleugnet werden. Entsprechende Normen oder Maximen[54] sind auch für die Einschätzung der Auffälligkeit transkodisch markierter Texte von Bedeutung. So kann code-switching, das syntagmatisch wie paradigmatisch zwingend auffällig scheint, aufgrund solcher Normen gerade die unmarkierte Variante[55] sein. Damit ist von einer Dialektik zwischen paradigmatisch-statischer, an die Kodewahl rückgekoppelter und syntagmatisch-dynamischer, durch kontextuelle Kontrastierung ausgelöster Konnotation[56] auszugehen. Diese Dialektik wird von Rössler[57] wie von Braselmann[58] im Rahmen ihrer Konnotationstheorie erkannt und spezifiziert.

Die Frage nach dem *Signifikat konnotativer (Sub)Kodeverweisung* führt zu Abgrenzungsproblemen zwischen Konnotation und Assoziation, sprachlich-linguistischem und sprachsymbolisch-sozialem Wert, Linguistik und Sprachsoziologie. Hjelmslev klammert den konnotativen Inhaltssinn, die mit Sprache verbundenen Vorstellungen, aus seiner Analyse aus[59]. Als konnotative Inhalts*substanz* isolierbar, lassen sich solche Vorstellungen und Wertungen zwar als Gegenstand linguistischer Analyse ausschliessen[60], keineswegs aber als Gegenstand einer literaturwissenschaftlichen Erfassung des Textsinns. Die Schwierigkeit, sie genauer zu erfassen, liegt in ihrem Wesen als sprachbezogene Stereotype, die nicht der arbiträr-symbolisch denotativen, sondern der sozial-symbolisch symptomatischen[61] Ebene der Sprache zugehören. Hjelmslev sieht ihre Erhellung als Aufgabe, die nur unter Mithilfe von Soziologie, Ethnologie und Psychologie[62] zu lösen ist, Greimas ortet hier eine «mise en corrélation des phénomènes linguistiques avec la *morphologie sociale* [...]»[63]. Wichtig ist der Hinweis darauf, dass diese Art Konnotation vorzugsweise an der «Sprache der andern» wahrgenommen, bzw. auf sie projiziert wird[64]. Inzwischen hat die Soziolinguistik vielfach gezeigt, dass sich diese Korrelationen beschreiben lassen, dass die mit einzelnen Kodes und Subkodes verbundenen Vorstellungen und Wertungen zwar ideologisch und projizierender, nicht aber privater, idiosynkratischer Natur sind[65]. In unserem Fall bietet der unten (III.1.–III.2.) skizzierte sprachpflegerische Kontext mit seinen Stereotypien und «Mythen» eine wertvolle Konkretisierung dieser sprachbezogenen Inhalte und Wertungen.

In den Textinterpretationen (IV.) werden die referierten Unterscheidungen aus der Konnotationstheorie immer wieder zur Präzisierung des konnotativen Signifikanten herangezogen. Im Bereich des Signifikats wird der Bereich linguistisch fassbarer Konnotation durch die Einbettung der Texte in Diskurstraditionen, durch den Einbezug sprachlich-kultureller Stereotypen, verlassen.

II.1.3. Expressivität

In der Linguistik überschneiden sich nicht nur die Begriffe «Expressivität» und «Affektivität» («Emotivität»)[66], sie werden auch beide als Synonyme von Konnotation oder zur Spezifizierung einzelner Konnotationsarten gebraucht[67]. In unserem Zusammenhang sind diejenigen Bestimmungen von «Expressivität» interessant, die «Kodegrenzen» und sprachliche Kontakterscheinungen im Auge haben und damit den referierten Definitionen von Konnotation als (Sub)Kodeverweisung zugeordnet werden können. Auch ohne ausdrücklichen Bezug zu Konnotationsdefinitionen wird «Expressivität» häufig als Sammelbegriff für Stilwirkungen gebraucht, die sich aus der Koexistenz von Elementen ergeben, die verschiedenen sprachlichen (Sub)Kodes zugehören. Dies gilt in noch stärkerem Masse für den Begriff des sprachlichen «Expressionismus», der in der Nachfolge Continis immer häufiger als Etikette für alle möglichen Formen und Wirkungen literarischer «Mehrsprachigkeit» gebraucht wird. Im mehr statischen Sinn wird «Expressivität» auch zur Charakterisierung von Subkodes, Registern, der diamesischen Varietät des Mündlich-Nähesprachlichen oder Teilbereichen des Lexikons verwendet. Im Unterschied zur ausschliesslich sprachbezogenen Definition der (sub)kodeverweisenden Konnotation ist in Expressivitätsdefinitionen auch die Grenze zu andern semiotischen, «motivierten» Kodes und/oder zum Bereich des Aussersprachlichen ein konstantes Thema.

Im folgenden soll von statischen und dynamischen Aspekten von Expressivität die Rede sein, im Sinne von Segres Unterscheidung zwischen «espressività predisposta dagli istituti linguistici ed espressività ottenuta trasgredendo a questi istituti.» (1984:6).

Vorgegebene Arten von Expressivität werden im Rahmen verschiedener Varietäten- oder Registerlisten erfasst, etwa als «Skala der Expressivität und Emotionalität mit den Polen: «logisch, distanziert, neutral» und «emotionell, expressiv, affektisch» (Ebneter 1976:91). Trotz vieler nötiger Präzisierungen lassen sich diese Pole mit denjenigen der andern Dimensionen des Diasystems in Verbindung bringen: dem logischen, distanzierten, neutralen Pol entsprechen grundsätzlich diaphasisch und diastratisch «hohe», von der Konzeption her schriftliche Varietäten, dem emotionellen, expressiven,

affektischen Pol diaphasisch und diastratisch «niedrige», von der Konzeption her mündliche Varietäten[68]. Zur generellen Charakterisierung niedriger, nähesprachlicher Subkodes, Varietäten und Register gebraucht, wird «Expressivität» metonymisch auch der konnotativen Verweisung auf diese Subkodes zugeschrieben. In literaturwissenschaftlichen Kontexten wird «Expressivität» häufig für die Summe der Anzeichen einer mimetischen Verschriftlichung nähesprachlich-niedriger, mündlicher Register verwendet[69]. Der im Romanischen besonders evidente Zusammenhang zwischen mündlich-nähesprachlich und «mischsprachlich» bringt es mit sich, dass expressive und transkodisch markierte Sprache schon im Bereich statischer Varietätenbeschreibung weitgehend zusammenfallen.

Dynamischere Bezüge zwischen Expressivität und Sprachkontakt erkennt die Lehnwortforschung, die «Expressivität» immer wieder zur Umschreibung konnotativer Inhalte entlehnter Einheiten[70] wie zur Spezifizierung der Entlehnungsmotivation verwendet. Weinreich verweist auf den «relativ häufigen Transfer sogenannter ‹affektiver› grammatischer Kategorien und Wörter»[71], Euphemismen, Kakophemismen, Flüche und Kraftausdrücke sind längst als besonders häufig entlehnte «Wortarten» aufgefallen. So bemerkt Tesch zur Funktion des Fremdworts: «Das Fw ermöglicht die Umschreibung gewisser Tabus, etwa im sexuellen Bereich [...]. Umgekehrt werden besonders gerne pejorative Konnotationen für kakophemistische Zwecke interlingual aber auch sozial entlehnt.» (Tesch 1978:212)[72]. Die Expressivität des Tabu-Fremdwortes, bei dem die Verhüllungsfunktion wichtiger scheint, wird von Jakobson erläutert: die «Abschleifung» gebräuchlicher Wörter macht entlehnte Euphemismen wirksamer und «ausländische Termini schimpflicher»[73]. Damit wäre die Entlehnung als Reaktion zu verstehen gegen die von Weinreich festgehaltene «bekannte Tendenz affektiver Wörter, sich abzuschleifen und ihren Ausdruckswert zu verlieren.» (Weinreich 1977:81). Das von Jakobson genannte Beispiel des unsinnigen Epithetons «holländisch» zur Verstärkung von Kraftausdrücken zeigt den schon von Bally erkannten Zusammenhang zwischen Expressivität und «Aushöhlung der Semantik» bestimmter Lexeme und Wendungen[74]. Auffällig ist auch die Tendenz zur Entlehnung von «Diminutiv- und Koseaffixen»[75]. Dazu Weinreich: «Als Mittel der Ausdrucksverstärkung erfreut sich der Transfer von Morphemen natürlich besonderer Beliebtheit, wenn es um affektive Kategorien geht. Schuchardt [...] stellte dies in seiner noch immer unersetzlichen frühen Arbeit in Bezug auf die Transferierbarkeit von Diminutiv- und Koseaffixen fest. Es wurde ferner auch gezeigt, wie das schlesische Deutsch reich ist an Diminutiven polnischen Ursprungs; desgleichen verfügt das Neuhebräische über regulär

ableitbare Koseformen auf -le, die aus dem Jiddischen stammen [...]» (1977:54)[76].

Wenn diese Phänomene auf den Zusammenhang zwischen Expressivität und zwischensprachlichen Kodegrenzen (Sprachkontakt)[77] verweisen, so gehört die Expressivität des «Lautmalerischen» zum Grenzbereich zwischen Sprache und ikonischen, «motivierten» Ausdrucksformen. Die Verknüpfung der beiden Grenzbereiche zeigt eine interessante Bemerkung Ballys zur Tendenz, Vorstellungen lautmalerischer Motiviertheit bevorzugt auf Fremdsprachen zu projizieren: «il est naturel que dans une langue étrangère, où nos associations pensée-parole sont imparfaitement fixées, l'esprit se laisse induire à exagérer les effets musicaux là où ils existent, et à les imaginer là où il n'y en a pas.» (Bally 1970:55). Wichtig ist hier auch die Erkenntnis, dass die Instabilität, im Extremfall die Leere der primären Zeichenrelation bei der Rezeption «unbekannter» Sprache die Wirkung sekundärer, konnotativer oder motivierter Relationen nicht aufhebt, sondern verstärkt[78]. Einen direkten Bezug zwischen Mehrsprachigkeit und onomatopoetischen Zeichen stellt Contini her, der diese «im weitesten Sinn, als Gegensatz zu unmotivierter Sprache» und als Manifestationsart des «inneren Polyglottismus» in Joyces *Ulysses* verstanden haben will[79]. In der Überlagerung von Motivation und Expressivität drängt der Sprachgebrauch nicht nur im «Lautmalerischen» über die Arbiträrietät des einzelsprachlichen Kodes hinaus[80], sondern verbindet sich zugleich mit anderssprachigen und aussersprachlichen Ausdrucksformen.

Die Grenze sprachlicher Expressivität zum Aussersprachlichen hin ist auch in Bezug auf Jakobsons «emotive» oder «expressive Funktion» Gegenstand von Diskussionen[81]. Ihre auf die «Haltung des Sprechers zum Gesprochenen» beruhende Definition[82] macht klar, dass hier dieselben Phänomene angesprochen sind, die einige der oben referierten Konnotationsdefinitionen im Auge haben. So fasst Kerbrat-Orecchioni die den «énonciateur» betreffenden Informationen unter «connotations énonciatives» zusammen, deren Definition weitgehend mit derjenigen von Jakobsons «expressiver Funktion» zusammenfällt[83]. Dieselben Phänomene erfasst auch Rösslers sehr allgemein gehaltene Definition einer «emotiven Konnotation»[84]. Die Möglichkeit ihrer Erfassung und Beschreibung wird sehr vorsichtig formuliert. Es handelt sich um «Einstellungs- und Bewertungsfaktoren, die weitgehend unkontrollierbar und – nur insoweit die Kommunikationsvariablen einer detaillierten Beschreibung zugeführt werden können – determinierbar sind.» (Rössler 1979:91).

Trotz aller Schwierigkeit ist Expressivität auf der Text-Leser-Ebene dekodierbar und stilistisch in vielfacher Weise wirksam[85]. Das Abgrenzungspro-

blem ergibt sich aus der motivierenden Tendenz der expressiven Signale, durch die sie, wie schon Bally in Bezug auf die Artikulationsbewegungen festhält, in die Nähe der Gestik geraten und damit in einen Übergangsbereich zwischen «Parole»-Linguistik und der von Greimas (1970:86–88) skizzierten «sémiosis gestuelle»[86]. Umgekehrt wird die Zugehörigkeit einiger der von Jakobson der «expressiven Funktion» zugerechneten artikulatorisch-prosodischen Phänomene zum ausschliesslich sprachlichen, ja zum denotativen Bereich mit guten Gründen verteidigt[87]. Die Abgrenzungs-Frage braucht in unserem Zusammenhang nicht weiter diskutiert zu werden, da wir es mit Verschriftlichungsversuchen zu tun haben, die konnotativ auf nähesprachliche Subkodes und Kodegrenzen verweisen und ihre Expressivität häufig aus der Verletzung graphischer Normen beziehen.

In der neueren italienischen Diskussion überschneidet sich ein von linguistischen Definitionen ausgehender Begriff der «Expressivität» mit der auf Contini zurückgehenden, vorwiegend literaturwissenschaftlich ausgerichteten Definition eines sprachlichen *«Expressionismus»*[88] und neuerdings mit dem Kompromissbegriff *«Expressivismus»*[89] («espressivismo»). Die Überschneidung zwischen «Expressionismus» und «Expressivität» wird von Paccagnella festgestellt, der vor der Gleichsetzung der beiden Begriffe warnt. Man müsse: «tener distinta l'espressività dall'espressionismo, che è semmai un'‹espressività di crisi› associata ad esperienze di marginalità e che non si può ridurre al valore di ‹semplice oltranza espressiva›» (1984:18). Die Warnung verweist auf die Tendenz, «espressionismo» als Exzess einer auf Verstössen gegen Normen, auf Mündlichkeit und «Mehrstimmigkeit» beruhenden «Expressivität»[90] aufzufassen. Ferner warnt Paccagnella davor, jede Art literarischer Mehrsprachigkeit einfach mit dem Etikett des «espressionismo» zu versehen[91]. Segre fasst den Gebrauch des Begriffes «espressionismo» durch einige Forscher zusammen, die ihn im engeren, linguistischen Sinn definieren, nämlich als Interferenz zwischen mehreren sprachlichen Systemen oder Registern[92]. Die mit Bezug auf literarische Texte missverständliche «Interferenz» wird später durch «incontro-scontro dei materiali linguistici» (Segre 1985:182) ersetzt, sprachlicher Expressionismus im Sinne einer entfremdenden Gegenüberstellung von Elementen, die verschiedenen Ebenen angehören, definiert[93].

Der von Branca geprägte Begriff «Expressivismus» («espressivismo»)[94] ist schon seiner Form nach als Synthese, um nicht zu sagen Verschnitt, der Begriffe «Expressivität» und «Expressionismus» zu erkennen[95]. Wegen seiner fehlenden Rückbindung an linguistische Definitionen[96] riskiert der Begriff allmählich zum pseudo-technischen Modewort zu werden.

11.1.4. Metasprache

«Metasprache» wird im folgenden nicht im formalen Sinn der Logik oder der Definition von Hjelmslev verstanden, sondern im viel allgemeineren Sinn umgangssprachlicher wie literarischer Aspekte von Metakommunikation[97] und der metasprachlichen Dimension von Wort- und Sprachspielen. Diese gewöhliche Metakommunikation ist mit der Kommunikation in so vielfältiger Weise verbunden, dass Coseriu sie im Rahmen einer eigenen Disziplin studiert haben möchte[98]. In der Literaturtheorie wurde Metasprache und vor allem Autonymie[99] zum zentralen Indiz verschiedener Modelle der «Literarizität»[100]. Der Klärung bedarf der Unterschied von zwei Funktionen, die beide mit sprachlichen «Gleichungen» zu tun haben, Jakobsons kodebezogene «metasprachliche Funktion» und seine textbezogene «poetische Funktion»[101]. Die metasprachliche Dimension von Wort- und Sprachspielen schliesslich gründet auf speziellen syntagmatischen Verfahren[102], die, mit Verfahren des Witzes, des Rätsels, der um «Missverständnisse» kreisenden Anekdote verwandt, auf bestimmte Eigenschaften von Sprache und Sprachgebrauch verweisen.

Besonders wichtige umgangssprachliche Funktionen von Metasprache und Metakommunikation sind in unserem Zusammenhang Prozeduren der Verständnissicherung, der moderierenden Abfederung von Unzulänglichkeit, der Selbstkorrektur, der Beschreibung und Bewertung eigener und fremder Rede, der Übersetzung und Erläuterung unverständlicher (als unverständlich vorgestellter) Segmente, der expliziten Zuweisung von Elementen zu Diskursarten, Registern, Kodes. Diese Formen finden sich häufig im unmittelbaren Kontext transkodischer Markierungen, ihrer literarischen Simulation können verschiedenste Funktionen zwischen realistischer Mimesis und satirischem Angriff zukommen.

Jakobsons Beispielen zufolge (cfr. 1960:92) steht die Herstellung und Sicherung von Verständlichkeit im Zentrum der metasprachlichen Funktion. Es geht ihm, wie Holenstein formuliert, um die «Unumgänglichkeit metasprachlicher Äusserungen für den Erwerb und das Verständnis der Sprache. Neue und fremde sprachliche Einheiten werden durch ihre Umschreibung mit und ihre Abgrenzung von bereits vertrauten Einheiten angeeignet und verständlich gemacht.» (Holenstein 1979:15)[103]. Die metalinguistische Funktion überschneidet sich damit in ihrem zentralen Bereich mit der «glossierenden Synonymie» der Lausbergschen Rhetorik: «Die ‹glossierende Synonymie› ist die (manchmal vorgeschaltete, meist aber nachgeschaltete) Erläuterung [...] eines ‹dunklen› Ausdrucks durch einen ‹klareren› Ausdruck. Der zu erläuternde dunkle Ausdruck kann sein: 1) ein Tropus [...] 2) ein Fremdwort [...]» (Lausberg 1963:92)[104]. Eine häufige

Form dieser Erläuterung ist, neben der Paraphrase, die Übersetzung. Der Sprachkontakt zwischen Romanisch und (Schweizer)Deutsch, die Situation allgemeiner Zweisprachigkeit (unten, III.1.) lassen erahnen, dass der Fall einer dem deutschen Einschub nachgeschobenen romanischen Übersetzung in erläuternder Funktion unwahrscheinlich ist. Dagegen findet sich noch immer der umgekehrte Fall, der Fall «cascadas (Wasserfalls)» (Barandun 1864:159), «griflas d'chöd, l'uschedit ‹Rittersporn›» (O. Peer 1993:8), in dem einem romanischen Neologismus das vertraute deutsche Lehnwort in erläuternder Funktion nachgeschoben wird. Einen günstigen Anlass zur literarischen Spiegelung metasprachlicher Erläuterung und Übersetzung bilden Dialoge mit verschiedensprachigen Figuren mit oder ohne Teilkompetenzen in der Sprache des Partners[105]. Die Übersetzung als glossierende Synonymie ist nur ein Fall der Übersetzung *in praesentia*, die zum Ausgangspunkt literarischer Reflexion der Frage der Übersetzbarkeit werden kann oder zum Anlass von Übersetzungsspielen, wie demjenigen mit der zwischensprachlichen (Pseudo)Homonymie[106]. So zeigt sich hier eine erste Verbindung zwischen metasprachlicher Funktion und Wortspiel.

Konnotation als (Sub)Kodeverweisung hat ihre explizite metasprachliche Entsprechung in Kommentierungen, die eigene oder fremde Rede bestimmten Kodes, Registern oder Normen zuweisen und damit häufig auch bewerten[107]. Der Zusammenhang zwischen Metakommunikation und sprachlicher Norm wird von Hartung geklärt: «Wichtiges Mittel, um implizite Normen auf explizite zu beziehen, damit aber auch Mittel zum Bewusstmachen von Normen überhaupt und zur Entwicklung eines Normbewusstseins, ist Metakommunikation in der besonderen Form der Redebewertung. Auf diese Art werden Normen dann bewusst gemacht, wenn Kommunikationsteilnehmer Urteile über das Verhältnis zwischen erwartungsgemäss zugrunde zu legenden Normen und eigener oder fremder sprachlich-kommunikativer Tätigkeit formulieren, wenn sie also Normeinhaltungen und vor allem Normverletzungen in besonderen Akten ihrer sprachlich-kommunikativen Tätigkeit feststellen und bewerten.» (Hartung 1977:16). Im Fall des Bündnerromanischen ist die wichtigste Norm die Forderung nach Einsprachigkeit[108] oder sehr restriktivem, kontrolliertem Umgang mit Entlehnungen. Entsprechend häufig wird die Verletzung dieser Norm durch transkodisch markierte Rede moderiert und wertend kommentiert. Dem Einschub (schweizer)deutscher Einheiten (D) können Moderierungen vom Typ: «wie sagt man, *D*» vorausgeschickt, ironische Entschuldigungen vom Typ: «*D*, um es in gutem Romanisch zu sagen» nachgeschoben werden. Die entsprechenden Texteinheiten verbinden Sprachgebrauch und Spracherwähnung, eine Verbindung, die auch dem literarischen Text eigen ist[109].

In genau dieser Verbindung, in der Überlagerung von Objektsprache und Metasprache, entdeckt Hausmann das besondere Paradox des Wortspiels: «Das Denotatum einer metasprachlichen Aussage ist die Sprache, jedes Wortspiel denotiert aber auch einen Sachverhalt auf der Objektebene. Damit haben wir ein besonderes Paradox des Wortspiels entdeckt: Es erfüllt zwei Funktionen, sprachliche und metasprachliche, die sich normalerweise ausschliessen. Oder kürzer: *Wortspiel ist die objektsprachliche Formulierung einer metasprachlichen Information bestimmten Typs.*» (Hausmann 1974:16). Die metasprachliche Dimension von Wortspielen scheint unbestritten, Gegenstand von Präzisierungen ist der implizite Charakter des Metasprachlichen und seine Stellung gegenüber der «objektsprachlichen» Ebene[110]. Todorov unterscheidet verschiedene sprachliche Ebenen, denen die Aufmerksamkeit von Wortspielen gelten kann. Besonders interessant sind jene «[...] qui mettent en évidence la polysémie des mots, l'absence de parallélisme rigoureux entre signifiant et signifié.» Diese verweisen auf «l'un des traits les plus essentiels du langage, et nous apprennent beaucoup – que nous en soyons conscients ou non – sur le fonctionnement symbolique du langage.» (Todorov 1978:309). Wenn die Reflexion über den symbolisch-arbiträren Charakter der Sprache im Falle der Polysemie[111] Einzelsprachliches betrifft, so kann diese Reflexion auch Sprachübergreifendes zum Gegenstand haben. Die Ähnlichkeit zweier Signifikanten kann als zwischensprachliche (Pseudo)Homonymie zur motivierenden Identifikation der Signifikate führen. Diese produziert die beliebten komischen «Missverständnisse», die Gegenstand einzelner Witze und Anekdoten sein können, aber auch ganze Sequenzen narrativer oder theatralischer «Plots» ausmachen können. Cortelazzo untersucht einige, vor allem auf Homonymie und Paronymie basierende kleine Geschichten («storielle») «fondate su un'operazione di sfruttamento dell'ambiguità della lingua portata bruscamente a consapevolezza, operazione che chiameremo metalinguistica di verifica e di riflessione sulle possibilità e sulle debolezze di un sistema, rivelate dal loro nucleo contenutistico, che è un oggetto linguistico.» (Cortelazzo 1971:169). Solche «storielle» (Cortelazzo) oder «histoires drôles» (Hamon) können auch explizite metasprachliche Kommentare[112] enthalten, die den implizit vorgeführten Aspekt in mehr oder weniger technischen Begriffen auf den Punkt bringen.

Wenn von einer «impliziten» Metasprache die Rede ist, einer Metasprache, die Sprache nicht explizit thematisiert und bespricht, sondern zeigt, vorführt, nachahmt oder erzählerisch einbaut, besteht die Gefahr einer problematischen Ausweitung des Begriffs, die zur Gleichsetzung von Literatur und Metasprache[113] führen kann. Allen Abgrenzungsversuchen und Umbe-

nennungen des Metalinguistischen in Epi- oder Paralinguistisches[114] zum Trotz bleibt die Tatsache, dass auf die Frage nach der Definition eines bestimmten sprachlichen Phänomens, phonetische Interferenz etwa oder code-switching, auch mit einer deiktischen Definition geantwortet werden kann, mit der vorführenden Exemplifizierung des interessierenden Phänomens in einem objektsprachlichen Satz. Daraus wird unmittelbar plausibel, dass «hypertextuelle» Formen wie Parodien, Pastiches, Karikaturen von Texten oder «Sprachen» anderer einen metasprachlichen, «modellisierenden» Aspekt haben. Dazu schreibt Genette: «D'autre part, nous l'avons constamment observé, l'hypertexte a toujours peu ou prou valeur de métatexte: le pastiche ou la charge sont toujours de la ‹critique en acte› [...]» (Genette 1982:450). Diese kritische Perspektivierung, oder, in der Terminologie Bachtins, der «dialogische Winkel»[115], ist für die literarische Bedeutung des metasprachlichen Aspektes von Mimesis entscheidend, auch wenn damit kein sicheres Kriterium zur Begrenzung des Metasprachlichen innerhalb literarischer Texte gewonnen ist.

11.2. Literaturwissenschaftliche Stichworte

Die Nähe neuerer Literaturwissenschaft zur Linguistik macht eine strikte Trennung zwischen sprach- und literaturwissenschaftlichen Begriffen unmöglich. Die Begriffe «Konnotation», «Expressivität» und «Metasprache» wurden als sprachwissenschaftliche eingeordnet, weil der Ausgangspunkt ihrer Definitionen ein linguistischer ist und sie sehr häufig in sprachwissenschaftlichen Texten zur Erfassung von Phänomenen verwendet werden, die keine rein literarischen sind. Die folgenden Begriffe sind eher literaturwissenschaftlich geprägt, doch beziehen auch sie sich nicht ausschliesslich auf literarische Phänomene. In Zusammenhang mit literarischer Simulation transkodischer Markierungen ist häufig von «Pastiche», «Karikatur» und «Kunstsprache» die Rede. Hier wird auch nach den Funktionen der drei Formen innerhalb des Kontinuums zwischen realitätsnaher Reproduktion und realitätsferner Verzerrung gefragt.

11.2.1. Pastiche: Mimesis und Fiktion

Die von zentralen semiotischen Eigenschaften der Sprache wie Arbiträrietät und Linearität stark eingeschränkte, direkte «Abbildbarkeit des Realen» scheint dann am ehesten gegeben, wenn dieses «Reale» selber sprachlicher Natur ist. Die Sprache, besser, der Sprachgebrauch schriftlicher oder mündlicher Texte scheint direkt reproduzierbar, im Falle der blossen Kopie sogar

ohne jeglichen verfälschenden Unterschied. Genette unterscheidet innerhalb der literarischen Abbildung von Sprache zwischen der Transformation von Texten und der Imitation von «Stilen» («à la manière de»). Produkte der Transformation sind Parodie, Travestie und Transposition, Produkte der Imitation sind Pastiche, Karikatur und «Forgerie»[116].

Die «treueste» hier interessierende Reproduktion ist das schriftliche *Zitat*, die unveränderte Übernahme eines schriftlichen, transkodisch markierten Textes oder Textsegmentes (Hypotext) in einen andern schriftlichen Text (Hypertext)[117]. Selbst hier, im textuell unveränderten Zitat, bedeutet die Rekontextualisierung eine unvermeidliche Transformation des Hypotextes; das Zitat kann unerwünschte, parodistische Nebeneffekte haben, es kann aber auch zum eigentlichen parodistischen Verfahren werden[118]. Dies zeigt, dass ein geringer Verfälschungsgrad bei der Wiedergabe fremder Texte nicht unbesehen als Indiz mimetisch-realistischer Funktionen gewertet werden kann. Dem schriftlichen Zitat des intertextuellen Bereichs entspricht im interdiskursiven Bereich am ehesten die verschriftlichte direkte Rede, die Deixis und Syntax der referierten Äusserung reproduziert und so zum Glauben verleiten kann, sie reproduziere damit auch den «Wortlaut» dieser Äusserung im Sinne des authentischen Zitats. Dies kann, auch abgesehen von den mit der Verschriftlichung notwendigerweise verbundenen Verfälschungen und Vereinfachungen[119], ein Trugschluss sein: in der direkten Rede lässt sich der «Wortlaut» so gut verfälschen wie in jeder andern Form der Redewiedergabe[120]. Umgekehrt bleibt die verschriftlichte direkte Rede, wie Gauger festhält, auch in ihrer mimetischsten Ausprägung, eine Stilisierung: «Möglich ist da für den literarischen Autor stets nur die mimetische, immer aber, im Ergebnis, künstliche, kunsthafte Angleichung. Diese kann – als solche – glücken; nie ist sie aber wie wirklich Gesprochenes; sie ist immer ein Produkt der Stilisierung. Sie ist immer Stil.» (1990:206)[121]. Auf der andern Seite kann die als nicht-mimetisch geltende indirekte Rede, die von ihrer «Vorlage» nur den Sinn, nicht den Wortlaut wiedergeben soll, in allen Bereichen (mit Ausnahme von Deixis und indirekter Syntax) durchaus mimetisch sein und dem «Wortlaut», im Rahmen der erwähnten Einschränkungen, sehr nahe kommen[122]. Dasselbe gilt für die mit ihrer Indirektheit spielenden freien indirekten (oder «erlebten») Rede. Gerade in dieser Form, die wesentlich auf der Suggestion des Mündlichen und Nähesprachlichen beruht[123], werden simulierte transkodische Markierungen zum häufigen Stilmittel, da sie, in der Kontaktsituation zwischen Bündnerromanisch und (Schweizer)Deutsch (111.1.), auf mündlich-nähesprachliche Register verweisen.

Die Funktionen einer auf Realitätsnähe bedachten Mimesis mündlicher Rede sind, wie die Funktionen schriftlicher Zitate, Produkte der Interaktion

mit dem (kontextuellen, pragmatisch-kommunikativen) «Rahmen» des reproduzierenden Textes. Dass gerade Realitätsnähe zum Auslöser komischer Funktionen werden kann, zeigt das Beispiel des Komikers Eugenio, der in Barcelona mit kastilisch-katalanischer «Mischsprache» sein Publikum zum Lachen bringt. Die Komik braucht nicht an der Verzerrung zu liegen: «It is possible that Eugenio's speech is indeed representative of Barcelona, and that it provokes comment not because it is unusual, but because it is heard on a public stage [...]» (Woolard 1988:61)[124].

Die bisherige Annahme, wonach literarisches Zitieren und imitierende Verschriftlichung fremder Äusserungen auf wirklichen «Vorlagen» beruht, ist zu einfach, denn sie berücksichtigt nur die Möglichkeit direkter, tatsächlicher Intertextualität und Interdiskursivität. Diese Möglichkeit kann weder mit dem Hinweis auf den allgemein artifiziellen Charakter von Literatur noch mit intuitiven Diagnosen der auffälligen «Realitätsferne» einer bestimmten literarischen Personenrede ausgeschlossen werden. Die aus der Realismus-Diskussion bekannte «Unwahrscheinlichkeit des Wirklichen» gibt Anlass dazu, den Eindruck des sprachlich «Unwahrscheinlichen» so weit als möglich mit den Ergebnissen einschlägiger linguistischer Untersuchungen zu vergleichen[125]. Andererseits können «Vorlagen» aber auch erfunden sein.

Die Ambivalenz literarischer Personenrede zwischen Mimesis und Fiktionalität wird von Rey-Deboves Satz: «l'auteur imite ce qu'il invente» (1978:269) in ihrer ganzen Komplexität auf den Punkt gebracht. Diese resultiert aus der Tatsache, dass «abbilden» und «erfinden» keine einfachen Gegensätze sind, Fiktionales in «parasitärer» Anlehnung an Wahrnehmung und Erfahrung von Wirklichkeit produziert wird[126]. Rey-Debove macht ihre Feststellung im Zusammenhang mit der Unterscheidung von «treuer» Imitation und Fälschung oder Pastiche: die erste konnotiere ein: «wie P sagt» und reproduziere grundsätzlich einen fremden Text, die zweite konnotiere ein: «wie P sagen würde», einen fremden Idiolekt, vermeide aber gerade die Reproduktion eines Textes[127]. Dieser Unterschied ist auch in Genettes Systematisierung verschiedener «relations» und «régimes» von Hypertextualität[128] von zentraler Bedeutung. Die Formen der «Transformation» greifen auf Texte zurück, diejenigen der Imitation auf «Stile», «Genres» oder «Idiolekte»[129]. Der Imitator, der «Pasticheur», unterscheidet sich dadurch vom Fälscher, dass er seine Fälschung als solche erkannt haben will. Zur Signalisierung der Fälschung als solcher ist die «Übertreibung»[130] wohl das häufigste, nicht aber das einzige und unverzichtbare Mittel. Wenn wir die Basis von Genettes System erweitern und nicht nur schriftsprachlich-literarische Idiolekte, sondern auch mündlich-umgangs-

sprachliche «Soziolekte» (Sprechstile, Gruppensprachen etc.) einbeziehen, wird klar, dass Verschriftlichung und Kontextualisierung nicht nur die Erkennbarkeit der «Fälschung» garantieren, sondern auch von Übertreibung unabhängige «komische» Funktionen übernehmen können. So muss etwa die in der sprachpflegerischen Auseinandersetzung voreilig der romanischen «Jugendsprache» zugeschriebene Häufung transkodischer Markierungen im literarischen Text nicht notwendigerweise «übertrieben» werden. Die ungewöhnliche Verschriftlichung, der Kontrast zur Erzählersprache, der Bruch mit spezifischen, an literarische Texte delegierten, sprachpflegerischen Normen garantiert in jedem Fall ihre Auffälligkeit. Die literarische Mimesis mündlicher Umgangssprache braucht sich nicht durch besondere Distanzierung von ihrer «Vorlage» als Fiktion zu erkennen zu geben, denn ihre Fiktionalität zeigt sich auch und vielleicht vor allem in der mimetischen Annäherung an wirklichen Sprachgebrauch.

Als Pastiche-Formen sind auch die sprachinternen «Dialekt-Muster» oder «Ortsneckereien»[131] einzustufen. Auch ihre Wirkung hängt nicht notwendigerweise von der Verzerrung ab, auch sie zeigen einen deutlichen Trend zur Selektion und Häufung einzelner Merkmale, zur Stereotypie, die sich am klarsten in den zu Übernamen verdichteten Kleinstformen[132] zeigt.

11.2.2. Karikatur: Komik und Satire

Nach Wiederholung des Hinweises, dass es sich bei den hier unterschiedenen Formen und Funktionen um ein Kontinuum[133] handelt, soll jetzt von «Übertreibung» und «Karikatur» beim Nachahmen von Sprache die Rede sein. Mimetisch-realistische und ironisch-umwertende Nachahmung[134] fremder Rede unterscheiden sich nicht durch grundsätzlich verschiedene Verfahren, sondern durch unterschiedliche (sprachliche und pragmatische) Kontextualisierung. So kann die Nachahmung mündlicher Rede, das «Nachäffen», mit zunehmender Realitätsnähe auch komischer und offensiver werden, während die realitätsfernste Mimesis in einem realistischen Roman trotz aller Typisierung, Verzerrung und Entstellung weder komisch noch ironisch wirkt. Die von Genette vorgeschlagene Gliederung eines kreisförmig geschlossenen Kontinuums hypertextueller «régimes» in: «sérieux-polémique-satirique-ironique-ludique-humoristique-sérieux» (cfr. 1982:39) lässt sich also nicht durch eine parallele Skala «Verzerrungsgrad» ergänzen. Dies zeigt sich besonders deutlich für die Ironie, die, als spezifische Funktion des Zitats definierbar[135], sich formal vom ernsten Zitat in nichts zu unterscheiden braucht.

Im Zusammenhang mit der Unterscheidung von Wiederholung (als Form der Transformation) und Nachahmung weist Genette darauf hin, dass repe-

titive Züge der «Vorlage» die Grenze zwischen Wiederholung und Nachahmung verwischen: «Ce que j'ai dit deux fois, ou plus, cesse de m'appartenir pour me caractériser, et peut me quitter par simple transfert d'imitation: en me répétant, je m'imite déjà, et l'on peut sur ce point m'imiter en me répétant.» (Genette 1982:86). Im Wechsel von unbewusster Produktion zu bewusster Reproduktion gehen Mimesis und Karikatur in vielen Fällen nahtlos ineinander über[136]. Der durch die häufigsten Wiederholungen gekennzeichnete Bereich ist der lautliche, der vom Zuhörer sensibler registriert wird als vom Sprecher selber und zu Nachahmungsversuchen verleitet. Besonders auffällig sind Auswirkungen artikulatorischer Behinderungen und lautliche Xenismen, die berühmten «fremden Akzente», deren Imitation ein beliebtes sprachkomisches Verfahren darstellt[137]. In ihren alltäglichen Manifestationsformen ist solche Imitation ein Ritual sprachlicher Identifikation, Abgrenzung und Ausgrenzung, das für die Ausgrenzenden eher komisch, für die Ausgegrenzten eher verletzend wirkt[138]. Die für die komische Nachahmung typische Verbindung von Selektion und Übertreibung[139] zeigt sich hier darin, dass meist wenige, besonders auffällige lautliche Eigenheiten in der vorführenden Nachahmung kumuliert werden, wobei diese Kumulation auf Kosten von Inhalt und Sinn geschehen kann. Dies ergibt die bekannten stereotypen «Dialekt-» und «Akzentmuster», die durch ihre markante «Sinnlosigkeit» die Aufmerksamkeit auf das veranschaulichte, auffällige lautliche Phänomen lenken[140]. Neben der Häufung realitätsbezogener Beispiele kennen diese «Sprachmuster» auch die ausweitende Fälschung; der als typisch hervorgehobene Zug wird auch dort reproduziert, wo er in der entsprechenden Varietät gar nicht vorkommt. Die «Sprachmuster» sind Imitations-Stereotype[141], die auffällige Züge des Nachgeahmten in verdichtender und ausweitender Weise darstellen. Im Bereich der Xenismen enthalten solche Stereotype «unwahrscheinliche Fehler»[142], feste Bestandteile der nachahmenden Norm, die in der nachgeahmten Sprache nicht zu beobachten sind.

Die italienische Literaturwissenschaft hat solche als «blasoni» bezeichneten Dialektmuster vor allem in der mehrsprachigen Komödie[143] der Renaissance untersucht. Folena zeigt eine Entwicklung auf, die von der mehrsprachigen Komödie zur Komödie der Mehrsprachigkeit führt, in der die verschiedensprachige Personenrede als solche zum zentralen komischen Sujet wird[144]. Am Anfang des Kontinuums zwischen realitätsnaher Mimesis und komischer Verzerrung[145] steht die einfache Verteilung verschiedener, normgerecht realisierter Dialekte auf verschiedene Figuren, ein weiterer Hinweis auf das komische Potential der unveränderten, aber kontrastiv sehr wirksamen «fremden» Varietät[146]. Die Entwicklung von einer rea-

litätsnäheren Mehrsprachigkeit zu einer auf Mehrsprachigkeit gegründeten, manieristischen Komik des Signifikanten wird auch von Paccagnella im Bereich der Dialektkomödie festgestellt[147].

Gegen Genettes Definition, die «Parodie» als strikt bi-*textuelle* Form auffasst, wird «Sprachparodie» («parodia linguistica») als Sammelbegriff für verschiedenste Formen von Mehrsprachigkeit in der Komödie verwendet. Paccagnella warnt vor der Ausweitung des Parodie-Begriffs, braucht ihn aber für die Kontrastierung spezifischer, sprachlich-kultureller Kontexte im Hypertext: neben dem parodierenden und dem parodierten Text gibt es die parodierende und die parodierte Sprache[148].

Wenn die Nachahmung lautlicher Auffälligkeit schon für sich komisch wirken kann, so manifestiert sich diese Komik umso nachhaltiger, wenn mit der lautlichen auch die inhaltliche Ebene der Sprache betroffen ist[149]. «Erst mit der Ebene der ‹Ausdrucksform› ist eine Ebene des möglichen Sprachkomischen erreicht, die nicht mehr abgesondert von den übrigen Ebenen der Sprachkonstitution betrachtet werden kann.» (Stierle 1976:256). Die häufigsten mit der Ausdrucksform spielenden komischen Verfahren sind das auf zwischensprachliche (Pseudo) Homonymie gegründete «Missverständnis» und der sprachinterne «Fehlgriff», bei dem Xenismen ihre tückischste Auswirkung dadurch zeigen, dass sie den Sprecher ungewollte Obszönitäten aussprechen lassen. Hier zeigt sich die Fremdbestimmtheit des Komischen in sehr deutlicher Ausprägung, «Missverständnis» und «Fehlgriff» sind ein häufiger Gegenstand der erwähnten, implizit metasprachlichen Anekdotik[150].

Ein gemeinsamer Zug aller dieser Formen, ob sie nun als «komisch», «spielerisch» oder «humoristisch» erfasst und analysiert werden, liegt darin, dass sprachliche Normen zwar Voraussetzungen und Funktionsgaranten der entsprechenden Imitationsspiele sind, die aber nicht der Propagierung ernstgenommener Gegennormen dienen. Die Lust an der Imitation «fremder Akzente» wird niemand auf ein sprachpädagogisches Plädoyer zugunsten der normgerechten lautlichen Realisierung von Fremdsprachen zurückführen, die auf sprachliche «Fehlgriffe» zugespitzte Anekdotik wird niemand in erster Linie als Warnung vor den Tücken der Sprache interpretieren. Inkompetenz und Sprachtücke sind für sich Anlass zur Nachahmung und Auslöser komischer Wirkung, weil sie zeigen, dass nicht nur der Mensch die Sprache, sondern auch die Sprache den Menschen beherrschen und sich seiner Kontrolle entziehen kann. Dies hängt mit der oft hervorgehobenen Eigenschaft des Komischen zusammen, wonach dieses eine nicht schwerwiegende, folgenlose und «enthebbare» Verletzung des Normalen darstellt, eine isolierbare und dadurch umso leichter goutierbare Bedrohung

des Geordneten und Systematischen, von dessen Zwängen man sich im Lachen über das Komische momentan befreit[151]. Hierin liegt ein wichtiger Unterschied zur Satire, die hier zusammen mit der Polemik der Komik gegenübergestellt wird: die Satire bekämpft bestehende Normen als inakzeptable und propagiert richtige Gegennormen[152]. Wie beim Zitat, das realistisch-mimetisch oder ironisch-parodistisch sein kann, können auch hier die formalen Eigenschaften zusammenfallen. Nachahmung und Karikatur können Mittel des komischen oder humoristischen Spiels sein, das sich an der Unzulänglichkeit des Sprachlichen freut, sie können aber genausogut Mittel und «Maske» des indirekten satirischen Angriffs sein, der diese Unzulänglichkeit im Namen einer geforderten Zulänglichkeit bekämpft. So sind die Funktionen der in unserem Zusammenhang wichtigsten Karikatur, der Häufung transkodischer Markierungen, nur im Funktionszusammenhang von Polyphonie und Erzählperspektiven des ganzen Textes unter Einbezug seiner inhaltlich-thematischen und gattungsspezifischen Aspekte erfassbar.

11.2.3. Kunstsprache: Phantasie und Groteske

Nach dem Bereich der Mimesis und demjenigen der Karikatur muss noch kurz vom Ende dieses Kontinuums die Rede sein, das von realitätsnaher Abbildung über verzerrende Umbildung zu phantastischer Neubildung von Sprache reicht[153]. Unter «Kunstsprache» werden hier Formen von Sprachgebrauch verstanden, die sich ostentativ als pseudo-reale, imaginäre, erfundene, artifizielle, idiosynkratische, scheinbar oder tatsächlich «unverständliche» und «sinnlose» Produkte sprachlicher Phantasie und sprachlichen Spieltriebs[154] präsentieren. Die erwähnte «parasitäre» Anlehnung des Fiktiven ans Reale zeigt sich in diesem Bereich auch an zwei ineinander übergehenden Formen, die in unserem Zusammenhang besonders interessieren: der «Pseudosprache» als Simulation einer bestimmten realen oder imaginären «Fremdsprache» und der Erzeugung von Kunstsprache durch besonders «wilde Sprachmischung». Diese wird sehr häufig als sprachliche Manifestationsform des «Grotesken» angesprochen, für dessen Bestimmung Heterogenität und Ambivalenz die wichtigsten Indizien[155] bleiben.

Die als «Pseudo-Sprache» umschriebene Simulation einer bestimmten, dem «Pasticheur» weitgehend oder ganz unbekannten Fremdsprache kann als Fortsetzung der skizzierten Formen von Sprachpastiche und Sprachparodie aufgefasst werden. Bei abnehmender Kompetenz des «Pasticheur» in der simulierten Sprache nimmt die Konzentration auf Erkennungsstereotype zu. Eine noch «irrealere», äusserst reduzierte und pointierte Form ist das Pastiche einer unverständlichen und in ihrer hermetischen Fremdheit

nicht einmal zuordenbaren Fremdsprache. Ein bekanntes literarisches Beispiel dafür ist die Rede des Giganten Nembrod in Dantes *Inferno*: «Raphèl maì amècche zabì almì» (*Inf.* XXXI, 67), die von Vergil im Folgekontext als «linguaggio [...] ch'a nullo è noto» (cfr. V. 8of.) gekennzeichnet wird[156]. Dronke vergleicht diese Rede mit dem Gesang des Hörner und Narrenschellen tragenden Sakristans der römischen «Cornomannia», dem Eselsfest, und bringt sie so in Zusammenhang mit Sprachformen des Karnevalesken. Die Rede Nimrods wäre also nicht nur wild und furchterregend, sondern auch komisch: «through its outlandishness, it cannot help being also comic.» (1986:49). Trotz dieser «wilden» Fremdartigkeit sei diese Rede zugleich «an evocation [...] of dazed proto-Semitic» (ibid.). Desgleichen zeichne sich die «Lingua ignota» von Hildegard von Bingen durch «a vaguely Germanic air» (1986:48) aus, womit auch diese bewusst «erfundenen Sprachen» an reale Vorbilder erinnern[157]. Das komische Potential erfundener Sprachen wird von Rabelais ausgeschöpft, in der berühmten Begegnungsszene von Pantagruel und Panurge, der in immer wieder neuen Sprachen, darunter auch erfundenen, auf Pantagruels Fragen antwortet[158].

Beispiele für mehr oder weniger genau zuordenbare, aber unverständliche, «exotische» Sprache finden sich in komischen Gattungen, in erster Linie wiederum in der Komödie: Pseudo-Persisch bei Aristophanes, Pseudo-Spanisch bei Ruzzante, Pseudo-Lingua franca von Griechen und Dalmatiern in der venezianischen Komödie der Renaissance, Pseudo-Armenisch bei Goldoni, Pseudo-Türkisch bei Molière, Pseudo-Dialekt aus Norditalien bei Dario Fo[159].

Für diese Fälle wäre die Verbindung von blossen lautlichen Erkennungsstereotypen und mehr oder weniger authentischen, mehr oder weniger scherzhaft reduzierten[160], tatsächlichen Herleitungen aus der entsprechenden Sprache im Einzelnen zu untersuchen. Dabei stellt sich die bereits angedeutete Frage nach dem Wesen des «Phantastischen», dessen scheinbare «Freiheit» nur als extreme Form der Verzerrung des «Realen» aufgefasst werden kann[161].

Bei der «Erfindung» imaginärer Sprachen wird die eigene Sprache zugleich in Richtung des Fremdsprachlichen, wie in Richtung des Onomatopoetischen und Prägrammatikalischen verlassen. Dies ist der Grund, weshalb literarisch-artifizielle Sprachschöpfung in der Nachfolge Continis sehr häufig als Manifestation des «espressionismo linguistico»[162] angesprochen wird.

Solche Pseudo-Fremdsprachen können effektiv «erfunden» und unverständlich sein, sie können aber auch einen «doppelten Boden» haben, können hinter der Maske der Fremdheit eine verblüffende Verständlichkeit auf-

grund der Basissprache des Pasticheur und seines Publikums verbergen[163]. Diese Verbindung von Sprachmischung und durchsichtiger Sprachmaske hat ihre bekannteste und literarisch elaborierteste Ausprägung im «latino macaronico» oder «Küchenlatein»[164]. Bei dieser hochartifiziellen «Sprachmischung» wird, innerhalb einer Triglossie, Latein, neuzeitliche Schriftsprache, Dialekt, die hohe Varietät, das als sakrale und universelle Bildungssprache dienende, für viele unverständliche Latein, auf das Niveau des nähesprachlichen Dialekts und der «niederen Inhalte» (Essen, Sexualität) herabgesetzt und verständlich gemacht. Die Komik dieses Verfahrens resultiert nicht nur aus dem Kontrast zwischen den Sprachen, den Stilen, den Inhalten, sie ist auch eine Komik des «ersparten Aufwandes», der überraschenden Verständlichkeit und Nähe des sonst Unverständlichen und Fernen[165].

Neben dem «latino macaronico» als besondere Form der Verbindung von Sprachmischung und «Sprachmaske» finden sich literarische Formen von Sprachmischung, an denen mehrere, mehr oder weniger natürliche, mehr oder weniger künstliche Sprachen beteiligt sein können. Die «Wildheit der Mischung» hängt von der Anzahl der «Ingredienzen» und der Komplexität der Mischverfahren ab.

Die zwischensprachlichen Mischverfahren stehen in engem Zusammenhang mit sprachinternen Manifestationsformen der «Zeichen-Verdichtung» wie mot-valise, mot-sandwich, calembour oder Paronomasie[166]. Im Text mit den vielfältigsten Ingredienzen und Mischungsverfahren, in James Joyces *Finnegans Wake*, stellt Contini die gegenseitige Ergänzung von zwischensprachlichen und einzelsprachlichen Verfahren der «operazione allusiva» fest[167]. Liede spricht in Zusammenhang mit verschiedenen Formen der Signifikanten-Verschränkung von «Wortungeheuern» und stellt damit eine bezeichnende Verbindung zum Bereich des «Monströsen» und Grotesken[168] her. Als «grotesk» charakterisiert Sora literarische Neologismen Malerbas, die gegen die Wortbildungsmuster des Italienischen verstossen[169]. Auch in Malerbas *Il pataffio* (1985) findet die Autorin «Wortungetüme» oder «Hybriden», hier allerdings als Ergebnisse einer Mischung verschiedener Sprachen[170].

Für die Wirkung der blossen Vielfalt der «Ingredienzen», der ohne Mischung, durch einfache Juxtaposition aneinandergereihten, verschiedensprachigen Elemente liesse sich ein «Fluchkatalog» aus Rabelais' *Gargantua et Pantagruel* anführen. Diejenigen, die sich vor dem Ersaufen in Gargantuas Pisse retten können, fluchen in verschiedenen Sprachen: «[...] commencèrent à renier et jurer, les ungs en cholère, les aultres par rys: ‹Les plagues Dieu! Je renye Dieu! Frandienne! Vez tu ben! La merde! Po cab de

bious! Das dich Gots leyden schend! Pote de Christo! [...]›»[171]. Bachtins Erläuterungen zu diesem Fluchkatalog verweisen auf die «karnevaleske Atmosphäre» und auf den grotesken Inhalt der die Zerstückelung des Leibes evozierenden Flüche[172]. Leo Spitzer dagegen beschäftigt sich mit dem Katalog von Schmähungen in der Inschrift von Thelem[173], in der die motivierende, lautmalerische Reihung von Signifikanten für die grotesken Effekte verantwortlich ist: «In dieser gewaltigen klangmalerischen Folge von Schmähungen erreicht die groteske Kunst Rabelais' ihren Höhepunkt: gewöhnliche französische Wörter werden hier dem Klang, Reim und Rhythmus nach zusammengestellt, durch die sprachliche Alchemie Rabelais' werden sie verwandelt, [...] um ein Klima des grotesken Nirgendwo an der Grenze zwischen dem Komischen und dem Schrecklichen zu schaffen [...]» (Spitzer 1969:49).

Spitzer ist nicht der einzige, der auf die «Ambivalenz» des Grotesken hinweist, diese ist auch in Bachtins Beschreibung des Grotesken und Karnevalesken[174] zentral. Die Ambivalenz des Grotesken und Karnevalesken ist bei Bachtin mit der Zirkularität von Leben und Tod, von Zerstörung und Wiedergeburt verknüpft[175]. Im Sinne dieser Zirkularität werden auch das phantastische Moment des Grotesken und seine ebenso wichtige Tendenz zur Vermengung des Getrennten[176] interpretiert. Wenn das Groteske immer mit einem Angriff auf bestehende Normen und Kategorien verbunden ist, kann dessen ambivalente Wirkung zwischen Lachen und Grauen auf die Mischung von Lust und Angst zurückgeführt werden, die bei der Ersetzung von Vertrautem durch Neues empfunden wird. Die Ambivalenz zwischen «bedrohlicher Orientierungslosigkeit» und «lustvoller Freiheit»[177] ist ein typischer Zug der phantastischen, «wilden» Sprachmischung. In der bündnerromanischen Literatur hängt diese Ambivalenz auch mit der sprachlich-kulturellen Situation der bedrohten Kleinsprache zusammen. Tatsächliche Bedrohung und ideologische Überzeichnung der negativen Folgen eines Sprachwechsels verleihen den phantastischsten Erfindungen literarischer «Mischsprache» bei aller Komik immer auch einen Anschein von Warnung und Exorzismus.

III. Der sprachliche und literarische Hintergrund

III.1. Romanisch als rezessive Kleinsprache

Mit seinen 50 000 Sprechern, die nicht mehr als 0.8% der Bevölkerung der Schweiz ausmachen, seinem unaufhaltsamen Rückgang, seiner schwachen Position in der Kontaktsituation mit dem (Schweizer)Deutschen, einer organisierten, um seine Erhaltung bemühten «Sprachbewegung» hat das Bündnerromanische typische Züge einer «Minderheitensprache»[178]. Im folgenden soll zunächst die synchrone Kontaktsituation des Romanischen in groben Zügen skizziert werden (III.1.1.). Eine zweite Skizze gilt dem historischen Zusammenspiel von Sprachbedrohung und Sprachpflege (III.1.2.), eine dritte der sprachpflegerischen Polemik gegen «Sprachmischung» und «Mischsprache» als Indizien eines drohenden Sprachwechsels (III.1.3.) .

III.1.1. Labiler Bilinguismus, Diglossie, «Mischsprache»

Das nur im Sinne einer Abstraktion als «Sprache» zu bezeichnende Bündnerromanische[179] manifestiert sich in einer Vielzahl von Dorfdialekten und in fünf regionalen Koines, die auch als Schriftidiome mit eigenen, oft umstrittenen Normen dienen. Als schriftliche Überdachungssprache und passive Koine bietet sich seit den Achtziger-Jahren das «Rumantsch Grischun» an. Für die Gegenwart ist von einer durchgehenden romanisch-deutschen Zweisprachigkeit aller Bündnerromanen auszugehen. Dabei wird auch die Diglossie Standarddeutsch-Schweizerdeutsch von den zweisprachigen Romanen weitgehend[180] beherrscht.

Zur Kompetenz der Romanen in Standarddeutsch und Schweizerdeutsch lässt sich aufgrund der wenigen Untersuchungen nicht sehr viel sagen. Wenn Kramer das Standarddeutsch der Disentiser generell als «etwas besser» («empau megliers») als dasjenige der Deutschschweizer (cfr. 1976:43) einstuft, muss selektive Wahrnehmung oder geringe Repräsentativität seiner

Gesprächspartner im Spiel sein. Eine von Cathomas durchgeführte, empirische Untersuchung der Zweisprachigkeit von in Chur lebenden Rätoromanen (Cathomas 1977) ergibt den folgenden Befund: «Die Rätoromanen sprechen gesamthaft also wohl (etwas) anders Deutsch als die Deutschsprachigen, aber es sind keine Anzeichen umfassender kommunikativer Defizienz feststellbar.»(1977:167). Kramer charakterisiert das Schweizerdeutsch der Bündner Oberländer als «dialect neutral e senza colur, il schinumnau lungatg dil buffet dalla staziun dad Olten», Cla Biert verspottet das dialektale «Volapük-Deutsch» der Romanen, die sich entsprechende Kenntnisse nur einbildeten, in Wirklichkeit aber einen deutschen Dialekt «da tour e mütschir», «zum Davonlaufen»[181], sprächen. Genauere Aussagen zum Schweizerdeutsch von weniger mobilen Romanen macht Lutz. Diese sprächen «mit starkem Akzent einen schweizerdeutschen Mischdialekt, der auch in der Schule gelernte standarddeutsche Elemente aufweist. Viel grösser ist jedoch die Gruppe derer, die tagtäglich schweizerdeutsch sprechen müssen. [...] Die meisten sind durchaus bereit, sich sprachlich anzupassen, auch wenn sie ihren romanischen Akzent nicht verleugnen.» (1982:267). Dieser «Akzent» erlaubt häufig, wie die Ergebnisse entsprechender Untersuchungen von Cathomas und Egloff zeigen, die Gruppe der in Chur lebenden Oberländer als solche zu identifizieren[182]. In den berüchtigten «Oberländer-Witzen» wird dieser «Akzent» zum Gegenstand spöttischer Nachahmung. Eindeutiger als ihre entsprechende Kompetenz scheint die Einstellung der Büdnerromanen zum Schweizerdeutsch; sie ist, wie Cathomas 1981 überzeugend darlegt, fast durchwegs positiv.

Die Zweisprachigkeit der Bündnerromanen wird von Berruto als «bilinguismo comunitario» eingestuft[183], Art und Anzahl der Diglossie(n) und ihre Überschneidung mit der Zweisprachigkeit sind Gegenstand linguistischer Diskussion. Kramer, Cathomas und Deplazes gehen grundsätzlich von einer Zweisprachigkeit mit Diglossie in beiden Sprachen aus[184], Berruto nimmt Romanisch und Schweizerdeutsch als Varianten desselben Pols einer Diglossie Standarddeutsch/Schweizerdeutsch-Romanisch zusammen und spricht für die innerromanische «Mehrsprachigkeit» von «bidialettismo»[185]. Auch Haas fragt sich, ob für die romanischen Umgangssprachen und schriftlichen Standards von Diglossie gesprochen werden könne; es handle sich hierbei wohl vielmehr um «verschiedene Stile»[186]. Der Status des Romanischen als Ausbausprache wird immer wieder relativiert, die Symmetrie der romanisch-deutschen Zweisprachigkeit in Frage gestellt. Di Luzio spricht von «espèce de bilinguisme asymétrique», in dem das Romanische durch seine Beschränkung auf den «domaine familial» und die «sphère affective» die Funktion eines «quasi-dialecte»[187] einnehme. Auch

nach Haas ist der Status des Romanischen als Ausbausprache ein nur schwer umzusetzender theoretischer Anspruch. Zu beobachten sei eine «Reduktion des Ausbaus», wie sie der Begriff «Kleinsprache»[188] zur Genüge signalisiere; das Romanische nähere sich immer deutlicher dem für das Schweizerdeutsche charakteristischen Status eines Ausbaudialekts[189]. Di Luzio und Haas belegen diese richtigen Feststellungen unter anderem mit dem Hinweis auf den domänenspezifischen, «folkloristischen» Charakter einer Literatur, die um Regionales, um «Land und Leute», ihre Kultur und Sprache kreise und darin der Dialektliteratur der Deutschschweiz zu vergleichen sei[190]. Diese Charakterisierung trifft auf die ältere romanische Literatur viel eher zu als auf diejenige der jüngeren Vergangenheit, die in Poetik und literarischem Verfahren genau diese Bindung ablehnt und sich deutlicher denn je als ästhetisch anspruchsvolle, zufällig auf romanisch geschriebene Literatur profilieren will[191]. Auch das wichtigere Kriterium für den Ausbaustatus einer Sprache, die von Kloss geforderte «beträchtliche Menge von Sachprosa», ist nur sehr bedingt erfüllt: bündnerromanische Sachprosa ist weder besonders häufig noch in ihrer Entstehung besonders spontan. Häufig handelt es sich dabei um Übersetzungen, das angewandte Fachvokabular muss von der «Neologismuskommission» bereitgestellt werden[192]. Zurück zur Frage der Verbindung von Bilinguismus und Diglossie. Ohne sich hier auf die in der militanten Diskussion so beliebte Prognostik künftiger Entwicklungen einzulassen[193], muss eine von der Soziolinguistik als wahrscheinlich herausgestellte Entwicklung referiert werden. Für den «bilinguismo comunitario», die Situation des heutigen Bündnerromanischen, bezeichnet Berruto eine Entwicklung in Richtung Diglossie als «eher normal und spontan», da ein paralleler, breiter und diversifizierter Gebrauch von zwei Sprachen «eine Art soziolinguistischen ‹Luxus›»[194] darstelle. Ein wichtiger Teil der sprachpflegerischen Bemühungen der *Lia Rumantscha* gilt genau der Erhaltung dieses «soziolinguistischen Luxus»: das Romanische soll Ausbausprache bleiben, soll dieselben Funktionen wie das Standarddeutsche erfüllen, soll nicht in einer externen Diglossie mit dem Standarddeutschen zur mündlichen, domänenspezifischen L-Varietät, kurz zum Dialekt werden. Einführung, gezielter Ausbau und propagierte Verbreitung des neuen Schriftstandards «Rumantsch Grischun» gelten dem Status des Romanischen als Ausbausprache, dem Wörterbuch *Pledari Grond* (*PG*, 1993) mit seinen ostentativ zahlreichen Einträgen (über 170 000) kommt in dieser Hinsicht Signalwirkung zu.

Zu den verbreiteten Zweifeln an der *Stabilität* einer durch Asymmetrie und komplexe Diglossie gekennzeichneten Zweisprachigkeit geben auch die synchronen Gebrauchsnormen des Romanischen Anlass. Es fragt sich, ob

Art, Bereich und Häufigkeit der Kontaktphänomene für die Stabilität der Zweisprachigkeit unproblematisch sind oder ob sie auf eine transitorische «Mischsprache» im Vorfeld eines Sprachwechsels hindeuten. Auf diesen in Rätoromanistik und sprachpflegerischer Auseinandersetzung immer wieder auftauchenden Begriff wird unten (III.1.3.) eingegangen, hier werden nur einige Aussagen zur schwer deutbaren Beziehung zwischen dem Entlehnungstypus und der Stabilität der Aufnahmesprache erörtert.

Weinreich referiert Beobachtungen, «die die Ansicht nahelegen, dass Sprachenwechsel durch Worttransfer charakterisiert ist, während Lehnübersetzungen typisches Zeichen für stabile Zweisprachigkeit ohne Wechsel sind.» (1977:143). Diese von Simon als «zu vereinfachend» (1971:531) kritisierte These verliert in unserem Fall ihren Wert, da beide Phänomene häufig sind, eine quantifizierende Unterscheidung nicht vorliegt und wohl auch sinnlos wäre. Wenn die bekannte kontaktlinguistische Unterscheidung zwischen der zum «äusseren Lehngut» gehörenden «Übernahme» (Worttransfer) und der zum «inneren Lehngut» gehörenden «Ersetzung» (Lehnübersetzung)[195] hinter dieser Gegenüberstellung steckt, schliesst sie offensichtlich von der «Übernahme» auf eine Schwäche, von der «Ersetzung» auf eine Stärke der Aufnahmesprache. In diesem Sinne schliesst auch Simon aus der Tatsache, dass deutsche Modelle im Bereich grammatischer Muster mit romanischem «Material» wiedergegeben werden, auf «Stabilitätsreste» des Romanischen, das als «labiles Adstrat» des (Schweizer)Deutschen[196] eingestuft wird.

Bei den Worttransfers stellt sich die Frage, ab welcher Menge diese eine Aufnahmesprache zur «Mischsprache» machen und ob diese zwingend labil und transitorisch sein muss[197].

Ob Ersetzungen, im Fall der erwähnten Thesen, Lehnübersetzungen, ein Indiz von Stabilität sind, bleibt zu diskutieren. Die Fähigkeit junger Romanen, lexikalische Lücken durch akzeptable Neubildungen aufzufüllen, wird von den Auswertern entsprechender Tests auch dann als positives Indiz gewertet, wenn es sich dabei um Lehnbildungen handelt. Eigen- wie kontaktsprachliche Neuschöpfungen zeigten, dass eine junge Generation Bündnerromanen «die Grundstruktur ihrer Sprache durchaus beherrscht.» (Diekmann 1982a:142)[198]. Dagegen führen Solèr und Ebneter nicht nur Morph-für-Morph-Übersetzungen vom Typ: «la meaza vischgnanca veagn cun» («die halbe Gemeinde kommt mit»), sondern auch integrierte, der romanischen Syntax konforme Übersetzungen vom Typ «sora da malsogns» («Krankenschwester») als Lehnübersetzungen auf, die «nur aus der Kenntnis des Deutschen verständlich sind.» (1988:128)[199]. Lehnübersetzungen gelten Solèr als Indizien dafür, dass im romanisch-deutschen

Sprachkontakt «Systeme zu Varianten» werden und aus den beiden Sprachen «ein einziges System mit Lexikaldiglossie»[200] im Entstehen ist. Der militanten sprachpflegerischen Diskussion gelten Lehnübersetzungen ohnehin als die gefährlicheren, weil in «Verkleidung» sich einschleichenden, «Germanismen»[201].

Diese wenigen Bemerkungen zeigen, dass die Interpretation verschiedener Entlehnungsformen als Indizien für die Stabilität von Sprachsystemen nicht ganz einfach ist. Dies hat damit zu tun, dass verschiedene sprachsoziologische Faktoren in diese nur scheinbar rein linguistische Frage hineinspielen: «Die unterschiedlichen Grade von Resistenz gegen Transfer und die Bevorzugung von Lehnübersetzung gegenüber Transfer sind das Ergebnis vielschichtiger soziologischer Faktoren, die in Terminis der Sprachwissenschaft allein nicht zu beschreiben sind.» (Weinreich 1977:86).

III.1.2. Minderheitssprache: Sprachbedrohung und Sprachpflege

Die Geschichte des Bündnerromanischen ist eine Geschichte des Sprachkontaktes, der Rezession und des «Territoriumverlustes». Ihre vielen Abrisse[202] beginnen mit der Germanisierung der *Raetia secunda* im Laufe des 5. Jahrhunderts und enden mit Überlegungen zu den statistischen Ergebnissen der jeweils letzten Volkszählung. Epochale Momente bilden das Jahr 536, als die *Raetia prima* unter die Herrschaft der Frankenkönige gerät, das Jahr 843, als die Diozöse Chur von Mailand losgelöst und zu Mainz geschlagen wird, der Stadtbrand von Chur im Jahre 1464, der die Germanisierung eines möglichen romanischen Zentrums begünstigt, die Entstehung büdnerromanischer Schriftsprachen im Zuge der Reformation, im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert[203], die Anerkennung des Bündnerromanischen als vierte Landessprache der Schweiz im Jahre 1938.

Die im 19. Jahrhundert einsetzenden Bemühungen um Spracherhaltung haben die Rezession des Romanischen allenfalls verlangsamt, aber nicht aufgehalten. Der prozentuale Anteil der romanischsprechenden Bevölkerung der Schweiz sinkt von 1.77% im Jahre 1850 auf 0.6% im Jahre 1990, in Graubünden verringert er sich zwischen 1880 und 1980 von 39.8% auf 21.9%, innerhalb des «traditionellen Sprachgebiets» sinkt er von 91% (1860) auf 47% (1980)[204]. Das 1880 noch zusammenhängende Gebiet mit 50- und mehrprozentigem Bevölkerungsanteil hat sich inzwischen, infolge der im Puter- und Sutsilvan-Gebiet besonders starken Germanisierung, in einzelne «Inseln» aufgelöst[205]. Als Ursachen dieser Verdrängung des Romanischen durch das (Schweizer)Deutsche im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts nennt eine immer umfangreicher werdende Literatur die Industrialisierung, den Tourismus, die zunehmende Mobilität, die Emigration von

Romanen bei gleichzeitiger Immigration von sprachlich nicht anpassungswilligen Deutschschweizern, die Mischehen, die vorwiegend auf deutsch kommunizierenden Massenmedien, das fehlende Prestige, den ungenügenden Status, die ungenügende kommunikative Infrastruktur des Romanischen und die mangelnde Loyalität seiner Sprecher[206].

Die in unserem Zusammenhang interessante, zu einer sprachpflegerischen «Bewegung» gewordene Reaktion auf die stete, das Romanische bedrohende Germanisierung beginnt im 19. Jahrhundert. Die der heutigen Schweiz selbstverständlich erscheinende «Sprachkultur» ist, wie Mathieu feststellt, «im wesentlichen ein Produkt des 19. und 20. Jahrhunderts – gewissermassen ein ideologisches Gegenstück zur Modernisierung» (1986:1). Vorher war die «Sprachfrage» offensichtlich kein oder jedenfalls kein wichtiges Thema: «Die Rätoromanen scheinen in früheren Jahrhunderten der konstanten, umfassenden Germanisierung keinen oder unwesentlichen Widerstand entgegengesetzt zu haben. Ein Sprachbewusstsein, das sich spracherhaltend ausgewirkt hat, ist erst als Folge des romantischen und nationalen Denkens des letzten Jahrhunderts festzustellen» (Cathomas 1981:107). Dieses von nationalen und ethnischen Werten geprägte Denken setzte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nach und nach gegen eine internationalistische Tradition der Oberschicht und eines Teils der ihr verbundenen Lehrerschaft durch, die sich für den Anschluss Graubündens an die moderne Welt und damit für die Zwangsgermanisierung der romanischen Gebiete einsetzten[207]. Die bis nach 1900 sich hinziehenden Versuche, romanische Gemeinden zum Sprachwechsel zu zwingen, gelten bis heute als Paradebeispiel perverser Sprachpolitik und gefährlicher Bedrohung des Romanischen durch den «inneren Feind».

Die historischen Abrisse der «romanischen Erneuerungsbewegung», ganz oder teilweise auch als «Renaschentscha» («Renaissance») bezeichnet, gehen von verschiedenen Datierungen und Periodisierungen aus[208]. Einigermassen deutlich zeichnen sich die «Aufschwungphasen» dieser Bewegung ab, die sich, schematisch vereinfachend, mit Anfangsdaten versehen und mit ideologischen Leitbegriffen in Verbindung bringen lassen: nach 1880 (Nationalismus), nach 1930 (Anti-Irredentismus), nach 1980 (Regionalismus)[209]. Die «romanische Bewegung» ist von einer Elite getragen[210], hat, als Reaktion auf eine Bedrohung des «Eigenen», ein klar defensives, bis in die jüngere Vergangenheit überwiegend konservatives[211], manchmal harmlos nostalgisches, manchmal deutlich reaktionäres ideologisches Profil.

Nach Anfängen im Bereich der Literatur und der Presse, die bereits ab 1830 festzustellen sind[212], tritt die «romanische Bewegung» ab 1860 in ihre institutionelle Phase. Ins Jahr 1863 fällt die erste Gründung der *Società*

Retorumantscha (als «Societad Rhaetoromana», *SRR*), die den nationalen Charakter der Romanen wahren und, etwas konkreter, romanische Literatur sammeln, romanische Lehrmittel bereitstellen und eine einheitliche romanische Literatur- und Gelehrtensprache schaffen will[213]. Das anfänglich geringe, immer wieder abflauende Interesse an der *Societad* und ihren Anliegen machte zwei weitere Lancierungen in den Jahren 1870 und 1885 nötig. Die *SRR* erlangte zwar nicht die angestrebte Breitenwirkung, bleibt aber als Herausgeberin der *Annalas* (*ASR* 1886–) und vor allem der monumentalen Sprach- und Sachenzyklopädie, des *Dicziunari Rumantsch Grischun (DRG)*[214], für den bündnerromanischen Wissenschaftsbetrieb wichtig. Zu ihren Gründungsmitgliedern gehört Gion Antoni Bühler (1825–1897), der das Anliegen einer einheitlichen romanischen Schriftsprache umsetzte und zum Schöpfer und ebenso unermüdlichen wie letztlich erfolglosen Propagator eines «romonsch fusionau»[215] wurde. Neben der vor allem auf die Graphie fixierten *Normierung* der einzelnen Schriftidiome gehört also die Schaffung und Verbreitung einer *Einheitsschriftsprache* von Anfang an zu den zentralen Aktivitäten der institutionalisierten romanischen «Bewegung». Von Bühlers «romonsch fusionau», über Leza Uffers «interrumantsch» (1958) zu Heinrich Schmids «Rumantsch Grischun» (1982)[216] rufen alle entsprechenden Vorschläge eine Gegnerschaft auf den Plan, deren politisch-ideologischer Konservativismus neue schriftsprachliche Normen unbedingt als Bedrohung für die Idiome empfinden will. Einfacher umzusetzen war ein anderes Vorhaben der *SRR*, das Sammeln romanischer Literatur. Die *Annalas,* in denen auch Primärtexte, darunter auch betont volksliterarische und «dialektale», Aufnahme fanden, sind neben der monumentalen, 13bändigen *Rätoromanischen Chrestomathie* (1888–1919) von Caspar Decurtins[217] zur wichtigsten bündnerromanischen Textsammlung geworden.

In den ersten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entstehen neben der *SRR* verschiedene regionale sprachpflegerische Vereinigungen[218], die sich 1919 in der Dachorganisation *Lia Rumantscha/Ligia romontscha (LR)* zusammenschliessen. Ihre sprachpflegerischen Bemühungen gelten bis auf den heutigen Tag zugleich der Abgrenzung gegen aussen und der Konsolidierung nach innen. Die Abgrenzung gegen aussen gilt dem Bündnerromanischen als Abstandsprache, die Konsolidierung nach innen besteht vor allem im Ausbau und der normierenden Standardisierung der Schriftidiome und einer eventuellen Einheitsschriftsprache, gilt also dem Bündnerromanischen als Ausbausprache. Die beiden Tendenzen fallen in einem für die romanische Sprachpflege und für unseren Gegenstand zentralen Bereich zusammen, der sich als «Sprachkontaktsteuerung», konkreter als «Entleh-

nungssteuerung», bezeichnen liesse. Dabei handelt es sich entweder um die Bekämpfung von Entlehnungen unter Hinweis auf eigensprachliche Varianten oder, in impliziter Anerkennung ihrer Notwendigkeit, um ihre Ersetzung durch Neologismen. Bei diesen handelt es sich häufig um Lehnprägungen nach «romanischem» (neolateinischen) Muster, die jüngere (schweizer)deutsche Lehnwörter verdrängen und ersetzen sollten.

In einer auf die Gründungszeit der romanischen Institutionen folgenden Periode sieht sich die romanische Bewegung in einen Abgrenzungskonflikt verwickelt, der mit der Anerkennung des Bündnerromanischen als vierte Landessprache der Schweiz im Jahre 1938 seinen erfolgreichen Abschluss findet. Den Anlass dazu liefert eine vom Irredentismus geprägte, militante italienische Sprachwissenschaft, die dem Bündnerromanischen den Charakter einer eigenständigen Abstandsprache streitig machte und es, in offensichtlicher politischer Absicht, als italienischen (alpinlombardischen) Dialekt eingestuft haben wollte[219]. Der in unserem Zusammenhang wichtige Streit wurde 1912 vom Tessiner Carlo Salvioni eröffnet, dem die Italiener Giorgio del Vecchio und Carlo Battisti folgten. Ihnen antworteten, von Robert von Planta und Jakob Jud unterstützt, Pieder Tuor und die Engadiner Peider Lansel und Chasper Pult[220]. Ihrer Argumentation war eine ladinische Schriftsprache im Wege, die sich seit dem 17. Jahrhundert immer wieder ans Italienische angelehnt hatte[221], integrierte Italianismen als Indiz ihrer «Distinktion» gegenüber der mündlichen Umgangssprache brauchte und die These eines fehlenden Abstandes zwischen Bündnerromanisch und Italienisch mit reichem «Anschauungsmaterial» stützte. So ergab sich folgerichtig die Forderung nach Entitalianisierung der ladinischen Schriftsprache durch Wiederannäherung an die gesprochene Umgangssprache und an die romanischen Klassiker des 16. und 17. Jahrhunderts, deren schriftsprachliche Norm viel näher bei der sprechsprachlichen gelegen habe[222]. Die von Pult als «rüzia artifiziala», «künstlicher Ramsch» verurteilten schriftsprachlichen Italianismen werden von Vital als ehrwürdiges Erbe einer langen literarischen Tradition verteidigt[223]. Die puristischen Anstrengungen zur Hervorhebung des abstandsprachlichen Charakters der ladinischen Schriftidiome gegenüber dem Italienischen verbinden sich mit der politischen Forderung nach einem verbesserten Status des Bündnerromanischen als Landessprache. Die Orthographie-Reform von 1927[224] verhilft dem sprachlichen, die Anerkennung des Romanischen als Landessprache der Schweiz im Jahre 1938 dem politischen Anliegen zum Durchbruch.

Mit der Anerkennung des Romanischen als Landessprache der Schweiz, mit dem Ende des italienischen Faschismus wurde der Abstand des Romanischen zum Italienischen zur politisch bedeutungslosen und auch sprach-

wissenschaftlich immer deutlicher als irrelevant eingestuften Frage. In den Vordergrund rückte wieder die Bedrohung durch das (Schweizer)Deutsche, die sich durch den wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit klar verstärkte. Mit dieser Bedrohung beschäftigt sich eine stark angewachsene Zahl von Publikationen. Ein Teil davon orientiert sich an Minderheitensoziologie und Soziolinguistik und beschäftigt sich mit Fragen des Status, des Prestiges, der Stigmatisierung, des kommunikativen Radius, der kommunikativen Infrastruktur des Romanischen. Ein anderer Teil führt den traditionellen Diskurs der Sprachpflege des 19. Jahrhunderts weiter und spricht von der «Überflutung» des romanischen Territoriums durch das «deutsche Meer», vom romanischen «Patienten», dem romanischen «Baum» und ihrem bevorstehenden Tod, der verratenen romanischen «Mutter», dem einstürzenden romanischen «Haus»[225]. Zu den Stereotypen dieses Diskurses gehört auch die «Kolonisierung» und, in neuerer Zeit, die Verbindung zwischen der bedrohten Sprache und der ökologischen Bedrohung der Alpentäler durch touristische «Invasion».

Zu den Schwerpunkten der Arbeit der *LR* und ihrer Regionalvereine gehört die Erarbeitung und Herausgabe von Wörterbüchern aller fünf romanischen Schriftidiome[226]. Die langwierigen Erarbeitungsprozesse dieser Wörterbücher schufen feste Kontakte zwischen den Lexikographen der einzelnen Idiome und den Zentralstellen, der Redaktion des *DRG* und der *LR* in Chur. So führten lexikographische Erfassung und vor allem Normgebung, die in ihrem Partikularismus die «Verkammerung» des Romanischen zu besiegeln schienen, zu einer «sanften Annäherung» der romanischen Schriftidiome[227]. Im Bereich der mündlichen Umgangssprache sind die Grenzen zwischen den Idiomen durch den Einfluss von Radio und Fernsehen in den letzten Jahrzehnten durchlässiger geworden, andere Idiome sind verständlicher geworden, inter-idiomatische Lehnwörter sind häufiger[228].

Wenn das Schwergewicht der sprachpflegerischen Aktivitäten der «romanischen Bewegung» in der ersten Jahrhunderthälfte auf der Bewahrung tradierter Sprachnormen lag, so hat es sich inzwischen eindeutig in Richtung eines Ausbaus der Sprache und der Erweiterung ihrer Verwendungsdomänen verschoben[229]. Die Ausbaubemühungen konzentrieren sich auf verschiedene Bereiche des modernen (Fach)Vokabulars, das die Kleinsprache aus Gründen der mangelhaften kommunikativen Infrastruktur und der Verfügbarkeit des Deutschen als Überdachungssprache nicht spontan zu schaffen vermag[230]. Die Notwendigkeit allerdings, das romanische Lexikon durch Neologismen zu erweitern, wurde schon im 19. Jahrhundert erkannt, alt ist auch die Empfehlung, sich dabei am Lateinischen und den neolatei-

nischen «Schwestersprachen» zu orientieren[231]. Die Erschliessung neuer Bezeichnungsfelder durch das Romanische läuft meistens auf eine Konkurrenzierung nicht integrierter Entlehnungen aus dem (Schweizer)Deutschen hinaus. Mögliche Wege sind die Bedeutungserweiterung und Metaphorisierung erbsprachlicher Lexeme oder integrierter Lehnwörter, Lehnprägungen und selektive, gesteuerte Transfers (Latinismen, Italianismen, Gallizismen)[232]. So hat die Neologismuskommission der *LR* in einer ganzen Reihe von Spezialwörterbüchern und im standardsprachlichen *Pledari Grond* ein eindrucksvolles lexikalisches Potential[233] verfügbar gemacht, von dem allerdings nur ein Teil in mögliche Gebrauchsnormen integriert werden dürfte.

Der Versuch einer möglichst weitgehenden Ersetzung von äusserem deutschem «Lehngut» durch romanische Erbwörter oder Lehnprägungen erfolgt nicht mehr im Glauben an die Möglichkeit einer autarken Sprache. Die an moderner Soziolinguistik sich orientierende Sprachpolitik und Sprachplanung der *LR* hat längst erkannt, dass nicht romanische Einsprachigkeit, sondern Stabilisierung der romanisch-deutschen Zweisprachigkeit das Ziel ihrer Bemühungen sein muss[234]. Wenn so eine Koexistenz der beiden Sprachen und ihr abwechslungsweiser Gebrauch im Rahmen einer «gepflegten Zweisprachigkeit» als normal und unbedenklich eingestuft wird, so ist damit die Kluft zwischen Sprachpflegern und Sprachbenutzern noch lange nicht aufgehoben. Letztere können nämlich auch zur «ungepflegten Zweisprachigkeit» neigen, zu jener unspezifischen und unkontrollierten Verschleifung oder Alternanz der beiden Sprachen, die von der Sprachwissenschaft mit Begriffen wie Interferenz und code-switching erfasst und von der puristischen Sprachpflege als «Mischsprache» beschimpft wird.

III.1.3. Polemik gegen Sprachmischung, Warnungen vor Sprachwechsel

Bevor Polemik gegen «Sprachmischung» referiert wird, noch ein Wort zum sprachwissenschaftlichen Begriff der «Sprachmischung» und zum Bündnerromanischen als «Mischsprache». Der als inadäquat und antiquiert in Verruf geratene Begriff «Sprachmischung»[235] wird nicht nur in wertenden oder polemische Sprachbetrachtung, sondern auch in der Sprachwissenschaft immer noch und immer wieder neu gebraucht. Es werden damit verschiedenste Typen transkodischer Markierungen angesprochen[236], entweder diachron, als Entstehungsprozesse von «Mischsprachen» oder synchron, als Phänomene der einzelnen «Parole», wobei hier «Sprachmischung» häufig als Synonym, Subkategorie oder Antithese von code-switching gebraucht wird[237]. Im Sinne der wohl unbestreitbaren Gültigkeit des

berühmten Satzes von Hugo Schuchardt: «Es gibt keine völlig ungemischte Sprache» liesse sich das Bündnerromanische aufgrund seines integrierten deutschen und italienischen Lehnguts auch im Sinne wissenschaftlicher Definitionen als «Mischsprache» darstellen[238]. Eine solche Darstellung könnte der hier interessierenden Polemik wenig anhaben, denn diese geht von der vertrauten Sprache als einer «reinen» aus und braucht «Sprachmischung» polemisch für alle gegen die eigene Norm verstossenden Kontaktphänomene, unabhängig von ihrer Art, ihrem Bereich, ihrer Häufigkeit. Diese negative Aufladung des Begriffs ist keine Besonderheit bündnerromanischer, puristischer Polemik, sie zeigt sich in vielen abschätzigen Synonymen, die von sprachlichen Selbst- und Fremdbeobachtern zur Charakterisierung von Äusserungen verwendet werden, an denen mehrere «Sprachen» Anteil haben[239].

Die Sprachwissenschafter, die im letzten Jahrhundert die Frage des Bünderromanischen als «Mischsprache» diskutieren, haben Diachronie und «Langue»-Ebene im Auge, doch geht es in ihren Aussagen immer auch um Status und Prestige der Kleinsprache. Der Umstand, dass sich das Bündnerromanische, «die churwälsche Sprache» als Schriftsprache erhalten habe, darf, so Friedrich Diez, «dieser rohen, mit Neudeutsch seltsam gemischten Mundart nicht das Recht verschaffen, als unabhängige Schwester zwischen Provenzalisch und Italienisch dazustehen»[240]. Die fehlende genealogisch definierte «Reinheit» verhindert die gleichwertige Position mit den «Schwestern» innerhalb der neolateinischen «Familie»: diese wertende Korrelation und vor allem diese Metaphorik sind zu zähen, sehr vielfältig verwendeten Stereotypen geworden. Wenn Diez die «Mundart» im Auge hat, so ist Ascolis bekannte Charakterisierung des Bündnerromanischen als «un linguaggio come doppio» vor allem auf den literarischen Sprachgebrauch gemünzt und ebenfalls nicht als positive Wertung gemeint[241]. Ascoli unterscheidet auch drei Grundformen deutscher Elemente im Romanischen: «materia romana e spirito tedesco; materia tedesca e forma romana; rude materia tedesca»[242]. Die besondere Bedeutung des Sprachkontaktes für die Ausgliederung, die interne Gliederung, die Sprachgeschichte und den synchronen Zustand des Bündnerromanischen ist in der Sprachwissenschaft nach Diez und Ascoli und bis auf den heutigen Tag unbestritten[243]. Bestritten oder stark relativiert wird dagegen die Angemessenheit des als stigmatisierend empfundenen Begriffs «Mischsprache» und die Folgerung, enger Sprachkontakt mit den Nachbarsprachen sei mit dem speziellen «Charakter» und der «Eigenständigkeit» des Bündnerromanischen schlecht vereinbar. So versuchte im zwanzigsten Jahrhundert eine wissenschaftliche oder mit wissenschaftlicher Terminologie gerüstete Diskussion, jene «Eigenständigkeit» des

Bündnerromanischen nachzuweisen, die der militantere Teil der Sprachbewegung voraussetzte und politisch anerkannt haben wollte[244]. Die Argumentation einer «Eigenständigkeit *trotz* Sprachkontakt» wird durch diejenige einer «Eigenständigkeit *durch* Sprachkontakt» abgelöst, neben die genealogische tritt allmählich die staatspolitische Metaphorik, dem sprachlichen «Bastard» wird der «eingebürgerte Fremde» gegenübergestellt. Innerhalb der *DRG*-Lexikographie hat sich ein ähnlicher Wandel vollzogen. Wenn in Juds Vorwort zum ersten Band (1938) die Frage der deutschen Lehnwörter stillschweigend übergangen wird, und im sprachgeschichtlichen Abriss die Liste «Deutsche und schweizerdeutsche Lehnwörter» sehr kurz ist, so wird diese in den folgenden Bänden sukzessive länger, ein deutliches Indiz dafür, dass puristische Vorurteile eine angemessene Darstellung kontaktsprachlicher Aspekte des Bündnerromanischen immer weniger verhindern.

G. H. Muoth warnt vor der Entlehnung als Praxis, die aus der Aufnahmesprache eine «mistira senza caracter», eine «charakterlose Mischung» (1887:2) mache, hat aber vor allem neue, nicht integrierte Latinismen im Auge. Die im Laufe des Mittelalters entlehnten deutschen Formen dagegen «han en general stoviu sesuttametter allas artadas leschas romanas», «haben sich im allgemeinen den vererbten römischen Gesetzen anpassen müssen» (ibid.). Damit hat Muoth innerhalb seiner ausschliesslich diachronen Sichtweise bei der Diagnose einer «charakterlosen Mischung» das Kriterium der Herkunft durch das Kriterium des Integrationsgrades der entlehnten Einheiten ersetzt. Hierin folgen ihm Florian Melcher (1906)[245], Pieder Tuor (1912)[246], Chasper Pult (1915)[247] und Anton Vellemann (1931)[248], die sich alle nicht an der historischen Tatsache deutscher Lehnelemente stören, sondern an der synchronen Erkennbarkeit von Lehnelementen ganz gleich welcher Herkunft. Diese Sichtweise erlaubt nicht nur eine Abgrenzung gegenüber puristischen Tendenzen, die auf einer absurden, exklusiven «Latinität» des Romanischen beharren, sie erlaubt auch die Umbuchung von Altlasten deutscher Provenienz vom Konto «Mischsprache» auf das Konto «Eigenheit». Tuor hebt zuerst in anti-irredentistischer Absicht die Bedeutung des deutschen Einflusses hervor, hält dann aber fest, dass das Bündnerromanische immer «in lungatg latin e roman» geblieben sei. Und keine «Mischsprache», nicht einmal in dem Sinne wie das Englische eine sei, «buca ina mischeida, gnanc en quei senn sco igl ingles, cun la preponderanza ded in element» (1912:347). Auch Szadrowsky kommt nach Auflistung vieler Beispiele gegenseitiger Entlehnungen zwischen Romanisch und Bündnerdeutsch zum beruhigenden Schluss: «allen Einflüssen herüber und hinüber zum Trotz sind die Bündner Sprachen beileibe keine charak-

terlosen Mischsprachen – im Gegenteil: die rätoromanischen Mundarten sind ehrwürdige Sprachgestalten von höchster Eigenart.» (Szadrowsky 1931:27). Die neuere Forschung, die sich für die Frage des Romanischen als «Mischsprache» weniger interessiert, warnt übrigens davor, den Anteil der historischen, lautlich-morphologisch integrierten Germanismen am bündnerromanischen Wortschatz zu überschätzen. Liver bestreitet zwar nicht den Charakter der «Doppelsprache», doch zeigt ihre quantitative Übersicht, dass der germanisch-alemannische Anteil am bündneromanischen Grundwortschatz sehr gering ist[249]. Auch Schmid erinnert an entsprechende Proportionen, die den weitgehend «lateinischen» Charakter des Bündnerromanischen fraglos erscheinen lassen[250].

Ganz anders reagieren die oben erwähnten Sprachwissenschafter auf nicht-integrierte und sich häufende deutsche Lehnelemente in der mündlichen Umgangssprache ihrer Zeit. Hier geht es nicht um integrierte «Neubürger», sondern um auffällige, sich häufende «Eindringlinge», deren Herkunft für jedermann, vor allem auch für deutschsprachige Nicht-Romanen, erkennbar bleibt. Diese Tendenz zur «Sprachmischung» wird den sonst zu Garanten der Existenz der Sprache stilisierten einfachen Sprechern nicht durchgelassen und vor allem nicht als Anfang desselben Prozesses der «Einbürgerung» gewertet, dessen Ergebnis man als «Neubürger» wohlwollend in Schutz nimmt. So erwähnt Muoth, sonst eher der Ansicht, dass «die Gebildeten das Romanisch verderben»[251], plötzlich lobend, die romanische Schule des 19. Jahrhunderts habe zur Folge, dass die Autoren mehr Skrupel hätten, nicht integrierte deutsche Lehnwörter schriftsprachlich zu verwenden: «ils auturs ein daventai pli scrupulus a rapport dell'applicaziun de expressiuns tudestgas non naturalisadas, sco il *Kunst*, il *Schlacht*, il *Verstand*, il *Vorsteher* etc. En la conversaziun vegnan de talas expressiuns bein aunc adina duvradas, mo en scret pauc pli.» (Muoth, 1893:27). Im Falle von «Kunst» und «Verstand» stehen die Chancen zur Integration gar nicht so schlecht, «esser ingün cunst» («keine Hexerei sein»), «far cunsts» («Kunststücke aufführen», auch: «Dummheiten machen») sind gängige Wendungen, «Verstand» gehört im Engadin in der Form «farstond»[252] zum expressiven Lehnwortschatz. Auch Tuor beurteilt die zeitgenössischen deutschen Einflüsse ganz anders als die historischen: «Mo da tut autra natira ei l'influenza tudestga, che sefa sentir ozildi. Nus stein avon il prighel de ver il tudestg penetrar en nies lungatg, senza saver leu s'incarnar cul spért e vestgiu romontsch.» (Tuor 1912:348). Dass sich aktuelle deutsche Lehnelemente «nicht mit romanischem Geist und romanischer Ausstattung verbinden können», schreibt Tuor dem Sprachverhalten von zwei verschiedenen Gruppen zu, demjenigen der «Gebildeten» («studegiai») und demjenigen

des «einfachen Volkes, der Hotelangestellten und Handwerker» («gleut cumina [...] pievel de hotels e dils mistregns»). Die Gebildeten haben Deutsch gelernt, «ed emblidau de patertgar romontsch», «vergessen, romanisch zu denken»: «Els meinen cun gronda nunschanadadat en nies lungatg la construcziun tudestga», «Sie bringen mit grosser Unbefangenheit die deutsche Konstruktion in unsere Sprache», womit wohl hauptsächlich Lehnübersetzungen angesprochen sind. Die Handwerker und Angestellten dagegen, «corrumpan nies vocabulari, duvrond senza schanetg expressiuns tudestgas, era nua ch'in plaid romontsch adequat stat en disposiziun», «verderben unseren Wortschatz, indem sie schonungslos deutsche Ausdrücke auch dort verwenden, wo ein angemessenes romanisches Wort zur Verfügung steht» (Tuor 1912:348). Auch Vellemann, der den «germanischen Einschlag» des Bündnerromanischen sonst als spezifische, vom Volk nicht als fremd empfundene Charakteristik auffasst und gegen «gewisse Puristen» verteidigt[253], wird plötzlich geradezu rabiat, wenn es um zeitgenössische Entlehnungen aus dem Deutschen geht, «quella singulera influenza», «quaist abüs», «dieser Missbrauch» (Vellemann 1931:112). Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert würden in gewissen Gegenden deutsche Wörter und Wendung mit romanischen «simplamaing masdos», «einfach vermischt», was zu Sätzen führe wie: «Allura pudessans tuottüna istiege perchè il zug es so wie so schon überfüllt.» (ibid.). Sein Kommentar ist geharnischt: «Sgür cha que nun ais ün bel möd da s'exprimer, ma la bastardezza e tridezza d'ün têl masdügl da pleds e dits heterogêns do telmaing in ögls, cha nu fa dabsögn da l'intervenziun da filologs per predgêr in favur da la pürted dal linguach.» (1931:112). Was Vellemann als «bastardisiertes und hässliches Wortgemisch», als «jargon ladin-tudais-ch» (1931:113) beschimpft, findet in der bündnerromanischen Sprachwissenschaft bis heute keine Gnade. Johannes Kramer, der in kritischer soziolinguistischer Analyse die von der romanischen Sprachpflege immerzu beschworene Gefahr des Sprachwechsels nicht bestätigt findet, warnt vor der «Bastardisierung»: «Il prighel ei oz buca talmein la dismessa dil lungatg-mumma, mo sia bastardisaziun. [...] Igl exempel «La Feuerwehr pren il Schlauch e fa il Löschen» ei bein construius, mo nuotatonmeins tipics.» (1976:47). Weniger wertend, eher als kritische Relativierung der Auswirkung sprachpflegerischer Massnahmen, stellt Cathomas fest, was schon Tuor festgestellt hatte, «dass viele wirklich wenig oder keine Hemmungen haben, schweizerdeutsche Wörter und Satztypen ins gesprochene Rätoromanische einzubeziehen» (1981:116).

Wenn die mündliche «Sprachmischung» selbst die kritischen, nicht puristischen Sprachwissenschafter des 20. Jahrhunderts aus der Reserve holt, so

entlockt sie den populärwissenschatlichen und militanten Puristen und Sprachpflegern entweder jähzornige Tiraden oder zerknirschte Bekenntnisse, dass man sich für diese Art des Sprechens schämt. Der wiederholte Einschub fremder Begriffe sei eine Sprachbeschmutzung und Selbstbeschmutzung, eine «schmähliche Schande», schreibt ein Anonymus: «Chi chi inascra sa lingua, inascra se stess! Nun ais que üna marscha verguogna, scha nativs rumauntschs s'inservan nel discuors repetidamaing da terms esters?»[254]. Nach Otto Gaudenz ist die «korrupte Mischsprache», die das Volk im Alltag braucht, ein Drachen, der alle sprachpflegerischen Bemühungen zunichte macht: «Ün da quels draguns ais il möd, co cha nos pövel discuorra di ed an. Fin tant ch'el nella vita da minchadi s'inserva d'üna lingua uschè corruotta, d'ün maschdügl da rumantsch e tudais-ch, vain succesivamaing anullà que cha nus fain in favur d'ün svilup da nossa favella.» (1923:70)[255]. Der unermüdliche Streiter für ein «reines Romanisch» oder «s-chet rumantsch», Jachen Ulrich Gaudenz, stellt ebenfalls fest, dass das «Hineinpfuschen fremder Wörter» die Sprache entstellt, und verweist dann auf den springenden Punkt: es löst bei Anderssprachigen «Hohn oder Mitleid» aus: «Quaist pastrügliar aint pleds esters in nos rumantsch, impustüt cur cha quai dvainta sainza bsögn, anzi per spüra cumadaivlezza e comodità, sgrada la lingua fermamaing e la fa gnir trida, da möd cha glieud d'otra lingua dumanda suvent cun spredsch o cun cumpaschiun, schi nu's possa dir in rumantsch neir quist o quai.» (1942:73). Diese mangelhafte Erfüllung ihrer sprachlichen Repräsentationspflichten durch die Sprachbenutzer wird als verantwortungslose Gleichgültigkeit oder als «Sabotage» am Status der Sprache oder an den Bemühungen der Sprachpflege immer wieder thematisiert[256]. Auch Deplazes schämt sich manchmal für das Romanisch seiner Landsleute, die mit deutschen Lehnwörtern und deutschen «Strukturen» (exemplifiziert an der Lehnübersetzung «far cun»/«mitmachen») letztlich die «romanische Identität» gefährdeten: «Kein Wunder, dass die Reinhaltung der Sprache darunter leidet, kein Wunder, dass man gelegentlich im Zug, auf der Strasse, im Laden ein beschämendes Romanisch zu hören bekommt. Dies wiederum bringt unsere Identität ins Wanken.» (Deplazes 1991:40). Jean Jacques Furer schliesslich erlebt sogar das schriftsprachliche Romanisch der Gegenwart als «schreckliches Gemisch voller Germanismen», das ihm Anlass zu «Irritation und sogar Trauer» ist: «Per mei munta il leger romontsch beinsavens ina irritaziun e perfin in cordoli. Memia biars artechels e texts de tuttas sorts ein nuot auter ch'in sgarscheivel mischedem plein germanissems, confusiuns de plaids ed autras incorrectadads.» (Furer 1985:6).

Dass solches Schelten und Zetern Reaktionen hervorruft, wird niemanden erstaunen. Bezeichnend sind die Reaktionen auf die unermüdliche, minutiöse «Germanismen-Detektion» von Max Kettnaker. Auf Bitten von Rätoromanen hin veröffentlicht dieser zuerst im *Chardun* (1977–1983), dann im *Fögl Ladin* (1991–1994) lange Artikel-Serien, die in erster Linie «versteckte Germanismen» (vor allem Lehnübersetzungen) in romanischen Texten aufdecken und Vorschläge für bessere Lösungen machen. Für seine Kompetenz immer wieder bewundert, für seinen Einsatz gelobt, steht Kettnacker plötzlich im Gegenwind: in Leserbriefen wird er mit den «rumantschuns», den «Edelromanen» verglichen, sein «critichöz», sein «Herumkritisieren», bei dem er übrigens selber Fehler mache, sei demotivierend[257]; er beschäftige sich mit «meskinarias e nügliarias», mit «Schäbigkeiten und Nichtigkeiten»[258]; er habe eine «manichäistische Vision» der Sprache und «frisiere Stechmücken»[259]. Grundsätzlicher ist die Kritik von Peter Egloff, der die Sprachbewegung als Elitephänomen relativiert, puristische Sprachkritik wie die eben referierte als «Schelte von oben» (1987:32) bezeichnet und darauf hinweist, «dass Teile des «rätoromanischen Fussvolkes» eher Sorgen *mit* der Sprache statt *um* die Sprache haben» (1987:33). Damit ist eine der zentralen Voraussetzungen der traditionellen Sprachpflege in Frage gestellt, die von der «Sprache» aus denkend für selbstverständlich nimmt, dass die Sprecher zu einem Dienst an ihrer Sprache, ihrem Prestige, ihrer «Reinheit» verpflichtet seien. Eine als «kranke Mutter» metaphorisierte Sprache muss man «pflegen»[260]; solche Vorgaben haben, wie Castelberg pointiert festhält, die Sprachpflege zu einem «Schutz der Sprache vor den Sprechern» pervertiert: «Nossa cultura da lungatg ha pervertiu quei schanegiar en in schanegiar il lungatg encunter ils plidaders. Basa da quella ideologia ei naturalmein la supposiziun ch'ei detti in lungatg «schuber», libers da tuttas tschuffergnadas humanas.» (1994:10). Gegen die hier polemisch, aber nicht unrichtig auf den Punkt gebrachte, puristische Ideologie richtet sich nicht nur essayistische, sondern auch literarische Kritik und Polemik. Diese antipuristische literarische Reaktion hat an der Mehrsprachigkeit in bündnerromanischen Texten einen grossen Anteil.

Die «Sprachmischung» – die zitierten Beispiele zeigen, dass es vor allem um code-switching geht – wird nicht nur als Beispiel des bedenklichen Zustandes, sondern ebenso als sicheres Indiz der absehbaren negativen Entwicklung der «bastardisierten» Sprache interpretiert. Diese als «Tod des Romanischen»[261] vorausgesagte Entwicklung in Richtung Sprachwechsel und deutscher Einsprachigkeit wird entweder zur Katastrophe stilisiert oder, vor dem Hintergrund der «bastardisierten Sprache», als weniger schlechte Lösung trotzig herbeigewünscht. So fordert G. M. Nay 1902,

unter Berufung auf das Bibelwort, die Romanen der Kontaktzonen sollen sich für warm (romanisch) oder kalt (deutsch) entscheiden und ihre entstellte Mischsprache aufgeben: «Schons, Tumliasca, Muntogna e perfin il Plaun ein pli u meins daventai malfideivels al lungatg romontsch. Els plaidan bein aunc tscheu e leu la viarva materna, mo quella ei disfigurada e maltractrada da tala maniera, ch'ins ei bunamein tentaus de dir: ‹Seigies caulds; saveis vus buc esser caulds, sche seigies freids, mo freids sco s'auda. Vuleis vus setener vid la faviala romontscha, sche stimei, preziei e cultivei quella. Cass cuntrari, seteni e cultivei il tudestg e violei buca l'ureglia romontscha.›»[262]

Die Verbindung zwischen puristischer Sprachpflege und den erwähnten Optionen zeigt sich exemplarisch in den folgenden Aussagen von Jon Pult: «Wir müssen dafür besorgt sein, *dass* romanisch gesprochen wird, und darüber wachen, *wie* gesprochen wird. [...] Man hat eingesehen, dass das Romanische nur dann lebensfähig und lebensberechtigt ist, wenn es romanisch bleibt und nicht in ein Kauderwelsch oder in eine blutlose Koine aufgeht. Purismus ist für uns eine Lebensfrage.» (1951:167)[263]. Die Einschätzung der Lebensfähigkeit hängt vom Zugeständnis der Lebensberechtigung ab; «Kauderwelsch» *muss* transitorisch sein.

Die Prophezeiung des *Sprachwechsels* als Katastrophe, als Fall in eine nicht zu überwindende, lähmende sprachlich-kulturelle Mittelmässigkeit will sich nicht nur auf prophetische Begabung, sondern auf Beobachtungen in germanisierten Territorien stützen. Muoth, der in seinem Gedicht *Al pievel romontsch* (1887) behauptet, seit dreihundert Jahren germanisierte Romanen sprächen noch immer «schlimmer als Kinder»[264], findet im Schanfigger-, Prättigauer- und Churerdeutsch «buc il *caracter allemannic*, anzi il *caracter romontsch*» (1893:30). Die wenigen Reliktwörter und Beispiele von Substratwirkung, die er aufführt[265], reichen nicht aus, um sein ideologisches Postulat einer auch historisch unüberwindlichen, einmaligen muttersprachlichen «Prägung» plausibel zu machen. Im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts haben nicht alle wie Muoth wenigstens versucht, ihre Gleichsetzung von Sprachwechsel und sprachlich-kultureller, aber auch intellektueller, ja moralischer Dekadenz mit Beobachtungen sprachlicher Fakten zu belegen. Otto Gierè behauptet, ein Sprachwechsel bringe eine «mediocrited intellectuela spaventusa», eine «fürchterliche intellektuelle Mittelmässigkeit» (1935:206) mit sich. Den Beweis liefert ihm Men Rauchs Behauptung, jene Familien, die im Oberengadin und im Domleschg «unsere Sprache verrieten», seien «aus den Reihen prominenter Personen verschwunden»[266]. In einer philosophisch-psychologisch ausgerichteten Analyse des Zusammenhangs zwischen Sprache und Bewusstsein metapho-

risiert Derungs (1967) den Sprachwechsel als «Fäulnisprozess», «process de schmarschira», bei dem eine dem «romontsch decadent» anhaftende «geistige Lähmung», «schiradadad spirtala», auf die neue Sprache übergreife und sich hier, wie die germanisierten Gegenden leider zeigten, während Jahrzehnten und Jahrhunderten ausbreite[267]. Den umfassendsten Versuch, die negativen Auswirkungen von labiler Zweisprachigkeit und Sprachwechsel sprachwissenschaftlich zu belegen, unternimmt Cavigelli (1969). Was er auch im Deutschen von zweisprachigen oder vollständig germanisierten Bonaduzern an Verstössen gegen eine synchrone präskriptive Norm feststellt, wird unabhängig von zeitlicher, sozialer, kontextueller, situativer Bedingtheit der Äusserung durchwegs auf kontaktbedingte «Zersetzung der angeborenen Sprachsubstanz» (1969:146), auf «sprachliche Dekadenz» (ibid.), zurückgeführt. Hat das als «germanisierte Mundart» bezeichnete Bonaduzerdeutsch für einen romanischen Begriff keine «adäquate lexikalische Entsprechung» (1969:585), wird triumphierend auf «Lücke», «Verarmung und begriffliche Verwirrung» (ibid.) verwiesen. Hat es mehrere Entsprechungen, wird dies als von der Germanisierung verursachte «offensichtliche Verwischung des begrifflichen Wortinhaltes» (1969:584) interpretiert, als «Fülle von Ausdrücken [...], welche dem eigentlichen Sinn oft nur ungefähr gerecht werden» (ibid.). Die aufgrund solcher zeichentheoretischer Voraussetzungen durchgeboxten ideologischen Folgerungen sind: Begriffsverwirrung, verminderte Denkfähigkeit, beeinträchtigte Persönlichkeitsentfaltung, erschwerte Sozialisation, negative Charakterveränderung[268]: alles Folgen von Sprachkontakt und Sprachwechsel.

Die inzwischen als «Depravierungs-» oder «Defizit-Hypothesen» kritisierten Diagnosen[269] negativer Folgen des befürchteten Sprachwechsels bilden den ideologischen Hintergrund der in «falschem Deutsch» geschriebenen literarischen Texte, die diese Art Ideologie fortschreiben und literarisch umsetzen, aber auch spielerisch vorführen können.

III.2. Literatur und Sprachpflege: Überschneidungen und Divergenzen

Die vielfältigen Beziehungen zwischen literarischem Text und sprachpflegerischer Tradition gehören zu den Grundaspekten der unten (IV.) einzeln vorgestellten Texte und werden daher immer wieder zu thematisieren sein. Im Rahmen dieses einleitenden Überblicks über den sprachlich-literarischen Hintergrund unserer «mehrsprachigen» Texte sollen nur einige der markantesten Überschneidungen zwischen literarischem und sprachpflegeri-

schem Diskurs aufgezeigt werden. Sehr deutlich zeigen sich diese Überschneidungen in der Thematisierung von Sprachkontakt und Sprachwechsel in der Tradition des «Sprachgedichts» (III.2.1.). Vielfältig sind die Vorstellungen einer engen Verbindung zwischen sprachlicher «Reinheit» und ästhetischer Qualität im Zusammenspiel von Poetik, Text und Lesererwartung (III.2.2.). Die Literatur einer bedrohten Sprache als Mittel einer auf Spracherhaltung und Sprachausbau bedachten Sprachpflege? Es erweist sich, dass diese traditionelle Vorstellung in der Vergangenheit weniger hinterfragt wurde als in der Gegenwart.

III.2.1. Sprachkontakt und Sprachwechsel im traditionellen «Sprachgedicht»

Die von Billigmeier als «Herz der romanischen *Renaissance*» (1983:266) bezeichnete romanische Literatur ist mit der sprachpflegerischen Tradition der «romanischen Bewegung» aufs engste verknüpft. Wo sich ihre Rolle auf wiederholende Umgestaltung und Reflexion eines bereits vorhandenen «Sprachdiskurses» beschränkt und wo umgekehrt zentrale Motive und Ideologien dieses Diskurses ihre erste, prägnante Formulierung der Literatur verdanken, bliebe literarhistorisch eingehender zu untersuchen.

Am auffälligsten zeigt sich die Verbindung zwischen «Sprachbewegung» und Literatur in einem bis heute lebendigen Genre, das hier behelfsmässig und unter Ausschluss aller gattungstheoretischen Problematik als «Sprachgedicht» bezeichnet wird. Es handelt sich um meist poetische Texte[270], deren thematische Titel oder Titel-Widmungen mit: «Romanisch», «Unsere Sprache», «Muttersprache», «Lob des + Sprachnamen», «Romanisch ist meine Rede», «Dem romanischen Volk» u.a. anzeigen, dass von ihnen im weitesten Sinn «metasprachliche» Aussagen, vor allem Beschreibung, Lob und Kritik von Sprache und Sprechern (meist Lob der Sprache und Kritik der Sprecher) zu erwarten sind. Die Tradition des «Sprachgedichts» führt zur Herausbildung einer kompakten Stereotypie «Lob der Muttersprache», die bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts derjenigen der nicht-literarischen sprachpflegerischen Tradition ohne wesentliche kritische Brechungen entspricht. Zu dieser Tradition gehören Texte von Flugi (1845, 1861), Caratsch (1865, 1887), Balastèr (1886), Muoth (1887), Mathis (1887), Tuor (1898), Camathias (1906, 1915), Barblan (1908), Cadieli (1910), Steier (1936), Luzzi (1938), Augustin (1944), Lozza (1951), Wahrenberger-Defuns (1960)[271]. Seit den 70er Jahren – emblematisch ist Plantas parodistischer Titel *Chara lingua da la mamma* (1973)[272] – ist die Stereotypie des «Sprachgedichts» vermehrten Brechungen ausgesetzt: das «Lob der Mut-

tersprache» wird, bei allen Beispielen für ungebrochene Kontinuität, vermehrt mit ironischen, parodistischen oder offen kritischen Akzenten durchsetzt. Die Kritik gilt der literarischen Tradition, aber auch älteren und neueren sprachpflegerischen Bemühungen, während die Kritik der Romanen als Opportunisten und Verräter eher konstant bleibt. Zu diesen neueren «Sprachgedichten» gehören solche von Planta (1973:11–17), C.D. Bezzola (1978), Ruth (Pseudonym) (1984), Bardill (1987), Mani (1991)[273].

Hier geht es nicht um vollständige Dokumentation der stereotypen Topik dieser Sprachgedichte, sondern um die Darstellung besonders evidenter Überschneidungen mit nicht-literarischen sprachpflegerischen Diskursen, die sich zu Sprachkontakt und Sprachwechsel äussern.

Den Anfang dieser Tradition bilden zwei Gedichte des Oberengadiners Conradin de Flugi (1787–1874), *Il linguach romaunsch* (1845) und *Als romaunschs ladins* (1861)[274]. In beiden Texten ist vom Romanischen als Kontaktsprache die Rede, die ersten Verse von *Il linguach romaunsch* erläutern die Brisanz der Frage nach der Herkunft des Romanischen:

> Dapertuot as saint'uossa a dumander
> Che chi saja romaunscha favella,
> Sch'ella poass'ün origin demusser
> O provegna a quist' o da quella? (V. 1ff.)

Die Frage, ob das Romanische «eine Herkunft zeigen könne oder ob es von dieser und jener (Sprache) abstamme», kann nur als Frage nach dem neolateinischen «reinen» oder dem heterogen «mischsprachlichen» Charakter des Romanischen verstanden werden. Die Antwort verweist zunächst auf die Etymologie: «Romaunsch vain da «Roma» ognün po chapir,» (V. 7) und erbringt dann den ironischen Beweis, dass Französisch, Italienisch und Deutsch jünger als das Romanische und damit nicht Spender-, sondern Empfängersprachen lexikalischer Entlehnungen aus dem Romanischen seien. So habe das Französische seinen «Seigneur» vom romanischen «Segner»: «‹Seigneur› vain da ‹Segner› [...]» (V. 13), das jüngere Italienisch sei dem Romanischen sehr ähnlich: «[...] el disch sco nus ‹la bell'aurora›» (V. 23), das Deutsche habe Wörter wie «Leid», «Söller» oder «fahrlässig» aus romanisch «led», «suler» und «varlass» übernommen:

> Ella ho sieu «Leid» piglo our da noass «Led»
> E sieu «Söller» d'suler sco bain 's muossa:
> Sieu «Fahrlässig» vain our da noass «varlass»[275]

Es hätten also die Gelehrten, «vus doats» (V. 43), die sich für die Herkunft des Romanischen interessierten, «diese Sprache als alt und schön zu respektieren», «respetter/tela lingua sco veglia e bella» (V. 45f.). Im Gedicht *Als romaunschs ladins* (1861) wird, nach erneuter Berufung auf die «Roma»-Etymologie, festgehalten, dass «es doch eine Schande wäre, das Romanische aufzugeben»; «Verguogna füss bain da l'abanduner!» (V. 6). Trotz starkem Rückgang sei es noch nicht verschwunden (cfr. V. 11f.), obwohl es eine «vernachlässigte Sprache», «neglet linguach» (V. 17) sei, könne es seinen Sprechern von Nutzen sein, da es das Erlernen anderer Sprachen erleichtere (cfr. V. 18–24). Deshalb solle man es bewahren und fehlende Wörter aus verwandten Sprachen entlehnen:

> E 'ls terms chi as maunchen vi e nò.
> Pigliels d'ün linguach chi ais parentò. (V. 29f.)

Und es nicht wie die Engländer machen, die ihre «arme und schwache Mutter mit ganz fremden Wörtern aufgetakelt haben»:

> Con pleds tuot esters haun fitò sü
> La povra e debla lur màmma. (V. 32f.)[276]

Damit sind schon in diesen frühen «Sprachgedichten» einige der häufigsten, gattungsspezifischen Stereotype versammelt: Alter, Schönheit, neolateinische Herkunft, Eigenständigkeit der auch als «Schlüssel zu andern Sprachen»[277] dienenden Muttersprache machen deren Erhaltung zu einem Gebot der Ehre wie der auf Nützlichkeit bedachten Vernunft. Die in ironischer Umkehrung heruntergespielte Bedeutung des Deutschen und der Ratschlag, sich beim Ausbau des Romanischen am Latein und an neolateinischen Sprachen zu orientieren, sind ebenfalls Konstanten der literarischen wie der nicht literarischen sprachpflegerischen Ermahnung.

Simeon Caratsch (1826–1891)[278] kann sich bereits in seinem *Il linguach romauntsch-ladin* von 1865 auf eine sprachpflegerische Tradition berufen, auf «Divers Signuors da grand' doctrina», «diverse hochgelehrte Herren» (V. 1), die versucht haben, die Erhaltungswürdigkeit der Sprache nachzuweisen. Daneben hätten «letterats in abbondanza», «Literaten in Hülle und Fülle» (V. 43) «[...] in pros'e vers cun eleganza» (V. 45) das Ladin verteidigt, das vor einigen Jahren wegen der Gleichgültigkeit der Romanen und der versuchten Germanisierung durch die Schule (cfr. V. 15ff.) in grosser Gefahr gewesen sei:

Avant qualch'ans nossa favella
As rechattaiv'in prievel grand, (V. 7f.)

Da hätten sich zum Glück die «letterats» und mit ihnen viele andere (cfr. V. 19ff.) erhoben, um die Sprache ihrer Ahnen als «pü dutscha [...] e bella» gegen das Deutsche, «l'aspra favella» (V. 23f.), zu verteidigen. Es folgen das «Schlüssel»-Argument (Romanisch hilft beim Erlernen des Französischen, Spanischen, Italienischen, Deutschen, Russischen und Englischen)[279] und der Hinweis auf die grosse Schande, «grand' macla» (V. 31), die es bedeutet, eine alte Sprache aufzugeben (cfr. V. 31ff.). Der letzte Teil ist Lob der Sprachpflege: die Gründung einer Zeitung (cfr. V. 39), einer Druckerei (cfr. V. 41f.) und eine vom Dichter vorgeschlagene, romanische «Societed editrice» (cfr. V. 60) gäben Anlass zur Hoffnung. In diesem Text Caratschs zeigt sich das enge Zusammenspiel von Dichtung und sprachpflegerischer Propaganda: der poetische Text schreibt die Chronik der romanischen Bewegung, schätzt ihre Aussichten ein und unterbreitet ernstgemeinte Vorschläge für neue Massnahmen.

Für die poetische Standortbestimmung der romanischen Bewegung ist der zweite Band der *Annalas* wichtig, der drei grosse «Sprachgedichte», Caratsch (1887), Mathis (1887) und Muoth (1887), vereinigt.

Caratschs Euphorie von 1865 scheint zunächst gedämpft, denn er stellt gleich zu Anfang resigniert fest, dass das Romanische «von vielen aufgegeben wird», «el vain da bgers miss dvart» (V. 3) und sein «Tod» damit nur noch eine Frage der Zeit sein kann:

In möd ch'el morirò – pür memma, bod o tard. (V. 4)

Bei der Schilderung der dramatischen Zunahme der Deutschkenntnisse in der romanischen Bevölkerung kann sich Caratsch ironische Untertöne nicht verkneifen. Vor hundert Jahren konnten nur «die Gelehrten, die Weisen und der Bischof» deutsch, jetzt spricht es jeder Kutscher, Schneider und Schuhmacher:

Mentre cha hoz in di – ün l'oda a tschantscher
Ad ogni vittürin – o schneder o chalger! (V. 11f.)

Solcher Spott weist darauf hin, dass es hier nicht nur Sorge um das Romanische im Spiel ist, sondern auch ein gewisses Ressentiment gegenüber einer neueren Zweisprachigkeit des «Volkes», die ein altes bildungsbürgerliches Monopol bricht. Die im ersten Teil des Gedichts gezogene Bilanz ist negativ, das Romanische sei «vernachlässigt, verlassen, am Verschwinden»:

Neglet, abbanduno, – sül punto da croder! – (V. 16)

Ein zweiter, längerer Teil beginnt dann allerdings mit «Ma na!», «Aber nein!» (V. 17) und zählt die verschiedenen «Verteidiger» der bedrohten Sprache auf: die Frauen (V. 19), die Pfarrer (V. 21) und die Dichter (V. 23), die sich bemühen, ihr Ende hinauszuzögern:

El ho eir sieus poëts – chi 's daun granda fadia
Per retarder sia fin – sia mort ed agonia; (V. 23f.)

Eindeutiger und nüchterner lässt sich die sprachpflegerische Funktion der romanischen Dichtung im Selbstverständnis ihrer Autoren nicht mehr bestimmen.

Giovannes Mathis' (1824–1912) *La Vusch ladina d'nossas Alps!* (1887)[280] ist ein gutes Beispiel für die schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts feste Stereotypie des «Sprachgedichts»: lateinische «Wurzel» des Romanischen (V. 1), Wohlklang (V. 2, 9), Alter (V. 3, 9), Sprache, in der uns die Mütter beten gelehrt haben (V. 6), Sprache der Engel (V. 8), Schlüssel zu andern Sprachen (V. 17ff.) und Garant dafür, dass die Romanen die von ihnen gelernten Fremdsprachen «richtig aussprechen» (V. 20). Umgekehrt hätten Nicht-Romanen mit dem Romanischen als «lingua rera, bain curjusa», «seltener, sehr merkwürdiger Sprache» (V. 21) ihre Schwierigkeiten. Sie entlockten der romanischen Leier viele Misstöne:

A'T pronunzchand faun tschêra gramazchusa
Ils tuns d'Ta Lyra fand suvenz sgrizcher! (V. 21f.).

Diese Behauptungen deuten auf die Einseitigkeit der Wahrnehmung «fremder Akzente», darauf, dass wir phonetische Interferenzen aus der Erstsprache bei andern sehr gut, bei uns selber sehr schlecht wahrnehmen. In der folgenden Strophe ist von anderssprachigen Einschüben ins zeitgenössische Romanisch die Rede:

D'Franzes, Tudais-ch, d'Italiaun uoss' T'masda
Pü d'ün, crajand da 'T render bel, modern, (V. 25f.)

Hier wird die Stilwirkung von Transferenzen oder Lehnbildungen auf eine falsche sprachpflegerische Absicht der Sprecher zurückgeführt, das Romanische «zu verschönern, zu modernisieren» und damit sein Prestige zu vergrössern. Dagegen erhebe sich aber «'l Genio vegl dal Pled-Romauntsch»,

«der alte Genius des Romanischen Wortes» (V. 27). Die Kritik der hinter fremdsprachlichen Einschüben steckenden Intention ist kein Einzelfall und liefert interessantes Vergleichsmaterial zu theoretisch ambitiöseren Interpretationen der Stilwirkung transkodischer Markierungen in literarischen und nicht literarischen Texten. In Caduffs *La vusch dil Rein* (1920) ist diese Kritik Teil einer *laudatio temporis acti* , in der unter anderem die gegenwärtige Einwanderung von Fremden kritisiert wird. Diese Fremden «verunreinigen mit ihrem fremden Wort unsere alte, unsere stolze Sprache»:

> Tertognan cun lur jester plaid
> Nies vegl, nies losch lungatg. (V. 79f.)

Diese Verunreinigung wird implizit dafür verantwortlich gemacht, dass kaum ein Bauer mehr korrekt romanisch spricht, dass man «deutsche Wörter braucht, um seine Weisheit zu demonstrieren»:

> Ins applichescha plaids tudestgs
> Per sia sabientsch' mussar (V. 83f.)

Diese konservative Polemik ist deshalb interessant, weil sie Fremdeinschübe nicht einfach wie üblich auf mangelnde Romanischkenntnisse zurückführt, sondern von einer bewussten Verwendung zur Markierung eines bestimmten Status des Sprechers ausgeht[281].

Muoths *Al pievel romonsch* (1887) ist das wohl bekannteste und meistzitierte Sprachgedicht[282], das die kanonischen Argumente um die bereits erwähnte «Defizithypothese»[283] bereichert, die Argumentation, wonach ein Sprachwechsel nur unter Hinnahme eines unüberwindlichen sprachlich-intellektuellen Rückschritts vollzogen werden kann. Dem Aufruf zur Verteidigung der «alten Sprache», «vegl lungatg» (V. 2), folgt die durch Reim und syntaktischen Parallelismus gestützte metonymische oder auch synonymische Identifikation zwischen Sprache und «Gedanken», «pertratg» (V. 4)[284]. Die zweite Strophe identifiziert das Romanische mit dem «dun», der «Begabung» (V. 14), die dritte identifiziert es mit der «Natur», «natira» (V. 22). Der Sprachwechsel wird in zwei Periphrasen angesprochen: «Satrar tiu dun!», «Deine Begabung begraben!» (V. 14) und «midar natira», «die Natur wechseln» (V. 23). Beide Periphrasen werden erläutert, die erste mit der Behauptung, der im Schatten des Romanischen stehende Geist werde nie «einen andern Sinn erfassen», «concepir in auter senn» (V. 17), eine «neue Begabung hervorbringen», «parturir in niev talent» (V. 18)[285]. Zur Erläuterung des «midar natira» dient das Deutsch der «Brüder», die den

Sprachwechsel vollzogen haben: es ist «verworren», obwohl die Germanisierung dreihundert Jahre zurückliegt, «reden viele schlimmer als Kinder», und «haben noch immer viele romanische Wörter übrig».

> Il vierv matern vegn emblidaus;
> Il plaid tudestg ei scumbigliaus;
> Biars plaidan mender ch'ils affonts.
> Schizun tudestgs da treitschien onns,
> Gie tudestgai da treitschien onns,
> Han aunc adina plaids romonschs d'anvons. (V. 25–30)

Diese Darstellung von Sprachwechsel als misslingende, in einem hybriden Zwischenstadium steckenbleibende Metamorphose beruht auf einer deterministischen Auffassung einer zugleich als «Natur» und als «Schicksal», «sort» (V. 20), den Menschen prägenden Muttersprache[286] und einer verzerrenden Übertreibung der Substratwirkung. Im übrigen braucht Muoth die gängigen metaphorischen Stereotype: die Romanen als Arven, die in der Ebene verkümmern (cfr. V. 35f.), die weinende romanische «Mutter» (V. 45)[287].

Tuors *Al pievel romontsch* (1898) übernimmt die Defizithypothese offensichtlich von Muoth; mit der verlassenen, klagenden, vom Tode bedrohten, alten Sprache verschwindet noch mehr ins Grab: Sitte, «Sprache» (wohl: Sprachsinn), Kraft, Begabung, Denkfähigkeit:

> Cun el gie svanesch'en fossa
> Ti' isonza, viarva, possa,
> Tiu talent e tiu pertratg! (V. 16f.)

Camathias' *Nossa viarva* (1906) zeigt ein weiteres Mal die Kompaktheit eines bereits um die Jahrhundertwende festen topischen Inventars, wobei hier vor allem die Sprache-Natur-Analogie[288] im Vordergrund steht. In einer sprachkämpferischen Schrift von 1907 macht Camathias den Zusammenhang von Konservativismus und Berufung auf die Natur deutlich: das ländliche Volk erhaltet seine Sprache, weil es konservativ sei, wie die Natur[289]. In dieser Schrift, die sich wie eine Summa der sprachpflegerischen Argumentation der Jahrhundertwende liest, skizziert Camathias eine interessante, mit unterschiedlichen Textsorten korrelierte Diglossie. «Wenn die Prosa des Lebens das Deutsche verlangt, so ruft die Poesie des Herzens für Gebet und Lied nach der Muttersprache»[290]. Neben der häufigen, bis heute variationsreich abgewandelten Antithese zwischen dem Deutschen als

«Brotsprache» und dem Romanischen als «Herzenssprache»[291], ist hier die Verbindung von Domänenbeschränkung und Prestigeerhöhung bemerkenswert; die Untauglichkeit im Alltag wird zum Indiz der sakralen und poetischen Bestimmung der Sprache.

Direkten Bezug auf die behauptete Untauglichkeit des Romanischen als «Brotsprache» nimmt Cadielis *O viarva romontscha!* (1910). Es geht hier in erster Linie um die Beschimpfung der «inneren Feinde» des Romanischen, der «perfiden und undankbaren Söhne», «perfids e malengrazievels affons!» (V. 4), des «schurkischen Verräters», «scroc traditur» (V. 21), die den Tod des Romanischen wünschen und der (falschen) «profets» (V. 25), die sein Verschwinden diagnostizieren. Den undankbaren Söhnen, die behaupten, Romanisch sei «im Handel» nicht zu gebrauchen, «Ins sappi el traffic tei buca duvrar» (V. 6), wird zuerst entgegengehalten, die romanische Mutter habe ihre Söhne ernährt, der romanische Bauer habe – ausgerechnet! – weder Deutschland noch Italien gebraucht[292]. In rhetorischer Frage kommt dann der Materialismus-Vorwurf: «Has ti tiu lungatg per cumprar mo e vender?», «Hast du deine Sprache nur zum kaufen und verkaufen?» (V. 13), der Vorwurf, den Magen als «idol» dem Herzen vorzuziehen[293]. Den Schluss bilden pathetische Todesvisionen: wenn es sterben soll, soll das Romanische «en vestgiu de parada», «im Paradegewand» (V. 31) sterben; der letzte Wunsch der treuen Kinder ist ein romanisches Vaterunser am Grab der Mutter (V. 36). Die Wunschvorstellung der «im Paradegewand» sterbenden Sprache[294] hat eine textbezogene, poetologische Dimension, von der noch die Rede sein wird.

Ein neues, interessantes Argument gegen das «Sprachgemisch» ist in P. A. Lozzas *Linguatg da Murmarera* (1951) zu finden. Nach drei Strophen Lob der Sprache von Marmorera, die den Mustern der skizzierten Tradition folgen, wird in der vierten Strophe begründet, warum ihre «Bastardisierung durch den Mischmasch fremder Sätze» zu vermeiden ist; «damit wir in unserer alten Sprache mit unseren Toten reden können».

> Cul mandritsch da frasas estras
> legnsa betg al bastarder, –
> tgi cul vigl patuà nus pòssan
> culs noss morts puspe tschantscher. (V. 13ff.)

Die explizierende Übersetzung von Uffer[295] macht klar, dass hier vor der Gefahr gewarnt wird, mit den Ahnen im Jenseits nicht reden zu können, weil diese die Fremdelemente der neueren Sprache nicht verstehen. Die sprachhistorisch problematische Voraussetzung dieser Warnung ist eine

häufige, vielen Polemiken zugrundeliegende Annahme, wonach die ältere Sprache selbstverständlich die reinere ist.

Nach dem oben angedeuteten Bruch in der Tradition des «Sprachgedichts» wird nicht nur dessen Stereotypie einer ironisierenden Kritik ausgesetzt, kritisiert werden auch die Sprachpflege und ihre Institutionen, ja sogar die Sprache selber, die als Hort obsoleten und reaktionären Gedankenguts angeprangert wird.

In seinem *Rumantsch – eu't gratulesch* (in:1978:35–37) spielt Bezzola mit dem häufigsten Epitheton, «lingua da la mamma» durch Inversion und Neumotivierung:

> tü «lingua da la mamma»
> tü mamma da las linguas (V. 3f.)

In Bardills *Lingua materna* (1987) wird die entfremdete Funktion der von Sprachpflege und Identitätssuche vereinnahmten Sprache angesprochen:

> Sexibambola dals linguists
> Vibratur per identitorgassems (V. 13f.)

Neben solcher Invektive finden sich auch alte Stereotype, wie die Bitte, die Muttersprache in Würde sterben zu lassen[296].

In Ruths (Pseud.) *Romontsch* (1984) steht vor allem die Verbindung zwischen Sprache und kulturell-ideologischer Stereotypie im Zentrum der Kritik[297].

Die Frage von Sprachkontakt, Sprachwechsel und sprachlicher «Reinheit» ist in diesen neueren «Sprachgedichten» offensichtlich weniger zentral.

III.2.2. Reine Sprache, reine Dichtung? Literatur zwischen sprachpflegerischem und ästhetischem Anspruch

Zur Veranschaulichung der wechselseitigen Durchdringung ästhetischer und ausserästhetischer sprachlicher Haltungen braucht Mukařovský das Beispiel «Lob und Verteidigung der Muttersprache», das sich auf die oben besprochenen «Sprachgedichte» unmittelbar übertragen lässt: «Wenn man z.B. in Lob und Verteidigung der Muttersprache über deren positive Eigenschaften spricht, so pflegt ihre ästhetische Vollkommenheit nur als eine von vielen angeführt zu werden, alle anderen Eigenschaften jedoch erscheinen auf einmal mit einer ästhetischen Färbung, die sie in einem solchen Masse durchtränkt, dass sie terminologisch nicht «ausgeklammert» werden

kann.» (Mukařovský 1977:102f.). Der Hinweis auf eine durch Verallgemeinerung zustandekommende «Ästhetisierung» sprachbezogener Attribute (die «alte», die «vertraute» Sprache) ist im Zusammenhang mit den besprochenen «Sprachgedichten» wichtig. In diesen ausgeprägt metasprachlichen Texten zeigt sich nämlich eine weitere Verallgemeinerung, durch die ästhetische Qualitäten von der Sprache auf den einzelnen Text übertragen werden. Diese Übertragung ist in «Sprachgedichten» besonders evident, sie zeigt sich aber auch in verschiedenen Formen sprachbezogener Äusserungen in andern Textsorten. Die Bedrohung der Sprache, die Einbindung der Literatur als Mittel der Sprachpflege, der Vorführung sprachlicher Vielfalt, «Reinheit» und Ausbaufähigkeit[298] scheint diese «Wertübertragung» von der Sprache auf den Text zu begünstigen. Der Text leitet ästhetische Qualitäten mehr oder weniger explizit aus der Sprache her und projiziert sie wieder, im Anspruch ihre «Schönheit» zu zeigen, auf diese zurück. Dieses Wechselspiel, das als ästhetischer Teilaspekt des «Langue»-«Parole»-Zirkels aufgefasst werden könnte, lässt sich zunächst in den erwähnten «Sprachgedichten» beobachten.

Was Giovannes Mathis (1887) dem Romanischen andichtet:

> Tü est la lingua veglia, la sonora,
> Per prosa, rima ais Tieu tun dutsch, clêr,
> [...]
> Rich'ais Ta Lyra d'veglia melodia,
> Armonius Tieu pled, per ogni chaunt
> (1887, V. 9f., 13f.)

bezieht sich nicht nur auf die romanische Dichtung im allgemeinen, sondern, ob nur zwangsläufig oder selbstexegetisch bewusst, auch auf die eigene und vorliegende. Für die der Sprache im poetischen Text zugesprochenen euphonischen Qualitäten muss der Text selber zum Beispiel werden, die gelobte «Melodie» muss im Lob zu hören sein. Auch die in Cadieli (1910) ausgesprochene, seltsam anmutende Wunschvorstellung, das Romanische möge «en vestgiu de parada», «im Prunkgewand» sterben, muss unter diesem Aspekt gelesen werden:

> E fuss ei aschia, stuess inagada
> Ord nossas valladas svanir il lungatg,
> Duei el murir en vestgiu de parada,
> Duei el murir sco in clar di de matg.[299]

Als Referenz dieses metaphorischen «Prunkgewandes» kommt am ehesten die romanische Dichtung selber in Frage, der aufgrund seiner Etymologie und nach häufiger Metapher als gewobenes Tuch vorgestellte «Text», dessen literarische Sprache wiederum, im Bereich ihrer hohen Register, metaphorisch als «Festkleid», «Sonntagsuniform» u.ä. angesprochen wird[300]. In diesem Wechselspiel rechtfertigt sich poetische Rhetorik als Geste der Pietät gegenüber der sterbenden Sprache.

Die Besonderheit der Verbindung zwischen der bedrohten Kleinsprache und ihrer Dichtung wird in dieser immer wieder thematisiert. So etwa in den Anfangsversen von Lansels *La poesia rumantscha* (1935)[301]:

> Nossa poesia, fin dal prüm innan
> colliad'al rumantsch e sia vantüra, (V. 1f.)

Die Dichtung ist es denn auch, die kraft ihrer prophetischen Gabe (cfr. V. 21f.), die ihr Lansel in Anlehnung an die Vorstellung des «poeta vate» zuschreibt, über das künftige Schicksal der Sprache wahrsagt. In unserem Fall beschränkt sich die Voraussage allerdings auf den etwas flachen Slogan: «il rumantsch nu po murir», «das Romanische darf nicht sterben» (V. 23). Die hervorragende Rolle der Dichtung als Hüterin des «versteckten Schatzes» wird in Lansels *Il vegl chalamer* (1922)[302] umrissen:

> Perch'als poets, la schlatt'ha da tots temps
> surdat la clav da seis tesor zopà.
> Libramaing ch'and disponan, pisserond
> quel nö'be da mantgnair mo d'craschantar; (V. 92f.)

Dass die Dichter den «versteckten Schatz» nicht nur «erhalten», «mantgnair», sondern «äufnen», «craschantar» (V. 92) sollen, lässt darauf schliessen, dass sich die «Schatz»-Metapher auch auf Sprachliches bezieht. Spracherhaltung (durch Reaktualisierung von Obsoletem) und Sprachausbau (durch poetische Neologie) gehörten damit zu den Aufgaben, die die Sprachpflege der Dichtung überträgt, die die Dichter aber auch von sich aus in ihre Poetik übernehmen und in ihren Texten umsetzen.

Sprachpflegerische Anliegen und poetologische Reflexion verbinden sich auch im Bereich von Selbstexegese und Einschätzung der Bedeutung des eigenen dichterischen Werkes. So will Gion Not Spegnas die Bedeutung seiner sprachpflegerisch motivierten Gedichte ausdrücklich, wenn auch nicht ohne *understatement*, auf die Exemplifizierung der Schönheit des Oberhalbsteinischen beschränkt wissen. «Ia sarò cuntaint, schi ellas servan scu

mussamaint dalla valeta e retgezza digl bel, sonor e vigorous idiom surmiran. Otras pretensiungs on ellas betg.»[303]

Das Ineinandergreifen von Poetik und Sprachpflege findet im «Sprachgedicht» seinen offensichtlichsten Ausdruck, doch zeigt es sich nicht nur hier oder in andern Thematisierungen irgendwelcher Aspekte der «Sprachfrage». Enge personelle und ideelle Kontakte zwischen Philologen und Dichtern haben zu einer selbstverständlichen ästhetischen Interpretation puristischer Forderungen im Bereich der Poetik und entsprechender Umsetzung im poetischen Text geführt. Der Lyriker Andri Peer attestiert der bündnerromanischen Philologie, sie habe das «romanische Gewissen» geweckt, «die wirklichen Schätze aus viel fremdem Ramsch, der sie entstellte, herausgehoben», «salvà ils bains vardaivels our da blera rüzcha estra chi'ls sgradaiva», Ordnung gemacht, wo Unordnung war, die Lehrer beraten, «die Dichter angespornt und ihnen die reichen Speisekammern der Sprache aufgetan», «aguaglià ils poets e'ls drivi las abundantas chaminadas da la lingua»[304]. Die folgende Beschreibung der Arbeit und des Werkes «unserer grössten romanischen Dichter» kann im Hinblick auf Peers eigene Poetik gelesen werden: «Nun invlidain cha noss plü grands poets han stübgià a fuond il rumantsch [...] tadland cun uraglia fina la verva dals vegls e la tschantscha da lur temp, e giand modest inavo pro las funtanas ad arschantar la bocca. Masdügls nun hana fat.» (1954:7)[305]. In der Rückkehr zu den romanischen Klassikern fühlt sich Peer, wie er in seinem literarischem Tagebuch *Paginas dal diari* (1982:101–167) schreibt, «von einer Musik, aber auch von einem reinen romanischen Geist getragen, der mein eigenes Schreiben und Denken reinigen möge, ohne den Stil zu sehr mit Archaismen zu verdunkeln [...]», «portà d'üna musica, mo eir d'ün spiert rumantsch genuin chi vöglia pürifichar meis agen scriver e pensar, sainza ins-chürir massa il stil cun archaïssems [...]» (1982:152). Diese Bemerkungen enthalten nicht nur das Credo des *poeta doctus*, der sich auf die sprachlich-literarische Tradition beruft, sie sind auch ein Manifest einer Ästhetik des «Reinen» und «Ursprünglichen», die sprachlichem «Gemisch», «masdügls», aber auch einem, mit «romanischem Geist» nicht zu vereinbarendem, «unreinen Denken» eine Absage erteilt. Die sprachliche Grundfigur von Peers Lyrik ist denn auch, trotz der für sie kennzeichnenden intertextuellen Bezüge zu europäischer Lyrik, nicht der fremdsprachliche Einschub oder die neologistische Lehnbildung, sondern der Archaismus, in geringerem Masse der damit vereinbarte Surselvismus[306]. Fremdsprachliche Einschübe finden sich dagegen in Peers Prosa[307], was auf die von Bachtin festgestellte grössere «Offenheit» der Prosa gegenüber der «geschlosseneren» (ernsten) Lyrik deutet[308].

Die bisher referierten Aussagen zur Verbindung von Sprache und Dichtung suggerieren durch ihre häufige Reichtums-Metaphorik eine ungebrochen euphorische Poetik-Tradition, die alle Schwierigkeiten und Nachteile auszublenden scheint, die der literarische Umgang mit der ausbaubedürftigen Kleinsprache doch mit sich bringen muss. Dieses Bild muss insofern korrigiert werden, als diese Schwierigkeiten nicht einfach verdrängt, sondern im Sinne einer Ästhetik der Einfachheit, der Natürlichkeit, der sprachlichen Unverbrauchtheit, des poetischen Primitivismus umgedeutet werden. Zu den ersten, die Defizite feststellen und umdeuten, gehört Flurin Camathias, der dem Romanischen zuerst alle Schönheiten der Berglandschaft zuschreibt, dann aber festhält, es fehle ihm «der feine und grossartige Reichtum und die Variationsbreite» der grossen Nachbarsprachen. Das Romanische sei wie eine edle alte Geige, die aber weniger Saiten habe, weshalb es grössere Handfertigkeit brauche, um ihm gleichviele «schöne und edle Klänge» zu entlocken: «Nies lungatg ei gie bials sco nossa Rezia sezza, sonors sco nos uals alpins, vigurus e stagns sco ils fils de nossas cadeinas de cuolms – mo la fina e grondiusa rihezia e variaziun dils lungatgs vischinonts pli cultivai ha el buca pudiu contonscher. El ei sco ina gegia veglia d'oreifra construcziun, de ferm e niebel tun, mo disfavoreivlamein provedida mo cun duas treis cordas.» (1909:396f.). In dieser Balance zwischen der überdurchschnittlichen natürlichen Schönheit und der unterdurchschnittlichen kulturellen Elaboriertheit scheint für Camathias der negative Aspekt zu überwiegen, sein Hinweis auf sprachliche Defizite steht in einem Plädoyer für die Anwendung milderer literarkritischer Massstäbe auf bündnerromanische Texte. Häufiger ist der Hinweis auf die «Natürlichkeit», die «Ursprünglichkeit» des Romanischen mit positiven Wertungen verbunden. Cla Biert hält in seinem Beweis der ästhetischen Tauglichkeit des Romanischen zunächst fest, seine Syntax sei «sehr flexibel und überhaupt nicht etikettiert, fixiert wie bei andern Sprachen», «flexibla e brichafat etikettada, fixada sco pro otras linguas» (1970:5). Das Romanische wird mit weicher Tonerde verglichen, seine fehlende Elaboration als Potential des Rohstoffes gelobt[309]; dann wird behauptet, dass sich mit dieser «wundervollen Sprache», «lingua müravgliusa», alle Klänge und Akkorde produzieren lassen. Schliesslich entwirft Biert ein ästhetisches Modell der mythischen Qualitäten des Romanischen als «Mischsprache», die harte lateinische, runde nordische und rauhe slawische Elemente mit dem Duft rätischen Bodens verbinde: «Quai es üna tschantscha lomma e düra in d'üna, amara e dutscha, secha (latina) e ruduonda (nordica) ed aspra (slava) e cun savur da terra retica, nudrida cun forza sü dals idioms [...]. Eir schi mancan blers pleds tecnics, schi'l rumantsch es tuot oter co pover.» (1970:5). Dies ist

nicht etwa ein Lob von «Mischsprache» im Sinne transkodischer Markierungen, dies ist das Bild einer alle Gegensätze enthaltenden und vereinigenden, rätischen «Ursprache», die, wie die Sprache aus der «Kindheit der Menschheit», nur eine poetische sein kann. Damit trifft sich der Erzähler Biert im Bereich ästhetisierender Sprachmythologie mit dem Dichter Andri Peer, der das Romanische als «linguach concret, plastic e ‹primitiv›» (1983: 195) kennzeichnet.

Die nicht nur von Biert erkannten Lücken des Romanischen im Bereich des technischen Wortschatzes und die in solchen Sprach-Poetiken sich artikulierende Faszination für eine «nach rätischer Erde duftende» Sprache lassen sprachlich rückwärtsgewandte literarische Umsetzungen erwarten. Tatsächlich stellt Camartin ein allgemeines Vorherrschen sprachlichen Konservativismus und Dokumentarismus in der romanischen Erzählliteratur fest. Diese sei viel eher «eine Art Wegweiser zurück in die Sprache der Kindheit» (1976:291), ihr Anliegen sei weit häufiger die «abbildende Wiedergabe von entschwindender sprachlicher Realität» als das «aktive Ausformen der in der funktionierenden Umgangssprache noch enthaltenen Möglichkeiten» (1976:293). Autoren wie Jon Semadeni, Cla Biert, Gion Peder Thöni, Toni Halter, Vic Hendry, Gion Deplazes reagieren nach Camartin auf den rasanten gesellschaftlichen Wandel mit einer «pädagogischen Strategie» oder gar «Reaktion», ihre Werke seien durch «nicht nur sprachliche Opulenz» (1985:176) gekennzeichnet, überhaupt lebe romanische Literatur «von und mit jenem geradezu barocken Sprachreichtum, der für bestimmte bäuerliche Lebensbereiche charakteristisch ist.» (1985:177)[310]. So scheint sich, in Analogie zur Lyrik, die sich auf «Wohlklang» und «Melodie» der Sprache verlässt, erzählende Prosa auf lexikalischen Reichtum obsoleter Fachsprachen und auf eine reiche, expressive Idiomatik der gesprochenen Umgangssprache als Garanten einer ästhetischen Qualität «realistischer» Texte zu verlassen. Diese Tendenz ist, so gut sie sich belegen lässt, nicht die einzige: durch literarische Neologie ist die romanische Kunstprosa, auch die ältere, am Sprachausbau beteiligt[311], die literarische Mimesis der Umgangssprache zeigt auch in älteren Texten nicht nur das «Sonntagskleid», sondern auch das vom Sprachkontakt gezeichnete «Alltagskleid» der Sprache.

Die aufgeführten Beispiele sprachbezogener Poetik scheinen auf eine selbstverständliche Allianz und problemlose Symbiose zwischen Literatur und puristischer Sprachpflege hinzudeuten, wie sie Lausberg feststellt: «Der Schriftsteller oder Dichter ist ein Purist, der sich streng an die *auctoritas* hält und zu ihren Gunsten die lebendige *consuetudo* (insbesondere die in diese eingedrungenen Fremdwörter, Neologismen und fremde oder neuartige Wortfügungen) verwirft. Dieser Purismus trifft z.B. auf die it. Litera-

tursprache des 16.–19. Jh. zu.» (1963:45f.). Tatsächlich melden sich immer wieder auch jüngere Autoren mit Warnungen vor sprachlicher Verwahrlosung durch «Sprachmischung» zu Wort. In einer Artikelserie mit dem eher anti-puristischen Titel *La mania da correger* nimmt der alles andere als puristische Autor Göri Klainguti zu Fragen sprachlicher Reinheit und entsprechender puristischer Belehrung des «Volkes» Stellung. Trotz dezidierter Kritik an der Belehrungssucht der romanischen Intelligenz werden vor allem zwei Arten von «Mischsprache» als nicht akzeptabel und damit korrekturwürdig eingestuft. Die häufige Einschaltung schweizerdeutscher Lexeme vom Typ: «Il gemeinderat ho fat il beschlissen» wird als «discurröz pel muond aint», «gedankenloses Geplapper» kritisiert, dem berechtigterweise schon früh ein erfolgreicher Kampf angesagt worden sei[312]. Als notwendig wird auch der korrigierende Hinweis auf Lehnübersetzungen aus dem Deutschen eingestuft[313]. Die innerhalb gewisser Grenzen verteidigte Praxis des Korrigierens hat aber Auswirkungen, die nicht nur das allgemeine kommunikative «Klima», sondern auch die Rezeption und die Produktion literarischer Texte beeinflussen. Hierzu macht Klainguti in anderem Zusammenhang eine interessante Bemerkung: «In rumauntsch – cun tuot l'exercit da correctuors e pürifícheders e'l grand maungel da solits chi simplamaing be drouvan nossa lingua – vainsa d'inrer a qualchün chi scriva aposta roba fosa u almain brichafat üsiteda. Il prievel per quel chi rumpa las normas linguisticas es evidaint: Il public po appredscher ün möd da dir poch üsito be sch'el ho la fiduzcha in sieu autur, sch'el es dimena persvas cha que saja intenziun e na ün fal capito per svista u ignoraunza.» (Klainguti 1987:23–24). Die von einem «Heer von Korrektoren und Sprachreinigern» bearbeitete Leserschaft wittert in literarischen Normverstössen automatisch Fehler und rechnet nur dann mit der Möglichkeit eines Stilmittels, wenn sie dem entsprechenden Autor besonders «vertraut». Ob dies eine ausreichende Erklärung der häufig überdeutlichen Markierung und Kommentierung der in literarischen Texten simulierten «Mischsprache» ist oder nicht, bleibt zu erörtern. Wichtig ist auf alle Fälle, dass hier auktoriale Selbstzensur und damit Beschränkung der künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten auf puristisches Klima und normativen «Terror» zurückgeführt wird. In die gleiche Richtung deuten die folgenden Verse aus dem bereits erwähnten «Sprachgedicht» von C. D. Bezzola *Rumantsch – eu'T gratulesch* (1978):

Rumantsch

[...]
Tü'm stüfchaintast
scha tü spettast
cha meis pleds sun albs sco flocs,
sast,
minchatant n'ha l'impreschiun
ch'eu at stöglia sagliantar
per charezzar teis tocs. (V. 34ff.)[314]

Die der Dichtung übertragene Aufgabe, die «Reinheit» der Sprache zu veranschaulichen, wird von dieser also in neuerer Zeit vermehrt als einschränkende Zumutung in aller Deutlichkeit zurückgewiesen. Damit lösen sich ästhetischer Anspruch und kritische Selbstbeurteilung im Bereich der auktorialen Poetik definitiv von der Sprache, um sich ausschliesslich auf den Text zu konzentrieren. So sind es denn die Autoren und nicht die Kritiker, die schon lange, in letzter Zeit aber verstärkt, eine «bedingungslose» Kritik ihrer Werke fordern, eine Kritik, die keine speziellen sprach- und literatursoziologischen Bedingungen mehr veranschlagt, sondern sich auf die Ästhetik der Texte konzentriert[315].

Das alte Vertrauen auf die Sprache als Garantin für Qualitäten des Textes scheint da und dort in poetologisch argumentierender Propaganda für den neuen Schriftstandard «Rumantsch Grischun» wieder auf. Das alte Argument der «unverbrauchten Sprache» taucht wieder auf, neben neuen Ansichten, wie derjenigen, «Rumantsch Grischun» sei die Voraussetzung für literarische Ironie[316].

Verlagert haben sich nach Camartin auch die Bedürfnisse der Leserschaft: «Die jüngere Generation von Bündnerromanen wird einem Buch, das in rätoromanischer Sprache erscheint, nicht a priori einen anderen Stellenwert als einer deutschsprachigen Publikation einräumen. Für sie dürfte immer mehr zum Kriterium werden, ob das Buch «interessant» ist, und das heisst hier: ob es die eigenen Interessen fördert, anregt, reizt, und nicht, in welcher Sprache es abgefasst ist.» (1986:24). Dass sich Autoren- und Leserschaft von einer auf Sprachpflege eingeschworenen Literatur abwenden, hat allerdings nicht zur Folge, dass die «Sprachfrage» (Sprachkontakt, Sprachbedrohung, Sprachwechsel) als Gegenstand literarischer Mimesis und metasprachlicher literarischer Kommentierung in den Texten seltener wird oder verschwindet.

IV. Formen und Funktionen von Mehrsprachigkeit in einzelnen Texten

Wie in der Einleitung angekündigt, werden in diesem Abschnitt einzelne Texte vorgestellt, die aufgrund einer lockeren Verbindung von formalen, funktionalen und inhaltlich-thematischen Indizien zu verschiedenen Gruppen zusammengefasst sind. Diese Gruppen dienen lediglich als Orientierungshilfe für selektive Lektüre; sie bilden nicht die Grundlage der unten (VI.) unternommenen Versuche einer typologisierenden Einordnung dieser, aber auch anderer Texte. Literarische Funktionen von Stilmitteln lassen sich nur im Rahmen des ganzen Textes erfassen und beschreiben. Dieser von Formalisten und Strukturalisten so insistent hervorgehobenen Tatsache wird im folgenden Rechnung getragen. Dabei wird aber nicht vergessen, dass Texte keine Objekte, keine «Kometen» sind, sondern Kommunikationsakte zwischen Menschen, im Rahmen einer Sprache, einer Kultur, einer Zeit. Die Texte werden also vor dem Hintergrund der skizzierten sprachlich-kulturellen Gegebenheiten gelesen.

IV.1. Sprachkontakt als Bedrohung: ein Dauerthema

Die für das Romanische bedrohliche Kontaktsituation und die entsprechenden Reaktionen seitens der romanischen Sprachpflege machen das Thema der *Sprachbedrohung* und möglicher Gegenmassnahmen zu einem Dauerbrenner der sprachpflegerisch engagierten Literatur. Die im Bereich des «Sprachgedichts» skizzierten Motive, Verfahren und Argumentationsmuster sollen bei der Lektüre der folgenden beiden Texte, einer sehr frühen und einer zeitgenössischen literarischen Polemik gegen den Einschub deutscher Elemente in die romanische Rede, nicht vergessen werden.

IV.1.1. P. Baseli Carigiet, *Il Romontsch tudestgau* (1848)

Der Text der von P. Baseli Carigiet verfassten, von Tuor vorgetragenen Satire wird hier in der von Gadola veröffentlichten Fassung zitiert[317]. Der Titel bestimmt das «verdeutschte Romanisch» als Thema, der Untertitel nennt die Satire als Gattung und Funktion des Textes. Der Text lautet:

Il Romontsch tudestgau
(Satyra. Declamau per St. Alois 1848, da Student Tuor da Sumvitg)

Tudestgs, Franzos e Talians han uss declamau ditg e bein,
E creian d'aver delectau las ureglias de lur auditurs
Cun lur lungatgs cultivai, il quals nus pér uss emprendein.
Tgi sa, sch'ei fuss ca lubiu, de plidar en romontsch, mes Signurs?

Mo pertgei buc esser lubiu
Sin nies oz aschi sclariu?
Noss'epoca de plein concessiuns
Assentescha cun pauc' condiziuns.

Il pur sco'l signur, gl'advocat sco'l student nunschenadamein [tschontschan
Mintgin, sco ei plai, el lungatg della mumma, e quei ei caussa pli [biala,
Che voler s'ostentar en jasters lungatgs, che las forzas ca [tonschan!

Mo eis ti bein schi de fei
De vegnir neunavon cun de quei,
El qual ins sa gnanc patertgar
Ils auters eunc meins educar?

Tal'uisa plidav'ina gad'in um de scola zun fin
Cun siu instruend instructur, favorit della mumma lungatg,
Il qual enstagl la dueivla rispost'ha tertgau: ti eis in...;
Al qual pli che dretg ei carschiu las ureglias... quei muoss'il [partatg!

Tut tgi che vul pretensiun
Far sin civilisaziun,

Quel sto silmeins figurar
Ch'el sappi tudestg tschintschar! –

Tschell'uisa schei gie, ne sarei vossa bucha tier tut quei che vegn
Neunavon tier mintg'occurenza de gronda ne pintg'impurtonza;
Pertgei il romontsch, mo lungatg d'idiots, ei quel che retegn
Gl'avanzar della stim'et honur tiels commembers de vossa [avdonza! –

Perquei mein Gutachtung wär' der,
Für zu kommen ein Mann und ein Herr,
Das Deutsch allweil sprechen muss mann.
Respetieren wird uns Jedermann.

Tgi che sa ne vul buca plidar tudestg, po allura willkürlich
Manizar denter ungeniert expressiuns ded in'autra Mundart,
Gl'ei der Ton e la moda dil temps, et il Zeitgeist anfla natürlich
D'era far il Mischen cun caussas diversas per bun'u malart! –

Tal lungatg ei quei buc zitgei prächtig? –
Tgei ei also giebein pli vernünftig,
Che de star vid il sura Vorschlag? –
Il Beschliessen duess far il Bundstag.

Der zentrale Gegenstand des satirischen Angriffs ist die Vorstellung eines unbehebbaren Prestigedefizits des Romanischen, das einen Sprachwechsel zum Deutschen dringend nahelegt. Wo dieser nicht gelingen will, soll eine möglichst grosse Anzahl deutscher Einschübe in die romanische Rede anzeigen, dass der Sprecher das vermeintlich fehlende Prestige seiner Sprache im Rahmen seiner Möglichkeiten durch Anlehnung an eine Kultursprache zu beheben versucht. Das mangelnde sprachlich-kulturelle Selbstwertgefühl treibt den «schlechten Romanen» in die Selbstverleugnung, macht ihn zum Verräter am Eigenen. Falsches Deutsch und «Sprachgemisch» verweisen auf das Scheitern dieses Verrats, ihre Lächerlichkeit fällt als Strafe auf den Verräter zurück.

Die angegriffene falsche und die propagierte richtige Einstellung zur Erstsprache werden, als von der Satire bekämpfte und geforderte Normen[318], von zwei textinternen Sprechern vertreten: der «um de scola zun fin» (V. 16) vertritt den Sprachwechsel, der «instruend instructur» (V. 17) vertritt, als Alter Ego des Satirikers, die Sache des Romanischen. Der «instructur» ist

offensichtlich ein subalterner Dorfschullehrer, der «um de scola» ein «Gelehrter», vielleicht auch ein vorgesetzter Behördenvertreter. Damit könnte der Text auf die Konflikte um die Kontrolle des Schulwesens (Unterrichtsstoff und Unterrichtssprache) anspielen, in die lokale und kantonale Behörden während des ganzen 19. Jahrhunderts verwickelt waren[319]. Die Verteilung der Redebeiträge und Standpunkte auf die beiden Personen (V. 16f.) macht nicht eindeutig klar, ob das ganze dem Einspruch des «um de scola» (VV. 12–15) vorausgehende Segment oder nur die dritte Strophe (VV. 9–11) zur Rede des «instructur» gehören. Davon abgesehen gehört ein erster Teil (VV. 1–11) der Propagierung des Romanischen, ein zweiter (VV. 12–15, 20–39) seiner Anschwärzung durch den «um de scola», der das Deutsche propagiert und sich mit seinem Deutsch gleichzeitig lächerlich macht. Auf den ersten Einspruch des «um de scola» reagiert der «instructur» statt mit der «dueivla risposta», der «angemessenen Antwort» (V. 18), mit der unausgesprochenen, durch die Aposiopese: «ti eis in...» (V. 18), «las ureglias...» (V. 19) dem Leser überlassenen Beschimpfung seines Gegners als Esel. Damit mündet der indirekte Angriff dieser dialogischen Satire an der Schnittstelle der beiden gegensätzlichen Reden in offene Polemik gegen den Vertreter des falschen Standpunktes[320].

Der erste Teil beginnt mit der rhetorischen Erfragung der Erlaubnis eines romanischen Vortrages im Anschluss an diejenigen der «Tudestgs, Franzos e Talians» (V. 1), die glauben, die Zuhörer «cun lur lungatgs cultivai», «mit ihren kultivierten Sprachen» (V. 3) erfreut zu haben. Dass das ironische Lob nicht den Texten, sondern den Sprachen ausgeteilt wird, ist im gegebenen Kontext wenig erstaunlich und zeigt nur einmal mehr, wie selbstverständlich die Bewertung des Textes mit der Bewertung der Sprache verknüpft wird. Die bissige Ironie, mit der die Erlaubnis für einen romanischen Vortrag erbeten wird, findet in der sarkastischen Anrufung der Aufklärung, «nies oz aschi sclariu», «unsere so aufgeklärte Gegenwart» (V. 6) ihre Fortsetzung. Die Verbindung von Ironie und Zitat[321] zeigt sich hier in der Vorführung der Widersprüche im Verhalten des liberalen Gegners, der sich auf die Aufklärung beruft, für eine «epoca de plein concessiuns», «Epoche voller Zugeständnisse» (V. 7) verantwortlich ist, absurderweise aber möchte, dass der Gebrauch des Romanischen bewilligungspflichtig wird. Die Parteinahme für das Romanische erfolgt also aus einer katholisch-konservativen, gegen die Aufklärung und den Liberalismus gerichteten Position. Die dritte Strophe feiert in fast perfekten Hexametern die Verbreitung des Romanischen als Muttersprache aller: das gereimte Stereotyp «Il pur sco'l signur», «der Bauer wie der Herr» (V. 9) betont die klassenübergreifende, tiefere Verbindung der romanischen Gemeinschaft. Dieser ungenierte Gebrauch

der Muttersprache, «[...] nunschenadamein tschontschan | Mintgin, sco ei plai, el lungatg della mumma [...]» (V. 9f.) sei besser als die Ostentation von Fremdsprachen, die man doch nicht beherrsche: «[...] s'ostentar in jasters lungatgs, che las forzas ca tonschan!» (V. 11). Mit diesem sehr häufigen Argument[322] ist das Übel namhaft gemacht, das der Gegner in seiner Rede vorführen wird. Dieser ironischerweise als «um de scola zun fin» (V. 16) angesprochene Ignorant vertritt zunächst die Ansicht, auf romanisch lasse sich nicht denken (cfr. V. 14), geschweige denn erziehen (cfr. V. 15). Dann beginnt seine sprachlich wie argumentativ sehr «unsaubere» Propaganda zugunsten des Deutschen, die sich selbst durch die Unvereinbarkeit von Inhalt und sprachlicher Form *ad absurdum* führt. Nach dem Prinzip des sich selbst disqualifizierenden Gegners fordert dieser zunächst, jeder Romane müsse Deutschkenntnisse «silmeins figurar», «wenigstens vortäuschen» (V. 22), wenn er Anspruch auf Zivilisiertheit erhebe. Diese Bedingung wird durch die Morph-Für-Morph-Übersetzung: «pretensiun far sin» (nach: «Anspruch erheben auf») ausgedrückt, eine eindeutige Interferenz, die die Gefahr der Mehrsprachigkeit veranschaulicht und deren Befürworter als inkompetenten Sprecher seiner Erstsprache diskreditiert. In der nächsten Strophe stellt er den Prestigemangel des Romanischen fest, dieser «Idiotensprache», «lungatg d'idiots» (V. 26), die ihre Sprecher daran hindere, «stim'et honur», «Achtung und Ehre» (V. 27) zu erlangen[323]. Das häufig als Grund von realer Interferenz und Entlehnung angegebene Bedürfnis, das Prestige des Romanischen zu steigern[324], entlockt dem inkompetenten Eiferer zunächst eine Kostprobe seiner Deutschkenntnisse. Artikelfehler und Wortverschnitt: «der Gutachtung» (V. 28), interferentielle Funktionserweiterung von «für» und «kommen» aufgrund von romanischem «per» und «vegnir» in der Lehnübersetzung «Für zu kommen ein Mann» (aus: «Per vegnir in um», V. 29), fehlende Unterscheidung von «dass» (Konjunktion) und «das» (Relativpronomen), von «man» und «Mann» in den Formen «mann» und «Jedermann» (V. 30f.), Angleichung des Internationalismus an die romanische Lautung im Verb «respetieren» (V. 31): diese Abweichungen von der schriftdeutschen Norm können allesamt als stereotype Formen der Simulation von «Romanendeutsch» gelten. Romanen, die nicht Deutsch können oder es nicht reden wollen, wird die Häufung deutscher Einschaltungen in die romanische Rede empfohlen. In den ersten beiden Einschaltungen: «willkürlich» und «ungeniert» doppelt sich die metasprachliche Empfehlung durch gleichzeitige Selbstvorführung. Neben plausiblen und belegbaren Einschaltungen wie «ungeniert» (V. 33), «il Zeitgeist» (V. 34), «il Bundstag» (V. 39) und dem häufigen Muster «far il Mischen» (V. 35), «far il Beschliessen» (V. 39)[325] kommen auch unwahrscheinliche, den Arti-

kel einschliessende Umschaltungen wie «Gl'ei der Ton e la moda» (V. 34) vor. Das zentrale Verfahren der verzerrenden Karikatur ist die gegen alle entsprechenden Restriktionen verstossende extreme Häufung[326] der Einschübe. Beim letzten Vers handelt es sich um ein stereotypes «Dialektmuster», das zur Veranschaulichung der «Mischsprache» von Domat/Ems gebraucht wird[327]. Falsches «Romanendeutsch» und durch gehäufte Kodeumschaltungen und Lehnelemente geprägte romanisch-deutsche «Mischsprache» zeigen eine der Absicht ihres um Prestige bemühten Benutzers genau entgegengesetzte Wirkung: sie weisen den übereifrigen «Gelehrten» als Ignoranten aus und schaden dem Prestige seiner Erstsprache. Ohne Bezug auf den Text von Carigiet erläutert J. U. Gaudenz genau diesen Sachverhalt: «Da nossa vart nun han mai mancà quels chi s'han laschats impuoner dal tudais-ch sco lingua plü derasada e plü cultivada e chi han cret da stuvair güdar davo a la s-charsdà e strettezza da nossa lingua tras impraists da là. Bain blers as han adüna vuglü dar üna tscherta importanza, in dovrand tanter aint pleds tudais-chs, per mossar che ch'els sapchan tuot! Our da la bocca da Bifrun avain nus però fingià udi ch'ün tal masdüglöz deriva dad ignoranza – cha minchün fetscha meglder d'imprender il prüm inandret sia aigna lingua.» (1945:58). Die falsche Suche nach Prestige durch unbedarfte Anlehnung an die Kontaktsprache ist offensichtlich auch hundert Jahre nach P. Baseli Carigiets *Romontsch tudestgau* noch immer ein Ärgernis.

IV.1.2. Jon Nuotclà, *Üna malatia rantaivla* (1982)

Nuotclàs Kurzgeschichte erzählt vom Kampf des alten Michel gegen die «ansteckende Krankheit» der Einschaltung deutscher Elemente (in erster Linie Lehnwörter) in die romanische Rede. Die Inhaltsparaphrase lässt zwei zentrale Bereiche des metaphorischen und mythischen Inventars dieses Textes erkennen. 1) Die Kontaktsprache Deutsch ist eine Krankheit, der Sprachkontakt bedeutet Ansteckungsgefahr. 2) Die Krankheit verhindert, dass die Angesteckten mit ihren Ahnen kommunizieren können.

Als Grossvater und Enkel erstmals vor dem Haus zusammensitzen, wird der Enkel von einer Frau aus dem Nachbarhaus angesprochen:

> (1) Üna duonna bain ruelada ha tschögnà clomond ün nom da tuot oter cling co «Michel». Lura ha'la agiunt alch cha'l bazegner nun ha inclet. L'abiadi però ha respus: «Jo, jo, das machen i scho, i gon sofort Frau Niederösch». Il vegliet sül vamporta es stat be stut cha Michel savaiva uschè bain tudais-ch. Indegnà d'eira'l però dal möd co cha quista duonna Jösch ha pronunzchà seis nom.

> Michel, ha'la dit sco sch'ella dovress quist pled bel ed aposta per sgrattar il catar our da la gula. (S. 19)

Dass der Grossvater über die (Schweizer)Deutschkenntnisse des Enkels staunt, passt zur Information des Vorkontextes, wonach er als weltabgewandter Einsiedler dreissig Jahre lang nie im Dorf gewesen ist. Interessanter ist seine Entrüstung über die (schweizer)deutsche Form «Michel» [mìχel] seines romanischen Namens «Michel» [miče̯l], den er an seinen Enkel vererbt hat. Die Entrüstung wird zunächst auf die Art der Aussprache («die Art wie (sie) [...] ausgesprochen hat») zurückgeführt, dann, durch den herabsetzenden Vergleich: «als brauche sie dieses Wort extra dazu, sich den Katarrh aus der Kehle zu kratzen», auf den velaren Charakter des im Romanischen unbekannten Reibelautes [χ][329]. Von der Aussprache des Namens ist nochmals die Rede, als sich die Dame gegenüber dem Grossvater lobend über den Enkel ausspricht:

> (2) «Der Michel ist ein braver Bursche». Michel ha darcheu dudi il catar aint illa gula da la dama e quista jada ha'l eir badà l'intunaziun tuottafat fosa da seis nom. Offais è'l stat sü ed es i da port'aint sainza dir pled. (S. 20)

Obwohl die Dame mit dem Grossvater hochdeutsch spricht, hört dieser auch diesmal denselben «Katarrh»[330]. Zudem fällt ihm jetzt das paroxytone «Mìchel» anstelle des endbetonten romanischen «Michèl» als «gänzlich falsche Betonung seines Namens» («l'intunaziun tuottafat fosa da seis nom») auf. Die Beleidigung ist so gross, dass er die Kommunikation kommentarlos abbricht und sich abwendet. Die aggressive Anfeindung des Schweizerdeutschen, der Zweitsprache fast aller Rätoromanen, mit dem metaphorischen Stereotyp der «Halskrankheit», die betont einseitige und einsprachige Bewertung der deutschen Form des Namens als «falsche Betonung», der abrupte Gesprächsabbruch sind allesamt Indizien einer besonderen, «identitätsstiftenden» Funktion des Namens, den man der Vereinnahmung durch die Kontaktsprache keineswegs preisgeben darf. Die Identitätsfunktion ist hier durch symbolische Aspekte der Vererbung des Namens vom Grossvater auf den Enkel akzentuiert[331].

Nachdem der Grossvater über die Deutschkenntnisse des Enkels gestaunt hat, staunt er über dessen Romanisch:

> (3) Cur cha seis abiadi til ha dat il tirascrauvs avant co ir, dschond: «Eu vegn svelt in butia, fa il bain e metta il «schrubaziar» aint il

«verczügcasta», ha pover Michel stuvü constatar, cha la tschantscha discurrüda a Paterlonas nu d'eira plü sia lingua. Amo üna ter pezza ha'l tgnü il tirascrauvs in seis mans airis, segnats d'improntas da la stantusa lavur da sia lunga vita. (S. 19)

Angesichts von zwei deutschen Lehnwörtern in einem romanischen Satz des Jungen muss der Alte feststellen («ha stuvü constatar»), dass die mündliche Umgangssprache des Dorfes «nicht mehr seine Sprache» ist. Beide Lehnwörter sind durch Einschluss in die direkte Rede und durch Anführungszeichen doppelt markiert, «schrubaziar» steht zudem im Kontrast zum romanischen «tirascrauvs» des Vor- und des Folgekontextes und wird somit als unnötige Neuentlehnung vorgeführt[332].

Selektive Wahrnehmung und Panik vor dem Fremdeinschub finden im Traum des Alten eine interessante Verdichtung. Zu den Ahnen im Jenseits spricht der Junge nur noch in Fremdeinschüben:

(4) L'es gnü sül töffin, cul tirascrauvs in man. Tuots til han bivgnantà cun grond dalet, ma Michel nun ha inclet pled. Adüna marmuognaiva'l «schrubaziar, verczügcasta, schrubaziar, verczügcasta». Tuots til han clomà: «Ve tantüna nan pro nus, tü toccast pro nus!» Ma l'abiadi Michel es passà speravia ed es svani aint illa tschiera. (S. 20)

Die zwanghafte Wiederholung der immergleichen Lehnwörter verhindert die Verständigung mit den Ahnen. Der Traum des Alten stellt die Verbindung her zwischen der puristischen Distanz gegenüber einzelnen Lehnelementen und einem mythischen Argument der Spracherhaltung, wonach die «unreine Sprache» die Kommunikation mit den Ahnen verhindert[333]. Ein besonderes Problem stellt die romanisierende Graphie von «verczügcasta» dar. Sie kann als isoliertes Spiel mit dem expressiven Potential der Metagraphie aufgefasst werden, sie kann aber auch der Hervorhebung der Adaptation als «Maske» dienen, der Verstellung des sich «getarnt» einschleichenden, deutschen Wortes[334].

Die nächste Begegnung mit Fremdeinschüben macht der Grossvater vor der Affiche, die vor der Ansteckung durch den Bazillus der Deutschsprachigen warnt. Der Dorfweibel will das mit Reissnägeln an die neue Schulhaustüre befestigte Manifest entfernen und kommt dabei ins Schimpfen:

(5) «Quist barloc dal diavel, set «raisnagals» douvra'l per francar sia strambaria. Cha a Paterlonas daja da quists «spinnars» nu

vessa cret.» Ils pleds «raisnagals» e «spinnars» transmüdan la tschera da Michel. (S. 23)

Wie schon in (4) sind die Lehnwörter durch Einschluss in die direkte Rede und durch Anführungszeichen doppelt markiert, «raisnagel» ist zudem durch den Gebrauch von «pideras» im weiteren Vorkontext des Erzählers (cfr. ibid. 22) kontrastiv hervorgehoben. Die metasprachliche Wiederaufnahme und Kommentierung der beiden Lehnwörter schliesst ihre Isolierung als Indizien gefährlicher Krankheitsherde ab. Der Grossvater fragt den Sprecher, ob er nicht manchmal über dem linken Ohr Kopfschmerzen habe. Der andere will wissen wieso:

(6) «Pervia cha tü hast dit ‹raisnagals› e ‹spinnars›. Sch'eu nu'm fal, sun quai pleds tudais-chs ed eu n'ha cret cha tü sajast da lingua rumantscha. Uossa taidla bain, sur l'uraglia schnestra es quella part dal tscharvè culla ‹hirnvindung› ingio chi's rechatta il ‹sprechcentrum›. Quai hana declerà tschella saira aint illa televisiun... tudais-cha. Eu supuon cha'l bazil chi transmüda tia favella rumantscha in üna tudais-cha s'ha fichà aint in teis ‹sprechcentrum›». (S. 23)

Im Sinne der puristischen Maximalforderung absoluter «Einsprachigkeit» sieht der Grossvater einen Widerspruch zwischen der Zugehörigkeit zur romanischen Sprachgemeinschaft («esser da lingua rumantscha») und dem Gebrauch von Lehnwörtern, die trotz suggerierter lautlicher und eindeutiger grammatikalisch-morphologischer Integration[335] («raisnag*als*», «spinn*ars*») bezeichnenderweise als «pleds tudais-chs», «deutsche Wörter», eingestuft werden. Dass der Purist die von ihm beanstandeten Fehler selber mindestens so häufig macht, entspricht durchaus realen sprachlichen Gegebenheiten vieler puristischer Schriften und wird in sprachpflegerischen Auseinandersetzungen auch immer wieder genüsslich ins Feld geführt[336]. Immerhin könnte sich der Grossvater hier mit dem Hinweis verteidigen, dass für «Hirnwindung» und «Sprechzentrum» in keinem romanischen Wörterbuch ein Vorschlag gemacht wird. Stattdessen erschrickt er zu Tode:

(7) Tgnond il scuffel manaja Jon da Betta: «Char Michel, in quist cas est però eir tü infectà nüglia mal, perche il «sprechcentrum» e la «hirnvindung» sun bain pleds tudais-chs, o na?» Pover Michel da Crastota vain sblach per bocc'aint. Propcha, el gnanca nu's vaiva inaccort, cha eir el douvra pleds tudais-chs daspö ch'el viva

a Paterlonas. Es quai pussibel? Eir el infectà, sainza far surasèn? Che bazil malign! (S. 23)

Was den Kontaktlinguisten wohlbekannt ist, wirkt auf den Grossvater schockierend: die tatsächliche «Mehrsprachigkeit» der eigenen Rede kann in der Selbsteinschätzung des Sprechers völlig falsch veranschlagt werden[337]. Innerhalb der Krankheits-Metaphorik wird dieser Sachverhalt als besonderes Indiz der Bösartigkeit des ansteckenden Bazillus («bazil malign!») gewertet. Die Folge der schmerzlichen Selbsterkenntnis sind Selbstkontrolle und Zensur:

(8) Ils meidis svutran aint in seis tscharvè, precis sco quels aint illa televisiun. «Sast tü, che chi chattaran aint in meis «sprech...» Plü inavant nu riva'l cun seis marmuognöz, perche cha'l schnuizi til sdarlossa. Quist pled schmaladi nur rabla'l plü our da seis vocabulari. (S. 24)

Die puristische Selbstkontrolle kann die automatisierte, «krankhafte» Einschaltung zwar nicht rechtzeitig verhindern, doch immerhin unterbrechen. Der Sprecher erschrickt ob der Hartnäckigkeit des «verfluchten Wortes», «pled schmaladi». Die Konsultation des Arztes setzt den Grossvater neuen Gefahren aus:

(9) Michel es ch'el spetta sül docter aint il «Wartezimmer». (S. 25)

Die Anschriften «Wartezimmer» und «Sprechzimmer», eine Frau, die auf deutsch ihre Leiden beschreibt, die Arztgehilfin, die ihn auf deutsch hereinbittet und seinen Namen wiederum auf dieselbe traumatisierende Art ausspricht, die Michel mit «catar aint illa gula», «Katarrh im Hals» (cfr. [1] und [2]) assoziiert. In (9) liesse sich das Spiel mit der «Krankheit des Arztes» auf die Sprache des Erzählers anwenden: das unmarkierte, unkommentierte «spettar sün» ist eine Lehnübersetzung des deutschen «warten auf», die das romanische «spettar a» allmählich verdrängt[338].

Vom Arzt erfährt Michel, dass das «Zentrum des guten Willens», «il center da la buna vöglia» (S. 25) noch nicht infiziert ist. Als Heilmittel bekommt er ein Medikament, das die Durchblutung des Gehirns fördert, und ein Wörterbuch verschrieben. Die Beschreibung der Konsultation des Wörterbuchs bringt neues Licht in die Frage der abweichenden Graphie:

(10) I til fan imbüttamaints pervia ch'el ha demoli cun seis «raisnagals» il bel portal. Michel ria stigl, driva il cudaschun, sföglia inavant ed inavo, marmuognond: «rai--spettai, rei, quai es inandret, – reis». [...] Lura, a la fin, disch Michel franc ed inclegiantaivel: «‹reisnagel›, quai as scriva cun e-i, quia til vaina, ‹pidera› ha'l nom quist indriz, in rumantsch, pidera d'fier dit plü precis. Pideras, inclet, fini culs ‹raisnagals›, nunesa meis signuors!» (S. 26)

Die Kommentierung der abweichenden Graphie aus der Innenperspektive der Person und damit aufgrund ihrer graphischen Norm kommt einer eindeutigen Bestimmung ihrer Indirektheit gleich: «‹raisnagal›, wie die Person schreiben würde.» Als plausibler Anlass der Metagraphie dient die dem Romanischen fremde Graph-Laut-Relation («ei» für [aj]). Nach dieser klaren Zuweisung können rückwirkend auch andere Metagraphien wie «verczügcasta» (cfr. [4]) auf die Person zurückgeführt werden. Durch ihr Spiel mit mangelnder Kompetenz reiht sich diese Art Metagraphie in jene Figuren der «Sprachkomik» ein, in denen Naivität, Inkompetenz oder Behinderung normgerechte sprachliche Kommunikation auf irgendeiner Ebene verhindern[339]. Die nicht-mimetische Verwendungsweise der Metagraphie zeigt sich exemplarisch daran, dass in der direkten Rede des Grossvaters, der die Graphie von «Reissnagel» eben gelernt hat, schon wieder «raisnagals» geschrieben wird.

Ihr volles polemisches Potential entfaltet diese Stelle erst im Kontrast zum Vorkontext (cfr. [7] und [8]). Dieser Kontrast suggeriert, dass der Alte mündlich zuviel, schriftlich zuwenig «deutsch kann», dass seine unkontrollierten Einschübe deutscher Lehnwörter gerade kein verlässliches Indiz einer umfassenden Kompetenz in der Kontaktsprache sind. Was hier vorgeführt wird, entspricht einem bekannten Argument der sprachpflegerischen Polemik, die «Sprachmischung» als Indiz mangelhafter Beherrschung *beider* Sprachen auffasst[340].

Eine umfassendere Interpretation von Jon Nuotclàs *Üna malatia rantaivla* müsste sich vor allem dem ambivalenten Zusammenspiel von ironisch-humoristischen und sprachkämpferisch ernsten, polemischen Momenten widmen. Die Metaphorisierung der Kontaktsprache als Krankheitsherd, des Lehnwortes als Bazillus, der «Mischsprache» als hirnpathologisches Phänomen, das sich durch sprachpflegerische Medikamente heilen lässt, ist in dieser überspitzten Form eine deutliche Ironisierung. Diese erfolgt aber auf dem Hintergrund einer generell sehr deutlich von organistischen, «biologischen» Vorstellungen geprägten sprach- und kulturkämpferischen Pole-

mik Nuotclàs. Die ironisch-humoristischen Akzente dämpfen das Pathos und ermöglichen eine Neuformulierung des sprachpflegerischen Anliegens, das als solches keineswegs ironisiert wird. Dies bestätigt übrigens die offen polemische, ja gehässige Darstellung des Schweizerdeutschen als «Halskrankheit». Damit fällt der Text hinter neuere Positionen der offiziellen Sprachpflege zurück, die für ein Ende der Stigmatisierung der Kontaktsprache, auch des Schweizerdeutschen, plädieren[341]. Bei Nuotclà zeigt sich trotz spielerischer Brechungen ein kausaler Zusammenhang von Zweisprachigkeit und Sprachverfall. Die grösste Gefahr für das Romanische ist das Schweizerdeutsch des Jungen, die sprachpflegerische Arbeit leistet, trotz anfänglich falscher Selbsteinschätzung, der Alte. Ganz anders schätzt Cathomas die Situation ein: «Es tönt paradox, aber es ist so: je besser ein Rätoromane auch Schwyzertütsch kann, desto eher ist er bereit, das Rätoromanische bewusst zu pflegen und zu erhalten.» (Cathomas 1981:114).

IV.2. Komplexe Funktionen von Mehrsprachigkeit in zeitgenössischen «Regionalromanen»

In Jon Nuotclàs *Il tunnel* (1991) bedrohen Spekulanten und Touristen die Existenz einer Bauernfamilie; Leo Tuors *Giacumbert Nau* (1988) ist «jenen gewidmet, die unsere Täler verkauft haben und sie heute verkaufen. Sie seien verflucht». Bei Nuotclà ist die Hauptfigur ein Bauer, bei Tuor ein Hirte; beide sind Aussenseiter; beide hadern mit der spätkapitalistischen Konsumgesellschaft, die die Natur zerstört. Da es hier nicht um Gattungsfragen in Zusammenhang mit neuer Bauernepik, Heimatliteratur und «Hirtenroman» geht, wurden diese Gemeinsamkeiten des Aussenseiters als Vertreter einer bedrohten Region und Tradition im dehnbaren Begriff des «Regionalromans» zusammengefasst. Zusammen vermitteln die beiden Texte eine Vorstellung der unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten sprachlicher Kontaktphänomene in erzählender Prosa.

IV.2.1. Sprachmimesis und Ideendiskurs in Jon Nuotclàs *Il tunnel* (1991)

Das Thema dieses Romans, die zentralen Sequenzen seines Aktionsdiskurses, lassen sich auf einen einfachen Nenner bringen: «Massentourismus und Spekulation gefährden die Existenz eines romanischen Bauern». Im Aktionsdiskurs bedrohen die Fremden die ökonomische und familiäre Basis des Bauern; im oft expliziten Ideendiskurs bedrohen sie seine in der Arbeit,

der Familie, der Dorfgemeinschaft und der Sprache verankerte «Identität»[342]. Die aufgrund dieses Themas zu erwartende Nähe zu heimatliterarischer Tradition und Stereotypie wird von zentralen Sequenzen des Aktionsdiskurses und einer sehr deutlichen organischen Metaphorik im Bereich des Ideendiskurses bestätigt[343]. Die Verteilung der Sprachen scheint im Wesentlichen die strukturbestimmende Opposition von Figuren, Handlungen und expliziten Wertungen zu spiegeln: Deutsch als negativ bewertete Sprache der Kolonisatoren und Kollaborateure; Romanisch als positiv bewertete, bedrohte Sprache der kolonisierten Opfer. Dieses einfache Schema wird durch komplexere narrative und motivisch-thematische Zusammenhänge modifiziert, stellenweise auch ganz aufgelöst. Im Bereich der Aktionen führen vor allem die Liebesgeschichten der beiden «gemischten» Paare (Clergia Felsch – Herbert Sanzin; Armon Felsch – Hildegard Sanzin) zu dialogisch vielfältigen Interaktionen der beiden Sprachen und der mit ihnen verbundenen Wertungen. Die ausgeprägte Tendenz des Textes zur Nachahmung «abweichender» Sprachverwendung zeigt sich im Einzelsprachlichen wie im Zwischensprachlichen. Innerhalb des Romanischen handelt es sich vor allem um die Simulation von Behinderungen wie Stottern und Schwerhörigkeit; im zwischensprachlichen Bereich stehen phonetische, grammatikalisch-syntaktische Interferenzen und Kodeumschaltungen im Vordergrund. Das fragmentarische Romanisch der Deutschen wird vor allem durch phonetische Interferenz («Akzent») dargestellt, das vollständigere, aber nicht normgerechte «Romanendeutsch» vor allem durch grammatikalisch-syntaktische Interferenzen aus dem Romanischen und durch unkontrollierte Einschaltungen aus dem Schweizerdeutschen. Die nicht ausschliessliche, stellenweise aber klar dominante komische Funktion dieser Simulation von «gestörter» und «unreiner» Sprachverwendung lässt sich mit der ernsten thematisch-ideologischen Antithese zwischen dominanter und bedrohter Sprache nicht immer vereinbaren. Diese Unvereinbarkeit macht das Sprachspiel des Romans interessant.

Zunächst eine schematische Übersicht über die vorhandenen Varietäten und ihre Grobverteilung auf die Figuren:

1) *Romanische Varietäten:*
1.1. Normgerechtes Schriftvallader mit expressiven Einschüben aus der mündlichen Umgangssprache. Häufigste «Sprache» des Erzählers und der meisten Figuren.
1.2. Umgangssprachliches Vallader mit (schweizer)deutschen Einschüben: Clergia Felsch, Armon Felsch

1.3. Idiolektale, ausdrucksseitig auffällige Vallader-Varianten:
1.3.1. Stottern und «Kinderphonetik»: Stianin
1.3.2. «Wortbrei» («mösa da pleds»): Dumeng Patin.
1.3.3. «Dicke Zunge» («lengua grossa»): Crispin Marchet
1.4. Vallader mit tirolerdeutschem «Akzent»: Honnes
1.5. Vallader mit hochdeutschem «Akzent»: Herr Sanzin, Herbert Sanzin, Hildegard Sanzin
1.6. Schriftsurselvisch: Text von Huonders *Pur suveran*

11) *Hoch- und schweizerdeutsche Varietäten:*
11.1. Normgerechtes Schriftdeutsch: Plakate, Buchtitel, Telephonbucheinträge etc. Personenrede: Hildegard Sanzin
11.2. Hochdeutsch mit deutschem Dialekteinschlag: Herr Sanzin, Hebert Sanzin, ein deutscher Oberst
11.3. Hochdeutsch mit «falschen» Schweizerdeutsch-Einschüben: Herr Sanzin
11.4. «Romanendeutsch»: code-switching Hochdeutsch-Schweizerdeutsch mit Interferenzen aus dem Romanischen: Armon Felsch und Clà Lüzza

111) *Italienisch und Englisch:*
einzelne Lehnelemente in der Personenrede von Armon Felsch

Im folgenden geht es nicht um die vollständige Auflistung von Belegen für Gebrauch, Imitation und Kommentierung dieser Varietäten, sondern um die Erörterung einiger besonders signifikanter Beispiele ihrer Koexistenz, Überschneidung und Konfliktualität. Diese werden vom Text nicht nur mimetisch vorgeführt, sie werden auch immer wieder ausführlich besprochen und kommentiert. Diese Kommentierungen können auch *in absentia* erfolgen, beispielsweise als «Zusammenfassungen» des sprachhistorischen und sprachkämpferischen Stranges der skizzierten Fabel:

> (1) In cumün as dudiva a discuorrer daplü tudais-ch e talian sco rumantsch. Ils indigens vaivan occasiun da muossar chi nu sajan nimia barbars. I discurrivan perquai eir els tudais-ch. Cha lur tudais-ch nu d'eira perfet s'inclegia, ma la devisa d'eira, s'adattar. Tuottüna meglder tschinch da Chatratsch chi discuorran lur tudais-ch falomber co ün fulaster chi discuorra malamaing rumantsch. (S. 278)

Hier wird die sprachsoziologische Quintessenz aus der erzählten Vereinnahmung des Dorfes durch Spekulation und Massentourismus gezogen: im Dorf hört man mehr Deutsch und Italienisch als Romanisch. Für das Deutsche ist diese Feststellung durch die deutschsprechenden Personen des Romans mimetisch abgestützt, für das Italienische, das von keiner Person gesprochen wird, nicht. Damit werden hier nicht die im fiktiven Unterengadin des Textes gezeigten, sondern die im germanisierten Oberengadin real gegebenen sprachlichen Verhältnisse kommentiert. Ironische Kritik gilt dem Prestige-Gefälle zwischen den beiden Sprachen im Bewusstsein von Romanen, die deutsch redend zeigen wollen, «dass sie keine Barbaren sind». Kritisiert wird ferner die von Sprachkämpfern oft gerügte, übertriebene sprachliche Anpassungsbereitschaft der Romanen. Ihr anpasserischer Übereifer lässt sie vergessen, was der Erzähler insistent hervorhebt: dass sie mit ihrem «nicht perfekten», «wackeligen» («falomber») Deutsch nicht wirklich zweisprachig sind, zur Anpassung also eher bereit als fähig sind.

Statt sie selber zu ziehen kann der Erzähler die sprachhistorische Bilanz auch von einer Person ziehen lassen:

> (2) Tanter ün süerv vuclina ed üna boccada panzetta constatescha il barba: «Da nu crajer co cha Chatratsch s'ha müdà infra pacs ons daspö ch'eu sun stat quia l'ultima jada. In cumün as doda bod daplü tudais-ch e talian co rumantsch.»Quai es il svilup, char barba», declera Armon cun tun sarcastic [...] (S. 175)

Die Feststellung des schwindenden Anteils des Romanischen im mehrsprachigen Dorf wird hier dem aus Zürich angereisten Onkel Risch überlassen. Als Aussenstehender ist er zugleich der Unbefangene und der Naive, der vom Direktbetroffenen Armon in «sarkastischem Ton» darüber aufgeklärt wird, dass dies eben «il svilup», «der Fortschritt» sei. Offensichtlich ist diese Erklärung an die Person delegierte, in sprachkämpferischer wie heimatliterarischer Tradition bestens verankerte, auktoriale Polemik.

Im Roman treten zwei Liebespaare auf, die sich aufgrund der asymmetrischen, einseitigen Zweisprachigkeit[344] logischer- und realistischerweise auf (hoch)deutsch unterhalten müssten. Die allgemein übliche Übersetzung anderssprachiger Personenrede in die Sprache des Erzählerdiskurses[345] wird zum Gegenstand einer metasprachlichen Kommentierung, die für das Verhältnis zwischen mimetischer Darstellung und besprechender Polemik im erzählerischen Umgang mit Mehrsprachigkeit sehr aufschlussreich ist:

(3) Armon ha lura dit: «Che sigl ch'eu n'ha dat.» Natüralmaing ch'el ha dit quai per tudais-ch: «Welchen sprung ich gemacht han.» E Hildegard ha respus: «Adüna lavurar.» Ün pêr pleds rumantschs vaiv'la imprais ad ün cuors d'instà l'on passà. Oramai cha Armon savaiva meglder tudais-ch co Hildegard rumantsch, hana discurrü insembel tudais-ch. (Remarcha da l'autur: Scha'l roman dess ir inavant in lingua rumantscha, nu'm resta oter co da tradüer in rumantsch las conversaziuns chi seguan. Il muond da Quadras d'eira apunta tudais-ch, eir scha las chasas vaivan noms ed inscripziuns rumantschas. Dapertuot ingio cha las duos linguas as concurrenzaivan, gniva la lingua dals indigens apunta a la cuorta.) (S. 285f.)

Die Kommentierung der «Verfälschung» und ihre Richtigstellung durch Rückübersetzung *in praesentia* ist auch ein Mittel der Illusionswirkung, der Suggestion einer textunabhängigen Realität der Personenrede. Die Übersetzung *in praesentia* dient hier zugleich der spielerisch-satirischen Hervorhebung des auffälligen, «wackeligen» Romanendeutsch des Bauern. Typisch dafür ist die Lehnübersetzung der idiomatischen Wendung «dar ün sigl»: «einen Sprung machen» (für: «zusammenzucken»)[346] und die Kodeumschaltung von Schrift- zu Schweizerdeutsch zwischen Partizip («gemacht») und Hilfsverb («han»). Die auf deutsch angesprochene Hildegard antwortet mit einem elliptischen, aber nicht ungeläufigen romanischen Satz , was zunächst mit dem Hinweis, sie habe in einem Sommerkurs «ein paar Worte» romanisch gelernt, plausibel gemacht wird. Statt ihre folgenden romanischen Redebeiträge auf eine stark eingeschränkte Kompetenz zuzuschneiden, erklärt sie der Erzähler als «Fälschungen», als Übersetzungen zur Herstellung der sprachlichen Einheitlichkeit von Personenrede und Erzählerdiskurs: «Wenn der Roman auf romanisch weitergehen soll [...]». Diese Erklärung bietet nicht nur die Gelegenheit für eine kleine Polemik – hinter den romanischen Häusernamen verbirgt sich die «deutsche Welt» («muond tudais-ch»), in der Konkurrenzsituation zieht das Romanische den Kürzeren – sie problematisiert das Verhältnis von Erzählerdiskurs und Personenrede, von Mimesis und Sprachpolemik innerhalb der «Mehrsprachigkeit» des ganzen Textes.

Das offene Eingeständnis der Verfälschung der Personenrede durch ihre Übersetzung bedeutet keineswegs, dass dieses Prinzip konsequent durchgehalten würde. Es gibt auch ambivalente Zwischenlösungen und Widersprüche zwischen kommentierender Kodezuweisung und mimetischer Sprachverwendung:

(4) Il giuven culs ögls blaus posta üna Coca-Cola. El discuorra tudais-ch da scrittüra. Id es ün da Quadras, s'impaissa Clergia [...] «Ein Coca Cola.» Nus vain be Pepsicola, es quai eir dret. «Selbstverständlich, auch gut.» «Sehr gern.» Fich gugent nu disch'la a tuot ils giasts chi postan alch. (S. 101)

(5) «Bun», disch il giuven in seis dialect tudais-ch da Baviera, «eu vess gust dad insajar co cha quai es a mangiar cul sdun cafè e micluns e per quai supplicha, ch'Ella, bella giunfra, vegna in mia abitaziun a far micluns e cafè.» (S. 111f.)

Beispiel (4) ist ein in der Situation «Restaurant» und im Handlungszusammenhang «Bestellungsaufnahme»[347] stark eingebundener Dialog zwischen Clergia als Serviertochter und Herbert als Gast anlässlich ihrer ersten Begegnung im Restaurant. Herberts «Schriftdeutsch» («tudais-ch da scrittüra») vermittelt im gegebenen Rahmen eine Information über seinen Status, die es Clergia erlaubt, ihn innerhalb der «morphologie sociale»[348] des Dorfes als in «Quadras» wohnenden Touristen zu identifizieren. Die Dialogwiedergabe setzt mit der deutschen Bestellung ein, die im nächsten Turn von der Serviertochter leicht modifiziert wird. Diese Modifizierung wird vom Gast verstanden, akzeptiert und im letzten Segment seiner Antwort zur Bestätigung sogar wiederholt: «es quai *eir dret.*» (Clergia)/«Selbstverständlich, *auch gut.*» (Herbert). Der diese Modifizierung enthaltende, zweite Turn ist aber auf romanisch wiedergegeben, womit die mimetische Plausibilität des ganzen Dialogs empfindlich gestört ist.

In (5) widerspricht die Kodezuweisung: «in seinem bayrischen Dialekt» der romanischen Wiedergabe der Personenrede. Zu diesem Widerspruch *in praesentia*, dem keine komische Funktion[349] zu entsprechen scheint, gesellt sich derjenige zwischen den Kodezuweisungen von (4) und (5), wonach Herbert einmal «Schriftdeutsch» (4), einmal «bayrischen Dialekt» (5) spricht, was nicht unmöglich, nur funktionslos ist. Auffällig bleibt, dass dieser Text sich einerseits in Verletzung schriftsprachlicher Normen um die mimetische Wiedergabe spezifischer Eigenheiten mündlichen Sprachgebrauchs bemüht, andererseits im Bereich problemlos herstellbarer Authentizität auffällig undiszipliniert verfährt.

Ein wichtiger Bereich mimetischer Sprachwiedergabe ist die phonetische Realisierung der Personenrede, die sowohl bei auffälligen, «aphasischen» Eigenheiten romanischer native-speaker wie bei verschiedenen Formen phonetischer Xenismen («Akzente») romanisch sprechender Deutschsprachiger wie deutsch sprechender Romanen im Vordergrund steht.

Die auffälligsten romanischen Reden sind diejenigen von Stianin (6), Dumeng Patin (7) und Crispin Marchet (8):

> (6a) Da quel di davent es stat Bastian Nudèr, nomnà a Chatratsch Stianin, daplü co be il crabot dal lö chi gnanca nu savaiva dombrar infin desch. E sch'el murdieuaiva cun seis öglins languiduoss per üna cigaretta o per ün toscan, «Ttü – tütütü – fffümasch tü», opür, «bbbunas ccigalettas, ququellas chcha tü ffümasch», lura minchün til dumandaiva: «Voust üna», e per Stianin d'eira lura Nadal. (S. 14)

> (6b) Armon ha dit cun gnir plü daspera: «Bom, bom, hoz est darcheu fervent», e Stianin ha repeti: «Felvent, felvent.» (S. 161)

> (6c) Fingià dalönch innan vaiva'l intenziun da dumandar a Stianin perche ch'el vairamaing taglia laina in nots da clerglüna. La resposta da quel schani barloc ha fat ad Armon gronda impreschiun. «P-per sdluagliar (sdruagliar), sch-scha l-la glüna l-lia» (ria) – Stianin ha dozà l'ögliada sü vers il tschêl – «e-esa s-scumandà d-da d-dulmil (durmir). (S. 162f.)

Das Stottern von Stianin muss auf dem Hintergrund der Charakterisierung der Person und ihrer Einbindung in den erzählerischen Kontext betrachtet werden. Stianin ist ebenso geistesschwach wie seelenvoll, mit prophetischen Gaben und dem Übernamen «orma da Chatratsch», «Seele von Chatratsch», ausgezeichnet[350]. Der Umgang mit Stianin wird zum Prüfstein für den Charakter der «Normalen», seine Abschiebung in die psychiatrische Klinik ist eine offensichtliche, konkretisierende *mise-en-abîme* des auf «Seelenverlust» zugeschnittenen Ideendiskurses der anti-modernistischen Fabel[351]. Die Bindung an eine solche Person verleiht der durch Stottern und «Kinderphonetik» ([l] für [r]) gekennzeichneten Rede symbolische Aspekte, die sich nicht auf die von Stierle beschriebene, «ungreifbare Tücke des Objekts» oder die scheinbare «Widerspenstigkeit des Mediums»[352] reduzieren lassen. In (6a) wird Stianin mit dem einschlägigen «crabot» («Stotterer, Stammler») charakterisiert, das hier zugleich seine Geistesschwäche («unfähig, bis auf zehn zu zählen») anspricht. «Crabot» ist ein Lehnwort aus tirolerischem «Krawat», «Krabat»; die obsolete und hier nicht aktualisierte Bedeutung des Etymons «Kroate» ist ein Hinweis auf die historische Seite der unten noch deutlicher hervortretenden Assoziation von Fremdsprache mit sprachlicher Behinderung[353]. Neben der stereotypen Simulation des

Stotterns durch Verdoppelung und Verdreifachung der Anlaute ist die Rede von Stianin durch die als «Kinderphonetik» angesprochene Realisierung von [r] als [l] gekennzeichnet. In (6b) wird diese Unterdifferenzierung *in praesentia* gezeigt; Stianin wiederholt das letzte Wort des Redebeitrags von Armon, «fervent», und er wiederholt es zweimal. Hier werden Aspekte der Sprachkomik sichtbar, die mit Fremdbestimmung, mechanischem Nachsagen, Automatismus[354] zu tun haben. In (6c) wird «Kinderphonetik» simuliert; die durch Redundanz und Kontextdetermination gesicherte Verständlichkeit wird durch erläuternde Klammern des Erzählers nochmals gesichert. Stianin wird zwar als «schani barloc», «komischer Kauz» (S. 162), gekennzeichnet, Armon ist aber von seiner Antwort «tief beeindruckt» («grond'impreschiun»). Auch er wird von den Dörflern zunehmend als «curjus schani», «seltsamer Kauz» (S. 278), eingestuft, in Stianin und Armon treffen sich zwei Aussenseiter-Figuren, zwei aus der Dorfgemeinschaft ausgestossene, nicht angehörte und ungeliebte «Propheten». Stianins Stottern wird durch Ernst und Tragik der Person aus der oberflächlichen Komik der Sprachbehinderung herausgelöst und als sprachliches Emblem des «Andersartigen» neu definiert. Im Stottern verweigert er sich dem reibungslosen, automatisierten Vorankommen der falschen Welt, in der er lebt.

> (7a) Dumeng dumonda fond sia solita mösa da pleds: «Nunha'l dit chalapatria sajaündals meglders artichelsinsia butia. Chacun quel aslaschafar ils meglders affars.» (S. 43)

> (7b) [...] e Dumeng Patin dà üna da sias solitas marmuognadas mal inclegiantaivlas aint pel magöl da biera sco sch'el discurriss cun quel: «Lasbutias, ils butiersedoterscromers hastinvlidà danomnar, maquai saràstat beünasvista, m'impaissa.» Id es da star be stut co ch'el vain quella saira our da sia tanna. (S. 43)

Die Rede von Dumeng Patin ist durch Besonderheiten im Bereich der prosodischen, suprasegmentalen Artikulation gekennzeichnet, die durch Missachtung der graphisch normalen Markierung von Wortgrenzen angezeigt werden. Die Kennzeichnung dieser Besonderheiten als «mösa da pleds», «Wortbrei» (7a) lässt sich als Hinweis auf die Vernachlässigung prosodischer Akzente und auf Auslassung der Pausen[355] auffassen. Damit ist seine Rede im Bereich des Rhythmus auffällig, dessen konnotative Werte von Kerbrat-Orecchioni vorsichtig als «valeurs floues et virtuelles»[356] umschrieben werden, die nur im Zusammenhang mit der Denotation

aktualisiert werden. In (7b) werden die Redebeiträge von Dumeng Patin allgemein als «marmuognadas mal inclegiantaivlas» («schlecht verständliche Brummeleien»)[357] gekennzeichnet. Zudem spricht er hier in sein Bierglas hinein, «sco sch'el discuriss cun quel», «als spräche er zu diesem». Damit sind «Wortbrei» und «Brummeln» als Indizien einer autistischen, um Verständlichkeit und Kommunikation unbekümmerten Haltung dargestellt, die in ihrer Starrheit[358] durchaus in Analogie zur Komik der «Schwerhörigkeit» (unten 9a–9b) beschrieben werden könnten.

Die folgenden Beispiele stammen aus der Rede von Crispin Marchet, dem Vermittler zwischen Bauern und Viehhändler, dem der Markt, «marchà», schon im Namen eingeschrieben ist:

> (8a) A Crispin Marchet, chi fa quia da masset, cugnuoscha'l però. Quel disch cun sia plachina: «Saar Roosenberger. El s'interessa per üna da tias triimas. Vus vaivaat bain intenziun daa, da vender?» (S. 116)
>
> (8b) «Id ees la buuna racoolta chi chaatscha ils predschs», declera Crispin cun dischanza. (S. 117)
>
> (8c) La fatscha da Crispin as vaiva ins-chürida e gnanca si'amiaivlezza teatrala nun es rivada da zoppantar la gronda dischillusiun. «Tü, tü t'inrüclaraaasch, quai vezzaraasch», vaiva'l dit. (S. 131)
>
> (8d) Crispin sföglia seis cuntschaint taquint: «Damaja id es uschè. Sar Rosenberger less cumprar impustüt tias trais trimmas cul numer d'uraglia 22461, 22475 e 22638, quai sun la Mera, la Minda e la Muletta, sch'eu nu'm fal, quant dumondast?» (S. 129)

Seine Reden (8a–8b) sind durch die als Phonostylem[359] fungierende Vokaldehnung gekennzeichnet, die im gegebenen Zusammenhang (Beruf des Sprechers, Situation) «Gefälligkeit, Heuchelei, Einseifung» konnotiert. Dieser konnotative Inhalt wird in (8a) durch den Begriff «plachina», «Speichelleckerei» im Vorkontext expliziert. In (8b) wird dieselbe Vokaldehnung im Folgekontext als Ausdruck von «dischanza», «Überheblichkeit», gewertet, doch kann sich diese Einschätzung auch auf den denotativen Inhalt der Erklärung beziehen. In (8c) ist die Konnotation der Vokaldehnung im gleichen Sinn wie in (8a) als «amiaivlezza teatrala», «theatralische Freundlichkeit», expliziert. In (8d) ist Crispins Rede phonetisch gänzlich unauffällig,

was eher auf mimetische Inkonsequenz als auf die Hervorhebung einer speziellen semantisch-kontextuellen oder situativen Verschiedenheit zurückzuführen ist.

Die Beispiele (6)–(8) zeigen, wie sehr die Konnotation auffälliger phonetischer Realisierungen vom Zusammenspiel mit ihrem jeweiligen «Rahmen» zusammenhängt, wie häufig dieser «Rahmen» die konnotative Information beschreibend vorwegnimmt oder nachliefert. Die Polyvalenz der entsprechenden Konnotationen rührt auch von der zwangsläufig vereinfachenden Verschriftlichung her: «Der Versuch, die wirklich gesprochene Sprache hereinzuholen in den literarischen Text, ist, man muss es ohne Umschweife sagen, eine Chimäre. Er scheitert am Medium der Schriftlichkeit selbst.» (Gauger 1990:206).

In den beiden folgenden Beispielen entsteht die Komik aus einer Behinderung im Bereich der Rezeption, aus der für «Missverständnisse» verantwortlichen Schwerhörigkeit eines Dialogpartners:

> (9a) Jachen Patin chi'd es dür d'uraglia as decida da büttar inavo pür davo culazchun e sia duonna vain be spüfs aint in stalla e cloma: «Taidla co chi fan guerra, nos Dumeng e tschels.» Jachen respuonda: «Che esa cun vadels?» (S. 202)

> (9b) Armon manaja sainza lönch stübgiar. «Sperain üna matta.»
> Ün pa stutta dumonda Clergia: «Perche?»
> Eir Niculo as partecipescha a la discussiun. El doda però mal, pover Niculo: «Salata, es sana», disch el [...] (S. 259)

In (9a) hört der Schwerhörige vom Redebeitrag seiner Frau nur die letzten beiden Wörter: «e tschels», missversteht sie als «vadels» («Kälber»), die er zum Gegenstand einer zusammenhanglosen Nachfrage macht. Diese Sprechhandlung des Schwerhörigen erfüllt alle von Stierle genannten Bedingungen des Komischen: sie ist fremdbestimmt (durch die Behinderung), afunktional und unkontrollierbar (cfr. 1976:239), die von ihr ausgehende Bedrohung der Handlungswelt ist «akzidentell und eliminierbar» (250), als komisches Faktum ist sie folgenlos und enthebbar (cfr. 251). Wenn in (9a) auf der vom Subjekt nicht kontrollierten, metaphorischen Ebene ein versteckter Gegen-Sinn aufscheint («die andern» sind im angesprochenen Zusammenhang tatsächlich «Kälber»), so ist die Reaktion des Schwerhörigen in (9b) völlig absurd. «Sperain üna *matta*» («Hoffen wir auf ein Mädchen») – «*Salata,* es sana» («Salat ist gesund»). Das sehr beliebte komische Verfahren des «Missverständnisses» spielt mit der Vernachlässi-

gung pertinenter Unterschiede der Ausdrucksform zugunsten mehr oder weniger grosser Ähnlichkeiten der Ausdruckssubstanz[360].

Wenn wir nun von diesen Typen ausdrucksseitiger Auffälligkeit romanischer Rede zu den fremdsprachigen «Akzenten» oder phonetischen Xenismen wechseln, stossen wir auf überraschende Ähnlichkeiten in der mimetischen Darstellung und Beschreibung.

In den beiden folgenden Textstellen wird die merkwürdige Metapher der «dicken Zunge» zur Umschreibung und Erklärung artikulatorischer Besonderheiten der Rede von native speakers einerseits, der romanischen Rede von (primär) Deutschsprachigen und der deutschen Rede von (primär) Romanischsprachigen andererseits gebraucht. Die beiden Kontexte zeigen allerdings, dass die «grobe Zunge» längst nicht nur auf fremde «Akzente» (phonetische Xenismen) verweist:

> (10) «Crajast ch'eu piglia üna estra, üna cun lengua grossa chi nu riva dad imprender ün pled rumantsch, ed incleger incleg'la be quai chi tilla va per staila. Lura stuna plü gugent nubil.» «Uschè malas nu suna lura, las Tirolaisas. Quella da Duosch Pol discuorra rumantsch sco üna da quia, dal rest sast sgüra eir tü cha las Tirolaisas imprendan meglder rumantsch co quellas sü da la Bassa [...]» (S. 23)

> (11) [...] Fingià daspö lönch ha'l üna crotscha e füma brissagos e toscans – sco'ls marchadants – ma sia lengua es massa grossa, i tilla manca l'eloquenza per marchantar. Impustüt cur ch'el discuorra tudais-ch s'haja l'impreschiun ch'ella as muainta sco aint illa rascha. (S. 116)

In (10) reagiert Armon auf den Rat seiner Mutter, eine Magd aus dem Tirol anzustellen, um sie später vielleicht zu heiraten, mit Entrüstung: er wolle auf keinen Fall eine «Fremde» heiraten, «eine mit dicker Zunge, die kein Wort Romanisch lernen kann». Die befürchtete lautliche Interferenz – sie allein ist empirisch zu beobachten – wird metaphorisch auf organische Behinderung zurückgeführt und metonymisch mit der Unfähigkeit der Spracherlernung überhaupt gleichgesetzt. Gegen diese xenophobe Übertreibung und Verallgemeinerung wehrt sich die Mutter mit dem konkreten Hinweis auf eine Tirolerin, die romanisch «wie eine Einheimische» spricht und der ihrerseits gefährlich «völkischen» Behauptung, die Tirolerinnen lernten, das wüssten alle, leichter romanisch als die Deutschschweizerinnen, «quellas sü da la Bassa».

In (11) wird dieselbe Metapher der «dicken Zunge» des Crispin Marchet in ganz anderem Zusammenhang gebraucht und erläutert: «sia lengua es massa grossa, i tilla manca l'eloquenza per marchantar», «seine Zunge ist zu dick, es fehlt ihr die Eloquenz zum Feilschen». Wie in (10) die Fähigkeit, Fremdsprachen zu lernen, schliesst die «dicke Zunge» hier die «Eloquenz» aus. Unabhängig davon, ob hier eine Synonymie («Eloquenz» = «Artikulationsfähigkeit») oder eine Metonymie-Synekdoche zugrundeliegt, bestätigt die Stelle, dass die Fähigkeit «fliessender» phonetischer Realisierung in der volkstümlichen Definition von Eloquenz und Sprachgewandtheit zum wichtigsten, wenn nicht gar zum einzigen Kriterium wird. In symmetrischer Entsprechung zu (9) tritt die Behinderung durch die «dicke Zunge» beim Romanen stärker hervor, wenn er deutsch spricht: «die Zunge bewegt sich im Harz». Solche Metaphorik ist nicht idiosynkratisch, sie entspricht einer alten Assoziation von Fremdsprache mit sprachlicher Behinderung[361].

Im folgenden einige Beispiele der Besonderheiten des Romanischen im Munde von (primär) Deutschsprachigen:

> (12a) El nu sa co ingrazchar avuonda ad Armon pel documaint da cultura paurila genuina, «bodenständiges Brauchtum», disch el ed imprometta da trametter üna fotografia ingrondida. Adressa: «Aarmon Feelsch, Bauer, Chatratsch», scriva'l sü. Co cha quel pronunzcha meis nom, s'impaissa Armon, lura svanischan el e sia vacha aint il s-chür da la cuortsuot. (S. 74)

> (12b) La vista es fina, las survaschellas s-chüras, ögls brüns surrian, la bocca ha lefs sco la madonna aint illa baselgia catolica. «Ach, welche Überraschung!» o alch simil disch quella bocca surmananta. «Herr Aarmon Feelsch, kommen Sie doch rein.» (S. 207)

> (12c) «Herr Aarmon Feelsch», vaiv'la dit. «Curius co ch'ella vaiva pronunzchà meis nom.» Ad Armon haja parü da til avair dudi a pronunzchar uschè fingià ünsacura in ün oter lö. Aarmon Feelsch, Aaa lung e Feelsch cun ün e schlungunà e serrà sco chi til dischan ils Puters. (S. 233)

> (12d) «... Tumentsch Paatin ... gute Eier» Clergia s'impaissa: «Aha, quella cumpra ils övs da Dumeng Patin. «... schade ... fehlt ... Golf.» Clergia: «El spetta cun brama chi fetschan inavant cul traget da golf sün Quadras.» (S. 98)

Wie in Nuotclàs *Üna malatia rantaivla*[362] wird die auffällige Lautung des eigenen Namens «in fremdem Mund» zum Gegenstand obstinater Nachahmung und Kommentierung. In (12a) notiert sich Herr Sanzin die Adresse Armons, den er gerade neben seiner bekränzten Kuh photographiert hat. Das Photo wird zunächst in einem Segment freier indirekter Rede als «documaint da cultura paurila genuina» bezeichnet, dann als «bodenständiges Brauchtum», eine Übersetzung *in praesentia*, die sich als nachgeschobenes, authentifizierendes Zitat aus der direkten Rede präsentiert. Die zweifelhafte Entsprechung «cultura»: «Brauchtum» verschärft die Polemik gegen die folkloristische Sichtweise des Touristen[363]. Die Darstellung der dem Bauern auffallenden Aussprache seines Namens lässt eindeutig nur die Vokaldehnung: «Aarmon Feelsch» als Auslösungsmoment der konnotierten Fremdheit erkennen, doch impliziert diese Dehnung aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine Verschiebung des Akzentes von der letzten auf die vorletzte Silbe[364]. In (12b) kommt dieselbe Aussprache des Namens aus dem «verführerischen Mund» («bocca surmananta») von Hildegard Sanzin, in (12c) wird sie zum Gegenstand einer Gedächtnisarbeit Armons, der sich an (12a) oder (12b) zu erinnern versucht. Das den fremden «Akzent» ansprechende «curius» kann bei der gegebenen Rückbindung an die Person auf eine positive, weniger exotische als erotische Komponente des Xenismus[365] hindeuten. Die anschliessende Charakterisierung des Lautes verbindet Vorführung und Beschreibung: «Aaa lung» und verweist zur Kennzeichnung des langen, geschlossenen [ę] auf das Oberengadinische: [ę] «wie es die Oberengadiner sprechen.»[366] In (12d) werden die «Gesprächsfetzen» wiedergegeben, die Clergia bei ihrer Arbeit als Serviertochter im Restaurant aufschnappt. Dabei wird die Gelegenheit genutzt, «Dumeng Patin» und «Tumentsch Paatin» *in praesentia* gegenüberzustellen. Neben der stereotypen Vokaldehnung und wahrscheinlichen Akzentvorverschiebung («Dumèng Patìn» zu «Tùmentsch Pàtin») zeigt sich die Eliminierung der Stimmhaftigkeit: [t] für [d] und die Ersetzung des dem deutschen Phonemsystem unbekannten, palatalen [č] durch [č]. Beide Ersetzungen haben eine reale Grundlage, sind aber zugleich Stereotype der literarischen Simulation des «deutschen Akzents» im Romanischen wie im Italienischen[367].

In den folgenden Stellen ist vom Romanischen die Rede, das Clergia Herbert, ihrem deutschen Geliebten, beibringt:

> (13a) La chadafö es pitschna e Herbert disch ch'el vuless imprender rumantsch: die Tasse – la coppina, der Teller – il plat, die Gabel – la furcletta, das Messer – il curtè. Herbert imprenda svelta e davo paca pezza sa'l fingià dir ün pêr frasinas cuortas. Cul pled

plaininpigna ha'l però ter fadia. Clergia muossa co chi's tegna la lengua per pronunzchar il ‹gn›. Herbert prouva da far davo, vain adüna plü daspera per verer precis co cha la bocca as muainta e co cha la lengua as combla vers il palat. In ün dandet sainta Clergia ils lefs frais-chs da Herbert chi's schmachan sün seis. Our dal ‹gn› daja ün ‹m› e lura cumainzan las lenguas as giovantar, üna in rumantsch e tschella in tudais-ch ed i s'inclegian stupend. Cun ün stumpel flaivel as deliberescha Clergia davo üna pezza da la branclada e disch ch'ella stopcha ir a chasa. Ella es cotschna sco üna frousla. Davant porta in piertan disch Herbert darcheu «plaininpinia.» (S. 157)

(13b) Herbert imprenda darcheu divers pleds rumantschs. Vin, tuaglia da maisa, el disch tualia, bun di, buna not ... Da pronunzchar inandret «mia chara» – el disch mia tschara – nu til grataja neir bricha cumbain ch'el as dà tuotta fadia. El repeta quists pleds ad ün repeter sco scha'l rumantsch existiss be our dals pledins «mia chara». In ün dandet, tuot inaspettadamaing disch el «plaininpinia». I croudan tuots duos sül canapè, ella in rain ed el in buttatschas suraint.» (S. 158)

(13c) Üna chalur müravgliusa tilla paralisescha e cula tras seis cour giò pel vainter infin tanter las chommas. Plaininpinia, plaininpinia, schuschura quai tras las uraglias da Clergia. (S. 158)

(13d) Cur cha Herbert gniss, til dess Clergia üna schleppa, ün puogn precis per quels ögls blaus aint, e sch'el dschess «plaininpinia», güsta amo ün. Quel mai nun imprendarà a dir plaininpigna. (S. 263)

Dass Herbert romanisch lernen möchte und schnell lernt, kann auf dem Hintergrund der negativen Verführungs-Fabel zum symbolischen Hinweis auf seine Vereinnahmung von Clergias «Eigenstem» werden. Im Wort «plaininpigna» stösst er auf den Widerstand des im Deutschen unbekannten Phonems [ñ]. Clergia zeigt ihm «wie man die Zunge hält um das ‹gn› auszusprechen», was bei diesem alveo-palatalen Laut nicht ganz einfach ist. Herbert kommt näher, um die ebenfalls nicht sehr gut sichtbare Artikulationsbewegung zu beobachten. Dies führt zum ersten Kuss, [ñ] wird zu [m], «und dann beginnen die beiden Zungen miteinander zu spielen, die eine auf romanisch, die andere auf deutsch und sie verstehen sich grossartig.» Das

Motiv des alle, auch sprachliche Grenzen überwindenden Eros[368] ist im Romanischen durch die lautliche Ähnlichkeit der Allomorphe «lingua» («Sprache») und «lengua» («Zunge») verdichtet. Das mit deutschem «Akzent» gesprochene «plaininpinia» wird beim abrupten Abschied zur Liebes- und Verschwörungsformel des Paares.

In (13b) geht die Romanischlektion weiter, diesmal machen das (laterale, alveo-palatale) [ł] und das (affrikativ-palatale) [č] Schwierigkeiten; die Sprachlektionsszenen folgen einer Liste der im Deutschen unbekannten Phoneme[369]. Während «tuaglia»-«tualia» («Tischdecke») in der Sprachlernsituation als Autonym fungiert und nur den «Akzent» konnotiert, zeigt «mia chara», das Herbert obstinat als «mia tschara» wiederholt, dass die «Unschuld» des Autonyms illusorisch ist[370]. Dies zeigt sich noch deutlicher an Herberts unvermitteltem, kontextlosem, an (13a) anknüpfendem «plaininpinia», dessen magische, erotisierende Wirkung in (13c) ausführlich beschrieben ist. Die Szene führt zu Clergias Schwangerschaft, das lexikalisierte «plaininpigna» lässt sich als «plain-in-pigna» («Auflauf», wörtlich: «Volles im Ofen») transparent machen. Damit liesse sich diese Episode zum Ausgangspunkt einer psychoanalytischen Lektüre der symbolischen Verbindug zwischen phonetischer und sexueller «Unreinheit», zwischen «Mehrsprachigkeit» und «Promiskuität» machen.

(13d) ist ein «Tagtraum» der verlassenen, schwangeren Clergia, eine Rachevision, in der das symbolisch geladene «plaininpinia» zum Aggressionsauslöser wird. Mit der Bemerkung: «Der wird niemals lernen, «plaininpigna» zu sagen» ist der symbolische Ausschluss des «Eindringlings» aus Clergias Welt vollzogen. Ein phonetischer Xenismus, eine Verlagerung vom alveo-palatalen zum dentalen Artikulationsbereich, kann zum Kristallisationspunkt positiver wie negativer Wertungen werden, die nicht nur, über die Emotionen der Figuren, mit der narrativen Struktur des Textes, sondern auch mit der symbolischen Ebene des Ideendiskurses verbunden sind.

Das nächste Beispiel deutscher Xenismen im Romanischen stammt aus der Rede des Zusennen Honnes. Seine Erstsprache ist Tirolerdeutsch, die Imitation seines Romanisch hat literarische Tradition.

> (14a) «Tsche cumpinaziun», disch il giast inaspettà. Cha güsta ad Armon tschercha'l. Clergia maina amo duos bieras grondas. «Honnes», dumonda Armon, «schi che diamper voust tü da mai, che at squitscha il poppel cha tü am tscherchast?» [...]
> Honnes disch: «Adüna taplüs turists trategnan sai pro la scossa sü. Tsche tschi tschertschan nu saja. (S. 107)

(14b) Armon dumonda sch'el, il chandan nun haja chattà il taloc.
El disch: «Scha quel involà es gnü, eu sun nülia polizia.» (S. 297)

Wie bereits beim «hochdeutschen Akzent» stehen auch hier Eliminierung der Stimmhaftigkeit: [t] für [d] («taplüs»), [p] für [b] («cumpinaziun») und vor allem die Ersetzung des dem deutschen Phonemsystem unbekannten, palatalen [č] durch [č] («tsche», «tschi») im Vordergrund. Das Segment: «Tsche tschi tschertschan» (für: «che chi tscherchan») kann wegen der gesteigerten Häufigkeit des schwierigen , palatalen [č] und der tückischen Unterbrechung der Reihe durch das problemlose alveo-palatale [č] als Variante der einschlägigen Zungenbrecher aufgefasst werden, die man romanisch lernenden Deutschsprachigen besonders gerne vorsetzt[371]. Die Xenismen in Honnes' Rede (R3) sind aber auch syntaktischer Art:

Dt Touristen		halten		sich	bei	der	Herde	auf
R1 Turists	as	trategnan			pro	la	scossa	
R2 Turists	as	tegnan	sü		pro	la	scossa	
R3 turists		trategnan		sai	pro	la	scossa	sü

Für «sich aufhalten» kennt das Vallader neben schriftsprachlichem (R1) «as tratgnair» (*BT*) die umgangssprachliche Lehnübersetzung «as tegner sü» (R2). Aus diesen beiden bildet Honnes ein pleonastisch-hybrides «as tratgnair sü», verwendet statt der unbetonten die betonte Form des Reflexivpronomens und braucht das Verb in einer syntaktischen Lehnkonstruktion, die Verb und Adverb durch die dem Deutschen vorbehaltene Möglichkeit der Einschiebung einer adverbialen Bestimmung trennt (R3). Im Vordergrund steht hier eindeutig nicht die Mimesis der Sprache des Zusenns Honnes, zu dem das Verb «as tratgnair» schlecht passt, sondern die Polemik des Erzählers gegen die Lehnübersetzung «as tegner sü» und die vom Deutschen beeinflusste Syntax der romanischen Umgangssprache.

In (14b) beschränkt sich die Wiedergabe lautlicher Xenismen mit Honnes' «nülia» («nüglia») auf das [ł] , mit dem auch Herbert (13b) Schwierigkeiten hat. Im Vordergrund steht auch hier eine karikaturale Lehnsyntax: Honnes' romanischer Satz (H) ist ein *calque* des deutschen:

D Wenn	dieser	gestohlen	worden	ist, [...]
H Scha	quel	involà	es	gnü, [...]
R Scha	quel	es	gnü	involà, [...]

Dieses mechanische Verfahren des einfachen syntaktischen «Durchschlags» ist beliebt; es steckt auch hinter dem merkwürdigen Italienisch des deutschen Jesuitenpaters Wanderdrossel in Umberto Ecos *L'isola del giorno prima*[372].

Nach dieser ausführlichen Exemplifizierung des Romanischen im Munde von (primär) Deutschsprachigen, muss jetzt von jenem Deutsch die Rede sein, das die Romanen als Zweitsprache sprechen:

> (15a) Ils duos esters sun da lingua tudais-cha. Eir Pierin e Clà Lüzza tavellan tudais-ch. Clà Lüzza loda la buntà dals salsizs indigens: «So ein guter Salsiz gibts nur bei üs.» (S. 50)
>
> (15b) Lur schnaccas fana mez per rumantsch e mez per tudais-ch. Ella inclegia be pacs pleds. Armon cloma minchatant ad ün o a tschel: «So, uossa basta», ed a Hildegard disch el: «Sie haben halt in der letschta Nacht nit gschlofen.» (S. 208)
>
> (15c) Armon ria: «Es git schon Jäger, die Kühe schiessen, aber selta, ganz selta.» (S. 247)
>
> (15d) «Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, i möchte ...» I dà üna sclerida ed a listess mumaint üna sfrattamada sco scha'l tschêl crodess insembel. Minchün sün plazza as dà da buonder cha la chasa da scoula es amo in pè. I cumainza a darachar sco büttà cun sadellas. Ils lampiuns – glünas, sulais e cruschs svizras – as stüdan, uffants cridan ed il capo disch cha «wegen höherer Gewalt», stopchna finir la festa e giavüscha ün bun arriv a chasa. (S. 40f.)

Die ersten zwei Sätze von (15a) enthalten trotz scheinbarer Nüchternheit die gängige Polemik gegen die automatische sprachliche Anpassung der Einheimischen an die Sprache der Touristen. Diese Anpasserei passt hier zum Status der Figuren (Pierin Foppa ist Spekulant), im zitierten Satz zeigt sich der stolze Einheimische als dümmlicher Werbeträger. Sein Schriftdeutsch ist durch Kodeeinschaltungen aus dem Schweizerdeutschen («bei üs») und durch grammatikalische Unterdifferenzierung (Nominativ für Akkusativ) gekennzeichnet. Da diese Interferenz aus dem Romanischen als Standard-Fehler gilt[373], ist sie hier wahrscheinlicher als die ebensogut mögliche Interferenz aus dem Schweizerdeutschen. In (15b) serviert Hildegard Sanzin den Soldaten, die unter Armons Führung die Feriensiedlung «zurückerobert» haben, einen Kaffee. Die Charakterisierung der Reden der

Soldaten als «halb romanisch, halb deutsch» kann, in gängiger Übertreibung, den einzelnen Einschaltungen (schweizer)deutscher Einheiten gelten[374]; sie kann auch der Beziehung zwischen dem «Diskurstyp» der «schnacca» («Stichelei») und einer spezifisch in komischer, ironischer, parodistischer Funktion eingesetzten «Mehrsprachigkeit» gelten[375]. Armons Deutsch ist nicht anders als dasjenige in (15a) und (15c), ausser dass sich die Kodeumschaltungen Schriftdeutsch-Schwyzertütsch im letzten Wort zur «Hybridbildung» «gschlofen» verdichten[376]. Das letzte Beispiel (15d) zeigt, dass die Einschaltungen des Schweizerdeutschen im «Romanenhochdeutsch» als automatisiert aufgefasst werden und sich auch in formalen Situationen, trotz der Bemühung um sprachliche Korrektheit, nicht vermeiden lassen. Es handelt sich hier um die erstmals auch auf deutsch gehaltene (cfr. S. 37) Erstaugustrede von «capo» Clà Lüzza. Trotz schriftsprachlicher Konzeption[377] und annehmbarem Bemühen um Korrektheit folgt die erste Schweizerdeutsch-Einschaltung gleich nach der stereotypen Begrüssungsformel. Dass Clà Lüzza den deutschen Teil seiner Rede wegen eines losbrechenden Gewitters abbrechen muss, ist von überdeutlicher und damit ironisch wirkender Symbolik.

Stilwirkung und kontextuelle Wertung des «Romanendeutsch» sind hauptsächlich vom Figurenprofil abhängig. Bei Armon handelt es sich eher um ein Indiz gutmütig-nachlässiger Gleichgültigkeit einer Sprache gegenüber, die nicht seine «Herzenssprache» ist. Den Spekulanten dagegen wird «Romanendeutsch» in polemisch-gehässiger Weise als Spiegel ihrer Illusion vorgehalten, sie könnten ihr Romanisch auch aufgeben, sie könnten ja deutsch. «Romanendeutsch» ist die Quittung für den «Verrat» am Romanischen; die Sprache derjenigen, die weder Romanisch, noch Schriftdeutsch, noch Schweizerdeutsch[378] können.

In den letzten beiden Gruppen von Beispielen (12a–15d) ging es um Xenismen, die trotz verschiedener Wertungen, immer auch an die Bereitschaft erinnern, die Sprachgrenze zu überwinden und sich in der Sprache des andern zu bewegen. Diese Bereitschaft ist nicht immer gegeben, grundsätzlich Zweisprachige können sich auch weigern, Einsprachigen entgegenzukommen und ihre unverständliche Primärsprache als Mittel gebrauchen, den Dialog zu verweigern. Im folgenden erwischt Herr Sanzin einen schlechten Moment, um mit Armon zu konversieren:

> (16) «Grüzzi, immer fleissisch, ja?» ha'l dumandà ad Armon chi d'eira fatschendà a sgiar culla fotsch [...] Sch'el saja creschü sü a Chatratsch sco «freier Schweizer», ha il Tudais-ch eir amo vuglü savair. «O schi possast ir at far arder tü e tias dumondas», ha mar-

muognà Armon. «Wie bitte?» ha dumandà tschel. Ed Armon ha be rögnà: «Das ischt romanisch», ha miss la fotsch a güvè ed es i per seis fat. (S. 72)

Der Konversationsversuch[379] hat unglückliche situative Voraussetzungen: der Bauer arbeitet, der Feriengast schaut zu. Sanzin eröffnet den Dialog mit dem bekannten «Grüzzi», dessen lautliche Auffälligkeit zum stereotypen Indiz misslingender sprachlicher Anpassung ans Schweizerdeutsche und unterschobener «Anbiederung» geworden ist. Die einseitige Ausfragung Armons durch Sanzin, der ihn bewundert, als Käufer einer Ferienwohnung aber seine Existenz bedroht, die Stereotypie der Themen-Angebote (schöne Gegend, gesunde Mentalität der Einheimischen, freier Schweizer) und die Missachtung der Signale mangelnder Gesprächsbereitschaft, machen den unwilligen Gesprächspartner immer aggressiver. Durch eine gemurmelte, romanische Verwünschung wendet sich dieser vom Deutschen ab und damit dem Leser zu. Die verlangte erläuternde Übersetzung («Wie bitte?») wird durch den abgrenzenden Hinweis auf den andern Kode («Das ischt romanisch») verweigert; die unverstandene Sprache wird hier in nicht kommunikativer Funktion als Symbol des Abgrenzungswillens eingesetzt.

Nach der ausführlichen Exemplifizierung des «Romanendeutschs» muss kurz auf das von den deutschen «Invasoren» gesprochene Deutsch eingegangen werden, das, wie Sanzins «fleissisch» (16) zeigt, mit «Schriftdeutsch» nicht immer genau genug umschrieben ist.

(17a) Ün veglin energic as muossa. Fatscha secha sainza lefs. El metta sü zviccars sül nas. «Herr Caazet», disch el, «commense schnell», ed ant cha Jaronas s'impersögna til stira quel schani narrais-ch per üna mongia tras stüva oura sün lobgia. «Na, gucken Se!» disch el, «wie im Kriech», seis ögls glüschan dal dalet. (S. 204)

(17b) «Na, grüss Gott», disch el, «Oberst im Generalstab, Heeresgruppe Nord, na, meine Herren Offiziere, gibt es Meinungsverschiedenheiten?» El cuntinua sainza spettar resposta, sainza tour resguard. El sco colonel es a la fin dals quints daplü co be ün chapitani ed ün prüm tenent. «Herr Hauptmann, Sie haben einen tüchtigen Oberleutnant, na, gratuliere, glänzend, sein Angriff, Klasse, na, wirklich gekonnt, einfach Klasse.» (S. 211)

Der sprachliche Aspekt der hier vorgeführten «deutschen Schnauze» ist so stereotyp wie die Charakterisierung der Figur des hageren, lippenlosen, Zwicker tragenden, preussischen Militaristen, der sich vierzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg noch immer als «Oberst im Generalstab, Heeresgruppe Nord» vorstellt. Die phonetischen Merkmale seiner Rede: «commense»[380], «gucken Se!», «Kriech» (17a) sind ein vager Hinweis auf seine norddeutsche Herkunft. Das Verb «gucken» und das obstinat an den unwahrscheinlichsten Stellen eingesetzte «na» markieren den Unterschied zum Schweizerhochdeutschen, das implizit als unmarkierte Varietät des «Schriftdeutschen» fungiert. Schliesslich gehören auch stereotype Syntagmen vom Typ «einfach Klasse» zu dieser sprachlich-figuralen Karikatur des «Deutsch-Deutschen».

Schriftdeutsch ist auch die Sprache der verschiedenen Plakate und Anschriften im sprachlich «unterwanderten» romanischen Dorf.

> (18a) Uossa minchün po stübgiar manüdamaing l'Überbauungsplan des neuen Quartiers Quadras. Armon vain nan eir el a dar ün sguard. (S. 64)
>
> (18b) La tabla verda indicha eir quantas «Eigentumswohnungen» chi dà e quant grondas chi sun. (S. 65)
>
> (18c) Chi sa sch'el fa surasèn dals placats exposts: ün stambuoch e suotvart scrit: «Erlebe die Kraft der Berge», e daspera ün oter cun sü ün bügl ornà cun fluors e cun duos bellas giuvnas culs custüms da la regiun: «Willkommen im Tal der lachenden Sonne.» Lönch nu po Armon reflettar davart vardà e manzögna da las impromischiuns süls placats. (S. 85)
>
> (18d) Pac manca ch'el saglia cun üna flanca sur la saiv oura via sül tschisp scumandà, «betreten verboten», a tour inavo quai chi'd es seis. (S. 114)
>
> (18e) Tuot las chasas da Pierin vaivan ün nom rumantsch. (S. 143)

Die Beispiele machen sofort deutlich, dass die «plakativen» schriftdeutschen Einschübe durch ihren spezifischen, besonders signifikanten Zusammenhang mit dem referentiellen Kontext und der zentralen Thematik des Romans symbolisch aufgeladen werden. In (18a) wird das Terrain der «fremden Siedlung» durch die Bautafel zunächst sprachlich vereinnahmt[381].

Die käuflichen «Eigentumswohnungen» (18b) befinden sich in Häusern mit romanischen Namen (18e): die ökonomischen Verhältnisse machen die «Brotsprache» Deutsch notwendig, während die «Herzenssprache» Romanisch in folkloristischer Funktion zum Werbeträger degradiert wird[382]. In (18c) wird explizit und rhetorisch nach «Wahrheit und Lüge» von Werbung gefragt. Wenn diese mit folkloristischen Sujets arbeitende, deutsche Werbung schon für ihr Zielpublikum falsch ist, wie falsch ist sie erst für den ruinierten romanischen Bauern, der hier beim Verkehrsverein Arbeit sucht, in jener Branche, die ihn ruiniert hat. In (18d) fungiert das Deutsche als Amtssprache und nicht zufällig zur Bekanntmachung eines Verbots[383]. Dass dem romanischen Bauern auf deutsch untersagt wird, das von ihm früher bebaute Land zu betreten, ist eine exemplarische *mise-en-abîme* des zentralen Themas dieses Romans.

Im Vergleich zur häufigen Mimesis von auffälligem Sprachgebrauch romanischer native speakers (7–10) und der vielfältigen Darstellung und Kommentierung deutscher und romanischer Xenismen (14–16), ist der Anteil der in Wirklichkeit häufigsten Kontakterscheinung, der (schweizer)deutschen Einschübe in romanische Reden, erstaunlich gering:

> (19a) Forsa cha Clergia ha suppuonü perche cha Armon dumonda, e perquai ha'la faquint dit: «Quia m'haja dat meis prüm «Schuss» da heroin.» Ils ögls dad Armon s'han spalancats [...] (S. 151)
>
> (19b) «Alarm, gni tuots giò aint il Luftschutzkeller.» (S. 204)

In (19a) provoziert Clergia ihren Bruder, der offensichtlich vermutet, sie konsumiere Drogen und nach der Herkunft eines roten Pünktchens auf ihrem Unterarm fragt. Der metaphorisch-szenensprachliche «Schuss» wird in den romanischen Satz übernommen.

In (19b) findet sich, wiederum in direkter Rede, das Lehnwort «Luftschutzkeller», ohne Anführungszeichen, aber in Kontrast zu dem im Vorkontext des Erzählers gebrauchten «schler da refugi» (S. 203). Wie zwischen (18a) und (18b) zeigt sich auch zwischen (19a) und (19b) der inkonsequente Gebrauch der Anführungszeichen bei eingeschobenen Fremdzitaten und Lehnelementen.

Zum Schluss noch ein Blick auf das Italienische und das Surselvische. Italienisch ist die Sprache der Fremdarbeiter, findet sich aber auch in einzelnen Stellen der romanischen Rede Armons:

(20a) Tuots discurrivan talian. Las dumengias giaivan minchatant Armon e tschels puobs our in Pralönch a tizchar als lavuraints. I vaivan be da clomar: «maglia spaghets, porca di bacco», e fingià vaivan quels il feil aint il stomi. (S. 87)

(20b) Imagnas stranas. Per tillas s-chatschar ha'l dit a Dumeng: «Fatta anca questa.» Quel es stat stut da la constataziun dad Armon. Dit nun ha'l oter co: «Che voust far!» (S. 142)

(20c) «Horca di bacco», s'impaissa Armon. (S. 193)

(20d) Casü dod'la a clomar ad Armon: «Tü porco fotuda, sch'eu't tschüf, schi quista jada at louva via, tü orma d'chan, tegna adimmaint cha quista ünsacura squintast per dal bun.» (S. 304)

In (20a) provozieren die Jungen des Dorfes die in Baracken wohnenden, italienischen Fremdarbeiter mit dem Stereotyp des «Spaghettifressers» und der hybriden italienischen Interjektion «porca di bacco»[384]. In (20c) findet sich die euphemistische Variante «*H*orca di bacco» als integriertes Lehnelement in expressiver Funktion[385] in einem innerem Monolog Armons. In (20b) wird die phraseologische Einheit «Fatta anca questa» aus einem norditalienischen Dialekt («anca» für: «anche») übernommen. Als Hilfe zur Verarbeitung von Trauer und Resignation – Armon hat sein verkauftes Vieh verladen – wird hier eine Art «Abschlussformel» aus einer Sprache entlehnt, deren Sprechern ein leichterer Umgang mit den Schattenseiten des Lebens nachgesagt wird. In (20d) wird die wohl auf Sodomie anspielende italienische Beschimpfung «porco fottuto» in ihrer integrierten romanischen Form «porco fotuda»[386] gebraucht.

Das Surselvische kommt auf einer speziellen intertextuellen Ebene vor, als Zitat von G. A. Huonders berühmtem *Il pur suveran*[387].

(21) Herdi Fleisch ha quintà sü üna ter rischla da chanzuns tudaischas. Tanter oter «im schönsten Wiesengrunde» ed «Am Brunnen vor dem Tore.» Sep Fanzögna ha dit chi's pudess bain eir tour üna sursilvana, per exaimpel quella dal grep. El nu savaiva plü il titel. Armon ha savü: «Il pur suveran.» Cha quella s'affess stupend, ha'l lodà la proposta, be cha displaschaivelmaing saj'la cumpuonüda per cor viril e na per cor masdà. Cun tun sarcastic ha'l cumanzà a declamar:
Quai ei miu grep, quei ei miu crap,

cheu tschentel jeu miu pei.
Artau hai jeu vus da miu bap,
sai a negin marschei.
«Stupend, propcha stupend per üna tala festività», s'ha interruot Armon ed ha lura subit dit sü amo il quart vers.
O libra libra paupradad,
artada da mes vegls,
defender vi cun tafradad
sco poppa da mes egls.
Fingià intant cha Armon declamaiva han ün pêr largià il scuffel. Divers han discurrü tanterglioter: «Quai Armon ha fingià fat. Cun tafradad, ha'l reconquistà Quadras.» (S. 256f.).

Schon der erste der zitierten Liedtitel «Im schönsten Wiesengrunde» bildet eine ironische Antithese zum Hauptthema des Romans, in dem es gerade um die Zerstörung des «Wiesengrundes» durch Spekulation geht. Der angedeutete Titel: «quella dal grep» («das [Lied] vom Felsen») verweist auf die im Gedächtnis haften bleibende Auffälligkeit des surselvischen «grep» (vallader: «grip») aus der ersten Liedzeile. Der «tun sarcastic» («sarkastische Ton») von Armons Deklamation erklärt sich aus der offensichtlichen Antithese zwischen der Ideologie des Liedes (autarker, freier Bergbauer) und dem im Roman erzählten Bauernschicksal. Die Diskrepanz zwischen Ideologie und Wirklichkeit spitzt sich dadurch zu, dass das Lied ausgerechnet zur Einweihung von «Quadras» gesungen werden soll. Das surselvische «tafradad» («Tapferkeit») des verteidigungswilligen Bauern im Lied wird aus dem Kontext herausgelöst und mit Bezug auf Armons seltsame «Rückeroberung» von «Quadras» neu kontextualisiert. Das ironische Potential dieses Verfahrens wird durch das transparente Lehnwort «tafradad» erhöht.

Nuotclàs *Il tunnel* (1991) ist eine Kolonisierungsgeschichte, die hier unter dem Aspekt von Sprachkontakt als Indiz sprachlich-kultureller Kolonisierung[388] gelesen wurde. Auffällig häufig sind Mimesis und Kommentierung sprachintern wie zwischensprachlich auffälliger phonetischer Realisierungen, denen je nach Kontext sehr verschiedene symbolische und ideologische Wertungen zukommen. Die Funktionen dieser uneinheitlichen, mit expliziten Kodezuweisungen manchmal kontrastierenden Sprachimitation reichen vom selbstbezogenen Sprachspiel bis zur gehässigen sprachkämpferischen Polemik. Die meisten Formen stehen in direktem, durch deutliche Analogie oder explizite Kommentierung hergestellten Bezug zu Motiven und Themen der Kolonisierungs-Fabel.

IV.2.2. Formen der Expressivität in Leo Tuors *Giacumbert Nau* (1988)

Im Gegensatz zu Jon Nuotclàs *Il tunnel* sind in Tuors *Giacumbert Nau* sprachliche Kontaktphänomene nirgends Gegenstand von Thematisierung und offener Kommentierung. Vielmehr handelt es sich hier einerseits um stilistisch wirksame einzelne Kontraste im Mikrokontext, anderseits um anderssprachige Zitate aus schriftlichen Texten, die, als grössere Segmente gut sichtbar, die Makroebene des Textes prägen.

Der Hirte Giacumbert Nau gehört zu den beschädigten, asymmetrischen Figuren der grotesken Tradition, deren Abnormität in ihrem Körper eingeschrieben ist:

> (1) El era buca grad gronds e buca bia bials. Per esser in um veva el pauc spatla, sil pèz negina pelegna. In comba era in tec memia cuorta, e perquei enconuschevan ins el vid igl ir schon tilada naven. [...] In maun fin veva el. Vid il maun seniester vargava mo il polisch dalla vart ora, tschella detta era naven. (1988:8)

Körperlich asymmetrisch, ist Giacumbert Nau auch sozial und geographisch keine Figur des Zentrums: als Hirte der Schafalp schaut er von aussen und deutlich von oben auf eine Gesellschaft herab, die ihn ihrerseits als «Unterhund» definiert und behandelt. Zu dieser mit den Elementen konfrontierten, lebenshungrigen, zwischen Eros und Tod hin und hergerissenen, anormalen Figur passt keine normgerechte, «reine» Schriftsprache. Giacumbert Nau bewegt sich selbstverständlich und plausiblerweise auch sprachlich «am Rand», seine Sprache ist «schräg»[389]. Seine knappen, abgehackten Reden: «Scarts eran ses plaids, darar construcziuns entiras» (1988:9) zeigen die Expressivität von Normverstoss und sprachlicher Grenzgängerei.

Seiner Freundin Albertina glaubt er nicht, dass sie zu ihm auf die Alp kommen wird:

> (2) «Sedi ei bu che quels che vivien ellas alps hagien in'atgna cardientscha?» E vinavon ha el fatg: «Glauben macht selic und sterben macht steric.» (1988:9)

Die gängige deutsche Redewendung «Glauben macht selig», die die Kodeumschaltung plausibel macht, wird durch einen parallelen Zusatz ausgebaut, der seinerseits mit dem durch Reim und Paronomasie mit «selig» parallelisierten Adjektiv «steric» («steif», «starr»)[390] wieder ins Romani-

sche zurückschaltet. Der Ausbau der für sich schon ironischen Redewendung bedient sich eines gängigen Verfahrens der Herabsetzung: Sicheres wird Geglaubtem, groteske Körperlichkeit (Leichenstarre) versprochener Seligkeit gegenübergestellt. Im vorliegenden Kontext kommen der Metagraphie «selic» mehrere Funktionen zu. Die graphisch ausgebaute Ähnlichkeit der Paronomasie «selic»-«steric» relativiert mit ihrem krassen Verstoss gegen die Norm die syntaktisch eindeutige Zuweisung im «Voix»-Bereich. Die naheliegende Paraphrase: «‹selic›, wie Giacumbert Nau schreiben würde», passt schlecht zur herabsetzend-polemischen Abwandlung des deutschen Phraseologismus. Metagraphien an deutschen Einheiten konnotieren eindeutig «Bildungsdefizite», dienen der spielerisch-spöttischen Vorführung kindlich charmanter oder ausgewachsen lächerlicher Unvertrautheit mit dem Schriftstandard der Zweitsprache. Metagraphie ist ein stereotypes Verfahren des «Romanendeutschs», das, einem andern, kulturellen Stereotyp zufolge, in der Surselva besonders häufig und ausgeprägt ist[391]. Aufgrund dieser Stereotype bringt «selic» als *blasone* den surselvischen katholischen «Hinterwäldler» ins Spiel, jene Figur, gegen die der Erzähler mit seiner und durch seine Person im ganzen Text immer wieder polemisiert. So führt hier die Metagraphie zu einer undurchsichtigen Überlagerung von Erzähler, Person und Kollektiv im Bereich der «Voix» wie der Erzählperspektive[392].

Die Metagraphie ist ein stereotypes Verfahren der Sprachkomik, sie kann aber auch tatsächliche lexikalische Integrationsprozesse spiegeln und verschiedene Integrationsgrade dokumentieren. So lässt sich anhand der folgenden Textstelle darüber nachdenken, ob und wie das Wort «Kocher» zum integrierten romanischen Lehnwort geworden ist.

> (3) Jeu vess per tei ina buccada coher, in pign coherliet. Cun quel sas ti far in tec caffè ni in tec suppa cu ti stos star spels tiers sisu el Trutg da Camutschs, ni silla Fuortga, ni nua che ti eis.
> Jeu vess per tei in pign coherliet da gas, sche ti vul, tonscha da scaldar siat otg liters aua, cun quei has ti ditg. Mo levet, sche ti vul... (1988:42)

Nähesprachliche Register und Expressivität suggeriert schon die abwertende Präzisierung «ina buccada coher» (wörtlich: «ein Maul voll Kocher»). Die obsolete Metapher erhält im vorliegenden Kontext des metonymisch mit dem Essen verbundenen Kochers eine komische Aktualisierung. Die Apposition «ina buccada coher, in pign coherliet» ist in sich und als Präzisierung von «buccada coher» mehrfach redundant. So charak-

terisiert die Person, die Giacumbert den Kocher schenken will, diesen vierfach als klein und unbedeutend: «buccada», «pign», «coher-li-et». Auch wenn diese paradigmatisierende Zählung fragwürdig ist, bleibt die Tatsache einer übertriebenen, karikaturistisch wirkenden Insistenz. Metagraphie und redundante Häufung des deutschen und romanischen Diminutivsuffixes verweisen auf verschwundene Transparenz und auf Integration des Lehnwortes. Auf «gedankenloses Daherreden» einer Person zurückgeführt, erscheinen Integration und Metagraphie[393] im Lichte der Naivität. Das wiederholte «pign coherliet» schafft eine Ambivalenz, die Expressivität der Personenrede und reflexive Distanziertheit der Erzählerrede in sich vereinigt.

Während in diesem Fall die ironische Distanz gegenüber dem unreflektierten Sprachgebrauch durch Wiederholung und Redundanz verdeutlicht wird, ist der Status graphisch integrierter Lehnwörter in andern Kontexten schwieriger einzuschätzen. Dies hängt damit zusammen, dass die Skala zwischen Nicht-Integration und Integration literarisch nicht nur gespiegelt, sondern auch modifiziert werden kann; die Auffälligkeit von Einheiten kann durch kontextuelle Einbettung versteckt oder hervorgehoben werden[394].

Im nächsten Beispiel zeigt sich noch einmal die Verbindung von Metagraphie und literarischem Neologismus.

> (4) Tgei purteis ad el il Blic! Eis ti in legiablic? Duei tgi che vul leger il Blic. Interesseschan tei las femnas bluttas sil pupi? [...] Ti es zuar buc in legiablic scol'ls letgatgils, ti vul la sensaziun, buca leger la sensaziun. (1988:30)

Die simulierte Integration durch romanisierende Graphie ist im Falle von «Blick» alles andere als ein sprachlicher *effet de réel*. Angesichts der Allgegenwart des Titel-Emblems ist ein Schreibfehler äusserst unwahrscheinlich. So kann «Blic» als Gipfel der Polemik gegen die Dummheit der «Blick»-Leser gewertet werden, die ein einfaches deutsches Wort nicht einmal dann korrekt schreiben können, wenn ihnen dieses im Namen ihrer Lieblingszeitung täglich begegnet. Diese Polemik gehört zu einer der eigenen Intelligenz sehr sicheren, «zarathustrischen» Perspektive des *Giacumbert Nau*, doch ist damit die Funktion der Metagraphien noch nicht erklärt. Die Zweitverwendung im neologistischen Kompositum «legiablic» (nach: «Blickleser») versteckt das kritisch-höhnische Zitat («‹Blic›, wie ‹Blick› lesende Romanen schreiben könnten») in der scherzhaft-innovativen Lehnübersetzung[395] («legiablic») des Erzählers. Damit überlagern sich auch hier zitierende

Distanznahme gegenüber dem sprachlich Auffälligen und innovativer Gebrauch von Sprache. Die Gegenüberstellung der neologistischen und der vertrauteren Lehnübersetzung im Syntagma: «legiablic sco'ls letgatgils» spielt auch mit der ausgeprägten Paronomasie *legiablic – letgatgil*, die die Zusammengehörigkeit der beiden Kategorien durch Motivierung des Signifikanten unterstreicht.

Im nächsten Beispiel verbinden sich Neologismus und Archaismus:

> (5) Il catschem dil huz gl'entir on. La lavur, lur smalediczіun. [...] Na la mort spetga buc [...] ei gesta, ei reclia, teidla buca mument las stgisas, fa flucs cul stresserverc dalla Val. (1988:86f.)

Die aus romanischem Lexem und Lehnsuffix «-verc» (aus dt. «-werk») gebildeten Komposita[396] gehören zu den obsolet gewordenen Lehnbildungen, die synchron nur mehr als ironische Archaismen gebraucht werden, wobei zu den Ironie-Effekten die Wiederherstellung ihrer Transparenz zu zählen ist. Die Verbindung des Internationalismus «stress» mit dem obsoleten Lehnsuffix «-verc» lebt vom komischen Kontrast einer Verbindung des sprachlich und zeitlich Heterogenen.

Ein Teil der schwer einzuschätzenden integrierten deutschen Lehnwörter lässt sich auf die bekannte Verbindung von Lehnwort und expressiv-pejorativem Kraftausdruck oder «Kakophemismus»[397] zurückführen.

> (6a) «I» «iiiii-iiiii» Giacumbert runa il tgaun per las ureglias ord letg: «iiiiiiiiiii» «Enta letg bu, ti piertg, enta letg bu!» «iiiiiiiiiii» «Huder!» (1988:23)

> (6b) Il giat ei nuota vegnius pli dapi in pèr dis. Sa nua giavel che quei coga setegn si. (1988:46)

> (6c) Ina coga bialaura eis ei vegniu si, e las cauras ein vegnidas d'entuorn nuot. (1988:49)

> (6d) Siu hentger veva il num ch'entscheveva cun «P» – Punteglias. (1988:59)

> (6e) La muntanera semuenta. Ils tiers san nua ch'ei va. Il sulegl streha aunc ditg buc ils emprems pégns, po buca tier pli la purgina, il sulegl, il schelm. (1988:135)

Bei «huder» (6a) handelt es sich um ein integriertes, längst produktiv gewordenes Lehnwort[398], bei dem der Eindruck einer besonderen, kontaktbedingten Expressivität auf nicht surselvische Leser beschränkt sein dürfte. Ebenfalls völlig integriert ist «coga» (6b), das im Surselvischen, im Gegensatz zum Ladin, auch als unveränderliches Adjektiv (cfr. 6c)[399] gebraucht wird. Auch das im Ladin durch «bojer» abgelöste Lehnwort «hentger» («Henker») (6d) wird vom surselvischen Gebrauchswörterbuch kommentarlos als romanische Entsprechung von deutschem «Henker» aufgeführt[400]. «Schelm» (6e) dagegen ist aus den Wörterbüchern verschwunden[401] und muss als literarische Aktualisierung eines obsoleten Lehnwortes gelten. Damit wären diese Lehnwörter nur diachron relevante Belege für die Verbindung zwischen Entlehnung und «Kakophemie», die, mit Ausnahme von (6e), als stilistisch unauffällige Elemente für eine synchrone Stilanalyse ohne Belang wären. Die Frage bleibt, ob ihre auffällige Häufung und die kontextuelle Ausstrahlung der Verfahren zur Herstellung von Transparenz und Aktualisierung von Auffälligkeit die integrationsbedingte Unauffälligkeit nicht relativieren. Bei der Beurteilung dieser Frage droht der Modell-Leser zur einfachen Projektion der Kompetenz des realen Lesers zu werden. Dem engadinischen Leser des *Giacumbert Nau* erscheinen: «star eri e *spieghelar*» (1988:8), «fa *malschuber* cun tut» (1988:26), «Il vent tgula tras il sbugl *muoti* da veta e carn» (1988:279, «ir a pei *blut?*» (1988:36), «*schreg* siaden» (1988:31), «giun plaun era memia *fiehti,*» (1988:50), «Ti *aber* eis sabia» (1988:66), «il miers dils *scharfs triconis*» (1988:84), «Ils *tiers* han buca *ruaus*» (1988:88), «enqueran l'ura el sac dil *libroc*» (1988:106), «vegnius *vietis*» (1988:111), «ils *lufts*» (1988:115), «Il *rofass* ballontscha» (1988:108, cfr.126) allesamt als auffällige Germanismen mit latentem komischem Einschlag. Dass sie für surselvische Leser wenig bis gar nicht auffällig sein können[402], muss immer wieder neu bedacht und unter Beizug von Beispielen wie dem «libroc»-«brastoc»-Exempel[403] bewusst gemacht werden.

Nicht zu vergessen ist schliesslich der Aspekt der Kumulierung integrierter Lehnwörter:

(7) Cons tiers futschs has ti schon giu questa stad? (1988:71)

Das aus dem Schweizerdeutschen entlehnte «futsch» bleibt, bei aller Integration[404], expressiv und kann die verschwundene Auffälligkeit von vollständig integrierten «tiers» im Vor- und «schon» im Folgekontext reaktualisieren.

Zu den auffälligen, oder auffällig gemachten deutschen Lehnwörtern gehören solche, die zugleich obsolete Archaismen sind.

(8a) Mintgion avon calonda marza cun comoditat deigi dils signrs farrers de Somvitg a Sorein ensemen cun globercheit de visch[ca] vegni concludiu et ordinau [...] (Pugns della roda 1805) (1988:74)

(8b) 387. Tgei meina tier la malschubradat?
Tier la malschubradat meinan:
1) mervegliusas êgliadas,
2) maldischent sevestgir,
[...]
(Cudisch della Doctrina Catholica) (1988:92)

(8c) Liederlihadat forsa aunc? (1988:113)

Das erste Beispiel stammt aus einer realistischen Fussnote des *Giacumbert Nau*, in der, als Beleg für das Alter des Brauches der Alpeinsegnung durch den Priester, aus den «Pugns della roda 1805» zitiert wird. Sowohl «farrer» (aus dt. «Pfarrer») wie «igl oberkeit» (hier als: «globercheit») sind sehr gut belegte, erst im Laufe des 20. Jahrhunderts obsolet gewordene Lehnwörter[405]. «Farrer» kontrastiert *in praesentia* mit dem im Text gebrauchten «prer» (cfr. 1988:74), die obsoleten Lehnwörter bilden die sprachlich-stilistische Entsprechung zur Obsoletheit des Rituals. Da dieses nur dazu diene, dem Priester Butter und «blut daner» («bares Geld») zu verschaffen, wird es zum Gegenstand offener Polemik. In (8b) verdichtet sich die Polemik gegen die kirchliche Repression von Sexualität im Thema-Wort der zitierten Katechismus-Frage nach der «malschubradat». Die Antiquiertheit des dogmatischen *terminus technicus* wird auch hier zur konnotativen Spiegelung des Gegenstandes einer Polemik, die mit dem harten Gegensatz zwischen dem Leben des Giacumbert Nau und den zitierten Normen einer «alten», der Religion und der Obrigkeit ergebenen Gesellschaft arbeitet. Zu dieser Polemik gehört auch das höhnische, implizit zitierende, in die Erzählerrede aufgenommene «liederlihadat»(8c)[406]. Die deutschen Lehnwörter stammen hier nicht aus dem nähesprachlichen, sondern aus dem offiziellen, amts- und sakralsprachlichen Bereich. Ihre sprachliche und begrifflich-ideologische Obsoletheit schaukeln sich gegenseitig auf.

Die Entlehnung von Wörtern aus sehr verschiedenen Registern und Diskursbereichen zeigt sich auch an den Italianismen zur Bezeichnung von «Hölle» und «Teufel»:

(9a) Aunc ha Giacumbert da far sogn Cristoffel cun ses pigns, sgiavlond suprastonza e geraus e presidi e tut giufuns gl'uffiern tiel cornuti grond. (1988:47)

(9b) El spuenta las davosas sur l'aua vi, fa lu sez il segl e sestrubegia cul trutg entuorn il bot per svanir el ner dil fecler, el limbo. (1988:68)

(9c) Va anavos, tgaun, va! Va, Diabola, va! (1988:34)

(9d) Diabola, sia megliera amitga. (1988:60)

Die Auffälligkeit des italienischen «cornuti» zeigt sich am Suffix und an der fehlenden morphosyntaktischen Angleichung in «cornuti grond». Die häufige Verbindung von Euphemismus (in der Form der Antonomasie) und Lehnwort[407] wird hier durch den eindeutigen Kontext, der auch das undurchsichtige «sgiavlar» («fluchen», «verfluchen») als Ableitung von «giavel» («Teufel») transparent macht, zugedeckt. In den Vordergrund tritt eine konnotierte «italianità» in assoziativer Verbindung mit religiös-grotesken Höllenvisionen italienischen Ursprungs. Während der «cornuti» von (9a) auch populären, mündlichen Traditionen entstammen kann, kommen für den Ursprung des integrierten Lehnworts «limbo» in (9b) eher die italienischen Kapuziner-Patres der Gegenreformation in Frage[408]. Populärer Tradition wiederum entspricht der Brauch, Tieren und besonders Hunden (9c und 9d) «sprechende» italienische Namen[409] zu geben. In (9d) wird die Semantisierung des Namens «Diabola» als Freundin des Pfaffenhassers Giacumbert Nau deutlich. Populäre, mündliche Überlieferung wird auch die erste Zeile des italienischen Liedes *Bandiera rossa* nach Graubünden gebracht haben, die im folgenden zitiert und parodistisch rekontextualisiert wird:

(10) Vinavon semova la retscha
avanti avanti
avanti populo
senza ruaus
senza ruaus. (1988:25)

Die latinisierende Form «populo»(statt: «popolo») ist eher einer Interferenz des Lateinischen des Erzählers als den unsicheren Italienischkenntnissen des Hirten zuzuschreiben und passt nicht sehr gut zum Kontext des populären Propagandalieds.

Der italienische Ursprung des folgenden seltsamen und sehr expressiven Adverbs, mit dem das Verschwinden der Katze präzisiert wird, ist kaum mehr erkennbar:

> (11) [...] aunc dau ina selavada sco'ls giats dattan e furdibal svanius eis el staus entochen tard ella notg [...] (1988:41)

Als Beleg für den lombardischen Ursprung von Tuors «furdibal» kann der Vers aus Carlo Portas *Fraa Diodatt* zitiert werden, der erzählt, wie der dicke Mönch aus dem Fenster fliegt:

> e fôrt foeura di ball, chi ha avuu n'ha avuu.[410]

Das lexikalisierte, als Adverb verwendete «furdibal» hat zwar die Transparenz und damit die obszöne Metaphorik seines italienischen Ursprungs «fuori dalle palle» völlig verloren, doch nicht die Expressivität einer merkwürdigen, undurchsichtigen Interjektion.

Die folgende Stelle zeigt eine besondere Funktion einer literarischen Neuentlehnung:

> (12) Ed il poliziot, quei idiot, sappi suflar ad el el tgil. [...]
> Insumma prers e polizists e paders e poets e parlers e tut quei ch'entscheveva cun «p» veva el sil muc. (1988:75)

Neben dem völlig integrierten «polizist» wird hier als Neuentlehnung aus dem Italienischen ein überraschendes «poliziot» verwendet. Dabei handelt es sich um einen speziellen Fall der im Romanischen wohlbekannten «Lehnwortdubletten»[411], denn «poliziot» ist nicht nur idiosynkratisch, sondern weist sich durch den Reim zu «idiot» als artifizielle Neuentlehnung im Rahmen einer lautlichen Figur aus. Ihr Kontrast *in praesentia* zum normalen «polizist» zeigt das Wechselspiel von Entlehnung und Reim[412], das seine eigene Künstlichkeit ironisch spiegelt.

Zum Schluss dieser unvollständigen Auflistung mikrokontextueller Funktionen transkodisch markierter Einheiten noch ein Wort zur Herabsetzung des Sakralsprachlichen. Im Bereich des statisch als sakralsprachlich konnotierten Lateins zeichnen sich Verfahren der Herabsetzung ab, die teilweise der Tradition des Küchenlateins in ihrer volkstümlichen Ausprägung zugeschrieben werden können. Typisch dafür ist das folgende Stereotyp:

> (13) Tut per dominum clavella! (1988:103)

Das als Metapher des Wertlosen geläufige «clavella» wird mit dem in der lateinischen Liturgie häufigen «dominum» zum stereotypen «per dominum clavella»[413] verbunden. Dieses zeigt die typisch küchenlateinische Verbindung von «Hohem» («dominum») und «Niedrigem» («clavella») in der Form der Pseudo-Aufwertung des Nichtigen durch lateinische oder latinisierende Zugaben.

Die folgende Stelle dagegen polemisiert gegen den romanischen Rosenkranz durch das gängige Mittel der Neusegmentierung durch Tilgung der Wortgrenzen, wodurch ein automatisiertes, mechanisches «Herunterleiern»[414] inhaltslos gewordener Lautsequenzen suggeriert wird:

> (14) [...] ed ei pudessen tertgar che ti ditgeis paternos, che ti seigies fetg pietus. Igl aungheldilsegnerhapurtauilsalidamaria. (1988:61)

Im nächsten Beispiel dagegen gilt die graphische Markierung von Silbengrenzen im lateinischen Text des Priesters der Simulation prosodischer Erscheinungen wie Sprechtempo, Pause, Insistenzakzent und Rhythmus[415]:

> (15) Giacumbert Nau s'imagina sia sepultura.
>
> (glisch!)
>
> (prer): «E-exulta-abunt ossa hu-mi-li-a-ta-» (1988:108)

Nach diesen Belegen für verschiedene stilistische Funktionen transkodischer Markierungen im Mikrokontext bleibt zu fragen, wie sich diese Markierungen zur übergeordneten Verteilung von Stimmen und Perspektiven im Text verhalten. Am dringendsten stellt sich diese Frage im Falle von Zitaten aus romanischen und deutschen, literarischen wie nicht literarischen Texten. Wie erwähnt präsentiert sich der Erzähler als (heterodiegetischer) Zeuge, der notiert haben will, was er gehört und gesehen hat, wobei schon die Bemerkung, Giacumberts Worte seien ihm «ins Blut gedrungen»[416], als ironisches Eingeständnis der Verschmelzung von Person und Erzähler gelesen werden könnte. Tatsächlich zeichnet sich der Text durch häufige Wechsel zwischen homo- und heterodiegetischen Segmenten aus, die durch ambivalente «Übergänge» in der 2. Person miteinander verbunden sind[417]. Die Fiktion des Erzählens als protokollierende Verschriftlichung wird im Rahmen intertextueller Zitate wiederholt: der Erzähler erinnert sich «da quater lingias ch'el scheva si bugen», an «vier Zeilen, die er gerne aufsagte»

(1988:10), an «ina fallileia che Giacumbert quitava da ver stuiu ver udiu zanuas», «ein Liedchen, das Giacumbert seiner Meinung nach irgendwo gehört haben musste» (1988:104). Wo solche Rückbindungen an den diegetischen Rahmen fehlen, kann dieser durch Zitate aus literarischen Texten nachhaltig destabilisiert werden. Eine Sequenz, die räumliches Sich-Verirren und seelisches Irren des Hirten thematisiert, beginnt und schliesst mit dem Zitat des Anfangs von Brechts *Moritat von Mackie Messer:*

(16) Und der Haifisch, der hat Zähne
Und die trägt er im Gesicht.

Giacumbert Nau, uss eis ti a mauns. Zuar seruschnas ti dil trutg tessaglia enasi sco in tier blessau [...] Ei numnan il carpun Crap Fess, il crap femna.

Und der Haifisch ...»(1988:38f.)

Die offene Polemik gegen den «signur president» wird von Versen aus Nietzsches *Die Wüste wächst* umrahmt:

(17) Die Wüste wächst:
weh Dem, der Wüsten birgt!

Tgei sei atgnamein cun Vus, signur president? [...] Schei star la tiara, sche Vus leis il ruaus perpeten.

Die Wüste wächst:
weh, wer zur Wüste ward!
[...]» (1988:78)

Diese Zitate stehen zu der explizit beanspruchten Indirektheit eines von der Personenrede «abhängigen» Zeugen-Erzählers in keinem unauflösbaren Widerspruch: dem schrägen Hirten Giacumbert Nau können ein gutes Gedächtnis[418] und die Kenntnis von Brecht und Nietzsche nur aufgrund der arroganten Annahme einer starren Verbindung zwischen Belesenheit und Sozialstatus abgesprochen werden. Wichtiger ist die Tatsache, dass die beiden deutschen Zitate (16, 17) zum romanischen Segment, das sie einrahmen, in keiner erkennbaren plausiblen Beziehung stehen. Die Koexistenz von verschiedensprachigen Texten impliziert im Falle von (16) weder Vorwegnahme noch Wiederholung oder *mise-en-abîme*, weder erhellende Kommentierung noch assoziative, metonymische oder metaphorische Ver-

bindungen irgendwelcher Art. Im Falle von (17) wird immerhin das Motiv der «Wüste» in der romanischen Anklage gegen den Präsidenten wiederholt: «[...] suẹnter vus vulan aunc auters viver cun la tiara e buca cul desiert.» (1988:78), doch ergeben sich zwischen Nietzsches symbolischen «Wüsten» und der Wüste als Ergebnis der Umweltzerstörung in den Alpen keine wirklich zwingenden Bezüge. Da für die vielen andern Zitate aus schriftlichen Texten[419] Ähnliches gilt, ist davon auszugehen, dass die intertextuelle Ebene nicht in die diegetische integriert ist, sondern diese im Sinne einer verfremdenden zweiten Ebene schneidet und bricht. Diese Brechung betrifft die Reden, die Erzählperspektiven, sie zeigt sich im Bereich der Textsorte, der Gattung und erschwert die typologische Einordnung des *Giacumbert Nau* in das Corpus romanischer Texte. So sind die fremdsprachigen Zitate ein besonders offener Hinweis darauf, dass romanische Texte mehrsprachiger Autoren in ihrem intertextuellen Dialog den Rahmen des «Romanischen» entschlossen verlassen können.

IV.3. Verschiedensprachige Personenrede im literarischen Dialog

Der folgende Abschnitt gilt einer besonderen Form des Sprachkontaktes, dem Dialog zwischen Figuren mit ungleichen Kompetenzen in verschiedenen Sprachen, zwischen Partnern, deren Sprachkompetenzen sich nur marginal oder gar nicht überschneiden. Solche Dialoge können gelingen (IV.3.1.) oder scheitern (IV.3.2.).

IV.3.1. Der asymmetrische Dialog in Cla Bierts *La runa* (1956)

Das von der Konnotationstheorie (oben II.1.2.) angesprochene Wechselspiel zwischen textueller und sprachbezogener, mit der Sprachwahl verbundener Konnotation wird in «mehrsprachigen» Texten auf den verschiedensten Ebenen konkretisiert und vorgeführt. In Bierts *La runa*[420] konkretisiert sich der konnotative Kontrast zwischen Französisch und Romanisch zunächst am Sozialstatus und, bezeichnenderweise, an der Physiognomie der beiden Dialogpartner. Ein romanischer Bauer wird beim Mähen einer Bergwiese von einer französischen Pianistin verführt, die beiden verbringen die Nacht in einem Heuhaufen (runa). Der mit den Berufen verbundene Statusunterschied wird von ihm thematisiert:

> (1) Hm, che ha da chefar ün paur cun musicantas? Sunar il clavazin e far oura laina nu clingia bain insembel; mo üna dalettaivla füss ella peruschigliö. (S. 55)

Dieses Nicht-Zusammenklingens von Holzhacken und Klavierspielen führt über mehrere Metonymien (Tätigkeit für Charakter des Subjekts, Sprachträger für Sprache) zu einer Gegenüberstellung der beiden Sprachen, die auf dem Topos der romanischen «Bauernsprache» und der französischen «Kultursprache» gründet. Den beiden Arbeiten entsprechen auch physiognomische Eigenschaften der beiden Personen. Von der Pianistin heisst es:

> (2) Ella es bain creschüda, cul flanc flexibel ed il pet vigurus, la fatscha finezzas cun quel nas frances be ardimaint, la daintadüra glüschainta ed ils ögls gronds, nairs; [...] (S. 56)

Der Gebrauch des Adjektives «frances» zur Beschreibung ihrer Nase zeigt die nicht nur konnotative Verbindung zwischen sprachlichen und aussersprachlichen, hier physiognomischen Kategorien[421]. Der Kontrast zum Körper des Bauern wird an der Stelle deutlich, wo er ihr zartes Füsschen in seine Pranke nimmt, um ihr einen Dorn herauszuziehen:

> (3) La chomma nüda es glischina ed il pein alb bain fuormà es sco our da marmel. El t'il piglia tanter seis manuns düritschs [...] (S. 57)

Die wiederholte Hervorhebung des Feinen, Geschliffenen («glischina», «pein») gegenüber dem Groben, Schwerfälligen («manuns düritschs») präfiguriert Rollenverteilung und Redeverhalten der beiden Dialogpartner.

Die kommunikativen Voraussetzungen dieses Dialogs bestimmen ihn in mehrfacher Hinsicht als *asymmetrischen*[422]. Der Bauer (P1) orientiert sich offensichtlich nicht nur an der Französin (P2) als direkte Dialog-Partnerin, er richtet sich häufig an sich selbst und damit an den potentiell allgegenwärtigen «Dritten». Dieser «Dritte», der sich vordergründig im Dorfkollektiv als Instanz der sozialen Kontrolle[423] konkretisiert, ist der implizite Leser, dessen vom Erzähler vorgestellte Kompetenz die Redebeiträge von P1 weit deutlicher prägt als die Rücksichtnahme auf die Inkompetenz von P2. Diese zugleich «autistische» und, in der Überschreitung des fiktiven Rahmens, mit dem Leser paktierende Ausrichtung der Beiträge von P1[424] verleiht dem Dialog seine markant unrealistische Dimension und bildet eine Voraussetzung für dessen Komik. Asymmetrisch ist nicht nur die Adressatenausrichtung, sondern auch die Zweisprachigkeit der Partner: P1 ist – trotz teilweiser, schwankender und (fast) ausschliesslich passiv sich manifestierender Kompetenz des Französischen – grundsätzlich zweisprachig. P2

ist einsprachig und vollständig auf das Entgegenkommen von P1 angewiesen, der nicht nur konsequent romanisch spricht, sondern unter krasser Verletzung der Kooperationsmaxime dabei häufig jede Art von Fremderleichterung verweigert. Diese Verweigerung gehört zusammen mit der Verständnisverweigerung, die ihrerseits Schwankungen in der Französischkompetenz von P1 erklären könnte, zu den Indizien der *Retizenz* des von der erfahrenen Fremden verführten, unerfahrenen Bauern. Die Asymmetrie der sprachlichen Kompetenz wird also durch unterschiedliche Erfahrung aufgewogen: er führt sie ins Romanische, sie führt ihn in die Liebe ein. Das zwischensprachliche Annäherungs- und Rückzugsspiel im zweisprachigen Dialog wird zur symbolischen Entsprechung des thematisch zentralen Spiels zwischen Verführung (P2) und Retizenz (P1). Auch eine Interpretation dieses Dialogs als «fremdsprachlicher Lehrdialog» – dazu passen die rekurrenten und redundanten Übersetzungen von P2-Segmenten durch P1 – hat mit der skizzierten Doppelung der Adressaten zu rechnen: der «Romanischlektion» für die fiktive Französin entspricht die «Französischlektion» für reale romanische Leser[425].

Der kommunikativen Asymmetrie entspricht auch die einseitige Verteilung der Innenperspektive. Der Text ist auf P1 fokalisiert, am deutlichsten markiert sind Adressatenwechsel und Ausschluss von P2 in den Klammerbemerkungen, die dem Leser direkten Einblick in die Gedanken geben, die P1 verschweigt: «‹[...] tuot cuntaint pervidaquai› (che füssa stat da dir oter?)» (S. 56); «‹Pas froid?› ‹Ingün fraid› (che cha quai voul tuot savair)» (S. 58)[426]. Die Fokalisierung auf P1 findet ihre Fortsetzung und Steigerung in einigen Übergängen von der «Er»-Erzählung in die «Ich»-Erzählung: «ella d'eira gnüda pro *mai* [...]» (S. 54), «Mo uossa cumainzan ils bös-chs *am* rier oura [...]» (S.55), «ella vain be tais nan, aint per *mai* [...]» (ibid.), «üna femna chi'd es gnüda pro mai, per ch'eu t'illa perchüra.» (S. 60).

Im folgenden einige Belege und Erläuterungen zu den skizzierten Einzelaspekten. Die (insgesamt geringe) *Kooperation* von P1 zeigt sich vor allem an den Bestätigungen-Übersetzungen, an der Selektion des zwischensprachlich Ähnlichen und am fragmentarischen Gebrauch des Französischen.

P1 trägt zur Überwindung der Sprachbarriere vor allem durch die Übersetzung-Wiederholung[427] einzelner Segmente aus den Redebeiträgen von P2 bei. Die kommunikative Funktion dieser Übersetzung-Wiederholung innerhalb der Antwort (Bestätigung, Verständnissicherung) wird von der Vorführung zwischensprachlicher Ähnlichkeit durch inszenierende, «sprachdidaktische» Selektion möglichst ähnlicher Einheiten seitens des Erzählers überlagert.

(4 a) «Pas mal, hein?»
«Nüglia mal, nüglia mal!» (S. 56)

(4 b) «C'est chaud, là-dedans?»
«Moo, vaira chaud, schi schi.»
«La nuit aussi?»
«Eir la not.»
«T'es sûr?»
«Sgürischem.»
«Pas froid?»
«Ingün fraid» [...] (S. 58)

(4c) «Du jambon?»
«Hai, schambun da l'on passà.» (S. 60)

Die hervorgehobene zwischensprachliche Ähnlichkeit ist offensichtlich vom Erzähler gesucht, der dabei gegen jede mimetische Plausibilität verfahren kann, wie bei der Herstellung einer Homo*graphie* welche die lautliche Ähnlichkeit eher verringert und nicht ins dialektale Profil der Reden von P1 passt: «C'est *chaud,* là-dedans?»/«Moo, vaira *chaud,* schi schi.» (4b)[428]. Im folgenden wird zur Herstellung einer möglichst weitgehenden Ähnlichkeit gegen grammatikalische Restriktionen (Adverb statt Adjektiv) verstossen:

(5) «Tuots duos?»
«Naturellement!»
«Hm, natüralmaing es quai be ün pa, mo lura...» (S. 58)

Die Verbindung von Bedeutungsäquivalenz und zwischensprachlicher Ähnlichkeit des Signifikanten, die bis zur Pseudo-Homonymie gehen kann, wird zum Anlass einer spielenden Reflexion über mögliche Tücken dieser «falschen Freunde». Diese Reflexion wird ansatzweise von P1 in Form von ironischen Zitat-Übersetzungen geleistet. Die Französin möchte, dass er fortfährt, an ihrem Fuss nach einem weiteren, inexistenten Dorn zu suchen:

(6) «J'sais pas, continue!»
«Uossa esa da cuntinuar a far la runa, oterche.» (S. 57)

Neben dem parodistischen Verfahren des modifizierten Zitats («cuntinuar *a lavurar*», Arbeit statt Eros, eine häufige Ausflucht von P1) wird hier auch mit der Stillage gespielt: im Gegensatz zum auch unmarkierten «continuer»

ist «cuntinuar» gegenüber «far inavant» als schriftsprachlich, ja bildungssprachlich gehoben markiert. Ganz ähnlich verfährt P1 bei der Abwehr eines nicht annehmbaren Kompliments:

> (7) «Tu es magnifique.»
> «Mo insomma, quant magnific chi'd es starana pür verer, chara leua.» (S. 63)

Auch hier dienen Übersetzung und rekontextualisiertes Zitat der ironischen «Rückgabe» des allzu hohen «magnifique» durch das entsprechende Lehnwort. Die Verbindung der bestätigenden Zitat-Übersetzung mit einer Reflexion zwischensprachlicher Differenzen lässt den Aspekt der Kooperation in den Hintergrund treten.

Schwierig zu entscheiden ist die Frage einer nicht nur reaktiv-bestätigenden, sondern *aktiven* Kooperation mittels bewusster Selektion zwischensprachlich ähnlicher Einheiten seitens von P1. Das folgende Beispiel zeigt die Unmöglichkeit einer auf einzelne Ähnlichkeiten sich abstützenden Antwort auf diese Frage:

> (8) «Be spetta! Il prüm vast per aua, e lura faina la tschaina, e davo lascha be metter ad ir a mai la fatschenda.»
> «Tü dis?»
> «Mangiar.»
> «Oh là là, il s'en connaît, lui! Tant mieux.»
> «Piglia la comma e va sü pro la funtana per aua!»
> «A la fontaine?»
> «Schi, ed eu fetsch fö.»
> «Très bien, je comprends; joli langage, ce romanche!» (S. 59)

In seinem ersten nicht nur reaktiven, erstmals Vorschläge enthaltenden Beitrag redet P1, in der für ihn nicht untypischen Weise, unbekümmert über P2 hinweg. Am deutlichsten zeigt sich dies in der ausgeprägt idiomatischen und kolloquialen Aufforderung: «lascha be metter ad ir a mai la fatschenda». Die Verständnisfrage von P2 wird diesmal als Bitte um Reformulierung ernst genommen: im einzigen als *foreigner talk* interpretierbaren Beitrag des ganzen Dialogs reformuliert P1 seinen Vorschlag im zusammenfassenden Infinitiv «Mangiar!». Die sich mit dem Verständnis dieses Ordnungswortes ergebende starke situative Determination relativiert die verständnissichernde Funktion der Analog-Form «funtana»-«fontaine» und der (Pseudo)Homophonie «fö»-«feu»[429]. Zudem bedarf es im Falle die-

ser beiden synonymlosen Lexeme keiner besonderen Selektion seitens von P1, die «Brücke» ergibt sich für ihn aus der Ähnlichkeit der beiden Sprachen. Dasselbe gilt für die ohne Bestätigung von P2 verstandenen «pazienza» (S. 60), «Perche riast?» (S. 62) und «Na ma chara, quist es per nus.» (ibid.), deren Verständlichkeit wie immer vom sprachlichen Kontext und der situativen Einbettung mitgetragen wird. Die trügerische Möglichkeit falscher Freunde scheint auch P2 bewusst:

(9) «Uschea, cun quist man, hai. Brava.»
«J'suis brave?»
«Mo, üna chara est.» (S. 63)

Ob P1 mit seiner «ausweichenden» Antwort den Schwierigkeiten einer Erläuterung der genauen Bedeutungsunterschiede und Verwendungszusammenhänge von romanisch «brav» und französisch «brave» ausweicht, ist nicht zu entscheiden.

Bei den vier Belegen für einen aktiven Gebrauch des Französischen durch P1 ist das Bemühen um Verständigung auffällig nebensächlich. Im ersten Fall haben wir die Adaptation eines euphemistischen Kraftausdrucks:

(10) «Bain, scha tü voust propcha, schi eu nu sun neir da lain, sacranomdüblö!» (S. 58)

Die Dominanz der emotiven Funktion, die Expressivität der Adaptation ans Romanische («sacr*a*-»), die Metagraphie («ü» und «ö» in: «düblö!») und der Kontext (am Ende eines für P2 unmöglich verstehbaren Satzes) lassen hier den Aspekt des sprachlichen Entgegenkommens verschwinden. Im zweiten Beispiel haben wir eine Übersetzung als erklärende Apposition nach einer Frage:

(11) «Na, na, quai es be ün püf.»
«Ce n'est pas un enfant?»
«Quai es ün utschè, ün uaso.».
«Ah, c'est un oiseau qui crie comme ça?» (S. 64)

Die eklatante «Einzelsprachlichkeit» des für P2 garantiert unverständlichen «püf» («Eule») ist, zusammen mit der häufigen metaphorischen Bedeutung «püf»-«Tölpel», für die Komik dieser Stelle verantwortlich. Ihre Frage ist auch eine Verständnisfrage; P1 bemerkt ausnahmsweise, dass seine Erklärung mit dem Archilexem «utschè» («Vogel») ebenfalls unverständ-

lich ist, und doppelt mit der übersetzenden Apposition nach. Dieser kommunikative Beitrag wird vom Erzähler durch die, gegen die orthographische Norm verstossende, weniger Mündlichkeit als vielmehr «Ungebildetheit» konnotierende Transkription «uaso» in komischer Funktion[430] vereinnahmt. Die letzten beiden Beispiele sind Zitate von Redebeiträgen von P2[431] in einem «Selbstgespräch» von P1:

(12) Minchatant schmacha el aint il fain chi crouda our dals pizs dals pons e fa pajaglia: «Ça pique!»
Lura piglia el ün tschüf aint in man, tira aint l'odur e ria darcheu: «Ça sent bon!» (S. 68)

Als Beispiele von *Kooperationsverweigerung* seitens von P1 sind Verständnisverweigerung, negative Reaktionen auf Verständnisfragen und verweigerte Fremderleichterung zu erwähnen. Die Verständnisfragen von P1 können auch als mimetische *effets de réel* gelten, die plausible Lücken in den Französischkenntnissen des Bauern zeigen.

(13) «Tü es fâché?»
«Co hast dit?»
«Tu t'en vas?»
«Na na, eu stun quia.» (S. 59)

Andrerseits ist sein Nicht-Verstehen in einigen Fällen so überraschend[432], dass es sich als Vorwand interpretieren lässt, als Zurückweichen vor ihren Verführungsversuchen. Nach dem herausgezogenen Dorn will sie, dass er sie weiter «untersucht»:

(14) «C'est déjà fini?»
«Hai.»
«Dommage.»
«Co disch?»
«Il y a encore une.» (S. 57)

Auch das Nicht-Verstehen ihrer Frage, ob man in den Heuhaufen ein Loch machen könnte, lässt sich als Abwehrversuch deuten:

(15) «Dis donc, on y pourrait faire un trou?»
«Co dist?»

«Pour dormir là-dedans?»
«Moo, quai as faja minchatant.» (S. 58)

Die auffälligste und häufigste Form unaufgefordert geleisteter Kooperation seitens von P1 bei der Überbrückung der Sprachdifferenz ist die Verbindung von Übersetzung und Wiederholung als Antwort. Auch sie ist aber äusserst lückenhaft und nicht immer freiwillig.

(16) «Tu m'aimes pas?»
«Mo schi schi, vaira gugent.»
«Un peu?»
«Hai, hai, ün paet.» (S. 56)

Sein Ausweichen vor der als peinlich empfundenen Frage zeigt sich auch in der Vermeidung der «Analog-Form» («aimer»-«amar») zugunsten des im Romanischen normgerechteren, für P2 aber unverständlichen, «avair gugent»[433]. Zur Bestätigung der Rückfrage von P2 geht P1 zwar von einer «Analog-Form»[434] aus, zeigt aber seine Retizenz durch die im Diminutivsuffix: «ün pa*et*», das semantisch wie ikonisch (durch Verringerung der Ähnlichkeit zu «un peu») sein Zurückweichen markiert. Noch auffälliger ist die Nicht-Kooperation bei den beiden nächsten Verständnisfragen[435]:

(17) «Tü m'hast üna bell'idea, fini, quia vain uossa fatta üna runa.»
«Quoi?»
«Üna runa ta dia, üna pruna fain uschea.» (S. 56)

Die emphatische Wiederholung des bereits Gesagten: «ein X, *sage ich dir*» suggeriert die falsche Annahme akustischer Ursachen des Nicht-Verstehens, ein Indiz dafür, dass P1 momentan vergisst, dass P2 nicht romanisch kann. Dieses für Sprecher einer Kleinsprache umso unwahrscheinlichere Vergessen der Sprachbarriere ist ein beliebtes Verfahren zur Erzeugung komischer Nicht-Dialogizität[436]. Seine Selbstkorrektur in erklärender Apposition: «Üna runa... *üna pruna fain uschea*», ist nur dann einigermassen plausibel, wenn deiktisches «uschea» («so») eine entsprechende Geste kommentiert. Im nächsten Beispiel verweigert P1 die Beantwortung der Verständnisfrage:

(18) «Mo tü am est ün raischen, tü!»
«Tu dis?»
«Nüglia, nüglia...» (S. 57)

Diese Verweigerung kann auf die schwierige Paraphrasierbarkeit der «witzigen» Metapher («raischen»-«Schweinelaus») zurückgeführt werden oder auf die willkommene Gelegenheit, die unverstandene Beleidigung «wegzureden». Dem Leser macht sie deutlich, wie P1 über den Kopf von P2 hinweg mit ihm als kompetenten Dritten kommuniziert.

Für die fehlende Rücksichtnahme auf die Inkompetenz von P2 finden sich in den Redebeiträgen von P1 viele Indizien: Wiederholungen des Unverständlichen als Antwort auf eine Verständnisfrage, Metaphern wie «raischen», komplexe Adjektivierungen vom Typ: «la sarà amo secha e *starva*» (S. 61), Variierungen: «ün pa» («un peu»), «ün paet» (S. 56), «ün zich» (S. 60), expressive Pejorative wie «cuz» (S. 61) statt des für P2 verständlicheren «let» («lit»). Dazu kommen Fachbegriffe aus der romanischen Bauernsprache, idiomatische Wendungen, rhetorische Figuren, die P2 «ausschliessen». Die Aufzählung und Beurteilung solcher Indizien muss allerdings mit der starken Situationsverschränkung dieses häufig handlungskommentierenden Dialogs rechnen.

(19) «Oh là là, le tas d'foin! Çe (sic!) reste comme ça?»
«Na na, il prüm esa amo da raduondar, uschea, vezzast, lura as stoja pettnar ün zich, raschlar insembel ils flus e metter suravia per cha la plövgia nu possa tras. Uschea, guarda qua, uossa esa lura glüvrà.» (S. 58)

Die Unverständlichkeit von Fachterminologie («raduondar», «raschlar insembel ils flus») und Metaphorik («pettnar ün zich») in der Benennung der einzelnen Arbeitsgänge[437], wird durch deiktische Hinweise auf deren simultane Vorführung («uschea, vezzast», «Uschea, guarda qua») teilweise kompensiert. Dieses Wechselspiel von Benennen und Zeigen verdeutlicht die Doppelung der Adressanten von P1, der sich und dem Leser die Terminologie, P2 die Handlung «vorführt». Fehlende Bemühung um Fremderleichterung zeigen nicht nur Sätze, die er auch im Selbstgespräch vor sich hinmurmeln könnte: «Spetta, i sto esser amo ün toc tuorta, in alch s-charnütsch.» (S. 61), sondern auch «direktive Sprechakte» (cfr. Wunderlich 1976:77), auf die P2 mit einer Handlung reagieren soll: «Ve nan, lascha toccar il chatschöl!» (S. 61), «Schi ve nan, ch'eu at plaj aint cun quist pon» (S. 63). Auf ihre Frage, ob sie gut reche, erwidert er mit

einer Bestätigung und einer ironisch als geringfügig dargestellten Korrektur:

> (20) «Pas mal, hein?»
> «Nüglia mal, nüglia mal!» Be cha tü stoust raschlar aval e nüglia amunt! Uschea, tschütta!» (S. 56)

Die unverständliche Anweisung, auf die das «Vormachen» folgt, enthält einen entblössenden Witz bei dem die «Erfahrenen» (P1, Leser) über das unerfahrene Opfer (P2) lachen[438]. Die Missachtung der Inkompetenz von P2 in den Redebeiträgen von P1 zeigt sich in sehr verschiedenen Situationen. Interessant ist die folgende Aufforderung zur Schweigsamkeit:

> (21) «E cha tü tegnast il pical, eu nu vögl nimia gnir aint illas leuas.» (S. 59)

Metapher: «tegner il piccal» («den Schnabel halten»), Metonymie und Idiomatismus: «gnir aint illas leuas» («in die Zungen kommen» für: «Gegenstand des Dorfklatsches werden») machen diese Aufforderung für P2 völlig unverständlich. Allerdings ist hier die Unverständlichkeit nicht nur sprachlich bedingt, für die Fremde wäre auch der verstandene Inhalt dieser Aufforderung in seinem Sinn wahrscheinlich «unverständlich».

Zögernde bis verweigerte Kooperation von P1 bei der Überbrückung der Sprachdifferenz ist nur ein Aspekt seines dialoghemmenden Verhaltens, das durch reaktives Abwarten, Zurückhaltung, Verzögerung, Abschwächung und Strategien zur Verhinderung weiterer Redebeiträge gekennzeichnet ist. Dazu gehören, um nur ein Beispiel zu geben, das «Moo» und die abschwächende Wiederholung der Bejahung:

> (22) «T'es pas content?»
> «Moo, schi schi, tuot cuntaint, perviadaquai» (che füssa stat da dir oter?) (S. 56)

Das retardierende «moo», das zusammen mit der Wiederholung des «schi» zugleich beschwichtigt und die rhetorische Annahme der Frage nur teilweise widerlegt[439], wird hier durch das explizite «tuot cuntaint, perviadaquai» zum deutlichen Indiz von Relativierung, Abschwächung der Euphorie und widerwilligem Zugeständnis. Die auffällig häufigen Wiederholungen[440], mit denen P1 seine Antworten einleitet, zeigen wie emphatische Bestätigung und vorschnelles, übereifriges Zugeben zu den «Abbruchsstra-

tegien» gehören, mit denen weitere Redebeiträge abgeblockt werden sollen. «Bun, bun, tuot in uorden; mo uossa sto eu lavurar [...]» (S. 56) ist nur der deutlichste Fall.

Die Französin (P2) zeigt sich als eigentliches Kommunikationstalent, vor allem auch im Verstehen. Ihr äusserst souveräner Umgang mit den obstinat einsprachigen Beiträgen von P1 zeigt sich unter anderem darin, dass sie auf das Verständnis einzelner Beiträge grosszügig verzichtet und bei der unzureichenden Beantwortung ihrer (wenigen) «Verständnisfragen»[441] nie nachfragt. Ein gegenüber nicht-fiktiven Dialogen geringerer Anteil an «Prozeduren der Verständnissicherung» ist, laut Wunderlich, ein allgemeines Kennzeichen fiktiver Texte[442], kann also nicht als besonderes Indiz von Anti-Realismus in Bierts *La runa* gewertet werden.

Das Französisch von P2 ist durch die gegen orthographische Normen verstossende Simulation gesprochener Sprache – vor allem durch Phonemdetraktion: «j't'ai cherché» (S. 56), «c'travail-là» (ibid.), «j't'aime» (ibid.), «j'suis» (S. 63) – graphostilistisch markiert. Daneben finden sich auch funktionslose Abweichungen[443]. Kooperation und Kooperationsverweigerung im asymmetrischen zweisprachigen Dialog sind bei der gegebenen Thematik von Verführung und Initiation keine einfachen Gegensätze und lassen sich nicht direkt mit binären Oppositionen im Bereich der Konnotation verbinden. Eine psychologisch orientierte Interpretation hat mit der von Weber festgehaltenen Ambiguität der Kooperationsverweigerung zu rechnen: «Häufig wird Kooperationsverweigerung vom Sprecher als Aufforderung zu verstehen sein, durch sozio-emotive Zuwendung Interaktionsbarrieren abzubauen und somit einen möglicherweise emotional bedingten Barrierezirkel zu durchbrechen» (1988:12). Die Frage nach der Plausibilität dieser Kooperationsverweigerung ist als Frage nach dem Verhältnis zu nichtliterarischen, «asymmetrischen» Dialogen schwer zu beantworten. Neben dem allgemeinen Trend zur Kooperation durch Fremderleichterung stösst die empirische Gesprächsanalyse durchaus auf Fälle von Kooperationsverweigerung[444]. Der deutlichste «unrealistische» Aspekt dieses Dialogs, das Verständnis ohne Fremderleichterung, wird durch die Funktion para- und nonverbaler Kommunikationselemente[445] etwas abgeschwächt. Der Bezug zur Wirklichkeit ist allerdings weniger wichtig als derjenige zum Topos des alle auch sprachliche Grenzen überschreitenden Eros.

IV.3.2. Komik des dialogischen Scheiterns: Victor Stupan, *Eulalia* (1982)

Victor Stupans *Eulalia m'ha guardà cun tschera pechadusa, bunatscha...* liegt in zwei Fassungen vor, als Erzählung (1982) und als Hörspiel (1979),

wobei das Hörspiel als dramatisierte Fassung einer älteren Erzählung präsentiert wird[446]. Es geht darin um einen romanischen Bauern, der ohne Überzeugung und gegen den Willen seiner Frau seinen «Hof»[447] zum Verkauf ausschreibt und daraufhin von äusserst aufdringlichen Kaufwilligen aus mehreren Ländern derart bedrängt wird, dass er sein Vorhaben, zur Freude seiner Frau, schliesslich aufgibt.

Gegenstand der Erörterung sind hier nicht die «Transpositionen»[448] von der Erzählung zum Hörspiel, sondern nur die Unterschiede der Dialoge zwischen dem Bauern und seinen anderssprachigen Partnern. Im Zentrum dieser Dialoge steht die Figur des «Missverständnisses» aufgrund zwischensprachlicher (Pseudo)Homonymie. Die Funktion dieser Dialoge ist vom Bezug zu ihrem «Rahmen» wesentlich mitbestimmt, weshalb sich einige Bemerkungen zu den Auswirkungen der «Transpositionen» aufdrängen.

Auf die Veröffentlichung eines Inserats hin wird der Bauer zunächst von drei Telephonanrufen aus dem Bett geholt. Die Sprachen der Dialogpartner wechseln von Französisch zu Deutsch zu Englisch in der Erzählung, von Deutsch zu Französisch zu Englisch im Hörspiel. Der Wechsel der Reihenfolge dürfte durch den Adressatenwechsel des Textes bedingt sein, durch Rücksicht auf die Kinder, die zuerst mit der bekannteren Fremdsprache konfrontiert werden sollen.

> (1: Erzählung):
> Cun ir zoppiond da s-chala giò, strusch'oura la tschierpla da l'ögl dret, lura piglia il trombin in man:
> «Hallo!»
> «Comment allo, qui parle?»
> «Che kiparl? Carlin es al telefon.»
> «Monsieur, j'achète...»
> «Co, mösa dscheta?»
> «Isch kafen of...»
> «Cafè ed ovs? Mo uossa lura basta! Sch'El es plain sco üna müla, schi cha'l tschercha ad ün plü pluffer co eu chi Til spisgiainta a mezza not cun cafè ed ovs.»
> Eu n'ha pendü sü il trombin e sun i darcheu in let, rabgiantà sco'n verm. (1982:106)

Der aus dem Schlaf geschreckte Bauer (P1) schätzt Anlass und «Rahmen» der Kommunikation völlig falsch ein, merkt nicht, dass sein Partner (P2) eine andere Sprache spricht[449], und macht so jede Verständigung unmöglich. Ein klares Indiz für mangelndes Entgegenkommen sind die aggressiv

fragenden «Rückgaben» (X/Was «X»?) beider Partner. Die Wortgrenze verwischend, missversteht P1 die Frage «qui parle?» als verunstaltete Form seines Namens. Die Transkription von «qui parle?» als Metagraph: «kiparl»[450] verdeutlicht die Verkennung der Fremdsprache und macht den Satz zum Paragramm von «Carlin». Auch der nächste, allerdings abrupte Beitrag von P2: «Monsieur, j'achète [...]» wird aufgrund einer über die Wortgrenze und durch Silbenersetzung hergestellten lautlichen Ähnlichkeit zu romanischem «mösa dscheta» («kalter Brei»). Daraufhin versucht es P2 mit Deutsch, das er richtigerweise als gemeinsame Zweitsprache vermutet, aber so schlecht beherrscht, dass er am Zustandekommen des letzten Missverständnisses kräftig mithilft. «Isch kafen of» (Ich kaufe den Hof) wird als «cafè ed ovs» missverstanden, wobei eine Realisierung «kafèn» das Missverständnis etwas plausibler machen könnte. Die Komik resultiert aus dem besonders aktiven Beitrag des romanischen Hörers P1 am Missverständnis[451], das vor allem im Nicht-Erkennen der andern Sprache in ihrer «Fremdheit» beruht. Akzentuiert wird diese Komik des Missverständnisses durch die Herabsetzung des offiziellen Gegenstandes des Verkaufes durch den alltäglichen des Essens und durch die aggressive Unbeirrbarkeit des Bauern, der das selbstverschuldete Scheitern der Kommunikation schliesslich der Trunkenheit seines Partners zuschreibt.

Im Hörspiel figuriert der Dialog mit dem Franzosen an zweiter Stelle, hat einen Turn weniger und einige weitere Abweichungen, wie diejenige im deutschen Satz: «Isch kafen of» (E:1982), «Oui, oui, Monsieur Carlin, Ik will ihr kafen ... of!» (H:1979)[452]. Die Modifikation zeigt, dass die Häufung von Xenismen in komischer Funktion keine Rücksicht auf realistische Plausibilität nimmt. So lässt sich die Wortstellung «Ik will ihr kafen ... of» auf keine Interferenz des Französischen zurückführen, ist also gegen jede Wahrscheinlichkeit einfach auffällig falsch.

(2: Erzählung):
«Hallo», n'haja dat ün braj pel trombin aint.
Da dalöntsch dalöntsch n'haja dudi üna vusch:
«Guten Abend Herr Jaschen Garlin.»
«Jachen Carlin, bitte!»
«Nah, gut, ja! Also Jatschen! Sie haben einen Hof zu verkaufen.»
«Ja, das ist richtig, aber sagen Sie, lieber Herr? Woher läuten Sie mir an? Es tönt, als wären Sie auf dem Mond.»
«Ne, ne, so weit nicht! Aber von Hamburg.»
«Um Himmels Willen, von Hamburg? Das ist ja ... warten Sie einmal ... das ist ...»

«In der Bundesrepublik.»
«Ja ... und was wünschen Sie denn?»
«Ich möchte doch Ihren Hof kaufen.»
Per pacas am vessa pers via. Avant quatter uras d'eira cumparü l'inserat e fingà telefonaiva ün our da Hamburg.
«Sagen Sie mir, guter Mann zuerst, woher Sie erfahren haben, dass ich meinen Hof verkaufe.»
«Ach, Herr Jatschen ...»
«Jachen, nicht Jatschen ...»
«Also, Herr Jatschen, wir haben doch unsere Gewährsleute in der Schweiz.»
«Ahà ... ja ... und jetzt möchten Sie den Hof kaufen ... nur so ... mir nichts ... dir nichts ... um Mitternacht ... am Telefon ...?»
«Ja.»
«Sie haben den Hof nicht einmal gesehen, kennen den Preis nicht. Er ist teuer ... teuer ... sage ich Ihnen.»
«Spielt keene Rolle, ich kaufe alles, zu jedem Preis.»
Giò da chombra n'haja dudi alch svutrada. Annatina s'varà vouta aint in let. Lura ha'la dat ün tuoss, da quai mez stit, ed eu n'ha dat üna sgrischida ... forsa pervi dal fraid o chi sa perche, e clomà ad ota vusch: «Neinei ... neinei ... so rasch schiessen die Preussen bei uns nicht. Kommen Sie morgen vorbei», e n'ha pendü sü.
«Vulaiva inchün cumprar ti'acla?», ha dumandà ma duonna, cur ch'eu sun stat aint in let.
«Na na, ün stuorn, colliaziun fosa», n'haja schmanzögnà. (1982:106f.)

Die Kooperationsbereitschaft von P1 ist dadurch in Frage gestellt, dass er seinen Ärger über den ersten Anrufer auf den zweiten überträgt und sein «Hallo» in die Muschel *schreit*: «‹Hallo›, n'haja *dat ün braj*». Entsprechend ist auch seine Reaktion auf den phonetischen Xenismus, der die Aussprache seines Namens durch P2 als «Jaschen Garlin» kennzeichnet. Statt der angebrachten «Fehlertoleranz»[453] besteht P1 auf die Korrektur, die P2 missmutig: «Nah, gut, ja!» (1982:107) und «Na, also, [...]»(1979:7) und erfolglos versucht, indem er sein abweichendes «Jaschen» durch nicht weniger abweichendes «Jatschen» ersetzt[454]. Die Abfolge Xenismus – Korrektur – erfolgloser Integrationsversuch der Korrektur wiederholt sich; die kommunikativ sinnlosen Korrekturen gehören auch zu den Verzögerungs- und Ablenkungsmanövern, durch die der Bauer das Verkaufsgespräch in Richtung Konversation abzulenken versucht. Dazu gehören auch seine

umständlichen Fragen nach Nebensachen, die dem komischen Topos des Bauern als staunenden «Hinterwäldler» entsprechen[455]. Der Xenismus im Namen ist nicht nur komisch – er findet sich unter deutlicherer phonographischer Modifikation auch in der Rede des Engländers: «Mister Cärlain!» (1982:110), «Mister Carline» (1979:9) – er wird zum Symbol einer bedrohlichen «Verfremdung» der vom Namen verbürgten sozialen und persönlichen «Identität»[456]. Die Redebeiträge des Deutschen lassen seine Ungeduld, seinen Unmut über die «ablenkenden» Fragen erkennen: «Ich möchte *doch* [...]»; «*Ach,* Herr Jatschen [...]», «*Also,* Herr Jatschen [...]». Der Deutsche setzt sich gegen alle Ablenkungen und Einwände durch («ich kaufe alles, zu jedem Preis») und lässt dem Bauern schliesslich nur noch die vage Ausrede durch die Redensart, mit der er die Verhandlung ohne Begründung vertagt.

Die deutschen Dialektismen in der Rede von P2: «Ne, ne,», «Spielt keene Rolle.»(1982:107), deutlicher und «berlinernd» im Hörspiel: «Juten Abend», «unsere Jewährsleute», «Spielt kene Rolle nicht» (1979:7f.)[457] verstärken die «Fremdheit» der von P1 relativ gut beherrschten Zweitsprache und machen auch das Gesprächsverhalten des Deutschen zur «Zumutung». Die deutschen Beiträge des Bauern sind durch schweizerdeutsche Dialektismen: «Ums Himmels Willen», «Neinei ... neinei ...», weniger klar: «Woher läuten Sie mir an?» und durch schwer fassbare, nicht eindeutige Lehnübersetzungen romanischer Syntagmen vom Typ: «nur so» («be uschea»), «von Hamburg» («da Hamburg»)[458] gekennzeichnet. Mit einer romanisierenden Metagraphie: «Ahà» und einer falschen Schreibung: «Ums Himmels Willen»[459] akzentuiert der Erzähler die konnotierten «Bildungsdefizite». P1 und P2 entfernen sich von der standarddeutschen Norm in «entgegengesetzte» Richtungen und akzentuieren den Kontrast zwischen bundesdeutschem Dialekt und schweizerischem «Romanendeutsch».

> (3: Erzählung):
> Ün duos trais suna our d'let, giò'l plan suot e tegn darcheu il trombin in man.
> «Mo laivat propcha am far gnir our d'sen, our d'clocca?», duna duos tasens pel telefon aint.
> «No... no... not seven o'clock... it's half past one. I shoult like to bay...»
> «Che schutlaic... tsching tschang tschung, crajaivat ch'eu venda mi'acla ad ün Chinais. Quai gnanca nu vain in dumonda», e sü cul trombin. Mo listess m'haja parü da dudir alch blastemma da tschella vart dal telefon. (1982:108)

Die angestauten Aggressionen des Bauern entladen sich auf seinen dritten Dialogpartner. Er wird in Form einer rhetorischen Frage auf romanisch zurückgewiesen, nimmt unsinnigerweise an, der Bauer rede englisch und interpretiert «sen, our d'clocca» aufgrund lautlicher Ähnlichkeit als «seven o'clock». Im Hörspiel ist dieser Turn ersetzt durch: «Che hast dit? Mo crajast...»/«No, no, I don't cry, [...]» (1979:9). Lautliche Ähnlichkeit und Personenwechsel «crajast»/«I cry» suggerieren hier einen möglichen «Verschnitt der Paradigmen» der beiden Verben zu einem spielerisch reizvollen «I cry», «tü crajast» oder eben «eu craj», «you cry». Ob das falsche Englisch: «I shoult like to bay» als beabsichtigte Imitation einer Inkompetenz der Figur zu verstehen ist, bleibt auch nach der Korrektur der falschen Graphie: «I just should like» (1979:9) ungewiss. In Überschätzung der im ersten Dialog unterschätzten Fremdheit hält P1 Englisch für Chinesisch. Die fragend aggressive Wiederholung eines Teils der Äusserung von P1 in Metagraphie: «shoult like»/«Che schutlaic» (1982:108), beziehungsweise die Wiederholung mit phonetischer Modifikation: «Tschutlaic... tschutlaic...» (1979:9) karikiert die Unverständlichkeit der Rede des Partners und bildet eine Art Vorstufe zur sinnleeren, pseudo-chinesischen Floskel «tsching tschang tschung»[460]. Mit dem obstinat romanischen Rest der Antwort und dem abrupten Auflegen findet der «unmögliche Dialog» seinen Abschluss.

Auf die drei Telephondialoge folgt ein vierter, an der Haustüre:

> (4: Erzählung):
> «Buona sera, buona sera, signor Carlin.»
> «Aha, Talians» pensa, «qua esa da star alert.» Mo eu respuond: «Che, buona sera, piuttosto buon giorno.»
> Cun quai sun mias cugnuschentschas dal talian exaustas ed eu cuntinuesch per rumantsch:
> «Meis signuors, id es tantüna las trais la daman. Che laivat vairamaing da quistas uras?»
> «A caro signor Carlino! Vogliamo comprare... Of... Of.»
> «Eir vus, cha'l diavel as porta giò l'infiern e ch'el as tegna cagiò fin al di dal güdizi.»
> I han fat duos pass inavant, sco per am sforzar da tils laschar gnir aint. Eu m'ha miss cullas chommas sbrajazzadas davant els, fond finta dad esser il plü curaschus dal muond, cumbain chi'm tremblaiva la schnuoglia.
> «Tadlai», tils n'haja dit, «scha vus nu bandunaivat subit ma chasa, schi as schlupetta sül lö, sco duos margnacs», ed eu n'ha trat meis revolver.

«Ma chasa es vnala be daman a bunura, tanter las ot e las nouv.»
Perche ch'eu n'ha dit sco duos margnacs, nu saja plü, mo eu craj cha quai haja fat impreschiun.
Id han fat mezza vouta. Ün ha dit: «Andiamo!» e tschel: «è matto!» e sun its. (1982:108f.)

Die Reaktion von P1 auf die Tatsache, dass P2 italienisch spricht: «Aha, Talians» pensa, «qua esa da star alert»[461] zeigt, wie sich ein konnotativer Signifikant «Nationalsprache» auf die Kommunikation auswirken kann. Der «Inhaltssinn»[462] verdichtet sich hier zum Vorurteil des betrügerischen bis gefährlichen Charakters aller Italienischsprechenden; eine ironische Überzeichnung eines verbreiteten Stereotyps. Im bekannten Verfahren (cfr. 1) der aggressiven «Rückgabe» (X/Was «X»?) korrigiert hier der Bauer den Gruss «buona sera» als unpassend. Nach seiner ersten Antwort auf italienisch wechselt er mit der Begründung ausgeschöpfter Italienischkenntnisse auf Romanisch, was so wenig plausibel ist, wie die Tatsache, dass die Italiener Romanisch bestens zu verstehen scheinen. Auch im Hörspiel wechselt der Bauer an dieser Stelle die Sprache, hier aber – selbstverständlich – ohne Begründung. Wie bereits der Franzose (1) braucht auch ein Italiener Deutsch als «Brückensprache», auch er scheitert am Hauchlaut von «Hof» und spricht von «Of». Die nächsten beiden Beiträge stammen vom Bauern, eine Verwünschung und eine Morddrohung, deren Komik sich auch aus der Unbekümmertheit herleitet, mit der sich dieser nicht um die Verständlichkeit seiner Reden kümmert und sich autistisch und zugleich leserorientiert sprachlich «austobt». Die Drohgebärde mit dem Revolver führt dazu, dass der Bauer für verrückt gehalten wird: «è matto!». Trotzdem wird die Angabe eines Termins für Verkaufsverhandlungen, mit der er den Dialog beendet, ernst genommen (P2 erscheint). Im Hörspiel nennt der Bauer keinen neuen Termin und schiesst mit dem Revolver in die Luft.

(5: Erzählung):
«Eu'm tschaint sül banc davant porta e prouv da metter in uorden meis impissamaints, cur ch'üna gruppa dad homens vain dal prà sü:
«Bun di, bun di sar Carlin...»
«Wir möchten Ihren Hof...»
«No, no, no voliamo noi... noi voliamo comprare...»
«Mais non, Monsieur, nous étions les premiers...»
«I offer you very much...»
«Ich doch noch mehr...»

«Eu...»
«Tü...»
«Sar Carlin, ch'El dett'a mai, ad ün rumantsch!»
«Non, non, Monsieur, c'est pour moi, n'est-ce pas?»
«I am a very good friend of you! Mister Cärlain!»
«[El cugnuoscharà bain a seis paraint, sar Carlin]!»
«E lura nus pajain contant...»
«Ogni prezzo... ogni prezzo...»
«Der Preis spielt überhaupt keene Rolle nicht!»
«Quia...», ed el muossa ün plic da bancanotas... ter gross.
[...]
«Meis signuors, vus eschat tuots massa tard. Eu n'ha vendü ma chasa avant ün quart d'ura», schmanzögna sainza gnir cotschen. I sun its sainza dir adieu. (1982:110)

In diesem Dialog erreichen die klimaxartig gesteigerte Aufdringlichkeit der Fremden und die Abwehr des Bauern ihren Höhepunkt. Die Kopräsenz der Dialogpartner der Einzeldialoge 1–4 nebst weiterer, neuer Teilnehmer schafft eine neue Konstellation, in der die einander konkurrierenden Sprech-Handlungen von P2-Pn den Bauern P1 von einer unmittelbaren Reaktion entbinden und ihn zum textinternen «Zuschauer» der mit einer Schlägerei endenden Szene machen[463]. «Eu, stut sco'l giat da Flurin, n'ha sco pers la leua e, nu sentind ne dovair ne bsögn da m'intermetter in lur affars persunals, nu poss impedir chi cumainzan a's baruffar.» Dem Tumult der Schlägerei geht ein sprachlicher Tumult voraus; der mit zwei Ausnahmen («Eu...»/«Tü...»/«Sar Carlin...») durchgehende Wechsel der Sprache zwischen den Beiträgen, die Aposiopese als Indiz, dass sich die Teilnehmer «ins Wort fallen», die Versuche, die Wirkung des jeweils vorangegangenen Redebeitrags durch beschwörende Widerrede oder Übertrumpfung zunichte zu machen, kennzeichnen dieses auf die phatische Funktion reduzierte «Marktgeschrei». Sprachwechsel, Unterbrechung, Wiederholung, Redundanz, unsinnige Argumentation («nous étions les premiers», «ch'el dett'a mai, ad ün Rumantsch» («geben Sie ihn mir, einem Romanen»), «I am a very good friend of you») machen jede Antwort des Bauern überflüssig und erlauben ihm die Machtrolle des verachtend unbeteiligten Zuhörers und Zuschauers. Schliesslich entledigt er sich der als «fetscha» («Pack») bezeichneten Gruppe potentieller Käufer; der Sinneswandel ist vollzogen, mit der Erklärung der Unverkäuflichkeit des Hofes ist das Happy-End perfekt.

Die Möglichkeit der Dramatisierung dieser Erzählung ist offensichtlich. Die Grundsequenzen der «Fabula»: Irrtum (Entscheid zu verkaufen) –

Strafe (Herbeigerufenes wird zum Fluch) – Einsicht und Wiedergutmachung lassen sich sehr leicht in verschiedene Dialoge umsetzen. Diese wiederum stehen als Formen des sprachlichen Tausches zum Grundthema des Textes, dem Wertetausch (Hof gegen Geld), nicht nur in einem logisch-kausalen, sondern auch in einem analogischen und symbolischen Zusammenhang. Die Aufnahme von Verkaufsdialogen mit Fremden führt zum Abbruch des «intimen» Dialogs zwischen dem Bauern und seiner Frau. Der sehr markante Register-Unterschied zwischen der Rede des Bauern und der betonten Schriftsprachlichkeit seines Inserat-Textes präfiguriert innerhalb des Romanischen den symbolfähigen Zusammenhang zwischen fremdsprachlichem Reden und *Entfremdung* im doppelten Sinne der Entäusserung des Hofes und des intim-sozialen Sich-Fremd-Werdens. In der Erzählung ist der Bauer stolz auf sein Inserat, weil es der erste von ihm stammende gedruckte Text ist und weil er dessen Stil aufgrund der Lexeme «accessibel» und «infrastructura» für «elevà», «gehoben» hält[464]. Im Hörspiel ist der Gegensatz zwischen mündlichem und schriftlichem Sprachgebrauch des Bauern ausgebaut. Der Text beginnt damit, dass der Bauer einen Brief an den Zeitungsredaktor schreiben will und dabei vor lauter Bemühen um einen «hohen» Stil, das Wort «redactur» (Redaktor) mit «redentur» («Erlöser») verwechselt und bei der «discreta stima» («Hochachtung») sich nur an «alch cun dis...» («etwas mit dis...») aus dem Brief eines Notars erinnert und zwischen «discreta» und andern «Dis»-Wörtern mit ganz anderer Bedeutung schwankt: «Distant... abà... dispers... disfat... distais... disturbi... dispet?» (1979:2). Das komische Stereotyp der «Verdrehung» bildungssprachlicher Wörter durch Ungebildete, häufig durch Bauern, ist hier eine Vorwegnahme seiner Unfähigkeit im Umgang mit Fremdsprachen. Damit wird das Scheitern der zwischensprachlichen Dialoge zum Vehikel der heimatliterarischen Ideologie dieses Textes: die Bindung des Bauern an seinen Hof ist so natürlich und unüberwindlich wie diejenige an seine Muttersprache.

Die Dialoge machen einen grossen Teil der die Fabel konstituierenden «Handlungen»[465] aus; wir könnten von einer «Diskurs-Fabel» reden, die um dialogisches Gelingen und vor allem um dialogisches Scheitern kreist. Der Reiz dieser Dialoge, die Komik des durch sprachliche «Missverständnisse» bedingten dialogischen Scheiterns, beruht auf häufigen Stereotypen der Sprachkomik. In Komödie, Farce und Schwank weit verbreitet ist die Figur des obstinat einsprachigen Bauern, der alles «Bildungs- und Fremdsprachliche» durch Wortverdrehungen, Ausblendungen und Umdeutungen zu verständlichem Unsinn oder unbewusst sehr pertinentem Gegensinn macht[466]. Die Pseudo-Homonymie, das auf zwischensprachlicher lautlicher

Ähnlichkeit beruhende «Missverständnis» ist in vielen Gattungen immer wieder zu finden[467]; seine Faszination beruht auf der Möglichkeit, das sprachlich Arbiträre durch Ikonisches, das Konventionelle durch Natürliches zu unterlaufen und damit letztlich die Natur gegen die Kultur auszuspielen. Hier ist die Quintessenz keine befreiende, sondern eine konservative und bestrafende: der das «Fremde» gerufen hat, wird von ihm überrannt und findet so zum einzig richtigen Abwehrverhalten zurück. Diese betont heimatliterarische Moral droht allerdings hinter der im Vordergrund stehenden, einfachen Komödie der Mehrsprachigkeit zu verschwinden.

IV.4. Funktionen der Mehrsprachigkeit in poetischen Texten

Auf poetische Texte bezogen stellt sich die Frage nach Funktionen transkodischer Markierungen verschiedenster Art als Frage nach der Signifikanz ihrer Beziehungen zu den in poetischen Texten in markanter Häufung auftretenden, lautlich-graphischen, rhythmischen, prosodischen Parallelismen und (Teil)Äquivalenzen. Da diese in signifikante Beziehungen zur semantisch-inhaltlichen Ebene treten, muss danach gefragt werden, wie sich die von transkodischen Markierungen hergestellten oder gestörten formalen Äquivalenzen zum Inhalt einzelner Verse und schliesslich zum Sinn des ganzen Textes verhalten. Die wichtigste Figur der traditionsverhafteten romanischen Dichtung ist und bleibt der Reim[468]. Transkodisch markierte Reimwörter können zu unvollständigen lautlich-graphischen Entsprechungen führen, die in Reiminventaren erfasst und gegliedert werden können. Interessanter als die blosse Auflistung und Einordnung dieser «Unreinheiten» ist die Frage nach ihrer Funktion und «Ausstrahlung» als *Reimspiele,* die mit *Wortspielen*[469] verbunden sein können.

Mehr- und gemischtsprachliche Reim- und Wortspiele können in poetischen Texten vereinzelt als isolierte Stilmittel mit relativ geringer kontextueller «Ausstrahlung» auftreten, sie können aber auch gehäuft vorkommen und zu grundlegenden Verfahren ganzer Texte werden. Dies geschieht etwa in Dichtungen, die zwischen einzelnen Versen oder Versgruppen systematisch die Sprache wechseln, oder in solchen, in denen zwischensprachliche «Ungereimtheiten» zum Indiz eines konfliktuellen Sprach- und Kulturkontakts werden. Viele und variantenreiche Beispiele für solche Dichtungen, deren Zugehörigkeit zu spielerisch-humoresken oder satirischen oder polemischen Textsorten innerhalb der romanischen Literatur besonders auffällig ist, finden sich bei den beiden Sentner Poeten Chasper Po (1856–1936) und Armon Planta (1917–1986). Als wichtigste Funktionen

ihrer zwischensprachlichen Reim- und Wortspiele zeichnen sich spielerische, poetologische Reflexion und satirisch indirekte bis offen polemische Thematisierung der «Sprachfrage» ab. Um die Wertigkeit der «zwischensprachlichen» Reimspiele nicht völlig falsch einzuschätzen, wird ein entsprechendes Reiminventar erstellt. Erfasst werden auffällige Reime mit transkodisch markierten Reimwörtern, als «auffällig» gelten Reime, die die unüblich strenge Kriterienverbindung[470] von Homophonie und Homographie ganz oder teilweise[471] nicht erfüllen. Die Schnittmenge zwischen auffälligen Reimen und transkodisch markierten Reimwörtern liefert Anschauungsmaterial zur Erörterung der Hypothese einer signifikanten Beanspruchung «zwischensprachlicher» Reime und anderer Reimspiele[472] durch spielerische, komische, humoreske, satirische Funktionen. Die Verbindungen zwischen Reim und Semantik erläutert Lotman[473], über die «Ausstrahlung» der vom Reim ausgelösten semantischen Relationen denkt Beccaria[474] nach. Die zitierten Textstellen werden nach einer notwendigerweise lockeren Verbindung von Indizien wie «Wirkungsbereich» der Markierung (Mikro- oder Makrokontext), Funktion (spielerisch oder polemisch), Explizitätsgrad (kommentiert oder unkommentiert) und «Thema» (Sprachfrage, Emigration, Tourismus) angeordnet, um so einige «Brennpunkte» von Funktionen der Mehrsprachigkeit bei Po (IV.4.1.) und Planta (IV.4.2.) aufzuspüren.

Da Funktionen der «Mehrsprachigkeit» in poetischen Texten nicht immer von Reim- und Wortspielen ausgehen, kommt zum Schluss ein ganz anders gearteter, ungereimter, «moderner» Text zur Sprache: das Gedicht *Sogn Placi* von U. G. G. Derungs (IV.4.3.).

IV.4.1. Poetik der Varietät. Mehrsprachigkeit in den Reimen von Chasper Po

Spuren von Mehrsprachigkeit in Texten des aus Sent stammenden Chasper Po (1856–1936) sind in zwei grundsätzlich verschiedene Erklärungszusammenhänge zu stellen. Der erste ist historisch-biographischer, der zweite, in unserem Zusammenhang interessantere, ist texttypologisch-literarischer Natur. Als «Randulin» hat Chasper Po den grössten Teil seines Lebens in Italien (Triest, La Spezia) verbracht, seine Schriftsprache ist so stark «italianisierend» wie die der meisten andern Engadiner-Poeten seiner Zeit[475]. Damit gehören die allermeisten Kontakterscheinungen zwischen Romanisch und Italienisch, die Pos Texte vor allem im lexikalischen, aber auch im syntaktischen Bereich prägen, zur zeitgenössischen schriftsprachlichen Norm und sind nur sprachhistorisch, nicht aber literarisch interessant. Interessanter ist ein anderer Aspekt von «Mehrsprachigkeit», den Jon Pult

in seiner kurzen Charakterisierung von Pos Sprache erwähnt: «Sia lingua d'eira quella dals emigrants in Italia. Minchatant mettaiva'l aint eir ün baccun tudais-ch per effet comic, sco chi's solaiva far in tscherts pasquints. Quai dà a sia ouvra üna s-chetta savur sentinra.» (1975:220). Diese Einschübe «um komischer Effekte willen» sind die literarisch interessanten, auf ihnen gründet die von Pult hergestellte Verbindung zur satirischen Textsorte der «pasquints». Die Zuweisung des Werks von Chasper Po zu der als «niedrig» eingestuften humoristisch-satirischen Linie der ladinischen Dichtung ist in der (spärlichen) Rezeption einhellig. Unterschiede bestehen in der genaueren Bestimmung der wichtigsten Textart, die, meist ohne nachvollziehbare Definitionen der Begriffe, zwischen «humoristisch» und «satirisch» schwankt[476]. Die Einstufung dieser Textarten als «niedrig» oder «minderwertig» wird dafür verantwortlich gemacht, dass Po wenig bekannt ist[477]. Betont wird die Bedeutung der «Gelegenheitsdichtungen» im Werk von Po und die Tatsache, dass der publizierte Teil geringer ist als der schriftlich festgehaltene, der seinerseits nur nur einen kleinen Teil einer reichen Produktion mündlicher Reimereien und witziger «Sprüche» des Sentner Emigranten darstelle[478]. Von Pos Unbekümmertheit im Umgang mit seinen Texten zeugt die Tatsache, dass er sich selber nie ernsthaft darum bemüht hat, diese in Buchform zu veröffentlichen; die erste Werkausgabe erfolgt mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Tod des Poeten. Häufig sind auch die selbstkritisch den Wert der eigenen Dichtungen herabmindernden Bemerkungen seitens von Po, der sich, besonders im Vergleich zum ernsten Lyriker Peider Lansel, nicht als «poet», sondern nur als «rimader» («Reimer») verstanden wissen will. Dazu die beiden Terzinen aus einem Sonett Pos an Peider Lansel:

> Del rest, quel, be chi's rima, es già cuntaint
> «Rimader», non «poet», tü'l sast char Peider,
> da metter in ün mazz hà'l l'ardimaint
>
> ots ideals, vin fluors e chaschöl veider.
> ... Ma scha tschertüns claman quai «POESIA»!
> (cha'l Diavel porta!) Es quai cuolpa mia?[479]

Nach diesem ironischen Hinweis des Autors auf die zentrale Funktion des Reimes in seinen Versen ist es nun am Leser, mögliche Funktionen von Reimen im Zusammenspiel mit der «Mehrsprachigkeit» in diesen Versen näher zu untersuchen. Als Orientierungshilfe kann das folgende Inventar «zwischensprachlicher» Reime[480] dienen, das aufgrund der oben erörterten Kri-

terien erstellt wurde. Die «unreinen» Reime stehen in einem Kontinuum mit verschiedenen Typen von Reimspielen[481]. Sofort ins Auge sticht die Häufigkeit der in auffälligen Reimen vorkommenden Orts- und Eigennamen und diejenige der fremdsprachlichen Fluchwörter und Kraftausdrücke: «fierr»: «miltonerr!»; «Sent?»: «Potzsakerment!»[482].

Bei den *Kontaktsprachen* stehen das Deutsche und das Französische eindeutig im Vordergrund, während das Italienische, die in den Versen Chasper Pos lexikalisch und syntaktisch allgegenwärtige Sprache, in Reimposition fast nicht vorkommt. Die auffällige Häufung der Reime mit französischen Lexemen ist ein Hinweis darauf, dass hier mit den überraschenden Laut-Graph-Relationen der historisierenden französischen Graphie gespielt wird. Umgekehrt kann man sich fragen, ob die homographen, nicht homophonen deutschen Reimwörter nicht, trotz wahrscheinlicher Interferenzen im Bereich der Vokallänge und des Öffnungsgrades, mit der Diskrepanz zwischen Homographie und Homophonie spielen. Bezüge zur inhaltlichen Ebene lassen sich aufgrund eines Inventars auffälliger Reime selbstverständlich nicht herstellen. Was sich allenfalls abzeichnet ist ein rekurrenter Bezug zwischen deutschen Einschüben und bürokratischer: «patriot»:«Verbot» oder militärischer Thematik: «tiran»:«defiliren», «Achselklappen»: «clappan», «tenentin»:«Berlin».

Literaturwissenschaftlich besonders interessant sind die angedeuteten Fälle, in denen «zwischensprachliche» Reime in Übersetzungen, «Sprachalternanzen» oder metasprachlich-poetologische Kommentierungen vorkommen, die grössere Textsegmente oder ganze Texte umfassen. Die Kommentierungen beziehen sich nicht selten auf die Möglichkeiten, vor allem aber auf die Schwierigkeiten der Reimfindung. Hier finden sich eine Reihe metaliterarischer Selbsteinschätzungen, die häufig ironisch die Qualitäten von Dichtung und Dichter in Zweifel ziehen. Die Darstellung solcher ganze Texte umfassender Verfahren muss literaturtypologischen Aspekten Rechnung tragen und, im Falle poetologischer Äusserungen, Aspekte der Autor-Text-Ebene mit einbeziehen.

In der 24. Strophe einer gereimten Chronik mit dem Titel *Silvester 1899*[483] findet sich ein sehr auffälliger paronomastischer Reim zwischen einem Lehnwort und einem Toponym: «kanoppel»:«Constantinopel». Diskutiert wird die Frage, ob und wie schnell die sich im Bau befindende Albula-Eisenbahn das Kutschereigewerbe, in dem «Töna» beschäftigt ist, ruinieren wird:

> E poi, char Töna, güst tant svelt tuottüna
> Las chosas nel Grischun non solan ir.

Pacific pür sta e da buna glüna
Sün tia banketta; eu't poss garantir,
Cha grisch ed alb gnarà plü d'ün kanoppel,
Ant d'vair il «Blitzzug» Schuls-Constantinopel.
(1899:347)

Das lautliche adaptierte, integrierte Lehnwort «canoppel» ist schon durch die auffällige Graphie: «*k*anoppel» an die deutsch-tirolerische Spendersprache zurückgebunden und damit als «fremd» konnotiert; auffällig sind auch die reimbildenden Endsilben «-òppel»[484]. Damit kann der unreine Reim die vergessene Fremdheit von «kanoppel» leicht reaktualisieren. Im letzten Vers ist nur gerade der erste Jambus rein romanisch; mit dem «Blitz-» in der Hebung des zweiten bricht die «Fremdheit» ein, die einerseits den Zusammenhang zwischen Fremdwort und neuartiger Sache («Blitzzug») hervorhebt, andererseits aber auch auf das «Fremdwerden des Vertrauten» («Scuol»/«*Schuls*»[485]) im Zuge der Modernisierung verweist. Der Bezug zwischen den Fremdeinschüben des letzen Verses und dem Thema der Strophe ist offensichtlich und motiviert: die ersten fünf Verse beschwichtigen, reden auf romanisch von Kontinuität und Gemütlichkeit, von der Langsamkeit des Fortschritts, der im letzten Vers als unrealistische Phantasie auf deutsch benannt wird. Die im Reim vorhandene Spannung zwischen Stimmigkeit und Unstimmigkeit, Wiederholung und Abweichung, Intimität und Fremdheit findet ihre Entsprechung auf der Ebene der Themen und der Verteilung der Fremdspracheinschübe innerhalb der ganzen Strophe.

Formal und inhaltlich sehr ähnlich liegen die Dinge im Kontext des Reimes «stuts»:«Prutz» in Pos gereimten Neujahrswünschen für das Jahr 1918[486] an verschiedene Adressaten, darunter die Ober- und die Unterengadiner:

Als putêrs:
lungas liangias frais-chas
mo cuortas e raras predgias tudais-chas.

Als valladers:
chi nu restan massa stuts
rivand col «Zug» al «Bahnhof Prutz».

Mit dem geflügelten Wort des Gegensatzes zwischen den langen, frischen Würsten und den kurzen, deutschen Predigten[487] thematisiert die erste Strophe die «Sprachfrage» mit Blick auf das Oberengadin und auf den speziel-

len, geistlichen Kontext. Die zweite spricht vom verkehrstechnischen Fortschritt, der die Unterengadiner überrascht. Von Überraschung ist explizit die Rede («stuts», «erstaunt»), überraschend ist der Reim, überraschend auch das graphisch markierte Lehnwort «Zug»[488].

Bei den Reimen, an denen *Eigennamen* beteiligt sind, ist «Rousseau»: «sü da cho!» besonders auffällig, weil der Reim hier durch den Einschub des oberengadinischen «cho!» (statt: «cheu») zustandekommt. Er findet sich in der 10. Strophe der gereimten Chronik *Silvester 1900*; die Rede ist von der Weltausstellung in Paris:

> L'exposiziun statt'ais tant importanta,
> Cha l'oter passet tuot in seguond lö.
> L'agitaziun, per quant eir petulanta,
> Da qualche plü o main realist monsieur,
> Grand resultat non vet: *Waldeck-Rousseau*
> Ais saimper frisch e san e *sü da cho!*[489]

Die Reime: «lö»:«monsieur» und «Waldeck-Rousseau»:«cho!» spielen mit dem Überraschungseffekt[490] der von der Graphie des Französischen verdeckten lautlichen Übereinstimmung, wobei die chiastische Anordnung romanischer und französischer Reimwörter den Aspekt des spielerischen Ausprobierens unterstreicht. Das Spiel beruht auf dem Prinzip des unerwarteten Wiederfindens des (lautlich) Bekannten unter der «Maske» des (graphisch) Verschiedenen. Die Wirkung dieser Reime hängt auch mit der Einsilbigkeit der beiden romanischen Reimwörter zusammen. Sie verstärkt die Endbetonung des Französischen auf Kosten des Nebenakzentes und ahmt damit möglicherweise eine Interferenz des Romanischen nach. Das Ausweichen auf das Puter im Reim «Waldeck-Rousseau»: «cho!» akzentuiert die Beliebigkeit der rhetorischen Figur[491], ist aber auch durch das Prestige des Puter als Sprache weltoffener Emigranten und Hoteliers (im Gegensatz zum Vallader als «Bauernsprache») sprachsoziologisch verankert. Im folgenden, kommentierten Puter-Einschub wird diese den Prestige-Vorstellungen seiner Sprecher unterschobene Nähe des Puter zum Französischen ironisiert:

> e quai füss (per dir puter)
> sgür fichum da regretter.[492]

In Chasper Pos Übersetzung von Wilhelm Buschs *Max und Moritz* finden sich die Namen der Helden, vor allem der durchwegs endbetonte

«Moritz» in vielen auffälligen Reimen[493]. Zum Beispiel in der einleitenden Widmung:

> qua al gnit il ghiribiz
> da tradür «Max i Moritz» (Po 1996:112)

Das als einmalige Entlehnung des italienischen «ghiribizzo» geprägte «ghiribiz»[494] (bizarre, kapriziöse Idee) ist selber, in seiner Verbindung von Vokalwiederholung und Konsonantenvariation, ein auffälliges Wort; «ghiribiz»: «Moritz» gehört zu den kapriziösesten Reimen dieser Übersetzung. Noch charakteristischer ist der insgesamt fünfmal vorkommende Reim zwischen: «Moritz» und «witz-s», in dem das Reimverfahren selber, in Spiegelung der Wortbedeutung, zum Witz wird[495].

Im Kontext einiger als Reimwörter fungierender *Fluch- und Kraftwörter* finden sich metasprachliche Kommentierungen, in denen der Text einer Expressivitäts-Diskussion «entgegenkommt». Das erste Beispiel stammt aus Chasper Pos Wilhelm Busch-Übersetzung; das Wort hat der Schneider, den die Frau mit dem Bügeleisen trocknen will:

> A quest punt però dandett
> il paziaint il pled pigliett:
> «Quest es massa! Saccarblö!
> prüma l'aua! uossa il fö!
> Eu nu'm lasch far our cul fierr
> saccarblö i miltonerr!»
> La cunsorta dschet: «O Des!
> el blastemma! i par franzes!»

Die Reime «Saccarblö!»: «fö!» und «fierr»: «miltonerr!» verstärken die Wirkung der rhetorischen Metagraphie der französischen Kraftausdrücke[496]. Dass es sich, trotz lautlicher Abwandlung («Saccarblö!») keineswegs um integriertes Lehngut handelt, wird durch den Kommentar der Frau unterstrichen, die den Gebrauch französischer Flüche als Indiz besonderer Aufgebrachtheit wertet: «el blastemma! i par franzes!». Die von der Linguistik festgestellte besondere Affektivität und Expressivität entlehnter Kraftausdrücke[497] wird also auch vom Dichter bemerkt, der sie hier ironischerweise von seiner Person kommentieren lässt. Im folgenden Beispiel hat der Pate das Wort, der zur expressiven Verstärkung auf das Deutsche ausweicht:

Ma cur vlais güdizi metter?
Himmelherrgottdonnerwetter
Ma cur mâ, lumps, sarat buns
d'esser scorts e bravs mattuns,
bravs almain sco quels da Sent?
As meldrai! Potzsakerment![498]

Die Wirkung des Reims zwischen «metter?» und «-wetter» als letztes Element eines fünfgliedrigen Kompositums liegt auch am trochäischen Rhythmus des versfüllenden Monsterwortes, das im Gegensatz zum jambischen des ersten Verses steht. Der Scherz mit verschieden langen Reimwörtern wird am Ende der Tirade mit «Sent»: «Potzsakerment!» in weniger ausgeprägter Form wiederholt. Die durch einen deutschen Fluch unterstrichene Berufung auf die Kinder eines romanischen Dorfes verleiht hier dem code-switching eine besondere, ironische Dimension. Im Innern des dritten Verses bestätigt das gängige, von den Wörterbüchern aber nicht aufgeführte Lehnwort «lump» die signifikante Häufung des Fremdeinschubs in pejorativer Funktion.

Im folgenden Beispiel hat wiederum der Pate das Wort, der diesmal mit den Maikäfern in seinem Bett beschäftigt ist:

«Himmelhergott! So etvas!
ün Maikäfer sün mes nas!»
(Cur cha propi filaus derel,
schi er esters pleds dovrevel,
mo uschlois, il Sar Padrin
dera ün vaira bun ladin...)[499]

Wenn der Kraftausdruck am Versanfang als «Fluchen in der Fremdsprache» abgebucht werden kann, so verlangt die Fortsetzung im deutschen Ausruf «So etvas!» eine andere Erklärung. Vielleicht liegt diese in der einfachen Reimherstellung: «etvas!» : «nas!», ein Reim, der wohl als Metagraphie und Diastole und weniger als lautliche Interferenz und graphische Angleichung ans Romanische zu deuten ist. Die Kommentierung bestätigt den erwähnten Zusammenhang zwischen der Affektivität des Sprechers («propi filaus[500]»), der emotiven Funktion seiner Rede und dem Gebrauch «fremder» («esters pleds») Kraft- und Fluchwörter und schliesst mit der ironischen Verteidigung des Paten gegen potentielle Vorwürfe von Puristen, denen der Gebrauch auch vereinzelter (deutscher) Lehnwörter Grund genug ist, den unbekümmerten Sprecher aus dem Kreis der «guten Romanen» (cfr.

«bun ladin») auszuschliessen. Die Bemerkung, der Pate sei «sonst» («uschlois»), wenn er sich also nicht aufregt, ein «ziemlich guter Ladiner», enthält auch eine kritische Spitze gegen die geforderte sprachliche Selbstkontrolle, die die Tauglichkeit der «reinen» Sprache auf distanzierte, emotionslose Sprechhandlungen einschränkt[501]. Die Ironie dieser Erklärung, die die Verantwortung für stilistische Entscheide des übersetzenden Dichters auf den Affekt der Person abwälzt, folgt dem mehrmals beobachteten scheinheiligen Prinzip[502].

Bezüge zwischen der Kodezugehörigkeit der Reimwörter und dem Inhalt ihrer Kontexte scheinen sich für das Deutsche aufzudrängen, das auffallend häufig im Zusammenhang mit den drei Themen «Sprachbedrohung», aber auch «Bürokratie» und «Militär» vorkommt. Markierung und metasprachliche Kommentierung der Einschübe kommen, wie in Pos *Retuorn*[503], häufig zusammen vor:

Retuorn

[...]
Via Bernina

... ma cur ch'el riva il patriot
sper a seis munts natals,
il prüm salüd ais ün «Verbot»
tudais-chs sun pösts e pals!
Pertuot be estras inscripziuns
d'inrar alch in ladin; ---
Pero sperain sün temps plü buns...
«Fräulein noch ein Quintin!»

Der Reim «patriot» : «Verbot» wird als «unreiner» gelesen; eine interferentielle Angleichung nach Länge und Öffnungsgrad wird als nicht auszuschliessende, aber weniger interessante Variante vernachlässigt[504]. Die Unvollständigkeit der lautlichen Entsprechung wird zum Auslöser einer gegenseitigen «Aufladung» der kontextuellen Bedeutung der Reimwörter. Wenn beim Reim die Lust am «Wiederfinden des Bekannten» im Spiel ist, so ist der «patriot», der heimkehrende, heimwehgeplagte Auswanderer, der historisch-kulturelle Repräsentant dieser «Lust». In emblematischer Übereinstimmung von Denotation und Konnotation wird der Widerspruch hervorgehoben: statt der ersehnten Wiedererkennung im romanischen Gruss, die brüske Zurückweisung durch das deutsche Verbot[505]. Die «Unstimmig-

keit» des Reims korreliert mit der unstimmigen, ironischen Einstufung des Verbots als «Gruss» («il prüm salüd ais ün ‹Verbot›») und, im weiteren Kontext, mit dem unstimmigen, paradoxen Verhalten der Einheimischen, die deutsch redend auf bessere Zeiten für das Romanische hoffen. Die Unstimmigkeit des zwischensprachlichen Reimes steht in einer sich immer stärker aufladenden symbolischen Analogie zum Prinzip der «falschen Hoffnung», das in der ganzen Strophe explizit besprochen und durch die konfliktuelle Verteilung von Romanisch und Deutsch konnotativ «gespiegelt» ist. Am zwischensprachlichen Reim «patriot» : «Verbot» zeigt sich, mit Lotman, dass «die Übereinstimmung der Laute nur zur Schattierung des Sinnunterschiedes beiträgt» (1986:184). Der zwischensprachliche Reim ist hier zugleich und gleich deutlich eine Figur der Stimmigkeit wie der Unstimmigkeit, der ambivalenten, falschen und doch möglichen Koexistenz zweier Sprachen im selben Text und im selben Kontext.

Die Beispiele für deutsche Einschübe im Zusammenhang mit den Themen «Militär» und «Bürokratie» liessen sich leicht vermehren. Häufig und durch lexikalische Defizite des Romanischen einfach zu erklären sind deutsche Lehnwörter in der militärischen «Fachsprache»:

> Lur' non invilg ne «Auszug» ne «Reserva»! (1900:283)

Der «zwischensprachliche» Reim kann dazu dienen, solche behelfsmässigen Einschübe in spielerische Funktionen literarischer Mehrsprachigkeit einzubinden:

> Alch 's podess dir eir dellas «Achselklappen»
> Per ecclesiasts, e dels balluns captivs,
> Chi spess, sainza cumand, la früda clappan, (1900:295)

Die Ähnlichkeit zwischen dem zweiten Element des deutschen Kompositums «Achsel-klappen» und der romanischen Verbform «clappan» wird durch die Tatsache verstärkt, dass die Realisierung dieses deutschen [e] in der nachbetonten Silbe[506] im Munde von Rätoromanen (noch) stärker in Richtung [a] tendiert. Die Identifizierung des Anlautes: «*kl*appen»-«*cl*appan» trägt zur Suggestion einer trotz verschiedener Graphie offensichtlichen zwischensprachlichen Homophonie bei.

Als Beispiel für ein *in absentia* vorkommendes, zwischensprachliches Homonymie-Spiel als Pointe eines Gedichts muss Pos *Alla staziun da Sagrado* zitiert werden:

Alla staziun da Sagrado

Dumengia granda cunfusiun
ejra a Sagrado alla staziun:
in ansjas ejra Donna Tina,
dschaiv'a sejs Toni ch'el festina;
ma quel, hom calm straordinari,
mossajva sül tudais-ch orari...
«No vjodis tu c' e' skrit ‹Fahrplan›?!»
(... intânt partit il tren furlàn)[507].

Der durch Diastole zustandekommende Reim verstärkt die im «romanischen Akzent» vorgegebene Tendenz zur Schlussbetonung des deutschen Kompositums als «Fahrplàn»[508]. Zusammen mit dem «h», das sie graphisch markiert, wird auch die Länge des [a] vernachlässigt, wodurch eine Quasi-Homophonie mit friulanischem «fa plan» und eine Homophonie mit bündnerromanischem «far plan» («langsam machen») zustandekommt. Dass der als erzgemütlicher Kauz dargestellte Ehemann, dem seine Frau am Bahnhof Beine macht, die Bezeichnung «Fahrplan» tatsächlich als friaulische Aufforderung, nicht zu pressieren, missverstehen könnte, ist auch deshalb äusserst unwahrscheinlich, weil von den Bahnen der Donau-Monarchie wohl kaum jemand romanische Anschriften erwartete. Die Bezeichnung des Zuges im letzten Vers als «tren furlàn» wiederholt nicht nur die geographische Angabe des Titels, sie verweist auch metonymisch auf die unwahrscheinliche «Romanisierung» der Bahn des Friauls. Der Mann ist nicht Opfer eines komischen Missverständnisses, sondern Autor eines Witzes, mit dem er seine Trägheit als autoritätsgläubiges, korrektes Verhalten darstellt[509]. Die Qualität des Witzes resultiert hier aus der Spannung zwischen der Abwegigkeit, der «Ferne» der interpretativen Hypothese und der überraschenden «Nähe» der Signifikanten, die eine Absurdität zu bestätigen scheinen.

Die Assoziation von deutscher Sprache mit Militarismus ist in Pos nicht gerade zurückhaltender spöttischer Kritik am deutschfreundlichen, helvetischen Militarismus der Jahrhundertwende deutlich fassbar[510]. Trotzdem können deutsche Einschübe, selbst im Zusammenhang mit militärischen Themen, nicht auf eine entsprechende satirische Funktion reduziert werden. Die folgenden Verse spielen auf den Besuch Kaiser Wilhelms von 1912 an, der «preussische» Tendenzen innerhalb des Armee-Kaders verstärkte:

Que sarà flott! Già od chanuns chi tiran
(perché als grands uschè 's dà il bainvgnü)

e'm para cha Wilhelm, pro'l «defiliren»
tuot satisfat, trand seis mustachs in sü,
am dia: «gratulesch, char colonel!
Els han pulit «gedrillt» ils figls da Tell.»
[...]
«Insomm'ils Svizzers novs m'han fich plaschü:
Abtreten! Nett war's! Danke sehr! Merci!» (1913:275)

Der unreine zwischensprachliche Reim «tiran» : «defiliren», die graphische Abweichung in «defiliren», die unwahrscheinliche Kodeumschaltung in: «Els han pulit «gedrillt» ils figls da Tell»[511] werden durch die Unwahrscheinlichkeit einer romanischen Rede des Kaisers in ihrer karnevalesken Funktion verstärkt. Am Ende seiner romanischen Rede wechselt der Kaiser wieder zum Deutschen, seine Rede purzelt einem auf deutsch wohl schwierigen Reim zu «plaschü» entgegen. Der nicht einmal unrealistische Abschluss mit dem unreinen Reim «plaschü» – «Merci!» passt zum hybriden Charakter der Rede.

In Pos *Advertimaints*[512] wird den 1913 in Triest lebenden Rätoromanen erläutert, wie sie sich im repressiven Klima der von der K.K.-Monarchie regierten Stadt zu verhalten haben. Die deutschen Einschübe stehen in Zusammenhang mit soziolinguistisch interessanten Auswirkungen der romanischen «Sprachpflege» auf das sprachliche Verhalten einer Gruppe von Emigranten:

Advertimaints

1. Il festin po eir gnir prolungà, in cità,
– ma be na chantar massa da «libertà»;
dad «Obersts» taschair! (oppür be bain dir)
e pösts con «Verbots», devots reverir!
«Zuwiderhandelnde» (contraventurs)
da draconics chastis subiran las rigurs:
«Bussen» (multas) a sfrach, – a mantun...
(... ma tuot in favur della grisch'Uniun.)

11. Chi quella sair'in nossa stanza,
alla ladina radunanza,
dad eistras linguas as diletta
eir «Busse» paja (o dschain «multetta»)

Im gegebenen historischen Umfeld haben die deutschen Einschübe und adaptierten Lehnwörter aus der bürokratischen, militärischen Amtssprache durchaus die Funktion eines sprachlichen *effet de réel*. Dieser wird aber durch das ironisch-puristische Spiel der textinternen Übersetzungen überlagert und verdrängt. In der zweiten Strophe zeigt sich die Spannung zwischen einer auf Einsprachigkeit eingeschworenen Ideologie der Spracherhaltung und dem mehr- und mischsprachlichen Alltag der Emigranten, die dieser Ideologie nostalgischerweise sehr verbunden sind. Diese Spannung bildet den Anlass zum symbolischen Spiel der Bestrafung fremdsprachlicher Einschübe. In einem Verfahren, das die Einführung der Spielregeln mit der Vorführung des Spiels verbindet, wird das eingeführte Tabu ironisch gebrochen. Dabei wird ausgerechnet die Benennung der «Busse» zu ihrem Anlass: die kommunikativ redundanten Übersetzungen: «‹Bussen› (multas)» (V. 7), «Zuwiderhandelnde» (contraventurs)» (V. 5) und der ironische Versuch der Wiedergutmachung durch Selbstkorrektur: «eir ‹Busse› paja (o dschain ‹multetta›)» (V. 12) veranschaulichen die Diskrepanz zwischen Sprachgebrauch und Sprachpflege. Die kleine Gelegenheitsdichtung ist poetologisch interessant, weil hier das ironische und provokative Potential des anderssprachigen Einschubs in der Dichtung Chasper Pos durch den offengelegten Bezug zum puristischen Hintergrund greifbar wird.

Von poetologischem Interesse ist auch ein Gedicht mit dem Titel *Als collegas rimaduors d'Engiadina bassa*[513], in dem Po auf die Schwierigkeiten der Dichter bei der Reimfindung[514] hinweist und die Möglichkeit fordert, zur Erleichterung dieser Aufgabe auf Formen anderer romanischer Idiome auszuweichen.

Als collegas rimaduors d'Engiadina bassa

Eu di eir eu: grafia ufiziala
Ais quistiun per nus GRAND' e VITALa
Ün tschert sistem's sto avair eir per l'ortografia,
Ma eu distinguer vless tra prosa e poesia:
Per quaista, cha'ls tudaischs nomnan «discuors lià»,
eu concedess invece amò plü libertà.
Collegas in Apollo! Suvent's ha sten fadia
acciò cha il poem plü o main in rima ja!
ebbain! eu proponess, güst per simplifichar,
cha ailch bels pleds puters ans fessan impraistar.
Dschain per exaimpel eu non vess ningüna temma
da dir, in cas da bsögn, impè da massa, memma

fantschella per maschnera murütsch impè co schler,
o chöd per gial, opür impè da champ dir er
La chosa füss uschè già fich simplifichada
pels rimaduors da Brail fin passà ora Strada.
Far's podess eir da plü, nempe dir «quai» o que
güst sco chi fa plü comod: uschè eir «ni» o «ne»
listessamaing's scrivess quest, quaist, magara quist
nöglia, nüglia, inguotta – o gnanca zich per zist,
busachas o giaglioffas o magar'eir scharsellas
far schagna, stimps, bütschellas o eir barschadellas
ed eir saviond da far errurs, opür erruors,
dovress tant ils plurals con «urs» co quels cun «uors»
e dschess eir fos o fas o melder amò faus
scopür hobis, chavals, chavaigls o eir chavaus.
Tuot seguond circonstanzas dschess eir o «he» o «ha»
insomma eu fess precis sco cha plü comod fa.
Collegas in Apollo! Viva la libertà.
Ma exaimpels vess amo, a mozza ed a stera,
erdöffels, maila in, o eir maila suot terra,
porch, pierch, pürch, magara eir limari
Veterinär, Viehdoctar opür veterinari
Però eu pens chi basterà per questa vouta, jada o jà.
Uschè per hoz «Adiou» opür «Adieu»
o scha plü's plascha: Reverieu.

Die ersten beiden Verse beziehen sich auf die häufig verkürzend als «Orthographie-Streit» angesprochenen Auseinandersetzungen um die (Neu)Normierung der engadinischen Schriftsprache, die zwischen 1915 und 1920 ihren Höhepunkt erlebten[515]. Die angesprochenen Herren (Florian) GRAND und (Andrea) VITAL wandten sich beide engagiert gegen die schriftliche Verwendung «dialektaler» Formen der mündlichen Umgangssprache und traten für die Beibehaltung der in die schriftliche Norm der Jahrhundertwende integrierten italienischen Lehnwörter ein. Unter ironischer Bekräftigung der Notwendigkeit eines «gewissen Systems», «Ün tschert sistem» (V. 3), im Orthographischen wird die durch eine Lehnübersetzung als «discuors lià», «gebundene Rede» gekennzeichnete Dichtung von solchem Systemzwang ausgenommen. Die Klage über die Schwierigkeiten bei der Reimfindung macht zugleich vor, wie ihnen beizukommen ist:

Collegas in Apollo! Suvent's ha sten fadia
acciò cha il poem plü o main in rima ja! (V. 7f.)

Statt schriftsprachlich üblichem «giaja» wird im Reim zu «fadìa» auf die umgangssprachliche Form einiger Dorfdialekte, «ja» ([ì-a]), ausgewichen. Der starke stilistische Kontrast dieser schriftsprachlich auffälligen Form zum typisch schriftsprachlichen, italienischen Lehngut am Versanfang («*acciò* cha», «il *poem*») untermauert den ironisch selbstkritischen Hinweis auf die «Unausgeglichenheit» zusammengeschusterter Verse, die sich höchstens «mehr oder weniger», «plü o main», reimen (cfr. V. 8). Die Darstellung «zwischensprachlicher» Reime als ästhetisch hinfällige «Faute-De-Mieux»-Lösungen zur Erleichterung der Arbeit des Dichters: «per simplifichar» (V. 9, cfr. V. 15), «in cas da bsögn» (V. 12), «sco cha plü comod fa» (V. 28) ist eine ironische Untertreibung ihrer mannigfaltigen sprachspielerischen und damit reflexiven Möglichkeiten. In den folgenden Versen werden die im Streit um Sprachnormen immer wieder vorkommenden, dialektologischen Wortlisten parodistisch vorgeführt. Die regelmässige Alternanz zwischen Puter und Vallader in den Reimwörtern der Verse 11–14 veranschaulicht die diskutierte Notwendigkeit des «Fremdeinschubs» zur Herstellung des Reims. Innerhalb der erwähnten Wortlisten überschneidet sich die Veranschaulichung mündlich-umgangssprachlicher, idiomatischer Unterschiede («dir»: V. 11, 14, 17, 25, 27) mit derjenigen des Unterschiedes zwischen Schrift- und Umgangssprache («scriver»: V. 19). Besonders deutlich auf die strengen Sprachnormierer gemünzt sind die Verse, in denen von Fehlern die Rede ist:

ed eir saviond da far errurs, opür erruors,
dovress tant ils plurals con «urs» co quels cun «uors»
(V. 23f.)

Die am Wort «errur» vorgemachte Möglichkeit, Fehler zu machen, wird nach der Parodie grammatikalischer Metasprache (das autonyme Morphem «uors» als Reimwort) in der Auflistung verschiedener Formen des Adjektives für «falsch» weitergeführt:

e dschess eir fos o fas o melder amò faus (V. 25)

Im Schlussteil des Gedichts befassen sich zwei Verse mit der Integration von Lehnwörtern:

erdöffels, maila in, o eir maila suot terra,» (V. 31)
[...]
Veterinär, Viehdoctar opür veterinari (V. 33)

Dem integrierten Lehnwort «erdöffels» wird die ebenfalls integrierte Lehnübersetzung «mailinterra» gegenübergestellt und durch die Segmentierung und die Hinzufügung einer nicht belegten Variante: «maila in, o eir maila suot terra» als solche wieder bewusst gemacht und semantisch neu motiviert. Vers 33 spielt mit dem Integrationsgrad des Internationalismus «Veterinär» – «veterinari», dem der umgangssprachliche, von Puristen bekämpfte «Viehdoctar» provokativ gegenübergestellt wird. Im Abschiedsgruss der letzten beiden Verse ergeben die unterschiedlichen Graph-Laut-Relationen von «-ieu» im Vallader und im Puter[516] einen Reim zwischen «fremden», durch den Reim in ihrer Auffälligkeit verstärkten romanischen Einheiten.

Uschè per hoz «Adiou» opür «Adieu»
o scha plü's plascha: Reverieu. (V. 35f.)

Von einem ironischen Manifest zugunsten des Gebrauchs innerromanischer Lehnwörter zur einfacheren Reimherstellung ausgehend, parodiert Chasper Po alle Bemühungen um eine restriktive Normierung von Schriftsprache. Der spielerische Effekt der in synonymischer Reihung präsentierten geographischen (und teilweise nur graphisch-solipsistischen) Varianten wird seinerseits durch den Überraschungseffekt der «zwischensprachlichen» lautlichen Übereinstimmung im Reim deutlich verstärkt. Mit dieser Parodie umreisst Chasper Po zugleich einige der zentralen Verfahren seiner eigenen Dichtung: antipuristisches Spiel mit orthodoxen und unorthodoxen Sprachformen, Fremdeinschübe, spielerische und satirische Relativierung sprachlicher Normen durch Kontrastierung im Text.

Mit offensichtlich umstrittenen Normen, bezüglich der Integration eines Lehnwortes, beschäftigt sich auch der folgende Aphorismus:

Reumatismus
Chi sia col «em», col «mus», col «mo»:
be cha quel mal non's vegna pro![517]

Die nur durch Rückgriff auf den Titel verständliche Reihung autonymer Morpheme im ersten Vers akzentuiert den analytischen, metasprachlichen Charakter des Gegenstandes. Den um diesen Gegenstand Streitenden[518]

wird im unheilabwendenden, nominalistischen Sprüchlein in Erinnerung gerufen, dass die Sache doch ein grösseres Problem ist als die Form ihrer Benennung.

Berühmt geworden ist die ironische Selbstkritik, mit der sich Chasper Po in verschiedenen Texten verabschiedet:

> *Cumgià*
> Gugent vess fat ailch «comme il faut»
> ma nö' adüna Chasper po.[519]

Das Sprachspiel beruht darauf, dass der Name «Po» sich nur durch sein offenes [ǫ] von der Verbform «po» («kann») unterscheidet, die ein geschlossenes [o] aufweist. Zum Calembour[520] werden Name und Syntagma durch die Position, die eine Unterschrift suggeriert. Die eine vollständige Unterschrift ausgliedernde Leseart wird von der Homophonie des Reimes und durch die Kleinschreibung des Namens behindert, aber nicht wirklich verhindert, so dass eine ambivalente Überlagerung bestehen bleibt. Das französische «comme il faut» zeigt die Beziehung zwischen Fremdeinschub und wertendem Ausdruck[521], der zwischensprachliche Reim wird zur wesentlichen Komponente des Calembours. «Zwischensprachliche» Reime finden sich am häufigsten in Texten, in denen sowohl transkodische Markierungen wie darauf sich beziehende metasprachlich-poetologische Kommentare zu den wichtigen Stilmitteln gehören.

Im folgenden ist noch ein Text zu erwähnen, der für die Diskussion genereller Bezüge zwischen «Mehrsprachigkeit» und mündlich tradierter, komischer Dichtung wichtig ist. Es handelt sich um ein Gelegenheitsgedicht, einen gereimten Dankesbrief für einen Gemsbraten, den der Neffe Clà (wahrscheinlich Clà Mosca) dem Dichter im Herbst 1917 per Post von Sent nach Bern geschickt hatte. Der Originaltext[522] lautet:

> Char nev,
>
> A Bern, al Svizzer Parlamaint,
> da tagen Comissionen,
> da far da provigionamaint:
> Kartoffeln, Fleisch und Bohnen.
> Ma'l resultat ais spess deblet:
> Oft kommt heraus nur ein Dekret. –
> Sü'l S-chalembert sta meis nev Clà.
> Ein Schuss – ein Knall, ein Fall!

il chamotschet el ais crodà
ma Clà non fa cravall.
Mit seiner Beute wolgemut,
la senda per Suren ha'l tut.
Von da nach Sent, zum Postbureau,
el «il dutsch pais» portet;
ein bischen lasch'el inavò,
den Rest dann, per Paquet,
fa'l sü noss Clà, sco'l solit, svelt,
und schickt es dann nach Kirchenfeld.
Decider uossa s'sto la sort
(das hat auch seinen Reiz)
Sch' al fain «arrost» o «dutschifort»
(vorerst liegt er im Beiz ...)
50 nodas! – ün bel pais –
wiegt mehr als ein Dekret!
Gugent chantessa Lob und Preis
a Tai e Teis schluppet! –
Ma'l «Mann der Tat» da pleds vans stuff
drum will ich jetzo schliessen;
be At giavüscha: «In bocc'al luff!»
Mögst stets solch' Böcke schiessen!

Bezeichnenderweise wurde dieser hybride Text in dieser Fassung nie veröffentlicht. Veröffentlicht wurde eine Fassung, die sein auffälligstes Merkmal, die Alternanz romanischer und deutscher Verse, tilgt, indem sie alle deutschen Verse durch romanische ersetzt[523]. Dabei kommt es im letzten Vers zu einer interessanten Lehnübersetzung des deutschen «Böcke schiessen», die den Doppelsinn zwischen idiomatischer Metapher und kontextueller denotativer Bedeutung zu wahren versucht: «Mögst stets solch' Böcke schiessen!» wird zu: «Be *tals* bocs possast schluppetar!». Sonstige Abweichungen zwischen den beiden Fassungen wie die Ersetzung von «provigionamaint:» (V. 3) durch «provisiunamaint», deuten darauf hin, dass der Zeitungsredaktor korrigierend eingegriffen hat[524]. Ob der Grund für die übersetzende Neufassung, die aus dem zweisprachigen Text einen einsprachigen macht, in der Zensur des Redaktors oder in der Selbstzensur von Chasper Po zu suchen ist, lässt sich heute nicht mehr entscheiden. Interessanter als die Frage nach der Instanz dieser Zensur ist die Tatsache, dass sie nicht etwa den privaten Charakter des Anlasses, des Themas, der Textsorte oder die geringe formale Elaboriertheit dieses Textes betrifft, sondern einzig seinen

«mischsprachlichen» Charakter. Die Zensur tilgt die zu häufigen und «künstlichen» Kodeumschaltungen, die zu einer für die romanische Zeitung nicht annehmbaren Parität der Anteile von Romanisch und Deutsch im Text führen. Das Sprachspiel beruht auf der einfachen, regelmässigen Alternanz[525] von romanischen und deutschen Versen, die Kodeumschaltungen sind damit auffallend artifiziell und ohne mimetischen Bezug zum alltäglichen Sprachgebrauch, wobei «Künstlichkeit» und «Irrealismus» eher von der Regelmässigkeit der Umschaltungen und Segmente als von der Verteilung der Umschaltstellen[526] bestimmt sind. Als Abweichungen von den eingeführten Spielregeln sind zeileninterne Umschaltungen: «ein bischen lasch'el inavò,» (V. 15); «Gugent chantessa Lob und Preis» (V. 25) besonders auffällig. Auffällig sind auch hier die zwischensprachlichen Reime, deren Spiel mit unvollständigen, überraschenden Übereinstimmungen am spielerischen Charakter des ganzen Textes einen wesentlichen Anteil hat.

> Ma'l resultat ais spess deblet:
> Oft kommt heraus nur ein Dekret. – (V. 5f.)

Der nicht-homophone Reim zwischen «Dekret» ([ẹ]) und dem Diminutiv-Suffix von «debl-et» ([ę]) ist ein gutes Beispiel für die Hervorhebung einer lautlichen Unstimmigkeit, die sich auf die Inhaltsebene überträgt. Mit dem Reimpaar «Dekret!» : «schluppet» wird das Reimspiel wiederholt:

> 50 nodas! – ün bel pais –
> wiegt mehr als ein Dekret!
> Gugent chantessa Lob und Preis
> a Tai e Teis schluppet! – (V. 23ff.)

Hier scheint eine signifikante Verteilung der Sprachen ansatzweise vorhanden: auf romanisch das Gewicht des Konkreten, Fassbaren, Essbaren; auf deutsch das herabgesetzte, metaphorische «Gewicht» des bürokratischen Dekrets. Dass diese signifikante Verteilung aber keineswegs einem Strukturprinzip des Textes entspricht, zeigt die unmittelbare Fortsetzung: von der als lästig bezeichneten Lobeshymne ist zwar auf deutsch die Rede: «[...] chantessa Lob und Preis»; lästig aber ist sie dem ebenfalls auf deutsch bezeichneten «Mann der Tat.»

Der Text spielt ausschliesslich mit Kodeumschaltungen, die nicht in simulierte Interferenzen[527] übergehen. Die Frage nach der Besonderheit und dem Ausnahmecharakter eines solchen Textes ist damit nur als Frage nach Texttypologie und literarischer Gattungszugehörigkeit interessant, nicht als

Frage nach dem Abweichungsgrad der Simulation im Vergleich zu tatsächlichem Sprachgebrauch. Naheliegende typologische Anknüpfungspunkte für Chasper Pos Text bietet eine offenbar gerade für Sent typische Tradition mehrsprachiger Spottreime. Neben den von J. Pult erwähnten «pasquils» (cfr. oben) ist mündliche, in Sent noch heute lebendige, spielerische Sprachalternanz zu erwähnen, wie sie im Spottlied «Hoz fü cumedgi'a Sent/das war so herrlich»[528] ihren Ausdruck gefunden hat. Bezeichnenderweise hat diese Tradition, in der Chasper Pos zweisprachiger gereimter Brief steht, den Weg in Zeitungen und Bücher bis heute nicht gefunden: eine weitere Bestätigung der engen Verbindung zwischen mehrsprachigen Texten und mündlichen, «niederen» Gattungen.

Der besprochene zweisprachige, gereimte Brief ist auch innerhalb der erhaltenen(!)[529] Texte von Chasper Po eine Ausnahme und zwar insofern, als hier transkodische Markierungen als zentrales Stilmittel, ja als Strukturprinzip des ganzen Textes dienen, ohne je von metasprachlichen oder poetologischen Kommentaren begleitet zu sein. Häufiger ist, wie die Beispiele gezeigt haben, die Verbindung von Vorführung und Kommentierung.

IV.4.2. Spielerische und satirische Funktionen von Mehrsprachigkeit in der Dichtung Armon Plantas

Das dichterische Werk von Armon Planta (1917–1986), der einen grossen Teil seines Lebens in Sent verbracht hat[530], ist vorzugsweise und manchmal ausschliesslich als «satirisch» und «zeitkritisch» charakterisiert worden. Als thematische Schwerpunkte dieses Werks nennen Planta wie seine Kommentatoren Umwelt- und Heimatschutz, Bedrohung der romanischen Sprache und Kultur, aber auch Ungerechtigkeiten und Skandale in der regionalen wie der internationalen Politik, alle Arten schliesslich von «heiligen Kühen»[531]. Ein grosser Teil dieser satirischen Produktion ist zeitgebunden und droht zusammen mit ihrem Anlass obsolet zu werden[532]. Die drei Gedichtbände, die das für gelungen Befundene aus Plantas Produktion vereinigen: *Amarellas* (1973), *Tampradas* (1975) und *Pommaraida* (1982), böten die Möglichkeit, neben dem Satiriker Planta auch den «Lyriker» zu entdecken. Ein Literaturpreis habe ihm Mut gemacht, vermehrt auch «lyrische» Texte zu veröffentlichen, wobei der Autor mit «lyrisch» vor allem den persönlich-intimen Charakter der mitgeteilten Inhalte anspricht[533]. Ferner macht Planta auch auf die spielerische Dimension seines Werkes aufmerksam, das auch «tagninarias divertaivlas», «unterhaltsame Blödeleien», beinhalte[534]. Die Titel, *Amarellas*, vor allem aber die Zwischentitel der Werke von Armon Planta verweisen auf die getrennte Anordnung der satiri-

schen, der spielerischen und der «lyrischen» Produktion, zeigen aber auch die Kombination verschiedener «niederer» Gattungen: *Curturella* (1973), *Viva la sGrischa* (1975), *Pasquigls* (1975), *Üna praisa d'umur* (1975), *Chantin liric* (1982), *Satira da quai e da tschai* (1982).

Die generelle Bedeutung des Reimes in diesen Texten wird von Lucia Walther hervorgehoben: «Grossen Wert legt Planta auf den Reim. Um des Reimes willen verletzt er syntaktische Regeln [...], um des Reimes willen stellt er höchst ungewohnte Verbindungen her [...], dem Reim unterordnet er die Relevanz der Aussage, relevant wird der Reim, redundant der Inhalt [...]. Interessant wird der Reim, wo er zusätzlich etwas bewirkt.» (1993:815f.). Ein Blick auf die unter dem Titel *Suot la crousla* (1975:107–128) vereinigten Texte zeigt, dass keine der im Reiminventar aufgeführten auffälligen «zwischensprachlichen» Reime aus diesem, laut Bezzola «lyrischeren» und «poetischeren» Teil der Produktion Armon Plantas stammen. Auffällig ist ferner, dass sehr viele dieser «lyrischen» Texte nicht gereimt sind, was die signifikante Beziehung zwischen auffälligen Reimen und polemischen, satirischen oder spielerischen Funktionen und Inhalten bestätigt. Das nach dem gleichen Prinzip wie oben für Po erstellte Reiminventar[535] gibt eine erste Vorstellung von Typ und Häufigkeit dieser «auffälligen» Reime. Die ersten drei Typen haben auch sprachinterne Entsprechungen[536], die ihre Fortsetzung in verschiedenen Typen von Reimspielen[537] finden. Auffällig ist der hohe Anteil des *Englischen*, das mit 13 Reimwörtern an zweiter Stelle nach dem *Hochdeutschen* kommt, das mit deren 26 vertreten ist. Die Präsenz des Englischen ist auch der auffälligste Unterschied zum entsprechenden Reiminventar von Chasper Po, wo es in Reimposition fehlt. Neu ist bei Planta auch das Schweizerdeutsche, das wenige Male als eindeutiger Fremdeinschub («Tütsch», «nit»), wohl häufiger, aber nicht eindeutig feststellbar, in mehr oder weniger integrierten Lehnwörtern: «viz», «zvic» vorkommt. Bei den englischen Reimwörtern wird einerseits mit (phonetisierender) Metagraphie: «spaics» («spikes»), «dschip» («Jeep»)[538] gespielt, andererseits mit dem Überraschungseffekt des homophonen, aber nicht homographen Reims: «Sep»:«handicap» und der sehr weitgehenden Lautähnlichkeit: «Haidiländ»:«chaunt». In vielen Fällen ist die Frage, ob es sich um rhetorische Metagraphie oder um einfache Angleichung der Schreibweise infolge Integration des Lexems handelt, auch unter Einbezug der Kontexte nicht eindeutig zu entscheiden[539]. Ambivalent ist auch die Funktion der angleichenden Schreibweise französischer Lehnwörter wie «pnö» oder «schofför»[540]. Zu fragen bliebe ferner, ob Reime mit oder zwischen integrierten Lehnwörtern deren «Fremdheit» und «Expressivität» nicht wieder ins Bewusstsein bringt[541].

Während sich die oben angesprochene satirische Komponente der Dichtung Armon Plantas im Reiminventar höchstens ansatzweise abzeichnen kann: «stupend»:«establishment», «BS.AG»:«bê!», «svilup»:«tup», ist die spielerische Komponente schon auf der Reimebene überaus deutlich. Sie zeigt sich an den aufgeführten Metagraphien, die auch Einschübe anderer romanischer Idiome betreffen können: «dumengia»:«laungia» (1973), aber «lengia»:«Dumengia» (1982), «*k*eu»:«darcheu», oder an Reimen, die nur durch Abwandlung beider Einheiten im graphischen wie im phonischen Bereich zustandekommen: «sbrü»:«paraplü», «Irac»:«perbac!»[542]. Die Reime sind hier das Ergebnis eines spielerisch-humoresken Reimspiels, das in der impliziten Kritik des Reims «auf Teufel komm raus» einen poetologischen Aspekt haben kann. Die spielerische Dimension zeigt sich besonders deutlich an der Kombination von Reimspielereien mit speziellen rhetorischen Verfahren wie dem *mot-valise* im Reim: «prograss»:«schlass» (1975). Auffällig ist die Häufung von Vokalersetzung, Spaltreim und Tmesis innerhalb der Gattung der Limericks.

Im Zusammenhang mit den satirischen Versen von Armon Planta ist an den von vielen Charakterisierungen des *Satirischen* herausgestrichenen Wirklichkeitsbezug zu erinnern. Trotz Vertextung, Umkodierung, Überlagerung durch andere Funktionen bleibt für die Satire der referentielle Bezug zum «Skandal» geltender Normen und bestehender Machtverhältnisse wichtig. Ihnen gilt der Angriff, den die Satire mit den Mitteln literarischer Kodierung und Indirektheit führt[543]. Der Bezug zu «Skandalen» wie Umweltzerstörung und Sprachbedrohung ist in Plantas Texten überaus deutlich, was ihnen dagegen zur Erfüllung der angedeuteten Indizien von Satire häufig fehlt, ist die «Indirektheit» des Angriffs. Die fast immer explizite, nicht selten zwanghaft wiederholende Benennung des Angegriffenen, der manchmal durch präzisierende Fussnoten zusätzlich verankerte Wirklichkeitsbezug, verleihen vielen Texten den Charakter offener, direkter *Polemik* und *Propaganda*[544]. In unserem Zusammenhang sind Plantas «Sprachkampftexte» besonders interessant, weil in ihnen der «Skandal» unmittelbar sprachlicher Natur ist oder mit Sprachlichem direkt zusammenhängt. Durch die satirisch-polemische Geisselung der «falschen Sprache am falschen Ort», vorzugsweise des Deutschen in «romanischen Kontexten», wird die konnotative Kodeverweisung zugleich zur ostentativen Verweisung auf das Ziel des satirischen Angriffs. In den folgenden Textbeispielen sind verschiedene Übergangs- und Mischformen zwischen konnotativen Verweisen durch «zeigende» Fremdeinschübe und expliziten sprachkämpferischen Kommentierungen zu beobachten. Besonders häufig finden sich, auch als Reimwörter zwischensprachlicher Reime, deutsche Namen von Orten und

Gegenden, die gegenwärtig noch mehrheitlich romanisch sind oder dies in jüngerer Vergangenheit noch waren. Das Zeigen des «Skandals» fällt hier mit der Benennung seines Ortes zusammen.

Bilantsch rumantsch

Ectica actività
bainsubvenziunda
quai es la fatscha
da nossa chà.

Cultura
da la cultura!

Allegraivla nova:
ella crescha
e prosperescha.
Voust cumprova?
Lias, cumischiuns
societats ed uniuns
vocabularis
dicziunaris
conjunctura
da litteratura
da noss cors
«records» sonors
viagiond cul microfun
e dafatta tel'vischiun
rumantscha!
«Viva nossa tschantscha!»
e folclora
in mincha pora
custüm s-charlatta
reclama datta
ballin-schlittrada
tras cuntrada
da la BS.AG.*
o che bê!

In vist'als fats
qui sur nomnats
stoust dir cun schlantsch:
«Viva nos rumantsch!»

Mo ün sguard
aint in chà
at fa rasegnà.

No eschan il s-chart
miss a chantun
la negativa selecziun.

Dals noss ils blers
per no sun pers
a Cultuoira e Pürich.

Esters brich
assimilats
cumprèn noss prats
per fabrichar allà
sper nossa veglia chà.

Da quista cedan
fundamainta
e müraglia
be sfessas
la fatschada
i scruoscha
la tettaglia.

Da nossa cultura fenomena
sono-radio-fotogena
es quist la fin.

*

Im schöna Engadin ...

*Bodenspekulationsaktiengesellschaft[545]

Die Summe der vom Titel angekündigten «romanischen Bilanz» zieht der letzte Vers auf schweizerdeutsch, womit das Hauptanliegen, der drohende Sprachwechsel ikonisch wie symbolisch unterstrichen wird. Der satirisch-polemische Diskurs artikuliert sich in zwei einander gegenübergestellten Segmenten: einem Lobgesang voller ironischer Hyperbeln auf die folkloristischen Repräsentationsformen des romanischen «Kulturbetriebs» (V. 5–34) und einem offen polemischen Blick hinter die Kulissen (V. 35–59). Die Gegenüberstellung der beiden Segmente ist grammatikalisch durch das adversative «mo» (V. 35), semantisch-thematisch durch die Antithese zwischen der Fassade («fatscha/da nossa chà», V. 3f.) und dem Innenraum («aint in chà», V. 36) des romanischen Hauses markiert. Damit zeigt die Struktur dieses Textes den von Lukács als Besonderheit der Satire genannten «Gegensatz von Wesen und Erscheinung», wenn auch in einer expliziten, vermittelnden und nicht in der unmittelbaren Form[546]. So finden sich, besonders deutlich in den Begriffen «folclora» (V. 23) und «reclama» V. 26), offene polemische Akzente auch innerhalb des ironischen Lobgesanges auf die äusserliche Betriebsamkeit. Der Reim: «BS.AG./bê» (V. 29f.) wirkt durch fehlende Homographie, überraschende Homophonie und Einsilbigkeit der Reimwörter; am Buchstabennamen «G» ist die Graph-Laut-Relation überraschend, das dialektale «bê!» kann auch an das Geblök von Schafen erinnern. Der enge Bezug der auffälligen Reimwörter konkurrenziert den syntaktischen Bezug des «bê», das seine Funktion als Attribut einer ganzen Reihe von Antezedenten zugunsten der ausschliesslichen Spezifizierung des Kürzels «AG» aufzugeben scheint. Die euphorische Bewunderung des unpersönlichen, bürokratischen Kürzels «AG» ist von offensichtlicher satirischer Wirksamkeit. Im offen polemischen zweiten Teil von *Bilantsch rumantsch* verdienen allenfalls die beiden *mots-valise* «Cultuoira» und «Pürich» besondere Beachtung, weil sie zwei Standard-Motive der Sprachkampfliteratur, den kulturellen Zentralismus und die Auswanderung aus Geldgier, in verdichteter Form aufnehmen[547]. Die Bilanzierung schliesst mit dem prognostizierten Ende der romanischen Scheinkultur. Das Ende wird zuerst behauptet und dann in der Kodeumschaltung vorgeführt. Die Quintessenz in Schweizerdeutsch zitiert in aggressiver Ironie das stereotype, naive Lob, das die Einwanderer der Landschaft zollen, die sie als «Sprachlandschaft» zerstören. In diesem Kontext wird der unreine Reim zu einem eigentlichen Emblem des unstimmigen Verhältnisses zwischen den beiden Sprachen.

Ganz ähnlich liegen die Dinge in der letzten Strophe von *Quo vadis Scuol?* (1975:14), wo die spielerische Funktion einer romanische Interferenz simulierenden Diastole «Oberengadìn» gegenüber der satirisch-pole-

mischen Unstimmigkeit des entsprechenden Reimes mit «destin» zurücktritt:

Engiadina bassa
pürmassa
teis destin
sarà quel
dal carussel
Oberengadin. (1975:14)

Die Kodeumschaltung von Romanisch zu Deutsch als Quintessenz und Pointe des sprachkämpferischen Gedichts ist als Marke des Übergangs vom Besprechen zum Vorführen ein naheliegendes und entsprechend häufiges Verfahren. Im Gedicht *Romanischkurse in Samedan* (1975:28f.) wird kritisiert, dass lernwillige Freunde des Romanischen ausserhalb der Schulstube ihre frisch erworbenen Kenntnisse nicht anwenden können, weil man ihnen auf deutsch antwortet. Auf den deutschen Titel folgen sechs Strophen in Puter; nach der sechsten wird umgeschaltet:

Commenter
per quist dafer,
d'ün giarsun
a l'abbandun?

Potemkin
im Engadin! (1975:29)

Die letzte Strophe wird ausdrücklich als «Kommentar» («commenter») zum dargestellten Missstand angekündigt. Zur Kritik an der romanischen Scheinwelt wird in Antonomasie der Kulissenaufsteller Potemkin bemüht, die gleichzeitig vollzogene Kodeumschaltung entlarvt diese Scheinwelt mit einem Blick hinter die Kulissen, auf den sprachlichen Alltag. Kommentar und Kodeumschaltung ergänzen sich als besprechende Thematisierung und mimetische Vorführung des «Masken»-Motivs. Als Figur der Nicht-Entsprechung und Dissonanz dient wiederum der unreine Reim; die Herstellung seiner «Reinheit» durch Diastole («Potemkìn»-»Engadìn») setzt eine Interferenz voraus, die in diesem auktorialen Kontext keiner andern «Stimme» zugewiesen werden kann.

Der Gegensatz zwischen Wesen und Schein bestimmt auch die Struktur von *Inscunter a l'Uniun dals Grischs a l'ester* (1973:12, 1950[1]).

Che bella giuvna engiadinaisa
in costüm s-charlatta!
Eu am tschaint vi da sa maisa
admirond la bella matta.

Tuot schenà less dir ün pled
– i s'inclegia in ladin –
e meis sforz fa seis effet.
Tuot cuntainta ri'la fin
e respuonda sainza tmüch:
«I cha numa Tütsch.
I bin zwar au vom Engadin
mini Muetter het no Romanisch gredt.
Findet Si das nit chaiba net?
Vo ira hani dia Tracht
in dera tanzi dia ganzi Nacht.»

A mai am piglia bod il flà
stun sü e pigl e vegn a chà.
[...]

Der gesellschaftliche Rahmen, ein Anlass der sprachpflegerischen Organisation *Uniun dals Grischs*, und die Engadinertracht der jungen Frau werden als sichere Indizien entsprechender Sprachkenntnisse aufgefasst. Die Indizien trügen, Anlass und Tracht sind offensichtlich folkloristisch[548] geworden, die Frau besteht die Sprachprobe nicht. Noch schwerer als dieser «Verrat an der Sprache» wiegt für den strengen Sprachpfleger die völlige Unbekümmertheit der jungen Frau, die ahnungslos durch die Sprachprüfung fällt und sich in fröhlicher Nostalgie über ihre Tracht freut. Die Aufgabe der «Muttersprache» verursacht nicht einmal mehr ein schlechtes Gewissen; vor solcher Unverfrorenheit verschlägt es dem Sprachkämpfer den Atem, er muss aufstehen und gehen. Kodewechsel, Reim-Assonanz: «tmüch»- «Tütsch» und Wechsel des Reimschemas unterstreichen die symbolische Prägnanz der «Bruchstelle». Der Wechsel des Reimschemas vom alternierenden zum Paarreim erzeugt in der Abfolge «Tütsch»-«Engadin»-«gredt» signifikante «Misstöne» und Überlagerungen.

Im Gedicht *Che bella chasa engiadinaisa* (1973:20, 1956[1]) ist der trügerische Schein von der rustikalisierenden Kitsch-Architektur des «Engadinerhaus-Stils» vertreten. Die Wirklichkeit entspricht nicht der ideologischen Forderung nach romanischsprachigen Bewohnern von Engadiner-

häusern. Das Haus ist leer, der Nachbar erklärt auf Baslerdeutsch, wo seine Bewohner sind.

Che bella chasa engiadinaisa

Che bella chasa engiadinaisa
cun giatreras e sgrafit!
Pichast cuntaint il battaporta
mo'l tuna tras quaidezza morta.

Che bella chasa engiadinaisa
cun giatreras e sgrafit!
«Z'klopfa nitzt nit,
d'Familie Zircher isch fort,
d'Schwooba grad visavi
wüsse wohi.»
at disch sco surpraisa
sar Basler vaschin.
– E tü stast be schmort
dal rumantsch sia fin,
dal cumün sia mort...

Che bella chasa engiadinaisa
cun giatreras e sgrafit...

Auf das ironische Lob der schönen Fassade, folgt das «Abklopfen», die zur Ernüchterung führende Suche nach dem «Inneren». Auf die Euphorie folgt das «mo» («aber»), die Entdeckung der «quaidezza morta», der «toten Ruhe» (V. 4). Dieses adversative «mo» findet in der zweiten Strophe, die mit der Wiederholung des jetzt eindeutig ironischen Lobes beginnt, seine Entsprechung in der schweizerdeutschen Rede des Baslers. Für sich ist diese Rede ein deutlich spielerisches Dialekt-Pastiche; im gegebenen Kontext wird sie aber der kritisch-satirischen Funktion der Entlarvung des «Falschen» untergeordnet. Auch hier ist die semantische und symbolische Aufladung der zwischensprachlichen Reime: «sgrafit»:«nit» und «fort»: «schmort»:«mort» offensichtlich.

Im Gedicht *Uschè Tessin! – Co Engadin?* (1973:12f.,1954[1]) beschäftigt sich eine erläuternde Fussnote mit der Signifikanz des Reimes:

Uschè Tessin! – Co Engadin?

Giò'l Tessin stessast frais-ch
sainza tudais-ch!
Scha tavellast talian
nu t'inclegia ün chan.
Sün via da quai tmüch
tuot disch be: «Grüezi!»
o «Redat nume Tütsch!»
[...]

NB Qua pro no almain esa tuot oter. Dieu saja lodà. La cumprova. Rumantsch nu's rima sün chan.

Die Polemik beginnt mit dem Titel, der eine «neolateinische Gegend» – die Metonymie ist typisch für die sprachkämpferische Verbindung zwischen Sprache und Territorium – mit deutschem Namen bezeichnet. Der deutsche Gruss und die deutsche Aufforderung, die Sprache der Einwanderer statt derjenigen der «Gegend» zu reden, gehören zu den Stereotypen der Polemik gegen sprachliche Kolonisierung[549]. Die Glosse enthält eine ironische Beschwichtigung: die Tatsache, dass im Tessin kein Hund («chan») mehr italienisch («talian») versteht, kann im Engadin keine Entsprechung finden, weil sich «rumantsch» und «chan» nicht reimen. Für die ironisch zitierte, als Gipfel der Naivität verhöhnte Ansicht, reimlose Wörter schützten vor «ungereimten» Wirklichkeiten, finden sich wohl schwerlich Vertreter[550]. Diese Ansicht hat allenfalls einen selbstparodistischen Bezug, indem sie an die häufigen Verfahren der Motivation semantischer und symbolischer Bezüge durch reine und unreine Reime in der eigenen Dichtung erinnert.

Als letztes Beispiel für die satirisch-polemische Funktion dieses Verfahrens hier noch die zweite Strophe aus dem Gedicht *Vaidrina da Scuol* (1975:54, 1974[1]), wo gegen die «Gruppe Handel» polemisiert wird, weil sie in ihrem Organ *Vaidrina da Scuol* (Scuoler Schaufenster) ihre Werbung ausschliesslich auf deutsch veröffentlicht. Wenn diese Gruppe meint, bei der romanischen Bevölkerung Erfolg zu haben, so erwidert ihr Planta:

schi dia a quists megafons
d'üna nouva Kultur
a quists epigons
cha lur quint va suotsur.
Che s-chandel
da la Gruppe Handel

da prostituir in vaidrina
nossa lingua ladina!

Grammatikalisch gesehen ist die «Gruppe Handel» für den Skandal nur verantwortlich, im zwischensprachlichen Reim wird der Name der Gruppe und damit die Gruppe selber zum Skandal. Dieser Skandal der sprachlichen Anpassung spiegelt sich im Reim von «Kultur» mit «suotsur» («verkehrt», eigentlich: «unten oben»). Verkehrt ist im syntagmatischen Zusammenhang nur die Rechnung, im darübergeschobenen paradigmatischen Zusammenhang des Reims dagegen ist die Kultur verkehrt, die Deutsch und Romanisch zur Übereinstimmung bringt, indem sie das Romanische abschafft. Hier wird der zwischensprachliche Reim zum polemischen Ikon dieser falschen Übereinstimmung.

IV.4.3. Expressivität und parodistischer Kontrast: U. G. G. Derungs *Sogn Placi* (1988)

Die ausführlich diskutierten Beispiele aus Chasper Po und Armon Planta stammen aus poetischen Texten, die sich den Restriktionen von Metrum und Reim unterwerfen und in diesem Sinn als traditionell einzustufen sind. Die Häufung transkodisch markierter Reime in komischer oder satirischer Funktion ist ein Hinweis auf die zentrale Stellung dieser Figur in den Texten der beiden Poeten aus Sent. Im folgenden soll mit Derungs' *Sogn Placi* von einer Dichtung die Rede sein, die mit Strömungen der «konkreten Poesie» oder der «Avantgarde» (die Lyrik des Gruppo 63) der deutschen oder italienischen Poesie des 20. Jahrhunderts in Verbindung gebracht werden könnte und damit innerhalb der romanischen Literatur eine Ausnahmeerscheinung darstellt. Statt Metrum und Reim sind hier Collage und Verbindung zwischen Sprache und «Geräusch» die grundlegenden Verfahren:

Sogn Placi

Pumfate.
Bim, bim, bim...
Herr, öffne meine Lippen... In caffè-crem.
Babfeglspértsognam. Malàm.

Pumfate.
Cling, cling, cling... 'rieleison, 'steleison, 'rieleison...
Cling, cling... Sanctus...
Mortàm, Malàm. Gloria in excelsis.

Pumfate.
Bim, bam, bim, bam... In pier. Bellezia rassas.

«Ei gl'ei in liug da vegl enneu.» Cumpignia, adatg, stai!
Pumfate.
Ideals de nos babuns.
Cigaretta.
Sogns patruns.
Puccau.
«Enten la Ligia Sura.»
Pumfate.
Cafanuns. Cars cristifideivels. Bellezia aura.
'steleison, 'rieleison.
Contas ga? Babnos.

Pumfate.
Sontgas reliquias. Pommes frittes, Malàm, mortàm.
Zum Kloster.
Il raziunalissem de nies temps. Modernists.
Persuls, ni cun auters?
Turissem religius.
«El salva vera paupradad.» Meringues cun gromma.

Pumfate.
Il materialissem de nies temps.
Plagas modernas.
Avat e mistral.
Barsau-piertg cun arveglia.
La frau doctra cul Mercedes. «En sempla paupradad.»
Las mattauns cul tschupi.
Pumfate.
Ils honors della Cadi.
Pumfate.
Il signur docter. Calcatis mundi illecebris.
Il regierigsrott. Pro iustitia mori non dubitavit.
Igl uestg. Humilis ipse secutus.
Malàm, mortàm.
Pumfate.
Cumpignia de mats.

Pumfate.
Predicatur festiv. Substanza religiusa.
Cigaretta.
Cu cal'el cun quella lala?
Ferms rempars.
In pier.
Nos babuns.
Reliquias sularadas. Zimmer für Passanten.
Heresias modernas.
Salata russa. «Vegn leu hondrau.»
Progressists e fauls profets.
Encarschadetgna pil paganissem? Mayonnaise.

Pumfate.
Nossa cara giuventetgna.
Bellezia aura.
Speronza. «La gnefla sularada.» Digl avegnir.
«Asens adoravan.»[551]
Malàm, mortàm.

Pumfate.
Bim, bam, bim, bam...
Bellezia rassas.
Priedi festiv. Mit fliessendem Wasser.
Viver en moda surnaturala.

Pumfate.
Gl'emprem la musica. «Da sogn Zipert tschentada.»
Lu ils affons.
Treis ga ad jamna.
Epi ils mats. «Tier quella paganeglia.»
Las mattauns. Consommé cun iev.
Malàm, mortàm.

Pumfate.
Materialissem.
«A Diu flissi surveva.»
Dudisch milliuns.
«En sontga paupradad.»
In pier.

«La sia rauba, praus e tut.»
«Nossamortàm, nusdalmalàm.»

Das auffälligste Merkmal dieses Textes ist sein intertextuelles und interdiskursives[552] «Durcheinander» und die Überlagerung von textuellen Sequenzen und aussersprachlichen Geräuschen. In einem ersten Ordnungsversuch können versprachlichte Formen aussersprachlicher Geräusche (Mörserschüsse, Glocken) von fragmentarisch zitierten Texten und Diskursen unterschieden werden. Nur sichtbare Texte sind der Wegweiser «Zum Kloster» (V. 24) und die Schilder: «Zimmer für Passanten» (v. 52), «Mit fliessendem Wasser» (V. 66). Als «aufgeführte» Texte haben wir Gebete, liturgische Texte und das Sogn-Placi-Lied. Zu den Diskursen gehören eine Beichte, eine Predigt, Sprechakte im Handlungsrahmen «Restaurant», Reden oder Gedanken eines Zuschauers oder Zuschauerkollektivs. Letztere sind keiner textintern konkretisierten Person, keiner Situation, keinem Handlungszusammenhang zugeordnet und damit von Beobachtungen, Kommentaren, Erinnerungen des textexternen «Sprechers» nicht zu unterscheiden.

Interessanter als die (nicht immer eindeutige) Zuweisung der einzelnen Zeilen zu einzelnen Geräuschen, Texten und Diskursen ist die Beschreibung ihrer Überlagerung, ihrer Schnittstellen, der einzelnen dadurch zustande kommenden Brechungen und Verfremdungen.

Neun der zehn Strophen beginnen mit onomatopoetischem «Pumfate»[553], das Kenner der Sogn Placi-Prozession in Disentis übereinstimmend auf die Schüsse der abgefeuerten Mörser zurückführen. In den drei ersten Strophen folgt auf «Pumfate» jeweils eine Zeile «Glockengeläut» (V. 2, 6, 7, 10), dazwischengeschoben sind hier (V. 1–10) Gebets- und Liturgiesequenzen (v. 3f., 6–8), die durch Überlagerung und Verschleifung mit den «Geräuschen»: «cling...'rieleison» (V. 6) und durch ritualisiertes, durch graphische Tilgung der Wortgrenzen markiertes «Ableiern»: «Babfeglspértsognam. Malàm.» (V. 4)[554] in ihrer sprachlichen Signifikanz reduziert und den «Geräuschen» angeglichen werden. Neben der Überlagerung gehören der abrupte Wechsel zwischen so völlig verschiedenen Sprechhandlungen wie «beten» und «in einem Restaurant etwas bestellen» und ihre tückische syntagmatische Verknüpfung zu den wirksamsten parodistischen Verfahren dieses Textes. Im Falle von: «Herr, öffne meine Lippen ... In caffè-crem.» (V. 3)[555] ergibt sich der herabsetzende Effekt aus der suggestiven Ersetzung des Betens durch das Kaffee Trinken als Zweck des Lippen Öffnens. Im Falle von: «Il regierigsrott. Pro iustitia mori non dubitavit./Igl uestg. Humilis ipse secutus.» (V. 4of.) ist die tückische Identifikation des auf romanisch

genannten Subjekts mit dem im lateinischen Segment gemeinten die Voraussetzung für die Hervorhebung des semantisch-referentiellen Widerspruchs zwischen «Regierungsrat» und «Gerechtigkeits-Märtyrer», «Bischof» und «humilis». Auf der Ebene der Konnotation wird dieser Kontrast durch den Wechsel von einem als umgangssprachlich markierten Romanisch zum sakral konnotierten Latein unterstrichen (dazu unten).

Zu den wichtigeren Hypotexten unseres Textes gehört die *Canzun de soing Placi, e soing Sigisbert*, aus der 10 Zeilen, fast wörtlich und durchwegs mit Anführungszeichen, aber nicht immer als entsprechend selbständige Zeile, «zitiert»[556] werden. Einen ersten Hinweis auf die Modalitäten des intertextuellen Spieles zwischen diesen beiden Texten bietet die markant sprunghafte Anordnung der «Zitate» (cfr. Anm. 556), die der einfachen Hypothese, es handle sich um wiederholte Einschaltungen kurzer Sequenzen des «im Hintergrund» gesungenen Liedes, widerspricht[557]. Die Auflösung und Fragmentierung des Hypotextes akzentuiert seine Verfügbarkeit und die parodistische Kontrastierung zwischen Zitat und zitierendem Kontext. Diese Kontrastierung zeigt sich exemplarisch in der wiederholten Brechung der im Lied dominierenden Isotopie «arm» – «heilig» – «spirituell» an ihrer im zitierenden Kontext vorherrschenden Antithese: «reich» – «konsumistisch» – «materiell». «‹El salva vera paupradat.› Meringues cun gromma.» (V. 28). Selektion und Kombination des semantisch und situativ Gegensätzlichen erzeugen hier den wirksamen syntagmatischen Effekt der unstimmigen Exemplifizierung: der gelebte Konsumismus «veranschaulicht» die besungene Armut. In der umgekehrten Reihenfolge: «La frau doctra cul Mercedes. ‹En sempla paupradad.›» (V. 34) wird die Verknüpfung von Hypo- und Hypertext als Exemplifizierung und ironische Kommentierung noch deutlicher. Die starke symbolische Antithese zwischen «Mercedes» und «wahrer Armut» wird durch diese syntaktische und diskursive Verknüpfung scheinhaft aufgehoben und damit akzentuiert. Zur besungenen Armut, so die polemische Quintessenz, steht der gelebte Reichtum in keinem Gegensatz, weil «besingen» nichts bedeutet. In exemplarischer Weise parodistisch im Sinne der Verbindung von Zitat und herabsetzender Ersetzung ist die folgende Zeile, in der die «Heiligkeit»: «Bià *Soingiadat* vegn lau hondrau» (V. 9) in der Parodie durch «russischen Salat» ersetzt wird: «Salata russa. ‹Vegn leu hondrau.›» (V. 54). Die analoge syntaktische Position wird semantisch funktional: der russische Salat, und metonymisch alles Essbare, ersetzt buchstäblich den verlorenen Glauben an die Heiligkeit.

Der Gegensatz zwischen «spirituell» und «materiell» kann als zentrale Opposition des ganzen Textes angesehen werden, die auch die Funktionen seiner Mehrsprachigkeit mitbestimmt.

Zu den imitierten Diskursen des Textes gehört eine *Beichte,* genauer das Abfragen des Sündenregisters durch den Beichtvater: «Contas ga? Babnos.» (V. 21) und: «Persuls, ni cun auters?» (V. 26) sind einschlägige Stereotype[558], «Puccau» (V. 16) könnte das Thema der Beichte vorankündigen, «Treis ga ad jamna.» (V. 71) könnte die Antwort des Befragten auf «Contas ga?» (V. 21) sein. Ferner haben wir eine *Predigt,* auf die mit der Ansprache «Cars cristfideivels.» (V. 19) beginnt und durch die beiden Angaben «Predicatur festiv.» (V. 46), «Priedi festiv.» (V. 66) und die negative Reaktion eines Zuhörers: «Cu cal'el cun quella lala?» (V. 48) mehrmals explizit hingewiesen wird. Die entsprechenden «Zitate» wirken durch ihre Reduktion auf einschlägige, obsessiv wiederholte Schlagworte als parodistische Inhaltsangabe des Themas «moderner Materialismus zerstört frühere Religiosität»: «Il raziunalissem de nies temps. Modernists.» (V. 25), «Il materialissem de nies temps.» (V. 30), «Materialissem.» (V. 76)[559]. Auch hier beruht die Herabsetzung auf der Verknüpfung der heterogenen Elemente der Collage als Spezifizierungen, Exemplifizierungen oder erklärende Appositionen: «Plagas modernas./Avat e mistral.» (V. 31f.), «Priedi festiv. Mit fliessendem Wasser.» (V. 66).

Zum Handlungssystem «Restaurant»[560] gehören die einzelnen Bezeichnungen von Esswaren, die als Bestellungen, als «Auftischkommentare» oder auch nur als Fragmente einer Speisekarte oder Aushängetafel verstanden werden können. Ihre herabsetzende Funktion ist offensichtlich und folgt dem bekannten Topos der Küche als Ort der parodistischen Herabsetzung des «Erhabenen» und «Autoritären»[561]. Auch hier wirken die Juxtapositionen als komische oder polemische Spezifizierungen: «Sontgas reliquias. Pommes frittes, Malàm, mortàm.» (V. 23), «Ferms rempars./In pier.» (V. 49f.), «Heresias modernas./Salata russa.» «Vegn leu hondrau.» (V. 53f.)[562].

Zu den angedeuteten intertextuellen und interdiskursiven Verschränkungen und Überlagerungen unter beständigem Wechsel der Hypotexte tritt der Wechsel zwischen verschiedenen Sprachen, der mit jenem nicht kongruent (oder «isomorph») ist. Der evidenteste, als kulturelle Sprachbewertung dem Text vorgelagerte, von diesem konsequent aufgenommene und verstärkte, konnotative Kontrast ist derjenige zwischen den «Sakralsprachen» (Latein[563], Griechisch) und den aktuellen «Verkehrssprachen» (Romanisch, Deutsch). Trotz ihres spärlichen Auftretens zeigen sich in den griechischen und lateinischen Segmenten zentrale Verfahren der Verfremdung durch die Interaktion zwischen Zitat und Rahmen. Es sind dies die «Erosion» des Signifikanten durch Überlagerung mit aussersprachlichen Geräuschen (cfr. V. 6) und die parodistisch wirksame, «falsche» anaphorische Verknüpfung zwischen sakralem Zitat und profanem Kontext.

Hier zeigt sich ein weiterer Kontrast, derjenige zwischen der einsprachigen, stereotypen «Isolation» des Zitats und der «Durchlässigkeit» des von deutschen Einschüben geprägten romanischen Rahmens. «La frau doctra cul Mercedes. ‹En sempla paupradad›» (V. 34), «Il signur docter. Calcatis mundi illecebris./Il regierigsrott. Pro iustitia mori non dubitavit.» (V. 40f.). Die lateinische und neolateinisch-romanische Tradition ist zum Zitat erstarrt, zur Benennung der gegenwärtigen Autoritäten braucht das Romanische Entlehnungen aus dem Deutschen. Die Form «Il regierigsrott» simuliert nicht nur eine präzise beobachtete phonetische Interferenz (Vokalkürzung), sie bringt das Lehnwort auch in die gefährliche Nähe deutscher Lexeme wie «Rotte», «Verrottung». Die konnotativen Kontraste zwischen einem zu traditioneller Formelsprache erstarrenden Romanisch und der hybriden Mehrsprachigkeit aktuellen Sprachgebrauchs wiederholt sich innerhalb der exemplarischen Antithese zwischen der Predigt und dem «Restaurant». Die Predigtsegmente, die den modernen Materialismus und Konsumismus geisseln, sind ausschliesslich romanisch, beziehungsweise durch integrierte, unauffällige «Internationalismen» neolateinischer Herkunft («raziunalissem» (V. 25), «turissem» (V. 27), «materialissem» (V. 30, 75)) gekennzeichnet. Auf die Allgegenwart des Tourismus beziehen sich die deutschen Einschübe. Die Zeile: «Priedi festiv. Mit fliessendem Wasser» (V. 66) verdichtet den Kontrast zwischen romanischer Ideologie und deutscher «Wirklichkeit». Die Liste der Konsumgüter zeigt, dass kein stereotyper Romanisch-Deutsch-Gegensatz aufgebaut wird: neben dem mehrfach wiederholten, integrierten, populären Lehnwort: «In pier» (V. 10, 50,80) haben wir «in caffè-crem» (V. 3), «Pommes frittes» (V. 23), «Meringues cun gromma» (V. 28), «Mayonnaise» (V. 56), «Consommé cun iev» (V. 73), lauter Internationalismen, deren chaotische Häufung von der lehnübersetzten «Salata russa» (V. 54) symbolisch verdichtet wird.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass wir im grundlegenden Gegensatz zwischen sinnentleerter Erstarrung auf der einen und banaler Hybridisierung auf der andern Seite den gemeinsamen Nenner zwischen den wichtigsten semantischen und konnotativen Kontrasten haben. Das expressive Potential dieses Textes resultiert nicht einfach aus der Summe der hier aufgeführten Ebenen, sondern aus der Dynamik und Abruptheit ihrer Wechsel und Überschneidungen.

IV.5. Satiren gegen die «romanische Bewegung»

Innerhalb der «romanischen Bewegung» wird, wie oben (III.) gezeigt wurde, enthusiastisch und manchmal pathetisch für die Erhaltung des Romanischen in seiner vorgestellten «Reinheit» gekämpft. Stereotype Argumentationen, anmassende Sprachschelte, puristische Belehrung, vor allem aber Institutionalisierung der «Sprachpflege» können bei den Betroffenen Zweifel, Ärger und Spottlust wecken. Als beliebtes satirisches Stilmittel sind Mehrsprachigkeit und Sprachmischung umso wirksamer, wenn der angegriffene Gegenstand eine sprachbezogene Ideologie ist.

IV.5.1. Reto Caratsch, *La Renaschentscha dals Patagons* (1949). Pastiche und Karikatur, Purismus und Antipurismus

Reto Caratschs *La Renaschentscha dals Patagons*[564] ist die bissigste und literarisch elaborierteste satirische Darstellung der bündnerromanischen Spracherhaltungsbewegung, der ihr bürokratischer Geist und ihre sinnlosen, von absurden Partikularinteressen bedingten Streitereien vorgehalten werden[565]. Caratschs Satire arbeitet mit den Mitteln der geographisch-kulturellen Verfremdung[566], die verspottete Rätoromania wird nach Südamerika verlegt, Graubünden figuriert als Patagonien, der Text definiert sich selbst, indirekt und in ironischer Selbstverleugnung, als «roman da clev», als «Schlüsselroman»[567]. Diese, in satirischen Texten durchaus häufige Verfremdung kann mit Lukács als Mittel der kritischen Durchleuchtung eines Gesellschaftsmilieus interpretiert werden[568]. Sie enthält aber auch für sich ein komisches Potenzial, das Preisendanz auf das Verhältnis von fiktional Dargestelltem und referentiell Gemeintem zurückführt. Man habe sich klarzumachen, «dass das Satirische seine komischen Effekte gar nicht in erster Linie aus der Lächerlichkeit von Verkehrtheiten und Verderbnissen bezieht, sondern dass das Komische vor allem in dem Verhältnis von gemeinter, anvisierter faktischer Wirklichkeit einerseits, von dargestellter, artistisch elaborierter Wirklichkeit andererseits steckt.» (1976:412). Dieses Spiel der «transparenten Entstellung» (Preisendanz 1976:413), der «Interferenz von Ausgefallenheit und Vertrautheit, von Abständigkeit und Kommensurabilität» (ibid.) ist für Caratschs *Renaschentscha* von zentraler Bedeutung, auf dieses Spiel sind nicht nur Verständnisschwierigkeiten[569], sondern auch ein wesentlicher Teil des Lesevergnügens zurückzuführen.

Das Titelwort «Renaschentscha» präzisiert den Gegenstand des satirischen Angriffs: es geht um die häufig als «romanische Renaissance» bezeichnete, nicht sehr genau umrissene Periode der romanischen Sprachbewegung[570]. Im Text wird mehrfach auf dieses Titelwort Bezug genommen:

(1) Da quel mumaint davent, lur renaschentscha saro definitivmaing asgüreda – già cha d'üna renaschentscha talaccan e s'insömgian da bel cuntin. Unanimamaing braman ils Patagons da gnir sül muond üna seguonda vouta. (1983:25)

(2) Que as dschess cuntinuantas döglias e paglioulas chi parderschan la renaschentscha patagona... (1983:35)

Beide Titel-Zitate erzielen ihre komische Wirkung durch herabsetzendes «Wörtlich-Nehmen» der gängigen obsoleten Metapher[571] der «Wiedergeburt». Das Verfahren ist emblematisch für eine wichtige Tendenz von Caratschs satirisch umgesetzter, aber auch offen polemischer Kritik an der Ideologie der romanischen Spracherhaltungsbewegung. Diese ist ihm zu sehr auf das Bildliche und Symbolische fixiert, zu wenig auf die Konkretheit alltäglicher Realitäten bedacht, was die Umsetzung entsprechender Forderungen und Massnahmen nicht erleichtert. Ausdrücklich kritisiert wird diese «Bildersucht» der Patagonen am Ende des ersten Kapitels der *Renaschentscha,* wo eine spöttische Auslegung der parodierten «Sprache-Baum»-Allegorie in eine offene Polemik mündet:

(3) Be cha que nun es ün bös-ch visibel e palpabel, dimpersè üna lingua. Differents idioms fuorman la ramma, ün'abundaunza da tschauntschas localas sun las manzinas. Tü stust savair, lectur, cha'ls Patagons sun amatuors da sumaglias, metafras e fluors simbolicas. Ch'ün nu vegna a'ls zacagner cun denominaziuns sechas e sconsolantas scu conjuncziuns, particips, gerundis, cumplemaints d'object e simla rüzcha da magliacudeschs! Ch'ün metta ad ir imegnas trattas da la fauna, flora, idrologia, meteorologia ed astronomia, quetaunt inclegiane dalum. Landrour es que ün milli gust da'ls explicher la filologia. (1983:25)

Die Metaphorisierung der Sprache als «Baum» ist im romanischen Spracherhaltungsdiskurs so häufig[572], dass ihre minutiöse Auslegung redundant und parodistisch wirkt. Die Parodie trifft darüber hinaus auch die in romanischen Texten sehr häufig dem Gesagten unnötigerweise nachgeschobene Erläuterung des «Gemeinten». Zugleich aber definiert hier der Text in der Metaphorisierung sprachlicher Gegenstände einen wichtigen Bereich seiner eigenen satirischen Verfremdung.

Als Satire rückt die *Renaschentscha* nicht nur die angegriffenen sprachpflegerischen Bemühungen der Rätoromanen ins kritische Licht, sie

fordert auch, im Sinne der vom Autor vertretenen positiven Norm[573], ein neues sprachlich-kulturelles Bewusstsein. Eine erste Präzisierung der angegriffenen wie der geforderten Haltung vermitteln die folgenden Textstellen, die sich mit Purismus befassen. Das eigentliche Problem des Purismus sind offensichtlich die «Spezialisten»; bei Caratsch sind es zwei Ärzte:

> (4) [...] duos frers bain intenziunos e specialists da medicina amenduos. Il prüm, chi obtgnet la dignited da kazik, gnit tramiss a girer cun üna squitta. Cur ch'el udiva pleds spagnöls e portugais daiva'l üna ferma fureda aint il bratsch da la persuna melspüdaivla. Il liquid d'injecziun muntaiva al tscharvè, sclarind salubramaing las cellas chi cumandan l'expressiun linguistica.
> In quels pochs cas cha tel möd da proceder nu güdaiva, entraiva in scrima il frer dal kazik. Scha qualchün s'incarognaiva da pcher cunter las reglas dal s-chet patagon, sch'el faiva pastrügls cul gerundi, tschavattaiva cunter il conjunctiv, confundaiva cu e scu, cuas e scuas, faiva nos specialist ün sagl tres l'ajer, avriva la buocha melprusa, pigliaiva üna zaungia e traiva our ün daint, razzacazza! Que gniva fat cun rutina, be in duos e duos quatter. Ils resultats paraivan magari buns. Apaina cha'ls Agneïns vzaivan ils homens da la squitta e da la zaungia, as flissagiaivane d'üna lingua bain in uorden. (1983:38)

> (5) Ma oi oi, mincha vouta cha'ls meritaivels frers volvaivan darcho las arains, dschaiva la glieud traunter dad ella: «Che vulais, cul patagon nu's riva niauncha da vender üna chevra. Chi chi voul fer affers, discuorra spagnöl.» Bainschi nun eiran ils Agneïns uschè radicals scu tschertas vschinaunchas da la Selvaclera, las quelas, avaunt tschinquaunt'ans, vaivan chatscho sü multas e fallas als disgrazchos infaunts chi discurrivan l'idiom dal pajais süllas plazzas da scoula. Ma illas cumpagnias e radunanzas dals Agneïns, apaina ch'üna fatscha fulastera da quandergiò cumpera suot üsch, tuots schmaunchan in ün hui lur lingua materna, tuots cumainzan a bütscher la puolvra, tuots faun glischaröl a l'ester. (1983:38f.)

Hinter den beiden Figuren stecken der Scuoler Arzt Men Gaudenz (1899–1982) und sein Bruder, der Zahnarzt Notaporta Gaudenz (1905–1973), die als gefürchtete «Experten der Sprachmedizin»[574] durchs Land ziehen. Wer «spanische und portugiesische» (sprich: deutsche und italienische) Wörter

braucht, kriegt eine Spritze verpasst, wer grammatikalische Regeln des «s-chet patagon», des «reinen Patagonisch»[575] verletzt, dem wird «razza-cazza!» ein Zahn gezogen. Die verbreitete medizinische Metaphorik, die das Romanische als «Pazient», kontaktsprachliche Erscheinungen als «Infektion» apostrophiert[576], bildet den Hintergrund dieser wörtlich genommenen, grotesken Sprachtherapie, die im Falle des Zahnarztes von der etymologischen Verwandtschaft von romanischem «lingua» («Zunge») und «lengua» («Sprache») profitiert.

Der medizinische Terror nützt nur in Anwesenheit der furchterregenden Ärzte; sobald sich diese abwenden, resignieren die Romanen mit dem Standard-Argument der eingeschränkten Verwendbarkeit ihrer Sprache: «Mit Patagonisch kann man nicht einmal eine Ziege verkaufen. Wer Geschäfte machen will, spricht spanisch.»[577] Zwar hätten die «Agneïns» (Engadiner) im Gegensatz zu gewissen Gemeinden der Selvaclera (Hinterrhein, Domleschg) ihren Kindern niemals ein Romanischverbot auferlegt[578], doch würden auch sie beim Auftauchen «eines Fremden aus dem Unterland» in übereifriger Anpassung sofort auf Deutsch umstellen. Nach der ungewöhnlichen Verhöhnung der erbarmungslosen «Sprachmedizin» verfällt Caratsch also in die gängigste und abgegriffenste Argumentation der traditionellen sprachpflegerischen Schelte, wonach die grösste Gefahr für das Romanische der für die sprachliche Anpassung ans Deutsche verantwortliche Materialismus[579] seiner Sprecher sei. So zeichnet sich hier eine durchgehende Spaltung von Caratschs Satire ab, die sich auch auf die literarische Qualität auswirkt. Als satirische Kritik an der romanischen Elite und ihrer institutionalisierten Sprachpflege ist die *Renaschentscha* mutig, unkonventionell, ungewohnt bissig und literarisch hochstehend; als Schelte an die Adresse des romanischen Fussvolkes dagegen ist der Text oft explizit polemisch und wiederholt die traditionellsten und abgegriffensten Argumente der romanischen Sprachbewegung. So wird hier dem «Durchschnittsromanen» in paternalistischer und offen autoritärer Weise mangelnder Idealismus, ungenügende Liebe zur Muttersprache und fehlende Opferbereitschaft vorgehalten. Das Romanische retten könne nur die «Energie der Liebe»:

> (6) Be üna chosa, ün'unica, po salver la lingua e l'orma da quist pajais: l'energia da l'amur. La vaira amur s'exprima tres sacrifizis e niauncha piz tres declamaziuns e patafchas. Scha la massa dals Patagons cumanzess propi ad amer lur lingua, nu's struzchess ella pü inavaunt cullas crotschas da las subvenziuns, nu vess ella pü dabsögn da la pisserusa lavuriusited dals kaziks. (1983:41)

Hier werden nicht nur das Verspottete (die angegriffene Norm) und das Geforderte (die positive Norm) unmissverständlich präzisiert, hier wird auch ihr Zusammenhang geklärt: die verspotteten «Deklamationen und Schreibereien», die «an den Krücken der Subventionen sich fortschleppende Sprache» sind die unmittelbare Folge mangelnder Liebe und Opferbereitschaft seitens der «Masse der Patagonen». Die in der *Renaschentscha* mehrmals erhobene Forderung nach konkreten Opfern zugunsten der Sprache findet in Caratschs sprachpflegerischem Manifest *Il program da Schlarigna* ihre direkte Fortsetzung und Präzisierung. Zu den zentralen Punkten dieses Programms gehört die «spüerta da sacrifizi», die «Opfergabe», eine Gelegenheit für alle Romanen, die Liebe zu ihrer Sprache durch die jährliche Spende des Lohnes eines Arbeitstages für sprachpflegerische Zwecke unter Beweis zu stellen[580]. In krassem Widerspruch zur Kritik der *Renaschentscha* an der übermässigen Institutionalisierung der romanischen Sprachbewegung stehen verschiedene Vorschläge des *Program da Schlarigna* zur Restrukturierung, aber auch zur Neugründung einschlägiger Institutionen[581].

Zur traditionellen «Sprachschelte» gehört auch die Behauptung, die nicht zur Elite gehörenden Romanen, «ils oters», «die andern», würden einen Sprachwechsel ohne jedes Bedauern vollziehen:

> (7) Ed ils oters, las bgeras millieras? Els s'inservan da lur lingua, già ch'ell'es preschainta, scu ch'ün piglia ün curtè chi es pel solit sün maisa per taglier il paun. Il mumaint cha vezzan ün oter curtè pü cumadaivel schi tschüffan a quel sainza stüdger lönch. Nun es il patagon üna lingua ün pô retrograda, üna tschauntscha da famagls? Nu stu ün as vargugner ün pô da quist barbottöz? (1983:40)

Mit derselben Unbekümmertheit, mit der man ein Brotmesser zugunsten eines neueren, «bequemeren» («pü cumadaivel») weglegt, würden die meisten Romanen in ihrem engstirnigen Utilitarismus ihre Sprache «weglegen». In einer durch die rhetorische Frage eingeleiteten, freien indirekten Rede werden die falschen, auf Minderwertigkeitsgefühlen[582] beruhenden Argumente gegen das Romanische ironisch zitiert. Sie wiederholen das Vorurteil der «Antiquiertheit» des Romanischen als «lingua ün pô retrograda» («ein bisschen veraltete Sprache»), seines geringen Prestiges als «lingua da famagls» («Sprache von Knechten») und als «barbottöz» («Gestammel», «Gestotter»). Diese letzte Charakterisierung wird erst vor dem Hintergrund der verbreiteten Polemik gegen kontaktsprachliche Erscheinungen richtig

verständlich. Als «Gestotter» wird nicht nur die «Halbsprache» beschimpft, die Romanen nach dem Sprachwechsel sprechen sollen[583], «Gestotter» ist auch die als Indiz des bevorstehenden Sprachwechsels geltende romanisch-deutsche «Mischsprache». In der folgenden Textstelle macht Caratsch deutlich, wie das Romanische tatsächlich zum «barbottöz» verkommt:

> (8) Chi chi s'impaissa memma a las chevras ed ad oters marchos, chi chi vain trat be tres il lichet da las liangias e dals Fränzlis a radunanzas inua chi vain tschantscho dal destin d'ün pövel, quel bainschi nu rivaro mê da s'exprimer bain in sa lingua chi es la lingua dal cour. Alura dvaint'la propi ün barbottöz, quista povra lingua zoppagianta. Schi ch'ella sparescha, ch'ella giaja a pichas püchöntsch cu da mner l'existenza d'ün bastard!
> Üna tschauntscha chi schlampruna miserabelmaing illa vita da minchadi, chi as muossa i'ls dis da faira in ün ridicul costüm d'arlekin be pezzas da differentas culuors, chi lavura cun statisticas fallatschusas, già cha be desch u dudesch u quindesch da tschient chi as nomnan sieus rapreschantants l'haun vairamaing in mastria – ün utschè d'plom scu quel nun ho pü dret a l'existenza. Cumbatter süls fiers u capituler, que es l'alternativa per ils Patagons, scha vöglian esser onests. (1983:40f.)

Wer allzusehr an Ziegen- (cfr. oben, [5]) und andere Händel denkt, wer die Versammlungen der sprachpflegerischen Organisationen nur der Tanzmusik und der Würste wegen besucht, «der wird sich in seiner Sprache, die eine Sprache des Herzens ist, nie gut ausdrücken können. Dann wird sie wirklich zum Gestotter, diese arme, hinkende Sprache». Diese direkte Verknüpfung von moralischer Verkommenheit (Geldgier und Genusssucht) und sprachlichem Zerfall entspricht der traditionellen, mit Schuldgefühlen arbeitenden, sprachpflegerischen «Schelte von oben»[584]. Ebenfalls traditionell ist die Bezeichnung des Romanischen als «lingua dal cour», als «Sprache des Herzens»[585]. Dass «barbottöz» («Gestotter») als Metapher für kontaktsprachliche Erscheinungen dient, wird von der folgenden Formulierung des ebenfalls traditionsreichen Wunsches bestätigt, eine solche Sprache solle besser untergehen als «die Existenz eines Bastards führen», «mner l'existenza d'ün bastard!»[586]. Die Polemik gegen ein im Alltag verkommenes Romanisch, «das sich an Markttagen in einem lächerlichen Harlekins-Kostüm voller verschiedenfarbiger Flicke zeigt», «chi as muossa i'ls dis da faira in ün ridicul costüm d'arlekin be pezzas da differentas culuors» ist als

Variation der Metapher des «Bastards» zu lesen. Der Buntheit des Harlekins-Kostüms entspricht traditionellerweise die Buntheit seiner Sprache, der erste Arlecchino mit bekanntem Darsteller spricht am Ende des 16. Jahrhunderts: «una sorta di interlingua o di esperanto teatrale europeo»[587], Kleid und Sprache des Harlekins sind Embleme der Verbindung von Heterogenität und Komik. Diese Polemik gegen den unwürdigen sprachlichen Bastarden, gegen das sprachliche Harlekins-Kostüm steht eindeutig in der puristischen Tradition, die Ablehnung der «Mischsprache» ist hier militant ideologisch und ohne jede Spur von Ironie. Damit scheint die sprachkämpferische Ideologie Caratschs in ihren Grundzügen geklärt: die als weltfremde Alibi-Übung dargestellte, institutionalisierte Sprachpflege der romanischen Elite findet so wenig Gnade wie die utilitaristische Unbekümmertheit und der sprachliche Folklorismus der «Massen». Gefordert wird dagegen ein neues, durch Opferbereitschaft sich manifestierendes Sprachbewusstsein des Romanischen als «Existenzform»[588], das allein eine breit abgestützte, hohe Sprachkompetenz («mastria») garantieren und sprachliche Bastardisierung verhindern könne. Wenn damit die Position des Ideologen Caratsch skizziert ist, so bleibt die Frage nach der «Umsetzung» solcher Ideologie in den weniger offen besprechenden, literarischeren Passagen der *Renaschentscha*. Lässt sich das erfindungsreiche Sprachspiel des «Pasticheur» Caratsch auf diese sprachpflegerische Position zurückbinden, sind die Formen von «Sprachmischung» in der *Renaschentscha* nichts als die mimetische Entsprechung zur offenen Polemik gegen das sprachliche Harlekins-Kostüm? Oder muss umgekehrt damit gerechnet werden, dass sich die sprachliche Imitations- und Spiellust selbständig macht, dass der Harlekin vergisst, dass er sein Kostüm nur zur warnenden Veranschaulichung der drohenden «Bastardisierung» der Sprache angezogen hat?

Die folgende Textstelle imitiert und kommentiert die Bemühung der Puristen um ein reines schriftsprachliches Ladin. Vorgeführt wird ein Artikel aus dem «Fögl dals Agnels» («Fögl Ladin»); die Puristen suchen das «Reine» im Alten:

> (9) «*Per faer ire in aschmaunchiauntza las chiativas foergias, puchiadse et giüstras dantilgiusas dalg davous tempe, il kazik da l'Uniun dals Prus, schkoa vair amigk da la pêsch, nitza et atzefa üna nouva chiaschun. As muantande da Schkulox davente, uyn el a gyrer traes tuot las wschinaunchias agnellinas, trejand a manzun e tscherchiande da vender cartas postaelas chi amuossan ils bildts da 44 utschels e da 39 splerins cun lur noms patagons. La nomenclatüergia ais ün'amaschdauntza atraunter Durich Chiampell da*

Susch e Batrumieu Maccabäus da Cinuoschial. Melavita il succzesse nun atzieva il plaschamainte da noas tzuond awisaivel, deck patzgiaint e fick atzafaivel kazike. Ils purs et habiagiaeders daun grimm pschait et afaun spoera. Els avierwan et arampoengian chia ils bels merls dal muwimainte patagon nun amiertessan gnyr afotografos, e chia tschearts splerins gnyervus afessan melg dad ire a's afaer arder in ün fearm fôe.»

Perche quista lingua arcaica? La redacziun vaiva pertschert sieus buns motivs. Avaunt var sesaunta e settaunta ans vaivan ils Agneïns strat notiers pleds portugais a tamfun, ils cumbinand seguond la sintaxa spagnöla e fand valair cha quella buoglia saja il vair patagon. Per furtüna cha d'eira proruot üna reacziun chi sbüttaiva la rüzcha da bazar e turnaiva a la stoffa solida dal pajais. Üna reacziun ho la tendenza da continuer sülla via dal retuorn. Uschè eir'il «Fögl» rivo fin tals autuors classics dal saideschevel tschientaner, e lo as stuvet el fermer, nu siand bun da chatter documaints linguistics auncha plü vegls vadrüschs. (1983:93f.)

Die zoologische Terminologie der als Postkarten verhöhnten Lehrtafeln wird polemisch als «Mischung», «amaschdauntza», zwischen der Sprache des Reformators Durich Chiampell (1510–1582) und derjenigen ihres Autors «Batrumieu Maccabäus», des Biologielehrers Steivan Brunies (1877–1953)[589], gekennzeichnet. Damit ist auch ein erster Hinweis auf die vom Pastiche imitierte sprachliche und graphische Norm gegeben. Ein Blick in Chiampells *Cudesch da Psalms* (1562) zeigt, dass die auffälligsten Graphe von Caratschs Pastiche: «w» (für «v»), «tz» (für «z»), «k» (für: «c») durchaus aus dieser Quelle stammen könnten. Ein allgemeinerer Hinweis wird im Kommentar zu dieser «lingua arcaica» nachgeliefert: die Zeitung habe in ihrem puristischen Bemühen immer weiter zurückgegriffen, bis sie schliesslich bei den «autuors classics dal saideschevel tschientaner», den «klassischen Autoren des 16. Jahrhunderts» angelangt sei. Damit ist die breitere (hypo)textuelle Basis dieses Pastiche bestätigt, epithetisches «e» («puchiadse», «tempe», «as muantande», «davente» etc.) und prothetisches «a» («aschmaunchiuntza», «amuossan», «amaschdauntza», «atzieva») sind allgemeine Merkmale früher bündnerromanischer Schriftsprache. Die Übertragung eines historischen romanischen Merkmals auf das indianisch-spanische Lehnwort produziert die Hybridform «kazike» (neben «kazik»), die Realitätsbezug und Fiktionalität des Pastiche emblematisch in sich vereinigt. Ein weiteres historisches Merkmal ist das im Ladinischen weitgehend obsolete analytische Futur: «uyn el a gyrer»[590].

Verspottet wird in diesem Pastiche die puristische «Entitalianisierung» der von integrierten Italianismen durchsetzten ladinischen Schriftsprache des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts[591]. Die Phase des «Italianisierens» wird, sprachhistorisch gesehen zu spät, im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts angesiedelt: «Avaunt var sesaunta e settaunta ans vaivan ils Agneïns strat notiers pleds portugais a tamfun [...]» («Vor ungefähr sechzig oder siebzig Jahren hatten die Agneïns [Engadiner] haufenweise portugiesische [italienische] Wörter herangeschleppt»). Diese Praxis wird von Caratsch nicht etwa verteidigt: die Verbindung zwischen diesem «portugiesischen» (italienischen) Lehnwortschatz und der «sintaxa spagnöla», der «spanischen (deutschen) Syntax», führt zu einer schriftsprachlichen Norm, die als «buoglia» («Brei») eindeutig negativ bewertet ist. Was von Caratsch im Pastiche verhöhnt wird, ist die «klassizistische» Seite der Empfehlung zur Entitalianisierung, der Vorschlag, auf die romanischen Klassiker zurückzugreifen. «Büttain finalmaing üna jada la rüzia artificiala ingio chi crescha il paiver e turnain pro noss Travers e Bifrun e Champell», empfiehlt Chasper Pult[592]. Das Pastiche zeigt die Folgen eines absurden Wörtlich-Nehmens dieser Forderung seitens eines Zeitungsredaktors. Zur Karikatur wird dieses Pastiche nicht in der Imitation historischer Texte, sondern in der behaupteten Imitation zeitgenössischer Zeitungssprache. Der enge Bezug zu Pults programmatischem *Testamaint* zeigt sich schon in der identischen Bezeichnung der italienischen Entlehnungen: «rüzia artificiala» (Pult), «rüzcha da bazar» (Caratsch). Ein zentraler Punkt ist die nicht kommentierte, mimetisch aber eindeutige Kritik an der puristischen Gleichsetzung von «archaisch» und «rein». Wenn in der Sprache des 16. Jahrhunderts weniger Italianismen zu finden sind, so sind dafür sehr viele integrierte Germanismen zu finden, die im Laufe der weiteren Sprachentwicklung durch entsprechende Einheiten (neo)lateinischen Ursprungs ersetzt wurden. In diesem Sinne setzen «ils bildts» und «daun grimm pschait»[593] wichtige polemische Akzente, die nicht zufällig am Anfang des nächsten Kapitels wiederaufgenommen werden:

> (10) Üna redacziun da giazetta, per scorta e bain intenziuneda ch'ella saja, nu riva da cuntanter a tuots. Uschè daiva eir figls da la val chi eiran melperüna cun lur «Fögl» e pigliaivan l'iniziativa da l'idealistic kazik chi handlagia cun bildts da splers ed utschels per üna diversiun sclutrida. (1983:95)

Der Versuch, die neuen romanischen Bildtafeln für den Biologie-Unterricht unters Volk zu bringen, wird als «handlagiar cun bildts» verspottet, Sprach-

pflege als undurchsichtiger Handel mit Devotionalien dargestellt. Der Gegenstand des Handels ist ein romanischer, das Verb «handlagiar» offensichtlich deutschen Ursprungs; die Beschriftung der Bilder auf den Tafeln ist romanisch, zu ihrer Bezeichnung wird das im archaischen Romanisch integrierte Lehnwort «bildts» gebraucht, dem «idealistischen Kaziken» stehen die «Söhne des Tales» gegenüber. Diese Gegensätze bestimmen die polyphone Indirektheit dieser Stelle; der Erzähler «zitiert» die obsoleten Germanismen, integriert sie aber auch in seine eigene Rede, braucht sie zur Veranschaulichung des Gegensatzes zwischen Sprachgebrauch und Sprachpflege, als Mittel der Polemik gegen die puristische Gleichsetzung von alt und «rein».

Ein zentraler Punkt der Polemik gegen die Sprachpflege ist, wie gesagt, das behauptete Fehlen ihres Wirklichkeitsbezugs. Ein gutes Mittel der mimetischen Vorführung dieser Weltabgewandtheit ist der «unmögliche Dialog». Mit Sprachpflegern ist keine Verständigung möglich, weil sie die Redebeiträge der andern nicht kommunikativ (pragmatisch, situativ) interpretieren, sondern als «Anschauungsmaterial» für ihre metasprachlichen Erörterungen missbrauchen. Der «Guatemalin» (Giuseppe Gangale[594]) wird von zwei «alebardiers» («Helebardenträgern») abgeholt, die den Auftrag haben, ihn ausser Landes zu schaffen:

> (11) «Signur professer», fet il sergent, «que ans displescha, ma El stu bel e dalum fer fagot.»
> L'hom da scienza, chi vaiva fat attenziun be a la pronunzcha dals gutturels e labiels ed a l'intunaziun dals vocals, respundet: «Mieu amih, ch'El repeta per plaschair il pled fagot cul o aviert. Alura ch'El dia aunch'üna vouta il pled displescha cun quel caracteristic e serro e lung e cul sch afonic. Eau vuless scumetter cha Sia chüna eira collocheda in Agnellina Sura, a Suot Funtauna dals Fringuels, per dir pü precis.» (1983:99)

An der Aufforderung, sofort zu verschwinden, interessiert den Sprachgelehrten nur die Phonetik, die Aussprache von Gutturalen und Labialen, die Betonung der Vokale. Unter völliger Missachtung von Semantik, Pragmatik und situativer Einbettung des «direktiven Sprechaktes» (cfr. Wunderlich 1976:77) des Polizisten behandelt er diesen wie einen Informanten und und bittet, zur besseren Erfassung ihrer Phonetik, um die Wiederholung der Wörter «fagot» und «dischplescha». Dieser Turn zwischen dem Polizisten und dem Sprachwissenschafter enthält Caratschs ganze Polemik gegen die Sprachpflege: sie reduziert das Romanische auf einen Gegenstand wissen-

schaftlicher, metasprachlicher Erörterung[595], nimmt ihm damit die «Selbstverständlichkeit», macht es zur unbrauchbaren Sprache.

Die beiden Polizisten lassen nicht locker:

> (12) Ils duos alebardiers nu vaivan müslas da s'illatscher in discussiuns geograficas e linguisticas. «Furt e davent stu El ir», arprendet il sergent.
> «Furt e davent», ponderet il Guatemalin cun üna tschera surriainta e sömgedra. «El as rendaro quint, mieu amih, cha quist pledin furt es ün germanissem, ma pür ch'El as balcha, que es ün germanissem venerabel chi ho piglio la patina dal temp. Cha'S tschaintan , mieus stimabels aderents, a vulains güsta ler insembel ün pêr paginas dal grand Durich e dal sublim Gian Tütschet. Lo chattaron Els divers pleds da provgnentscha germanica, ma chi as haun patagonisos e bain inguarinos in nos terratsch. Las ideasclev --»
> Tschunchand il referat clappet il sudo il bratsch da l'hom doct e'l stret our da stüva [...] (1983:99)

In seiner neuen Aufforderung braucht der Sergent die idiomatische synonymische Doppelformel «furt e davent»[596], die prompt eine metasprachliche Kommentierung seitens des Wissenschafters auslöst[597]. Dieses «Wörtchen furt» sei zwar ein Germanismus, doch brauche sich der Polizist keine Sorgen zu machen, es sei ein «germanissem venerabel», ein «verehrungswürdiger Germanismus», wie er sich beim «grand Durich» (Durich Chiampell) und beim «sublim Gian Tütschet» (Gian Travers) verschiedentlich fände. Verehrungswürdig ist der Germanismus, weil er integriert ist, was Caratsch mit «piglier la patina dal temp» («die Patina der Zeit annehmen») und dem synchron unverständlichen Archaismus «inguariner» («Wurzeln schlagen»)[598] umschreibt. Der Hinweis auf die Klassiker zur Rechtfertigung integrierter Germanismen macht diese Stelle zum impliziten Kommentar der Textstellen (9) und (10). Die für sich schon problematische, weil unnötige Rechtfertigung wird durch die völlige Vernachlässigung des stilistisch-expressiven Aspektes, vor allem aber durch die situative Einbettung dieser Belehrung *ad absurdum* geführt. Das expressive Potential der «Doppelformel»[599] wird von Caratsch nicht nur an belegten, idiomatischen Beispielen ausgiebig erprobt, «zweisprachige» Tautologien, elative Doppelformeln und zweigliedrige onomatopoetische Syntagmen gehören zu den bevorzugten Formen, in denen der Autor seinen sprachlichen Spieltrieb auslebt[600].

Das archaisierende Pastiche ist weniger häufig als dasjenige, das mit der geographischen Varietät von Sprache spielt und, in seinen internen Varianten, romanische Dorfdialekte und andere Schriftidiome nachahmt. Im folgenden Beispiel verrät die Rede des pseudonymen Stredin Stredella[601], dass er aus «Summa-Meda» (Samedan) stammt:

> (13) «Haj, in mia vschinaincha tuots haun uschaja fat istorgias ch'aja dess gnigr a kista demonstraziun. Uschaja d'he a la fin cedieu, impè da rester ün prux anonimus u pütost ün pseudonimus, seguond mias prümas intenziuns. Uossa m'arügvl aja d'esser capito.» – «Scu per eau chat cha quels da Summa-Meda haun gieu tschient voutas radschun.» «Bombom, cu ho Ella ingiuvino ch'aja vegn da Summa-Meda? Güsta kist fat d'he aja adüna tschercho da tegner adascux!»
> Ünguotta plü facil, già ch'El, mieu stimo sar Stredin, disch adüna «uschaja». Quist pledin es l'attestat da Sia avdaunza al pè dal Piz Padella. Uschaja, uscheja, uschia, uschi, anschi, inschi, uschè, uschena, uschetta – que vela scu taunts passaports per tauntas vschinaunchas patagonas.»
> «Aja bad ch'aja sun sto uschaja imprudaint.» (1983:60f.).

Stredin Stredella möchte seine Herkunft geheim halten und ist sehr überrascht, dass seine Gesprächspartnerin aufgrund seiner Sprache «errät» («Bombom, cu ho Ella ingiuvino [...]»), dass er aus Samaden stammt. Mit der Thematisierung der Tatsache, dass Konnotation, Symptom- oder Signalwirkung[602] seiner Aussprache dem Sprecher nicht bewusst sind, verweist die Textstelle zugleich auf eine Bedingung ihrer Komik, die von Stierle genannte Verbindung zwischen dem «Scheitern» und der «Fremdbestimmtheit» der komischen Handlung (cfr. Stierle 1976:238f.). Gerade seine Herkunft will der pseudonyme Stredin Stredella verbergen: «Güsta kist fat d'he aja adüna tschercho da tegner adascux!», gerade sie manifestiert sich zum Erstaunen des Sprechers in seiner Rede und zwar deutlich, ja überdeutlich. Die entsprechende Erklärung der Gesprächspartnerin ist zugleich eine metaliterarische Beschreibung eines dem Dialekt-Pastiche zugrundeliegenden Verfahrens. «Ünguotta plü facil, già ch'El [...] disch adüna «uschaja». Quist pledin es l'attestat da Sia avdaunza [...]». («Nichts Leichteres, da Sie [...] immerzu «uschaja» («so») sagen. Dieses Wörtchen bestätigt ihren Wohnort [...]»). Wie bei den von Decurtins analysierten kollektiven Übernamen konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf ein einziges sprachliches Merkmal und seinem Vorkommen in einem bestimmten Wort. Bei den

sprachbezogenen Übernamen[603] sind es die Formen des Personalpronomens «ich», der Bejahung und Verneinung und des Ortsadverbs «hier, da»[604], in unserem Pastiche ist es das Adverb und die Konjunktion «uschaja» («so»), die in Samaden gar nicht so lautet[605]. Die behauptete Tauglichkeit dieser Einheit als dialektale «Erkennungsmarke» wird durch die Auflistung ihrer Formenvielfalt und ihre Charakterisierung als sprachliche «Identitätskarten» («passaports») unterstrichen. Die Liste dokumentiert diese Formenvielfalt allerdings nicht ohne spöttische Verzerrungen: «anschi» und «inschi» sind lombardische Formen, die unversehens das heikle Problem der Abgrenzung des Ladin gegenüber den norditalienischen Dialekten ins Spiel bringen. Neben dem kommentierten «uschaja» übernimmt typischerweise «aja», die Samadener-Form für «ich»[606], die Funktion der dialektalen «Erkennungsmarke». Das zentrale Verfahren des Pastiche besteht in der einfachen Häufung dieser tatsächlichen und in falscher Analogie gebildeten «Erkennungsmarken». Besondere Wirkung kommt dabei dem letzten Redebeitrag zu, in dem der Sprecher die Gültigkeit der explizit angegebenen «Erkennungsmarken» durch obstinate Wiederholung in komischer Fremdbestimmtheit bestätigt: «*Aja* bad ch'*aja* sun sto *uschaja* imprudaint.» Eine weitere typische Samadener-Form ist «vschinaincha», während die charakteristische, durch Diphthong-Verhärtung entstandene Lautung in: «gnigr», «m'arügvl», «prux», «adascux» vor dem Hintergrund des Puter des Erzählers nur als archaisch, nicht aber als dialektspezifisch konnotiert ist[607]. Zu den phonetisch spezifischen Formen treten die phonetisierenden Metagraphe: «vschinaincha», «kista», «prux», «adascux!», die zwar in der Personenrede vorkommen, keineswegs aber auf die gemeinten wirklichen Personen zurückgeführt werden können. Da Domenica Messmer im Gegenteil eine Expertin in Sachen Puter-Orthographie war, können diese Metagraphe allenfalls als Provokation an ihre Adresse gelten. Auch die kolloquiale, wenig orthodoxe Syntax: «tuots han uschaja fat istorgias» (nach deutschem: «alle haben so Geschichten gemacht»), ist keinesfalls «realistisch» zu interpretieren.

Bei diesem innerladinischen Dialekt-Pastiche, das in der Tradition von Barblans berühmten Übernamen-Anekdoten und Dialekt-Mustern[608] steht, dominiert eindeutig die harmlosere, spielerisch-humoristische Funktion des Pastiche.

Weniger eindeutig ist dies bei den folgenden Beispielen des in der *Renaschentscha* häufigen interidiomatischen Pastiche des Surselvischen. Wenn solche Pastiches grundsätzlich als erweiterte Formen markierter Einschübe einzelner surselvischer Wörter oder Syntagmen gelten können, sind Fälle wie die folgenden in die Erörterung einzubeziehen:

(14a) la Selvaclera, ün terrain sfrievladitsch chi vela per «intschess periclitau» [...] (1983:27)

(14b) Incler as inclegiaiva per intaunt be cha'l Guatemalin daiva üna flauncheda a «l'intschess periclitau» da Selvaclera per fer ir al trot quella povra pruzza e and fer ün viscul curridur. (1983:46)

Das Suffix «-au» des surselvischen Partizips dient offensichtlich als idiomatische «Erkennungsmarke». Ein vom Surselvischen her gesehen völlig unauffälliges, in der romanischen Diskussion bis heute gängig gebrauchtes Syntagma wie «intschess periclitau» ist dem Pasticheur Anlass genug, es wiederholt zu markieren und als speziell hervorzuheben[609]. Die Rückbindung an Gangale als Schöpfer dieser Wortverbindung scheint nicht zwingend, obwohl sie im Zusammenhang mit ihm vorkommt und er sie auch selber gebraucht haben dürfte[610]. Der Wert der Anführungszeichen lässt sich im Sinne der «connotation autonymique» paraphrasieren: «intschess periclitau», wie sie auf surselvisch merkwürdigerweise sagen würden».

In den nächsten Beispielen geht es um das Wort «tegiasut» («untere Alphütte»), das im Surselvischen als scherzhafter Euphemismus für «Hölle» gebraucht wird:

(15a) Ils Selvas-chürins detestaivan l'Idol e dschaivan cha quel gnif d'ün limun serviss da mascra a Lucifer, chi nu saja oter cu Belzebub, il raig da la «tegiasut». Ils Agneins faivan beffa da la Tschuetta ch'els chattaivan grotesca e piglaivan scu mira per lur inspiamaints ironics. (1983:54)

(15b) Ostensibelmaing eira que la clev da la «tegiasut», voul dir da l'iffiern. (1983:54)

(15c) Insembel cun sieu diavlas-ch collega Isoterm battess el ils tachs e gess as schmerdscher giò'n tegiasut. (1983:102)

Zu (15a) muss vorausgeschickt werden, dass das protestantische Engadin in Caratschs *Renaschentscha* als Gegend des Lichts von der «Sonne» symbolisiert wird, während die katholische Surselva schon durch den sprechenden Namen «Selvas-chüra», «Finsterwald», als Region der Dunkelheit dargestellt und entsprechend von einer «Eule» symbolisiert wird. Daneben ist «Eule», «tschuetta», auch eine lexikalisierte Metapher zur abwertenden Bezeichnung einer Frau, womit sich traditionelle Polemik gegen den «dun-

klen» Katholizismus in der sprachlich-symbolischen Eulen-Figur[611] mit protestantischer Häme gegen die Muttergottes verbindet. In (15a) wird «tegiasut» als scherzhaft euphemistische Höllen-Metapher durch eine sehr deutliche Kontextdetermination: «Belzebub, il raig da la ‹tegiasut›» («Belzebub, der König der «tegiasut»») verständlich gemacht. In (15b) wird dieselbe Metapher durch nachgeschobene Übersetzung *in praesentia* erläutert: «da la «tegiasut», voul dir da l'iffiern». In (15c) schliesslich wird «tegiasut» ohne spezifische Kontextualisierung, ohne übersetzende Erläuterung und ohne Markierung durch Anführungszeichen gebraucht. Diese allmähliche «Normalisierung» des surselvischen Lexems kann als einfache Simulation eines Entlehnungsvorgangs aufgefasst werden, in dessen Verlauf die entlehnte Einheit immer weniger deutlich erwähnt und immer selbstverständlicher gebraucht wird[612]. Andererseits zeigt sich hier die Ambivalenz des Pastiche, das mit der Überraschung des «Fremden» spielt, diese Überraschung aber durch Wiederholung mindert und durch die Freude am Wiederfinden des Bekannten ersetzt.

Das folgende Beispiel ist ein Pastiche einer Zeitungsnotiz aus der «Gazetta da Tejutsch», der surselvischen *Gasetta Romontscha*. Der Bericht handelt von Batrumieu Maccabäus (Steivan Brunies), der auf einem «vacuna» (Steinbock) reitend die heilige Eule als Mäusefresserin beschimpft und behauptet hat, der Regen hänge nicht von ihr, sondern von Isothermen und Isobaren ab:

> (16) Il di zieva, la «Gasetta da Tejutsch», chi exprima adüna perfettamaing il sentimaint dal pövel selvas-chürin, gnit our cun ün artichel da protesta, squitscho in lettras grassas sülla prüma pagina. La palanteda tunaiv'uschè:
> «Vargont la processiun de sontga Tschuetta a mignuccas ha in dubitus individi sefatg neutier, in gotlos chezer carstgaun, e sclominau la sontga enzenna, manegiond che quella sapitgi buca far plover, essend ina paupra magliamiers tut semplamein, mo che l'aura dependi tuttavia pli tgientsch digl Isobar, enqual animal allegoric nuot encunuschiu de nossas schlatteinas. Mo nuotstontamein stein nus, cars convischins, tier la Tschuetta e lein better quei Isobar dil naucli giu'n tegiasut nu ch'el sa pischar rascha buglienta!» (1983:56f.)

Neben korrektem Surselvisch finden sich auch pseudo-surselvische Formen: «sapitgi» (statt: «sappi»), «magliamiers» (statt: «magliamiurs»; «miers» bedeutet «Gebiss»), «tgientsch» (statt: «tgunsch»), «nuotstontamein» (statt:

«nuotatonmeins») und in keinem Wörterbuch zu findende, phantastische Formen wie «sclominau». Als sehr auffälliges Merkmal des Surselvischen gelten die vielen integrierten deutschen Lehnwörter[613]. In der Verbindung «in gotlos chezer carstgaun»[614] wird dieses Merkmal obstinat vorgeführt und zugleich mit dem Stereotyp einer religiösen, mittelalterlich verschlossenen, die «Ketzer» verteufelnden Surselva verbunden. Zu diesem Stereotyp der «mittelalterlichen» surselvischen Hinterwäldler, das in den berüchtigten «Oberländer-Witzen»[615] perpetuiert wird, passt die Erklärung von «Isobar», als «enqual animal allegoric nuot encunuschiu de nossas schlatteinas», «irgendein allegorisches Wesen, das unserem Volk unbekannt ist». Das Missverständnis des naturwissenschaftlichen Fachbegriffs als Namen eines allegorischen Wesens, das Spiel mit der Homonymie zwischen dem neutralen surselvischen «animal» (Lebewesen) und dem im Engadin sehr häufig pejorativ gebrauchten «animal!» («Vieh! Biest!») entsprechen typischen Verfahren des Witzes. Das Pastiche schliesst mit einer Beschimpfung dieses satanischen Isobar als «Isobar dil naucli», das in die einmal mehr als «tegiasut» bezeichnete Hölle soll, «nua ch'el sa pischar rascha buglienta!», «wo es siedendes Harz pissen kann!». Damit wird dieses Pastiche auch in enunziativer Hinsicht hyrbrid: in diesem grotesken Schlussbild überlagert die Stimme des Erzählers eindeutig die simulierte Stimme des Zeitungsredaktors.

Die inhaltliche Stereotypie der restlichen Beispiele von Surselvisch-Pastiche zeigt sich in der ostentativen Wiederholung des religiösen, um die «Eule» kreisenden Diskurses[616]. Die sprachliche Stereotypie dagegen zeigt sich in Zitaten so bekannter Textsegmente wie: «Quei ei miu grip quei ei miu crap», dem ersten Vers aus Gion Antoni Huonders *Il pur suveran*[617], oder, in Caratschs *Commissari*, im sprachlich begründeten Übernamen «quels da leusi»[618].

Zum Schluss dieser innerromanischen Pastiches noch ein Beispiel des Sutsilvan von Curo Mani, der als «Curo il Curaschus» auftritt:

> (17) Cun vusch terribla annunzchet il Curaschus: «Nus liagnt da Selvaclera lagn betga gnir schmagagneas da la greffla digl dargun! A surtagn della Leja Patagona ca leva manar nus schou per veias malas! (1983:114)

Dieses auf Stereotype basierende, nicht sehr realitätsnahe Pastiche[619] zeigt den Zusammenhang von sprachlichem und geographischem «Topos»: der Via Mala als geographisches «Wahrzeichen» der Sutselva entsprechen die «veias malas» als sprachliches. Plural und metaphorischer Gebrauch verbinden die beiden «Erkennungsmarken» in einem Wortspiel.

Nach dieser Exemplifizierung innerromanischer Pastiches, die auch eine spielerische oder satirische Bestandesaufnahme diachroner und geographischer Varietäten des Romanischen darstellen, geht es im folgenden um anderssprachige Einschübe und Pastiches.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der satirisch burlesken Verlegung der Rätoromania nach Patagonien stehen die Einschübe des Spanischen, das in der Verfremdung der Kontaktsprachen des Romanischen zum Vertreter des Deutschen (cfr. oben, [5]) wird. Dazu nur das folgende Beispiel, in dem vom Zuger Bundesrat Philipp Etter die Rede ist, der sich für die Anerkennung des Romanischen als vierte Landessprache einsetzte, einige Male im Engadin Ferien machte und hier durch fröhliche Trinkereien auffiel.

> (18) Il minister da las bellas arts, don Felipe de las Cerezias Zuganas, as sdouvla cun simpatia e premura a prô da la lingua chi vain tschantscheda da la pitschna minurited. El es eir ün amatur da l'ova minerela chi sbuorfla da la terra patagona e ch'el baiva our da zenins ch'el fo gnir d'ün pajais plain bels tschireschers. In sas vacanzas gira don Felipe suvenz a pè, be cun üna channa in maun ed üna simpla buschetta verda a güvè, tres las valledas patagonas, s'invigurind da temp in temp cun ün süerv da sia ovina transparenta. Que al fo gnir la buna glüna, ed alura chaunta'l a tuot pudair la bella chanzun: «Sut igl ischi da Santa Cruz». (1983:31).

Der wie ein burleskes Epitheton ornans wirkende Übername: «Don Felipe de las Cerezias Zuganas» (sp. wäre «cerezas») charakterisiert den Bundesrat als Kirschliebhaber und zeigt einmal mehr die spielerisch-satirische Verbindung von Maskierung und Transparenz. Es folgt ein semantisch-syntaktisches Verwechslungsspiel zwischen dem «Mineralwasser» und dem als «durchsichtiges Wässerchen», «ovina transparenta», euphemistisch umschriebenen Kirsch. Das Mineralwasser wird aus kleinen Schnapsgläsern, «zenins», getrunken und steht syntaktisch als (falscher) Antezedent des «Wässerchens»; ihre Identität ist so trügerisch wie die euphemistische Metapher des «Wässerchens». Scherzhaft euphemistisch ist auch die vom Wässerchen bescherte «buna glüna», die «gute Laune», die den angeheiterten Bundesrat singen lässt. Der Titel des angestimmten Liedes «Sut igl ischi da Santa Cruz» ist ein parodistisch verwandeltes Zitat der ersten Zeile von G. A. Huonders surselvischer «Hymne» *La Ligia grischa:* «A Trun sut igl ischi.»[620] Die Ersetzung von Trun durch Santa Cruz setzt die «Anschwär-

zung» der Surselva fort, die als Hort eines totalitären Katholizismus spanisch-barocker Prägung dargestellt wird.

Eine wichtige Funktion im Sprachkontrast der *Renaschentscha* kommt dem Lateinischen zu. Das klassizistische Latein der Renaissance ist die Sprache des Dichters Simon Lemnius-Margadant (ca. 1511–1550), der im wichtigen Kapitel «Il palantin da la Pischa» (1983:75–93) als groteske nächtliche Erscheinung vor seinen Verehrer und Biographen Gian Rudolf Mohr («il Nair») tritt, um sich mit ihm ausführlich über Literatur zu unterhalten[621]. Dabei geht es zunächst um Lemnius' *Raeteis*, die der Biograph ungebührlich hoch einschätzt, der Dichter selbst dagegen, von der spöttischen Kritik seines elysäischen Freundes Rabelais belehrt, als zusammengeschustertes Plagiat erkannt hat. So bezeichnet Lemnius sich selbst inzwischen als «ün tapezier, ün decoratur, ün imiteder», «einen Tapezierer, einen Dekorateur, einen Nachahmer» (1983:80). Der hingerissene Biograph Mohr deklamiert auf lateinisch, Lemnius setzt seine Deklamationen in romanischen Antworten parodistisch herab. Zunächst allerdings begrüsst die zwerghaft monströse, miserable Erscheinung des Renaissance-Poeten Gian Rudolf Mohr als Churer Stadtpräsidenten in einer klassischen Anrede:

> (19) «Mieu bain distint cumpatriot ed arcont da la civitas curcuriensis, tü nu'm pigliarost in mel sch'eau at dumand üna pitschna audienza.»
> La situaziun paret ourdvart misteriusa al Nair. Prüma ün palantin chi so discuorrer cun üna vusch tuottafat natürela [...]. Alura quels elemaints grecs e latins cha l'homin masdaiva aint in sia tschauntscha! El paraiva da posseder üna tscherta cultura classica chi faiva cuntrast a la figüra misra e pchadusa dal favlunz. (1983:77)

Der Kontrast zwischen der «klassischen Kultur» und der «miserablen und erbärmlichen Erscheinung» verweist auf die lange Tradition karnevalesker Herabsetzung des vom Latein vertretenen «Erhabenen» und «Klassischen», eine Tradition, die im «latino macaronico» oder Küchenlatein ihren sprachlich-literarisch prägnantesten Ausdruck gefunden hat[622]. Die Stelle der italienischen Dialekte in den «macaronee» der italienischen Renaissance wird hier vom Romanischen eingenommen, in dem sich Rabelais-Schüler Lemnius mit seinem naiven Bewunderer unterhält. Statt der Mischung des «latino macaronico» haben wir hier eine kontrastive Gegenüberstellung, die in der Übersetzung *in praesentia* ihren prägnantesten Ausdruck findet.

Im folgenden spricht der noch immer enthusiastische Mohr, der soeben seinen bewunderten Lemnius erkannt hat:

> (20) Il pater urbis as prosternet avaunt il palantin, musset cun ün bratsch vers il tschêl e clamet cun üna vusch da posauna: «Ave, princeps poetarum, gloria et aeterna laus patriae tuae, vates magnifice, vive et vale, Simon Lemni Pisaee!»
> Il visitadur, chi eira a la fin recugnuschieu per esser Simon Lemnius [...] dschet pachificamaing: «Hej, uossa est gnieu our culla pomma. Eau sun propi il Schimunin Lemm, naschieu sper l'Ova da la Pischa in Val Davouslaglüna. (1983:79)

Die erläuternde Übersetzung des Epithetons «Pisaeus», das sich Lemnius zulegte, macht es verständlich und führt es auf seinen alles andere als erhabenen Ursprung zurück, auf die dem Toponym «Pischa» zugrundeliegende Metapher «pischa»[623], die den Wasserfall bezeichnet, in dessen Nähe Lemnius geboren wurde. Herabsetzend ist auch der Diminutiv: «Schimun*in* Lemm» gegen «Simon Lemni Pisaee!» und die Umschreibung der kniefälligen Deklamation als «gnir oura culla pomma», «mit etwas (wörtlich: mit den Beeren) herausrücken». Statusunterschied und Prestigegefälle der beiden Sprachen werden durch die fehlende stilistische Äquivalenz der Übersetzung und durch kontrastierende Ersetzung des Rahmens der Äusserung hervorgehoben.

Lemnius erteilt Mohr eine Lektion in Sachen Intertextualität der Literatur: er, Lemnius, hat Vergil imitiert, dieser hat Homer imitiert, dieser wiederum hat anonyme Vorgänger imitiert. Mohr versteht zwar, «cha la litteratura mundiela es ün immens clearing-house a cha tuot appartain a tuots ed ingün», «dass die Weltliteratur ein unermessliches clearing-house ist und dass alles allen und keinem gehört» (1983:89), deutet dann aber die Lektion zugunsten von Lemnius um:

> (21) «Uossa, mieu Pisaeus, nun hest tü pü üngün concurrent! Uossa at pudains proclamer il prüm poet da tuot ils temps e da tuot il muond.
> Arsü Lemnius, «quem dea nutrivit Pisae rorantibus antris» divinamaing bavranto aint il bletscham da la Pischa, scu cha tü dist in tia immortela chanzun.» (1983:89)

Hier liefert der deklamierende Bewunderer die herabsetzende Übersetzung gleich selber: «nutrire» – «bavranter» («tränken»), «Pisae rorantibus

antris» – «aint il bletscham da la Pischa» («in der Nässerei der Pisse»), eine offensichtliche, ostentativ vorgeführte Vereinnahmung der Personenrede durch die parodistischen Intentionen des Erzählers.

Neben dem klassizistischen Renaissance-Latein des Lemnius Pisaeus findet sich auch mittelalterliches Latein im Spannungsfeld von Sprachwandel und Sprachkontakt. In einem Zwischenbereich zwischen Vulgärlatein und Protoromanisch scheint sich nach Caratschs Auffassung das Latein des Churer Bischofs Tello aus dem 8. Jahrhundert zu befinden[624]. Der Würdenträger will von seinem Mundschenk einen Becher voll Veltliner («voklux») eingeschenkt bekommen:

> (22) In üna lingua da cadenza arcaica dschaiv'alura l'amabel segnêr Tello: «Amic, festina et sporge ad mi boccalu completu cum bon voklux coccinu!» (1983:102)

Dieses typisierende Pastiche konzentriert sich auf einige der auffälligsten, an einschlägigen Schulbeispielen exemplifizierten Züge des «Protoromanischen», wie die pseudo-vulgärlateinischen Formen «amic», «boccalu completu», «bon», «coccinu» und die präpositionale Wendung «ad mi». Das der Satire eigene Spiel mit der durchsichtigen Maske zeigt sich hier im sprachlichen Pastiche am Einschub des hybriden Kunstwortes «voklux», das als auktoriales Markenzeichen dient und die schon durch ihren Inhalt karikatural wirkende Rede ostentativ als Fälschung hervorhebt.

Das interessanteste Latein ist dasjenige des Gesandten des Gotenkönigs Theoderich, wohl Theoderich der Grosse (471–526):

> (23) [...] il confident dal raig Teoderic meltrattaiva e scorchaiva la lingua latina. Las expressiuns eiran misras e la pronunzcha sgrischaivla. «Badagonia», uschè declaret el cun sa vusch rocha, «Badagonia nung äscht sub dominio rägis Godorum». Al portazenas dschet sia uraglia fina cha quista sapchanteda inua cha'l custab p vaiva pers sieus drets ed inua cha il t crudaiva in destrucziun e decadenza annunzchaiva üna u duos millieras d'ans plain difficulteds e scumpigls glottologics, plain squitschs, colonisaziuns, infiltraziuns, chosas prievlusas. «Badagonia» – il pled bullo da quista maniera paraiva be la glanda tracagnotla chi prodüaro ün ruver immens, ün bös-ch chi faro ir in malura bgeras otras plauntas. Cu fer per guandager la Romania patagona? Distribuir chalenders latins scrits sün tevlinas da tschaira? Francher la casa paterna? Metter buns sems aint in nies tschespet? (1983:104)

Das wesentliche Merkmal des berühmten «deutschen Akzentes» ist auch im Falle dieses individuellen Sprachkontaktes zwischen gotisch und lateinisch die Stimmbeteiligung. Im Gegensatz zu der von der Linguistik festgestellten und in den meisten «Akzent»-Pastiches vorherrschenden, mangelnden Stimmbeteiligung (Desonorisierung)[625] wird hier die zu grosse Stimmbeteiligung: – [p] wird zu [b], [t] zu [d], [c] zu [g] lenisiert – zum Merkmal des «deutschen Akzentes». Die Realisierung von lateinischem «est» als «äscht» scheint darauf hinzudeuten, dass sich Caratschs Vorstellung von der Lautgestalt des Gotischen vorwiegend am Schweizerdeutschen orientiert. Die auffällige Aussprache des Lateins wird mit parodistischem Pathos als «schreckliche Aussprache» beschrieben, die Lenisierung des [t] als «Zerstörung und Dekadenz», die tausendjährige «glottologische Wirren» ankündigt, eine Zeit voller «Druck, Kolonisierungen, Infiltrationen». Die lenisierte Form «Badagonia» wird zum Ausgangspunkt der Germanisierung Graubündens stilisiert und als «glanda tracagnotla chi prodüaro ün ruver» («kleine Eichel, die eine Eiche produzieren wird») metaphorisch umschrieben. Die Frage nach möglichen Massnahmen gegen die drohende «Gotisierung» verbindet Historisierung, Anachronismus und vorausdeutende Anspielung. Vorgeschlagen wird ein versteckter Katalog bekannter romanischer Reihen, die der Sprach- und Literaturförderung dienen sollen. In listiger Umwandlung der autonymen Namensfunktion der Titel in einfache Lexeme werden der *Chalender Ladin*, die *Chasa Paterna* und die Reihe *Nies Tschespet* angekündigt.

Diese unvollständige Auflistung von Pastiche-Varianten in Caratschs *Renaschentscha* zeigt die vielfältige Nutzung literarischer «Mehrsprachigkeit» in einem spielerisch-satirischen Text. Zu erörtern bliebe allerdings die Frage, wie sich diese von sprachlich-literarischer Spielfreude geprägten Textstellen zu jenen andern verhalten, in denen der idealistische Sprachkämpfer und Purist Caratsch gegen den unwürdigen sprachlichen «Bastarden» im «Harlekins-Kostüm» (8) oder gegen den «Sprachbrei» (9) wettert. Wer dieser Frage nachgehen will, muss die allegorische Karikatur der allzu kosmopolitischen und «babylonischen» romanischen Literatur einbeziehen. Simon Lemnius will das karnevaleske Bild von Rabelais haben, der im Elysium genüsslich über die romanische Literatur lache:

> (24) [...] il queder cha maister François ho spüert da la litteratura patagona costümeda cosmopoliticamaing. Sün testa porta ella üna chapütscha da toreador, ed intuorn la vita la famusa tschinta da stoffa cotschna chi tuocha tiers ils cumbattiduors da las arenas spagnölas. Üna vaira parada fo la blusa blova a la russa, inrichida

d'üna murinella da pichels stil Louis Quinze. Nossa dama s'insuperbescha da sieu kilt, la schochina cuorta a la scozaisa. Sieus peis sun munieus da duos solids zoccoli chi cumpagnan mincha pass cun ün energic tactac. Duonna Patagonanda tegna in ün maun ün massiv buchel implieu cun ün liter biera dal Münchner Hofbräuhaus, in l'oter üna mandolina portugaisa.
Uschè oza nossa imposanta Madama Litteratura cun ün plaschairun sia magioula s-chimanta ed exclama: «Viva! Hoch! Evoë! Arriba! A votre santé! Your health! Salve! Kongkiang!»
Ils kaziks rupettan dal gust e stiman: «Nu vains in nossas muntagnas üna cultura originela e surabundaunta?» (1983:86f.)

Die karnevalesk-grotesken Züge dieser Kostümierung resultieren aus der wilden Kumulation folkloristischer Attribute aus allen möglichen europäischen Kulturen zwischen Portugal und Russland. Dazu passt die so ostentative wie oberflächliche Mehrsprachigkeit, die sich auf die Aneinanderreihung von Begrüssungen und Trinksprüchen zwischen italienisch und pseudo-chinesisch beschränkt. Figürliche wie sprachliche Darstellung verneinen die stolze rhetorische Frage des romanischen Funktionärs («kazik») nach der «originellen» romanischen Kultur. Statt der immerzu behaupteten «Originalität» wäre also gerade die groteske Heterogenität das eigentliche Merkmal der romanischen Literatur.

Die erwähnte Ambivalenz von Caratschs Position in Sachen «Reinheit» der Sprache – Verspottung puristischer «Fremdwortjäger» und ernste Warnung vor dem sprachlichen Harlekins-Kostüm – zeigt sich auch in der poetologischen Diskussion der *Renaschentscha*. Lemnius' Lektion über die allgegenwärtige Intertextualität wird auch von Caratsch nicht nur verstanden, sondern auch umgesetzt. Wenn aber Intertextualität und mehrsprachige literarische Interdiskursivität nichts als phantasielose Collagen heterogener Versatzstücke sind, dann sind Polemik, Karikatur und Verhöhnung angesagt. Die Ablehnung von «Sprachmischung», intertextueller Collage und typologischer Vielfalt in der Karikatur der «Madama Litteratura» lässt sich in einem Text, der selber mit literarischer Mehrsprachigkeit spielt, verschiedene Diskurstypen und Gattungen in sich vereinigt, nur durch eine implizite, die ästhetische Qualität betreffende Unterscheidung erklären. Diese lässt sich aus einem Punkt erahnen, der in der Literatur-Diskussion zwischen Lemnius und Mohr von zentraler Bedeutung ist: die Polemik gegen das romanische «Übersetzungswesen»[626]. Die positive Gegennorm dieser Polemik ist die Forderung nach «Originalität», die im Zentrum von Caratschs Poetologie zu stehen scheint. Diese «Originalität» muss sich im

Sprachlichen zeigen und sie zeigt sich in der *Renaschentscha* in literarischen Neologismen, in phantastischen Analogie-Bildungen innerhalb des Pastiches, in onomatopoetischen Spielformen, die nach Continis Unterscheidung als Manifestationen der «inneren Mehrsprachigkeit» einzustufen wären[627]. Diese Formen stehen zugleich am Anfang eines intertextuellen Kontinuums der *Renaschentscha*, eines Kontinuums, das von romanischer Volkspoesie[628] bis zu der vor allem von Rabelais vertretenen europäischen Literatur reicht. Ob Caratschs *Renaschentscha* den selbst aufgestellten Kriterien einer trotz starker interdiskursiver und intertextueller Prägung «originellen» Schreibweise genügt, oder ob der ausgeteilte Spott auf sie zurückfällt, werden die Lesenden entscheiden.

IV.5.2. Theo Candinas, *Il marcadont da stratscha* (1988)

Caratschs *Renaschentscha* ist nicht der letzte satirische Angriff auf den «Materialismus» der Rätoromanen und ihre als bürokratische und trügerische Alibi-Übung dargestellte Sprachpflege. Fast vierzig Jahre nach Caratsch beschäftigt sich eine Satire von Theo Candinas (*1929) mit dem Titel *Il marcadont da stratscha* (Der Lumpenhändler, 1988) mit demselben Problem. Die Indirektheit des satirischen Angriffs ist hier einer sehr durchsichtigen «Maske» anvertraut, hinter der eine gut erkennbare auktoriale Stimme insistent und aggressiv gegen seelenlose Allesverkäufer und eigennützige Sprachbürokraten polemisiert[629].

Zentraler Gegenstand der satirischen Polemik ist der Totalausverkauf der als «Vallada Nova» («Neues Tal») verfremdeten Rätoromania. Die Romanen verkaufen zunächst Boden, Luft, Wasser, Tiere, altes Bauerngerät[630], dann die romanische Sprache und Kultur, schliesslich ihre Seelen und diejenigen ihrer Ahnen. Diese werden auf einer Hochebene einbetoniert und zur Erzeugung von Atomstrom genutzt. Die seelenlosen Talbewohner ernähren sich von Banknoten und benutzen die Bedrohung durch einen möglichen Seelenausbruch als Vorwand, um dem Staat regelmässige Entschädigungszahlungen abzupressen.

Schon diese verkürzende Paraphrase lässt deutliche Verbindungen zu Caratschs *Renaschentscha* erkennen: fehlende «Seele», fehlende Eigenverantwortung und materialistisches Denken der Romanen machen die Sprachpflege zu einer grotesken Alibi-Übung, die einer folklorisierten, vermarkteten Reliktkultur werbewirksamer «Sprachprothesen» staatliche Subventionen sichert. Die Rolle mephistophelischer «Seelenkäufer» übernehmen bei Caratsch die Vertreter der hydroelektrischen Industrie[631], bei Candinas übernimmt sie der «Lumpenhändler», der die Seelen an die Atomlobby vermittelt. Von dieser aktualisierenden Anpassung abgesehen

bestehen die Neuerungen von Candinas' Satire vor allem in der polemischen Verschärfung einiger topischer Motive der traditionellen Sprachschelte. Einige dieser Motive und ihre literarisch manchmal sehr geschickte Verschärfung sollen durch die folgenden Textstellen veranschaulicht werden.

Der Totalausverkauf hat «Vallada Nova» kurzfristig zum «Schlaraffenland», zur «tiara dalla cucagna»(1988:41) gemacht, doch beginnen sich jetzt die Kassen langsam zu leeren. Der «Lumpenhändler» weiss Rat:

> (1) Lu ei il marcadont da stratscha puspei cumparius ed ha fatg attents ils da Vallada Nova ch'els possedian aunc in tschuat da quei ch'ins sa explotar per bials raps, sco per exempel igl alv dils egls, il ner sut las unglas e la brastga onsum la cua-camischa. Mo surtut ha el tratg lur attenziun a da quei ch'ins sa buca tuccar e palpar e che vala tuttina summas nundetgas: El ha mussau ad els co ins sa trer a nez quei surrogat che suera tier mintga pievel e naziun in tec auter e ch'ins numna cultura. (1988:42)

Auf die groteske Erweiterung des Angebots an käuflicher Ware um das Kostbare und Intime einerseits, das Wertlose und Peinliche andererseits: «igl alv dils egls, il ner sut las unglas», «das Weisse der Augen, das Schwarze unter den Nägeln», folgt der Hinweis auf den hohen Tauschwert des nicht greifbaren «Surrogats, das bei jedem Volk, bei jeder Nation ein bisschen anders riecht und das man Kultur nennt.» In einer freien indirekten Rede wird die polemische Definition von Kultur als «Surrogat» dem Lumpenhändler unterschoben, ein deutliches Indiz der in die satirische Fabel eingeschleusten, offenen Polemik. Auf die «verkaufbare Kultur als Surrogat», diesen Gemeinplatz der allgemeinen Kapitalismuskritik, folgt ohne weitere Überleitung die satirische Skizze des sprachlichen Zustands von «Vallada Nova»:

> (2) Tgi che va oz tras Vallada Nova engarta casas cun nums e versets en lungatg vernachel ch'ils pardavons discurrevan pli baul. Nums e versets idillics, romantics e populars, religius e pulits che turists e passants legian e balbegian cun grond talien. Ils da Vallada Nova han discuvretg ch'ins sa far bunas fatschentas cun lungatg e cultura. Ed il stadi lai era nuota pil pauc da sustener e promover quella aschinumnada renaschientscha culturala e linguistica cun subsidis da miervi. Umens dalla politica ed auters che ein dependents dalla beinvulientscha dil pievel perdegian publicamein

> il credo dalla diversitad e differenziaziun che detti pér la vera cuntscha alla democrazia federala. (1988:42)

In satirischer Verfremdung wird das «Sprachthema» als Zukunftsvision präsentiert, als utopische Beschreibung des Zustandes nach dem vorgestellten Sprachwechsel[632] vom Romanischen zum Deutschen. Die «einheimische Sprache der Ahnen» kommt nur noch in den kommunikativ sehr peripheren Zusammenhängen «Häusernamen» und «Hausinschriften»[633] zur Anwendung. Die Charakterisierung der letzteren als «idyllische, romantische, volkstümliche, religiöse, nette Verslein» könnte auf die Inschriften von Luven[634] gemünzt sein, sie könnte aber auch einen Seitenhieb gegen die traditionelle romanische Lyrik enthalten. Die Hausinschriften «werden von Touristen und Passanten gelesen, die sie mit grosser Lust stammeln». Dieses «Stammeln», «balbegiar», gehört zum Inventar stereotyper Metaphern zur Hervorhebung der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die das Romanische für Anderssprachige bereithalten soll: ihr «Akzent» wird sehr häufig mit Metaphern aus dem Bereich sprachlicher Behinderung umschrieben[635]. Nach der Aufgabe des Romanischen als mündliche Umgangssprache entdecken die Romanen, dass man «mit Sprache und Kultur gute Geschäfte machen kann» und lassen sich «die sogenannte kulturelle Renaissance» vom Staat subventionieren. In dieser Kritik an der romanischen «Renaissance» stimmt Candinas mit Caratsch überein[636], wobei diese Übereinstimmung keineswegs auf eine direkte intertextuelle Beziehung zurückgehen muss. Der Abschnitt schliesst mit einem Seitenhieb gegen die Politiker, die angesichts der verschwindenden sprachlichen Vielfalt unbeirrt und heuchlerisch ihr «Credo der Vielfalt und Differenzierung predigen»[637].

Im nächsten Abschnitt werden Einschränkung und Verlagerung der Funktionen des «vierv original dalla tiara», der «ursprünglichen Sprache des Landes» präzisiert:

> (3) En las ustrias e per las vias e stradas da Vallada Nova aud'ins bia lungatgs denton strusch il vierv original dalla tiara. Mo stizuns, hislis e hotels ed auters stabiliments publics paradeschan cun inscripziuns el lungatg vernachel. Quei fa part dalla numnada renaschientscha, dat in'atgna tempra a Vallada Nova, tila ils jasters ed emplenescha la cassa. Secapescha che la pli davosa letra el lungatg indigen vegn subvenziunada commensuradamein cun daners publics. Saver grau! Ei savess gie tgunschamein capitar ch'in jester che capescha buca quei lungatg antiquau mass en stizun-fier per cumprar ina liongia ni tier il calger per nezzas da far

la barba. Cheutras savess ina sperdita finanziala seresultar. Igl ei pia nuot auter che gest e dueivel ch'il stadi remplazzi la sperdita. (1988:42)

Von «vielen Sprachen», «bia lungatgs», aus dem Bereich der mündlichen Kommunikation verdrängt, dient das Romanische nur noch als exotisch reizvolle Vorzeigesprache in den Anschriften von «stizuns, hislis ed hotels», «Läden, Toiletten und Hotels». Der Überraschungseffekt des semantisch sehr deutlichen, herabsetzenden Kontrastes zwischen «hotel» und «hisli» wird durch die lautliche Ähnlichkeit der beiden Lexeme verdeutlicht. Indirekt wird damit auch das unterschiedliche stilistische Potential der beiden integrierten Lehnwörter hervorgehoben, der Kontrast zwischen dem unmarkierten Internationalismus «hotel» und dem affektiv euphemistischen, aus dem Schweizerdeutschen («Hüsli») entlehnten «hisli». Die romanische «Plakatsprache» ist zwar werbewirksam, sie «zieht die Fremden an», «tila ils jasters», doch könnten andererseits gerade diese Fremden, die die «antiquierte Sprache», «lungatg antiquau», nicht verstehen, ihre Würste in der Eisenwarenhandlung, ihre Rasierklingen beim Schuster einkaufen wollen. Für allfällige, aus der romanischen Beschriftung ihrer Läden entstehende Verluste lassen sich die geldgierigen Händler von Vallada Nova vom Staat entschädigen, der «la pli davosa lettra el lungatg indigen», «den letzten Buchstaben in der einheimischen Sprache» subventioniert. Diese als absurd dargestellte Befürchtung, romanische Beschriftungen könnten dem Umsatz abträglich sein, hat ihre reale Entsprechung im manchmal bornierten Widerstand von Ladenbesitzern und Kleingewerblern gegen die von sprachpflegerischen Kreisen angeregte «Romanisierung des Dorfbildes» durch konsequente romanische Beschriftung[638]. In polemischer Verkürzung und Verdichtung werden hier gleichzeitig die profitgierigen, kurzsichtigen Gewerbler und die staatliche Subventionspolitik angeprangert, die mithelfe, das Romanische auch da zur Alibi-Sprache zu machen, wo es ohne Hinnahme materieller Verluste problemlos Kommunikationssprache sein könnte. Wer die Auseinandersetzungen um die romanischen Beschriftungen verfolgt, findet mögliche reale Hintergründe von Candinas' Polemik: «Als die Studentenschaft von Surmeir die Ligia Romontscha um die Bewilligung von Geldern ersuchte, um denjenigen, die bereit sind, die Bezeichnung ihrer Geschäfte zu ändern, neue Schilder zu bezahlen [...], wurden diese auch bereitgestellt. Die Ligia Romontscha hat eine sehr grosse Anzahl solcher Beiträge bewilligt. [...] Dennoch bleibt der Widerstand gegenüber allem, was den Anreiz für nicht-romanische Kunden einschränken könnte, gross [...]» (Billigmeier 1983:432).

Der nächste Abschnitt gilt der touristischen Vermarktung der folklorisierten, zum Werbeträger verkommenen «Festtagskultur» der Romanen:

> (4) Dis da fiasta engart'ins en Vallada Nova tils e processiuns en monduras da tschentaners vargai, ed ins sa udir cants e producziuns sco pli da baul. E tut quei vegn remunerau rehamein dil maun public per recumpensar la sperdita da temps ed il disvantatg ch'ins pren cheutras en cumpra. All'entrada dils vitgs da Vallada Nova fan entiras roschas d'affons spalier e salidan ils turists cun versichels el vegl lungatg dalla tiara. La taxa per mintga plaid ch'ils affons han empriu cun gronda fadigia ei stipulada da l'Uniun per il svilup e la prosperitad culturala. Ei fa strusch surstar d'endriescher ch'il marcadont da stratscha ei parsura da quell'uniun. L'indemnisaziun pils affons ei pli che giustificada, munchentan els gie savens igl exercezi el lungatg niev ed han in grond disavantatg en la veta da mintgadi. (1988:43)

Der durch archaisierende folkloristische Werbeveranstaltungen verursachte Zeitverlust wird von der öffentlichen Hand grosszügig abgegolten. Die Kinder begrüssen die Touristen mit romanischen «Verslein», «versichels», und werden für jedes der mühsam gelernten Wörter im Rahmen einer von der «Vereinigung zur kulturellen Entwicklung und Wohlfahrt» festgelegten Taxe entschädigt. Diese Entschädigung wird damit begründet, dass die Kinder dadurch «die Übung», «igl exercezi», in der neuen Sprache verlieren und so Nachteile im täglichen Leben hinnehmen müssen. Mit diesem Argument der schulischen und sozialen Benachteiligung zweisprachiger romanischer Kinder in schweizerdeutscher Umgebung begründen manche ausgewanderte Romanen die einsprachig deutsche Erziehung ihrer Kinder. Dieses Argument wird vom ideologischen Sprachkampf, wie hier bei Candinas, aggressiv zurückgewiesen, aber auch von der wissenschaftlichen Zweisprachigkeitsforschung meist als Vorurteil eingestuft[639]. Verteidigt wird es dagegen von ideologiekritischen Analysen der romanischen Sprachpflege, die der Unterschicht in idealistisch weltfremder und arrogant paternalistischer Weise die Pflege einer ökonomisch untauglichen «Ahnensprache» zumuten würde[640].

Das absurde Zusammenspiel zwischen einer von Profitgier entfremdeten Sprachsimulation und dem staatlichem Subventionswesen findet in der Subventionierung von romanischem Hundegebell und Vogelgezwitscher seinen klimaxartigen Abschluss. Der Schlussteil der Satire gilt dem «Seelenver-

kauf» und macht damit den implizit der ganzen Polemik zugrundeliegenden Vorwurf des «Seelenverlustes» deutlich.

Zu klären bliebe die Identität der hinter dem «Lumpenhändler» steckenden, historischen Person, was bei den vielen Politikern, die Candinas zu seinen Gegnern zählt, nicht ganz einfach ist. Klar ist immerhin, dass es sich um die schillernde Figur des Politikers handelt, der staatliche Subventionen missbraucht, um seine Wählerschaft zu kaufen, um sie dann, samt ihrer Umgebung, wieder zu verkaufen.

IV.6. Nach dem Sprachwechsel: Sprachutopie und satirische Verzerrung

Wenn der Sprachwechsel in den oben besprochenen Texten vor allem Gegenstand prophetischer Ankündigung und Warnung oder polemischer Erörterung war, so zeigen die folgenden Texte eine sprachmimetische Ausprägung des Sprachwechsel-Themas. Diese besteht im Pastiche hypothetischer Sprache der Zukunft und verbindet in ihrer Überzeichnung das utopische Moment mit dem satirischen.

IV.6.1. Die Sprache des Fremdgewordenen: I. A. Tschen, *Charta da Samignun*

Der folgende Text stammt aus der satirischen Zeitschrift *La Tschuetta*, die von Men Rauch zwischen 1921 und 1923 auf vervielfältigten, von Hand beschriebenen Blättern herausgegeben wird[641]. Hinter dem durch Neusegmentierung und «Akzent»-Simulation aus dem Vornamen «Jachen» abgeleiteten Pseudonym «I.A. Tschen»[642] könnte durchaus Men Rauch stecken, der in diesem fiktiven «Brief aus Samnaun» auch als erster Empfänger mit «Tschar Men» direkt angesprochen wird. Das im Nordosten ans Unterengadin anschliessende, mit diesem erst seit 1912 durch eine befahrbare Strasse verbundene Samnauner-Tal war bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts romanischsprechend[643]. Die Isolation gegenüber dem Unterengadin, die geographisch und konfessionell begünstigten, engen Kontakte zum angrenzenden Tirol und häufige Mischehen führten im Laufe des 19. Jahrhunderts zunächst zu einer instabilen Zweisprachigkeit, schliesslich zur vollständigen Germanisierung Samnauns[644]. Zum Zeitpunkt unseres fiktiven Briefes, im Jahre 1922, leben im Samnaun noch einzelne ältere, zweisprachige Menschen; 1935 stirbt mit dem Schuhmacher Augustin Heiss (1847–1935) «der letzte Romane Samnauns»[645]. Der enge Sprachkontakt mit dem Tirolerdeutschen hat im Samnauner-Romanisch Spuren hinterlas-

sen, die vor allem für den phonetischen Bereich immer wieder festgestellt und von Ritter erstmals umfassend dargestellt wurden[646]. Da in unserem «Brief aus Samnaun» die Simulation interferenzbedingt abweichender Phonetik im Vordergrund steht, müssen einige der auffälligsten, von den Linguisten festgestellten phonetischen Merkmale der Mundart von Samnaun aufgelistet werden.

Im vokalischen Bereiche handelt es sich um die Entrundung von: [ö] zu [e] und von [ü] zu [i], die sich unter Einfluss des Tirolischen in unbetonter Position vollständig, in betonter fast vollständig durchsetzt[647]. Als besonderer Hinweis auf den archaischen Charakter des Samnauner-Romanischen dagegen kann die Erhaltung des Diphthonges [au] (vor [n]) gelten[648].

Im konsonantischen Bereich geht es in erster Linie um Desonorisierungen, was zu der von Weinreich festgestellten mangelnden Stimmbeteiligung als zentrales Merkmal des schweizerdeutschen «Akzentes» im Romanischen passt[649]. Lateinisches G vor E/I wird im Bündnerromanischen zu stimmhaftem [dž] oder [ž], im Samnaunischen sowohl im Anlaut wie intervokalisch zu stimmlosem [č] oder [č] desonorisiert. Desonorisiert werden auch das lateinische intervokalische [s][650] und das anlautende [d], das sich zwar nicht zu [t], aber doch zu einem spirantisierten Dental mit geminderter Stimmhaftigkeit entwickelt[651]. Anlautendes [b] und [v] sind im Samnaunischen willkürlich austauschbar, die Nähe beider Laute zu einem schwer beschreibbaren, tirolischen [w] hat zum Verlust ihrer Distinktion geführt[652]. Anlautendes [b] wird im Tirolischen, nicht aber im Samnaunischen zu [p]; neben entsprechenden tirolischen Lehnwörtern, die sich im ganzen Ladin finden, gibt es im Samnaunischen sogar ältere Lehnwörter, die noch anlautendes [b] haben[653].

Neben der Desonorisierung sind Verschiebungen bei den im Deutschen unbekannten palatalen Konsonanten auffällig: [ǧ] wird durch [j], [ł] durch [lj], [ñ] durch [nj] ersetzt[654]. Interessant ist die Frage der interferenzbedingten Verschiebung von [č] vom palatalen zum alveo-palatalen Bereich, die zur Verwischung der Differenz von [č] und [č] führt, oder führen würde. Bardola gibt Beispiele dafür, ohne sie explizit festzustellen, Schorta nennt sie als selbstverständliches, erstes Indiz für die «decadenza fonetica rumantscha»[655]. Erstaunlicherweise aber hat sich die Unterscheidung von [č] und [č] in Samnaun offensichtlich bis zum Sprachwechsel gehalten, was Kramer mit der abrupten, keine phonetischen Zwischenstadien zulassenden Germanisierung erklärt[656]. Diese wenigen Informationen zur Phonetik des Samnaunerromanischen genügen, um einige der markantesten Züge des sprachlichen Realismus und Irrealismus unseres Samnauner-Pastiche festzustellen[657]. Der Text[658] lautet:

Tschar Men: Jä hä senti cun plaschair tscha Ti habtschast surtut la retakziun tella Tschuetta. Usché no potain sperar tschi na gnia scrit plü ta quellas nartats sur ta Samignun sco – sot la feglia retacziun. No safain pain afonta tscha nos rumantsch na tas-cha conkuorrer cun quel tels Ramoschans figls ta Tschans e tella maluntraifla gliot ta Tschlin tschi fan dschol plan a paifer fin. (Del rest ha nom amò hoz il renomnà Bensonpflaster sü Tarasp: Phensionspflaster.) Ma tschi esser la cuolpa? Tsche han fat nos confrars d'Entschatina e tel Krischun per mantegner il rumantsch in nossa valletta? Pür cur tschit es stat afin cun el, han els fapritschà in pel stratun. Afant no esser stats atina serrats dscho tat els et afain stufü imprenter il linguatsch dals Nochers scha non afain foglü perir. Ma listess no esser stats atina puns Krischuns e Konfetterats e cur tscha la patria es stat in priefel nus esser stats atina pronts per la tefender. – Tel rest no hafain gnü scripturs rumantschs fintscha afant plers ans, cur tscha quels tschi tan oss ora Tschuettas na safaifan amo gnanka tir pau. Et er hoz amò Samignun ha figls tschi sun renomnats scripturs in rumantsch e tutas-tsch (Vide Epigram No Car) tschi sun perquai listess restats puns repuplikans e tschi ma non han fat referenzas at intschinas majestats (exclus Zita e Karl). – Kur tscha la L.R. es stat fontata, no afain sperà tscha quella farà renascher il rumantsch er pro no. Ma sch'ella ha fat tapertot tant co in Samignun, schi ella ha fat tal tiafel pak. Forsa tscha Ti Men potessas trizzar ora qualtschossa cun Tia kittarra. Timena fe aint ina jà cun Tschon Rutolf tscha no faran flot cun kanetals (pro tschel Carnot, na No-Car seis frar) e fin – no afain amo in fitsch pun Spezial – e schi sto esser ha ä er amo in pêr sakras Virtschinas, pe tschi saran in pa krossas e massa pak kulifas per trar sin skuilats. Per hoz pasta. Sta pain tschar Men e plers salits ta

I. A. Tschen

P.S. Met pro er altsch tokkets in raim scha Ti fost far atöfer. Ha tat totta fatia ta scrifer quels in lingua officinala tella Huniun tels Kirschs (con confusiun d'ün sgrisch).

Als Ausgangspunkt einer kurzen Erörterung von phonetischer Realitätsnähe und Verzerrung dieses Pastiches kann die folgende Übersicht über die 7 häufigsten Abweichungen des simulierten Samnauner-Romanisch gegenüber dem Vallader des Verfassers (wahrscheinlich Men Rauch) dienen. Die Abweichungen sind nach der Häufigkeit ihres Vorkommens (Zahl in Klammern) geordnet, unter «Samnaunerromanisch» steht der aufgrund der Beschreibung von Ritter (1981) zu erwartende Laut.

Varietät *Laut*	*Vallader*	*Samnaunerrom.*	*Simuliertes Samnaunerrom.*
[d]	[d] (48)	[ð]	[t] (48)
[č]	[č] (27)	[č]	[č] (27)
[v] [b](14)	[v] (27) [b]-[v]	[v]-[b] [w] [p] (14)	[f] (27) [b]
[ü]	[ü] (13)	[i] ([ü])	[i] (8)
			[ü] (5)
[ǧ]	[ǧ] (8)	[ǧ], [j]	[č](6), [dž](2)
[g]	[g] (5)	[g]	[k] (5)

Beim häufigsten Fall, der Verhärtung von [d] zu [t], könnte es sich auch um eine *Übertreibung* der tatsächlichen Verminderung der Stimmhaftigkeit dieses im Samnaunischen leicht spirantisierten Dentals handeln. Da es sich allerdings um eine «*leichte* Spirantisierung»[659] handelt, liegt hier eher ein durch stereotype Verhärtung produzierter «Zufallstreffer»vor als die Überzeichnung eines beobachteten, tatsächlichen Sachverhalts. Die nur bei wenigen Lehnwörtern und nur intervokalisch zu beobachtende Verhärtung von [d] zu [t] wird ausgeweitet und produziert Formen wie «atina» (u.eng. «adüna») und «et» (u.eng. «ed»), die von den belegten Formen: «adinna» (Ritter 1981:160) und «id» (1981:500) abweichen. Die stereotype Verhärtung ist denn auch das zentrale Verfahren des Samnauner-Pastiche: es kommt in 6 der 7 aufgelisteten häufigsten Transformationen zur Anwendung, entspricht in keinem Fall der Realität und zeigt damit die markante Realitätsferne eines sprachlichen Pastiche als Karikatur[660]. Der einzige sichere, sprachliche *effet de réel* ist die Ersetzung von [ü] durch [i], die in der Imitation weniger durchgehend ist als in Wirklichkeit[661]. Am zweithäufigsten Verfahren, der Ersetzung von [č] durch [č], scheiden sich die Meinungen der Sprachwissenschafter: nach Schorta (implizit auch nach Bardola) handelt es sich um einen realistischen Zug, nach Singer und Kramer um einen unrealistischen. Könnte es sein, dass die einheimischen Beobach-

ter Bardola und Schorta vom selben, verbreiteten Imitations-Stereotyp getäuscht worden sind, das auch unserem Pastiche zugrunde liegt? So hätten sie den auffälligsten Zug des «deutschen Akzentes» unter dem Eindruck der vollzogenen Germanisierung auf die verdrängte Sprache projiziert, in der er nicht vorhanden war. Was für die beiden Sprachwissenschafter möglicherweise gilt, gilt für unseren Pasticheur mit Sicherheit: der «Brief aus Samnaun» ahmt viel eher und viel genauer den «tirolischen Akzent» eines romanisch Lernenden als die romanische Rede eines der letzten zweisprachigen Samnauner nach. Die für das Samnaunerische unzutreffenden Lautersetzungen entsprechen viel eher der Phonetik des Tirolischen[662], die Ersetzung von [č] durch [č] ist hier ein stereotyper, aber wirklichkeitsnaher Zug phonetischer Interferenz. Drei der vier häufigsten Ersetzungen entsprechen zudem einer literarischen Stereotypie der Simulation des «deutschen Akzentes» nicht nur im Bündnerromanischen. So trifft Cortelazzos Beschreibung der Sprache des «todesco», des italienisch sprechenden Deutschen in der venezianischen Komödie des 16. Jahrhunderts, sehr genau auf die Sprache unseres Samnauners zu: [v] wird zu [f]; [b] zu [p], [d] zu [t][663]. Die Ersetzung von [v] durch [f] ist der wichtigste Zug der französischen Rede des Schweizers in Molières *Le bourgeois gentilhomme*[664]. Ein weiteres Stereotyp zur Konnotation von «Fremdheit» und besonders von Interferenz des Deutschen bilden die obstinaten Metagraphien, die romanisches «c» durch das zum Emblem des Deutschen gewordenen «k»[665] ersetzen: «conkuorrer» («concuorrer»), «Krischuns e Konfetterats» («Grischuns e Confederats»), «Kur tscha» («Cur cha»), «kanetals» («canedals»), «sakras» («sacras»), «pak» («pac») und, auch lautlich auffällig, «kittara» («ghitarra»), «krossas» («grossas»), «kulifas» («gulivas»)[666].

Der wesentlichste morpho-syntaktische Zug unseres Pastiche, die Verwendung des Infinitivs anstelle der konjugierten Verbform: «Ma tschi esser la cuolpa?», «Affant no esser stats atina serrats [...]», «Ma listess no esser stats atina [...]», entspricht einem «universellen Verfahren des vereinfachenden Sprechens»[667]. Auch dieses Verfahren hat literarische Tradition, ist in der Simulation der Sprache des «todesco» der italienischen Renaissance so verbreitet, dass Cortelazzo von «abuso dell'infinito di tipo franco, evitante la flessione verbale» (1976:177) spricht. Der Realitätsgehalt dieser Vereinfachung erscheint schon durch die markante Inkonsequenz seiner Anwendung als höchst zweifelhaft, finden sich doch Infinitiv-Formen in unmittelbarer Nähe konjugierter Verbformen: «tschi *esser* la cuolpa» neben «Tsche *han* fat», «cur tschit *es* stat» neben «no *esser* stats», «nus *esser* stats» neben «chi *sun*» und «no *hafain* gnü». Auch bei denselben Formen finden sich dubiose Schwankungen: «tschi *esser*» neben «cur tschit *es*», völ-

lig irreales «Jä hä» neben «ha ä», «no hafain» neben «no afain»[668]. Die letzten beiden Formen sind belegte Archaismen; zu den verschiedenen, sich überschneidenden Verfahren der Simulation von Xenismen gehört also auch die Archaisierung. Ein häufiges Verfahren zur Herstellung von Auffälligkeit im Syntaktischen ist die Vermeidung der Inversion: «Usché no potain sperar» (für: «Uschè podaina sperar»); «Tel rest no hafain gnü» (für: «Del rest vaina gnü»); «Et er hoz amo Samignun ha» («Ed er hoz amo ha Samignun»); «Ma listess no esser stats» («Ma listess eschna stats»); «Kur tscha [...] no afain sperà» (für: «Cur cha [...] vaina sperà») usw. Interferenzen des Deutschen kann solche Nicht-Inversion kaum suggerieren, weil genau diese Art Inversion für das Deutsche gerade charakteristisch ist[669]. Ob ihre Vermeidung als Hyperkorrektion, als Angleichung an eine allgemeinere neo-lateinische Syntax, aufzufassen ist, lässt sich schwer entscheiden, doch würde eine solche, doch eher subtile Beobachtung zur vorherrschenden groben Stereotypie dieses Pastiche schlecht passen.

Die formalen sprachlichen Aspekte von «I. A. Tschens» Brief, sowohl die selteneren realitätsnahen wie die weit häufigeren, verzerrenden und stereotypen, verweisen weniger auf einen der letzten zweisprachigen Samnauner als auf einen einsprachig aufgewachsenen Tirolischsprechenden, der sich die verschwundene Sprache seiner Ahnen mühsam wieder angeeignet hat. Diese Hypothese muss mit dem Inhalt des Briefes konfrontiert werden, der, wie nicht anders zu erwarten, die sprachliche Situation des Samnaun thematisiert.

Zunächst wird die Übernahme der Redaktion der *Tschuetta* durch Men (Rauch) in der Hoffnung begrüsst, es würden künftig nicht mehr «da quellas nartats», «solche Dummheiten» über Samnaun veröffentlicht. Worauf sich diese Bemerkung bezieht, ist aufgrund der erhaltenen und zugänglichen *Tschuetta*-Nummern nicht zu eruieren. Darauf wird behauptet, die Samnauner wüssten sehr gut («pain afonta»), dass ihr Romanisch nicht mit demjenigen der Tschliner und Ramoscher konkurrieren könne. Die Nennung dieser beiden gibt die Gelegenheit, zwei bekannte Spottreime auf die beiden Ortsnamen in vor allem lautlich veränderter Form zu zitieren. Aus: «Ramoschans,/figls da chans,» und «La malondraivla glieud da Tschlin/Get gio Plan a baiver vin»[670] wird: «Ramoschans figls ta Tschans e [...] maluntraifla gliot ta Tschlin tschi fan dschol plan a paifer fin». Die Ersetzung von «baiver vin» («Wein trinken») durch «paifer fin» («paiver fin»: «feiner Pfeffer») zeigt die Tendenz der «Akzent»-Simulation, die Inhaltsseite des Zeichens einzubeziehen und die Verwischung signifikanter Distinktionen zur Herstellung von «Homonymie-Scherzen»[671] zu benutzen. Diese Tendenz zeigt sich auch am Schluss des Briefes: «Per hoz pasta»

(«basta»:«genug»/«pasta»:«Teig») und vor allem im Post-Scriptum. Hier machen die übliche Verhärtung und eine Metathese aus der «Uniun dels Grischs» eine «Huniun dels Kirschs». Phonetische Interferenz und «Wortverdrehung» konstruieren hier einen Kalauer, der auf den Gebrauch einer (durch Einschub eines «n» zu «officinala» verunstalteten) «lingua officiala» zurückgeführt wird. Die Schlussklammer beschreibt den Kalauer als «confusiun» und produziert mit dem Anagramm: «sgrisch» – «Grischs» gleich einen zweiten.

Im mittleren Teil des Briefes wird die Frage erörtert, wer an der erfolgten Germanisierung Samnauns schuld sei. Dabei verwahrt sich der Schreiber gegen die Unterschiebung einer österreichfreundlichen Gesinnung der Samnauner und schiebt die Schuld am Sprachwechsel der Vernachlässigung ihres Tals durch die romanischen «confrars» und ihre Institutionen zu. Erwähnt wird die bis 1912, «als es mit dem Romanischen schon zu Ende war», fehlende Strassenverbindung zum Unterengadin. Dadurch seien die Samnauner gezwungen gewesen, tirolerdeutsch zu lernen, «imprender il linguatsch dals Nochers». Bei «Nochers» handelt es sich offensichtlich um einen vom tirolischen Adverb «nocher» («nachher») abgeleiteten Übernamen, dessen Anlass wohl weniger lautliche Auffälligkeit als besondere Häufigkeit war. Als Beleg dazu die folgende direkte Rede des «Tirolais» aus einer Farce von Cristoffel Bardola: «Tirolais: So, so. *Nocher* isch's scho recht!»[672] Mit dem Gebrauch dieses Übernamens grenzt sich der Samnauner gegenüber den Tirolern ab und identifiziert sich mit den Romanen. Auf diese implizite aber klare «Positionsmarkierung» folgen ausdrückliche, politische Loyalitätsbezeugungen zu Graubünden und der Schweiz. Als gute «Konfetterats»[673] wären die Samnauner im Ersten Weltkrieg immer bereit gewesen, die Schweiz zu verteidigen. Dann wird auf das Alter der romanischen Literaturtradition im Samnaun verwiesen und auf berühmte zweisprachige Schriftsteller, die gute Republikaner seien und ausser dem österreichischen Kaiserpaar («Zita e Karl») keinen Majestäten ihre Reverenz erwiesen. Angesprochen ist hier Pater Maurus Carnot (1865–1935), der gegen Ende des Briefes mit seinem Taufnamen «Tschon Rutolf» («Gion Rudolf») bezeichnet wird[674]. Die derart eindringlich behauptete Zugehörigkeit zum Romanischen wird durch die vorgeführte Unvereinbarkeit von Behauptung und Vorführung, von Ideologie und Wirklichkeit ironisiert. Die behauptete sprachliche Loyalität wird durch das gebrauchte, vorgeführte «Tiroler-Romanisch» Lügen gestraft, während die politische Loyalität zur Schweiz durch das allzu insistente Bekenntnis ironisch in Frage gestellt wird. Der aufgerufene Kronzeuge romanischer Tradition im Samnaun kann kein Samnauner-Romanisch, hat später einigermassen surselvisch gelernt,

ist überaus österreichfreundlich und unterhält enge persönliche Beziehungen zum Kaiserpaar[675]. Damit wird neben der spielerischen auch eine satirische Dimension der «Akzent»-Karikatur deutlich: «I.A. Tschen» ist ein überzeichnetes Beispiel des «falschen Romanen», bei dem Sprachideologie und Sprachpraxis weit auseinanderklaffen, der sich in sehr schlechtem Romanisch als sehr guter Romane darstellt. Ob hier versteckt über die sprachkämpferische Beflissenheit von P.M. Carnot gespottet wird, ist schwer zu sagen. Gegen Ende des Briefs überwiegen offensichtlich wieder die spielerisch harmlosen Aspekte der «Akzent»-Karikatur. Da die 1919 gegründete *Lia Rumantscha* zugunsten des Samnauner-Romanischen nichts unternommen hat, soll Men Rauch mit seiner Gitarre nach Samnaun kommen und das Romanische wiederbeleben. Neben Knödeln und Wein werden ihm auch «grossartige Virginia-Zigarren» («sakras Virtschinas») versprochen. Die Bemerkung, diese seien ungeeignet, um auf Eichhörnchen zu schiessen, bezieht sich auf Men Rauchs, *Il chatschader da squilats*[676]. Die im «Post-Skriptum» gemachte Bemerkung, die beigelegten «gereimten Texte» («tokkets in raim») seien in der «offiziellen Sprache» geschrieben, verweist nochmals auf den auffälligen, unorthodoxen Charakter dieses Textes im graphisch-phonischen Bereich.

Wenn dieses Pastiche einem «Restromanisch» gilt, das sich im Vorfeld eines Sprachwechsels zur (tiroler)deutschen Einsprachigkeit befindet, sind die simulierten phonetischen Züge markant irreal. Die deutliche Verfälschung der tatsächlichen Lautung des Samnauner-Romanischen lässt sich auf die für das Genre typische Tendenz zur Verzerrung, Karikierung und Hybridbildung zurückführen. Die beschriebenen Vereinfachungen könnten auf die gängige Vorstellung einer Beziehung zwischen sich überstürzendem Sprachwandel und Kreolisierung zurückgehen[677]. Interessanter ist die Hypothese der Imitation der unvollständigen Romanischkompetenz eines Deutschsprachigen, der sich die Sprache seiner Ahnen wieder aneignen möchte. Hier steht der hybride Charakter des Pastiche in funktionalem Zusammenhang mit der als Paradox hervorgehobenen Tatsache, dass sich die Romanen nach dem Sprachwechsel sehr eifrig um ihre «verlorene» Sprache bemühen. In diesem Sinn kann das Pastiche als spielerisch-spöttische Anspielung auf Pater Maurus Carnot gelesen werden. Es lässt sich aber auch als satirischer, stellenweise leicht bitterer Hinweis auf den Unterschied zwischen der sprachlichen Ideologie und der sprachlichen Praxis der Rätoromanen lesen.

IV.6.2. Mimesis romanischer Substratwirkung: Cla Biert, *L'an 2071* (1981)

Der Sprachwechsel ist nicht nur Gegenstand ideologischen Besprechens und utopischen Erzählens, er ist auch Gegenstand sprachlich-literarischer Mimesis. In der Form des Pastiche lässt sich der vorgestellte Sprachgebrauch eines in der Zukunft sich vollziehenden oder definitiv vollzogenen Sprachwechsels imitieren. Die Verlagerung der Basis des Pastiche ins Hypothetische macht den Vergleich des Ergebnisses mit wirklichem Sprachgebrauch sinnlos. Und doch sind sprachliche wie andere Utopien immer auch Transformationen von Realitäten; der vorgestellte, in die Zukunft projizierte Sprachgebrauch ist auch eine Verzerrung des vorgestellten gegenwärtigen. Im utopischen Rahmen des Textes können die üblichen mimetischen Verzerrungen in der literarischen Darstellung von «Mehrsprachigkeit»[678] sogar plausibler erscheinen.

Zu den unbekannteren Texten von Cla Biert gehört ein in Kinderhandschrift geschriebener Schulaufsatz eines imaginären Ur-Urenkels aus dem Jahre 2071. Der Sprachwechsel ist vollzogen, der fiktive Autor schreibt auf deutsch[679]:

L'an 2071

Aufsatz von Cla Biert 2. Klasse Primar

Am 25. Oktober des Jahres 2071 haben wir ein Ausflug gemacht von unsere Schulhaus in Scuol biss in die Val S-charl um zu sehen die Pilzzucht. Wir gingen alles zu Fuss durch die Clemgia wo jetzt wieder viel Wasser kommt wie in alter Zeit. Weil jetz nähmli die Elektrischen werke nümma fun=ktionieren wegen dem Atom. Der isch viel billiger fur Licht und so. Der President von Gemeinden Scuol hat gekauft die Löcher durch Piz San Jon biss Pradella und hat dicki Türen gemacht wegen der Temperatur. Unsere Leerer hat die Schlüssel ka und wir sind gegangen durch den Tunnel wo vorher das Wasser von der Clemgia duren ischt. Dass war sehr schön. Es ischt nur schmal für laufen und wir mussten gehen eins zu eins. Der Luft ischt nicht gut döttina weil die Pilze Mischt brauchen. Aber die Pilze waksen wia farruckt. Alles Schampignon. Und der Lehrer hat öppis gesagt wie man macht aus Not eine Tugend mit Geld und (*) von derige Sachen wo ich nicht alles verstanden habe. Der Leerer hat auch gesagt die Schamignon sigant eine gute Ide für leere Löcher und viel besser für Steuern als Fehrienhäuser wo ein Huufa kosten für die Gemeinde. We=gen der Kanalisazion

das ischt kum=pliziert hat auch der Lehrer gesakt. Und dann sind wir wieder gekommen aus dem Loch und der Leerer hat er=zählt von der Geschichte von Val S-charl und von mein Uhr-Uhr-gross=vater wo noch auf Rumantsch gesch=rieben hat. Und der hat der Name gehabt präzis wie ich. Der ischt schon lange tot und war fascht 2 Meter. Und dann haben wir gesungen das Lied Fin tanter Spälma l En mur=muren wo immer am Schluss kommt Mais Kor nun amen koa tai. Das ischt sehr schön. Und unser Lerer wo noch abiz Rumantsch kann kriegt immer Tränen bei dem Lied. Unser Alter lee=rer sackte ab Heute müssen wir wie=der Rumantsch leeren jawoll weil auch (*) der schöne Inn wieder so ischt wie in alter Zeit. Ich möchte sehr gern Ru=mantsch können, Fifa la Krischa!

Der thematische Haupttitel *L'an 2071* (Das Jahr 2071) weist in rhematischer Funktion (cfr. Genette 1987:82ff.) auf die Utopie als reale Textsorte. Der ausschliesslich rhematische Untertitel bestimmt die fiktive Textsorte «Aufsatz», nennt Namen und Alter des fiktiven Autors. Die Umschaltung zwischen dem romanischen Titel und dem deutschen Untertitel des fiktiven Verfassers weist auf «Sprachwechsel» als zentralen konnotativen Inhalt dieses Textes voraus. Als konnotativer Ausdruck[680] fungieren die Abweichungen von der schriftdeutschen Norm. Die «Herkunft» der Interferenzen und die Unterscheidung der davon betroffenen Ebenen der Empfängersprache erlauben eine Hypothese bezüglich ihrer funktionalen Differenzierung. Die interferierenden Sprachen sind Schweizerdeutsch (Interferenz innerhalb einer Diglossie) und Rätoromanisch (Interferenz als Substratwirkung), das Schweizerdeutsche interferiert am auffälligsten im lexikalisch-morphologischen Bereich, das Rätoromanische im syntaktischen. Dieses Auseinanderdriften ist als solches wiederum signifikant: der «realitätsnahen», komischen Funktion der Interferenz des Schweizerdeutschen steht die «mythische» Funktion der romanischen Substratwirkung gegenüber. Die Interferenz des Schweizerdeutschen erscheint als leicht zu behebende, alters- und bildungsbedingte Störung der sprachlichen «Oberfläche»; die Substratwirkung des Romanischen dagegen erscheint als mythische Langzeitwirkung, als Prägung der sprachlichen Tiefenstruktur, als schwer oder gar nicht tilgbares «Stigma».

Das unmittelbarste, extralinguistische Indiz eines «abweichenden» Textes ist die graphische Form[681] des gedruckten Manuskripts. Der Zusammenhang zwischen (kindlicher) Handschrift, graphischer, grammatikalisch-syntaktischer Abweichung und stilistischer Unbeholfenheit entspricht

einem verbreiteten Verfahren der Textsorte «simulierter Kindertext»[682]. In unserem Falle präfiguriert die immer grösser und immer schräger werdende Schrift die grundlegende sprachlich-formale und inhaltliche «Schräge» des Textes.

Den transkodischen Markierungen (Interferenz und code-switching) ebenfalls «vorgelagert» sind die komisch wirkenden Verstösse gegen die Orthographie als reine *Metagraphe:* «die Elektrischen werke», «ab Heute», «unser Alter leerer», «biss», «nähmli», «Fehrienhäuser», «Uhr-Uhr-gross=vater», «Kanalisazion», «waksen», «eine gute Ide», oder, unter Missachtung der Trennungsregel: «fun=ktionieren», «gesch=rieben». Die Missachtung graphischer Unterscheidungen ohne lautliche Entsprechung ist im Aufsatz eines Zweitklässlers durchaus plausibel, dasselbe gilt auch für die Schwankungen zwischen verschiedenen falschen Schreibarten: «Schampignon» neben «Schamignon», die «Flüchtigkeit» konnotieren. Im Falle des insgesamt 7mal vorkommenden «Lehrer»: «Leerer» (3), «Lehrer» (2), «Lerer» (1), «lerer» (1) dagegen führt die abweichende Schreibart zu einer trügerischen Homonymie, deren Signifikanz im folgenden offensichtlich ausgenützt ist: «Unser Alter lee=rer sackte ab Heute müssen wir wie=der Rumantsch leeren jawoll [...]». Die Folge «lee=rer sackte», mit ihren unkontrollierten Kombinationen von «leeren», «leer», «Leerer»-«Sack» und die Forderung, dass derjenige «Rumantsch leeren» soll, der doch zuerst deutsch lernen müsste, machen hier die Unterordnung der mimetischen unter die komische Funktion deutlich. Grundlegend verschieden ist die Funktion der romanischen Metagraphe: «Spälma» (für: «spelma»), «Kor» (für: «cor»), «koa» (für: «co a»), die in ihrer komischen Fremdheit vor allem auf die «Vereinnahmung» des Romanischen durch das Deutsche verweisen.

Die durch lautliche Interferenz motivierten *phono-graphischen* Modifikationen sind von den reinen Metagraphien nicht in allen Fällen zu unterscheiden, auch ist nicht immer zu entscheiden, ob nur die (plausiblere) Interferenz des Schweizerdeutschen und nicht auch die (weniger plausible) des Romanischen suggeriert werden soll. Solche in beiderlei Hinsicht unentscheidbaren Fälle sind «der President», «jawoll», «Dass war», «sackte», wobei die letzten drei durch die Ersetzung langer durch kurze Vokale[683] eher an Interferenz des Romanischen denken lassen. Für schweizerdeutsche wie für romanische Interferenz typisch ist ferner die Realisierung von [s] als [š] vor Konsonant: «ischt» (insgesamt 8 mal), «Mischt»[684], «fascht». Nur durch romanische Interferenz zu erklären ist die Form «kumpliziert» (rom. «cumplichà»).

Umgekehrt ist der «deutsche Akzent» für phono-graphische Modifikationen im romanischen Lied-Text verantwortlich: in «Mais Kor» wird die

romanische Graphie «ei» (in: «meis cor») nach deutschem Muster als [ai] gelesen und entsprechend transkribiert; in «koa tai» (für: «co a tai») ist die Wortgrenze missachtet, «Fifa la Krischa» (für: «Viva la Grischa») ist ein Stereotyp des durch mangelnde Stimmbeteiligung gekennzeichneten «deutschen Akzentes»[685]. Auch das einzige Beispiel deutscher Interferenz im Bereich der Morphologie folgt einem Stereotyp: «nun am*en*» (für: «nun am*a*») ersetzt ein typisch romanisches Morphem durch das als typisch deutsch stilisierte «-en»[686].

Das Schweizerdeutsche scheint vor allem im *morphologischen* und *lexikalischen* Bereich durch. Morphologische Interferenzen und Einschaltungen einzelner Lexeme verweisen auf die mangelnde Beherrschung des Schriftdeutschen, auf die «Durchlässigkeit» innerhalb der Diglossie. Interferenz im morphologischen Bereich haben wir in «nähml*i*», «i*sch*», «dick*i* Türen», eigene schweizerdeutsche Lexeme sind: «nümma», «*duren* ischt», «döttina», «öppis», «*derige* Sachen», «abiz». Grenzfälle, die sowohl auf lautliche Interferenz wie auf code-switching zurückgeführt werden können, haben wir in: «waksen wia farruckt» und «wo ein Huufa kosten». Die Häufigkeit und Abruptheit des Wechsels ist offensichtlich wichtiger als die Plausibilität von Interferenzen und Umschaltungen, die in Fällen wie: «hat öppis gesagt», «und von derige Sachen wo» doch eher unwahrscheinlich sind[687].

Im *syntaktischen* Bereich könnte die Vernachlässigung der Nominativ-Akkusativ-Unterscheidung in Fällen wie: «*ein* Ausflug gemacht» auch auf Interferenz des Schweizerdeutschen zurückgeführt werden. Die klare Dominanz und die geradezu obstinate Eindeutigkeit romanischer Satzmuster als Fehlerquelle legen nahe, auch diese Fälle unter die romanische Substratwirkung zu subsumieren. Als einziges belegtes romanisches Relikt im Bündnerdeutschen kann «präzis» gelten: «Und der hat der Name gehabt *präzis wie ich*» (romanisch: «precis sco eu»).

Die syntaktische Interferenz steht am Ende eines Kontinuums, das von «flüchtigen» Verstössen gegen die Morphologie vom Typ: «unser*e* Leerer», über morphologische Interferenz vom Typ «von unser*e* Schulhaus» (aus: «da noss*a* chasa da scoula»), «*der* Luft» (romanisch «l'ajer» ist männlich), über syntaktische Lehnkonstruktionen vom Typ: «Der President *von Gemeinden*» («il president *da cumün*»), «das Wasser *von der Clemgia*» («l'aua *da la Clemgia*» und «ds Wasser vo dr Clemgia»), bis zu romanischen «Satzbauplänen» reicht. So findet sich die Unterdifferenzierung Nominativ/Akkusativ sowohl für sich: «haben wir *ein* Ausflug gemacht», «wo *ein* Huufa kosten», wie in Verbindung mit der Lehnübersetzung der romanischen Wendung «avair nom» («heissen»): «der hat *der* Name

gehabt». Ob die grammatikalisch falsche Anaphorik in: «wegen dem *Atom. Der* isch» auf ein interferentielles «der Atom» oder aber auf eine Metonymie *ad sensum*: «der Atom*strom*» zurückgeht, ist nicht zu entscheiden. Die häufigste syntaktische Interferenz ist die Unterlassung des im Romanischen nicht normgerechten, im Deutschen obligatorischen Einschubs von Objekt und Adverbiale zwischen Pronomen und Verb, Konjunktion und Infinitiv, Hilfsverb und Partizip: «um zu sehen die Pilzzucht», «hat gekauft die Löcher», «wie man macht aus Not eine Tugend», «und dann sind wir gekommen aus dem Loch», «der Lehrer hat erzählt von der Geschichte», «Und dann haben wir gesungen das Lied». Die unterlassene Inversion im Falle von: «Wegen der Kanalisazion *das ischt* kumpliziert» kann nicht auf romanische Interferenz zurückgehen, da das Romanische die Inversion ebenfalls kennt[688]. Im Falle von «wir mussten gehen eins zu eins» haben wir interferentielle Wortstellung in Verbindung mit einer Lehnübersetzung von «ir ün ad ün» («eins zu eins gehen» für: «im Gänsemarsch gehen»). Bei «schmal *für laufen*» liegt eine Lehnübersetzung von romanischem «per chaminar» vor, die sich als interferenzbedingte Erweiterung der Funktion von «für» («per») auswirkt, das die Funktion von «zu» (romanisch ebenfalls «per») übernimmt.

Die Unterscheidung von Substratwirkung, Interferenz des Schweizerdeutschen und der Simulation stilistischer Unbeholfenheit im Schriftdeutschen ist nicht immer einfach. «Und der Lehrer hat öppis gesagt, wie man macht aus Not eine Tugend und *von* derige Sachen [...]». Ob hier ein Anakoluth vorliegt, ob romanisches «dir *da* quellas robas» («solche Sachen sagen») hineinspielt oder ob einfach unbeholfenes «Kinderdeutsch» unter Einfluss des Schweizerdeutschen nachgeahmt wird, ist nicht zu entscheiden. Im Falle von: «Der ischt schon lange tot und *war fascht 2 Meter*» kann höchstens festgestellt werden, dass die Weglassung des Adjektivs in romanischem: «Quel *d'eira bod duos meters*» geläufiger und weniger auffällig ist.

Stilistische Unbeholfenheit und nähesprachliche Syntax sind ein von Interferenzen unabhängiger stilistischer Grundzug dieses Aufsatzes: «für Licht und so», «dicki Türen gemacht», «viel besser für Steuern», «wegen dem Atom».

Der Text verbindet in seiner utopisch-unrealistischen, wenig mimetischen sprachlichen Ausprägung zwei Eigenschaften, die grundsätzlich unvereinbar scheinen: Komik und Pathos. Ihre gemeinsame Basis ist der konnotative Inhalt «Sprachwechsel» in seiner (ideologischen) Gleichsetzung mit sprachlichem «Chaos». Die Komik resultiert aus der Verbindung von «Fehlern» und der unkontrollierten, das System bedrohenden «Koexistenz des Hete-

rogenen»[689]. Das Pathos resultiert aus dem Chaos als Exempel eines alten Ideologems der romanischen Sprachbewegung, der Vorstellung, wonach ein Sprachwechsel zu sprachlicher «Verwilderung», zu Aphasie, zu Sprach- und Kulturverlust führt[690]. Signifikanterweise ist der Sprachwechsel zur Zerstörung der Natur, wie sie am Beispiel der Wasserkraftwerke exemplifiziert wird, in Parallele gesetzt, während die Wiederherstellung des natürlichen Flusslaufes zeitlich mit der Rückbesinnung auf die verschwundene Sprache zusammenfällt: «ab Heute müssen wir wieder Rumantsch leeren jawoll weil auch der schöne Inn wieder so ischt wie in alter Zeit.» Durch diese Parallelisierung von Sprache und Natur erhält die utopische Vision eine mythische Dimension[691]. Wasserfluss und Sprachfluss kann man kanalisieren, in unnatürliche Bahnen leiten, aber sie finden wieder zurück; die syntaktische Substratwirkung symbolisiert das romanische «Rauschen» unter der Oberfläche der deutschen Wörter.

IV.6.3. Verzerrung und Umpolung: Paulin Nuotclà, *Das tragliun* (1984)

Im Falle von Paulin Nuotclàs *Das tragliun* ist eine sprachlich-literarische Analyse schon deshalb unzureichend, weil es sich hier um einen Text zu einem Musikstück handelt[692]. Die folgenden Bemerkungen könnten allenfalls der Vorbereitung einer Text und Musik einbeziehenden, semiotischen Analyse dienen. Der Text wurde ohne Änderungen aus der Beilage der Schallplatte übernommen. Aus dieser Quelle stammt auch das auktoriale Glossar.

Das tragliun

Der Riet het das TRAGLIUN vendiert
dem mulet vo Obervaz
de isch kho ama Tag und het gsait:
«Eu ta dun: fünf francs und tschinquanta raps»
Der Riet het das TRAGLIUN nit bruucht
wo isch no vom bapsegner gsii
Und wiil er svessa nit puura tuot
het er nüt pensiert dabii.

S'pensiera isch ihm erscht plü tard amol kho
wo-n-er amol von CHAFLUR
go dar flinta für der Jagt go kaufa-n-isch
zum Vasella-n-aba-n-ims CHUR.

Und wo-n-er durch'd cità duruf chaminiert
vom Bahnhof am Bahnhofplatz
und in a vaidrina inaluogt
zieht er dindet ein Satz.

D'immez reclomas für Feria in SCUOL
mit dem Foto vom PIZ SQUIGLIAT
ischt sein TRAGLIUN vom plafon pendiert
culla nouda da seis tat.
Do het's na würkli buonder gnoo
wia de TRAGLIUN do hera khunnt
im Büro hend's gsait: «Für milla francs
fum Waser, dem mulet, wo khunnt».

Do het der Riet der rabgia 'packt
uf der Waser, der mulet
das TRAGLIUN het er kauft für milla e tschinch
het'na haigschleppt ins cumünet.
Und wer jetzt denkt: «Der RIET isch muff
uff Kulturverkauf allgemain»,
de waiss nu nit dass der RIET nit will
cha'ls mulets fan affars plü bain.

Il di davo ischt am RIET sim Huus
usaghängt gsii an placat:
«I ferkaufa Plunder für kliina Priis
à l'ingrossa & separat».
Und wer's nit denkt het, het bald gsee
wia der affar floriert:
bald isch der Riet mit dem MERCEDES
im Dorf umanand tretliert.

Der Gschäft isch immer grösser khoo
und jeda het gsee quant buns
chi sun ils Gschäfts wo-ma macha khann
culs UNTERLÄNDERUNS.
Und wo der alti Plunder isch fertic gsii
her der RIET nit lanc schtudiert
und het an Schrainer impiegiert
wo TRAGLIUNS für ihn zipliert.

Zu dem Schrainer isch bald an zwaita kho
und bald darauf deschset
dia hend alli das Brot und dem Essen kha
im RIET sin cumünet.
Der RIET het sich a Villa 'baut
dadour il cumünet
mit TÜÜFGARASCH und SWIMMING-POOL
und vista uf PIZ SQUIGLIET.

Im TIGERS-CLUB und COR MASDA
wo er singt RUMANTSCH LADIN
dankt der RIET dem SEGNER BUN
dass er isch vom ENGADIN.

Und wenn aina maint: «Das ischt nit recht!»
ischas nu wegam MAL IL BUTTATSCH
das sait der RIET und: «Tü pover gross,
fa meglder, scha tü sast,
mach's besser, wenn du khasch
fa meglder, scha tü- sast.»

Wortspiel mit schweizerdeutsch-romanischer Eintopfsprache

il tragliun	alter Heuwagen	affars	Geschäfte
vender	verkaufen	plü bain	besser
tschinquanta	fünfzig	Il di davo	am nächsten Tag
bapsegner	Grossvater	a l'ingrossa	en gros
svessa	selbst	tretlar	umher furzen
pensar	denken	quant bun	wie gut
plü tard	später	Unterländerun	Nicht-Bündner
Chaflur	Ortsname	impiegar	einstellen
chaminar	schreiten	ziplar	schnitzen
città	Stadt	deschset	siebzehn
vaidrina	Schaufenster	dadour	ausserhalb
dindet	plötzlich	vista	Aussicht
d'immez	zwischen	TIGERS-CLUB	Grosskatzenbund
plafon	Decke	Cor masdà	Gemischter Chor
pender	herunterhängen	Rumantsch ladin	Engadinerrom.
nouda	Hauszeichen	Engadin	Bündner Hochtal

tat	Urgrossvater	mal il buttatsch	Bauchweh, (Neid)
buonder	Neugier	Tü	Du
mulet	Scherenschleifer	pover gross	armer Dickschädel
rabgia	Zorn	fa meglder	mach es besser
milla e tschinch	1500	scha	wenn
cumünet	kleines Dorf	savair far	machen können

Die auktoriale Beschreibung dieses Textes als «schweizerdeutsch-romanische Eintopfsprache» lässt sich mit einem Blick auf die Anteile der beiden Sprachen an diesem Text präzisieren. Eine sehr grobe, nur die unmodifizierten Einschaltungen des Romanischen berücksichtigende Auszählung[693] ergibt einen Anteil von 78% Schweizerdeutsch und 22% Romanisch an diesem «Eintopf». Damit müsste, trotz aller nötiger Präzisierung, wohl eher von einem schweizerdeutschen Text mit Einschaltungen und Entlehnungen aus dem Romanischen die Rede sein. Dass Autor wie Kritiker, Klainguti spricht von «masdügl tudas-ch e rumauntsch» (1985:12), diesen Text als «Eintopf» und «Gemisch» charakterisieren, entspricht der gängigen Diagnose von «Mischsprache» in der sprachpflegerischen Auseinandersetzung[694]. Dass eine linguistische Beschreibung die Sprachmischung dieses Textes vorsichtiger einschätzen dürfte, ist wenig relevant; auktorialer Einschätzung und Intention, aber auch unmittelbarem, beim Leser und vor allem beim Hörer dieses Textes hervorgerufenem Eindruck zufolge handelt es sich offensichtlich um ein «Sprachgemisch».

Trotz seines offensichtlich und markant realitätsfernen sprachlichen Charakters hat auch dieser Text einige Kontaktstellen und Analogien zu textexternen sprachlichen Gegebenheiten. Als solche können vorweg genannt werden:
– auf Substratwirkung zurückgehende romanische Relikte im Bündnerdeutschen
– «Fehlerhaftes Bündnerdeutsch» zweisprachiger Rätoromanen, wobei die Fehler vor allem als Interferenzen aus dem Romanischen dargestellt werden
– Interferenzen des Schriftdeutschen im Bündnerdeutsch von Rätoromanen.

Die wichtigsten und auffälligsten synchronen Kontakterscheinungen, die bündnerdeutschen Interferenzen, Einschaltungen und Entlehnungen ins Romanische, scheinen fast vollständig ausgeblendet. Und doch könnten gerade sie den Ausgangspunkt dieses Textes und die Basis seines «karnevalesken» Charakters darstellen. Nuotclàs *Das traglium* liesse sich nämlich als sprachliche Variante der «verkehrten Welt» des Karnevals lesen, wobei anstelle von sozial und axiomatisch bestimmtem «Oben» und «Unten» hier Spender- und Empfängersprache die Plätze tauschen[695]. Der Text simuliert

eine «verkehrte Welt» des sprachlichen Kontaktes, in der das Bündnerdeutsche massiven Einflüssen des Romanischen ausgesetzt ist[696]. Allerdings ist diese «Umkehrung» keine ordentlich symmetrische, sie kombiniert vielmehr, im Sinne komplexerer Beschreibungen des «Karnevalesken»[697], verschiedene Verzerrungen und «Grenzüberschreitungen».

Zunächst sind einige Anknüpfungspunkte an tatsächliche sprachliche Gegebenheiten aufzulisten. Als romanisches Relikt im Bündnerdeutschen[698] kann das Lexem «tragliun» als einigermassen plausibel gelten. In bündnerdeutschen Dialekten finden sich zur Bezeichnung von Bauerngerät durchaus Wörter romanischen Ursprungs[699]. Dasselbe gilt von der Verwandtschaftsbezeichnung «bapsegner»: «wo isch no vom *bapsegner* gsii» (V. 6), für die sich im Bündnerdeutschen ebenfalls Analogien finden[700]. Zu den üblichen Indizien von romanischer Substratwirkung im Bündnerdeutschen gehört die Übernahme der Funktion des Verbes «werden» durch das Verb «kommen» in Analogie zur entsprechenden Funktion von romanischem «gnir»-«vegnir»[701]. Die Konstruktion: «Der Gschäft isch immer grösser khoo» (V. 41) ist, vom Artikel abgesehen, normgerechtes Bündnerdeutsch und damit für sich ohne besondere Konnotation. Andererseits ist die Signalisierung von Sprachkontakt in diesem Text so obstinat, dass auch diese dialektale Besonderheit als artifizielle «Sprachmischung» erscheinen kann.

Bei syntaktisch auffälligen Fügungen vom Typ: «Il di davo ischt am RIET sim Huus/*usaghängt gsi an placat:*» (V. 33f.) scheint es sich eindeutig, trotz analoger Beispiele im Bündnerdeutschen[702], um simulierte Interferenz des Romanischen zu handeln. Dasselbe gilt für die falsche Präposition-Artikel-Verbindung bei der Richtungsangabe «zum Vasella-n-*aba-n-ims CHUR*» (V. 12). Die Ersetzung des Richtungs-Akkusativs durch den Dativ kommt, durch romanischen Einfluss gestützt, auch in bündnerdeutschen Mundarten vor[703]. Hier handelt es sich aber viel eher um eine Simulation unmittelbarer, romanischer Interferenz, wobei der realistische Zug, der immer noch zu beobachtende Dativ bei Richtungsangaben, hinter der unwirklich hybriden Kumulation mehrerer Fehler[704] verschwindet. Zu den Stereotypen der Simulation von «Romanendeutsch» gehören Artikelfehler. Sie kommen vor allem durch interferenzbedingte Unterdifferenzierung («der» für «der» und «das») zustande, wie sie sich in Falle von «an placat» (V. 34) und «der Gschäft» (V. 41) zeigt. Daneben findet sich, als eine Art Hyperkorrektion, die Tendenz zur Häufung des im Romanischen unbekannten sächlichen Artikels. Neben dem erwähnten «ins Chur» (V. 12) zeigt sie sich im wiederholten «*das* tragliun» (V. 1, 5, 27). Die Kombination mit dem romanischen Lexem und der inkonsequente Gebrauch, neben «das tragliun» findet sich auch «*de* tragliun» (V. 22) und «*der* affar» (V. 38), macht den Artikel-

Fehler zum wirklichkeitsfernen Stereotyp des «Romanendeutsch». Dasselbe gilt für das nicht interferenzbedingte, absolut unwahrscheinliche «*der* rabgia» (V. 25). Artikel- und Kasusfehler verbinden sich in: «go *dar* flinta für *der* Jagt go kaufa-n-isch» (V. 11), «das Brot und *dem* Essen kha» (V. 51), wobei der letzte falsche Dativ kontextuell besonders unwahrscheinlich ist und so die entsprechende Stereotypie bestätigt. Als simulierte Interferenz kann die Lehnübersetzung «zieht er dindet ein Satz» (V. 16) gelten, die erst vor dem Hintergrund des romanischen «trar ün sigl»[705] verständlich ist.

Die aufgezählten simulierten Interferenzen zeigen, wie das literarische Pastiche auch im Bereich an sich realitätsnaher Phänomene durch karikierende Überzeichnung und Verallgemeinerung zu völlig irrealen Verzerrungen gelangt. Ein letztes «wirklichkeitsnahes» Phänomen sind standarddeutsche Elemente im Schweizerdeutschen, wie sie sich in Reden älterer Rätoromanen beobachten lassen[706]. Als Simulation schriftdeutscher Interferenzen und Einschübe ins Schweizerdeutsche können trotz generell wie textintern schwankender Graphie die folgenden Formen gelten: «*dem* mulet» (V. 2), «*von* Chaflur» (V. 10), «mit *dem* Foto» (V. 18), «*ischt sein* tragliun» (V. 19), «fum Waser, *dem* mulet» (V. 24), «mit *dem* MERCEDES» (V. 39), «und bald *darauf* [...]» (V. 50) «und *dem* Essen» (V. 51). Im Falle von «*zieht er* [...] *ein* Satz» (V. 16) käme, falls hier Einfluss des Schriftdeutschen suggeriert wird, eine typische, durchaus realitätsnahe, grammatikalische Unterdifferenzierung (Nominativ auch für Akkusativ) hinzu.

Diesen insgesamt eher spärlichen Kontaktstellen zur sprachlichen Wirklichkeit stehen die Verfahren der Simulation einer «verkehrten Welt des Sprachkontakts» gegenüber. In einfacher Umkehrung der tatsächlichen Entlehnungstendenz werden einzelne romanische Lexeme in den schweizerdeutschen Diskurs von Erzähler und Personen eingeschoben. «Und wo-n-er durch'd *cità* duruf chaminiert» (V. 13), «und ina *vaidrina* inaluogt» (V. 15), «wia der *affar* floriert» (V. 38), «und bald darauf *deschset*» (V. 50), «im Riet sin *cumünet*» (V. 54). Die markante Unwahrscheinlichkeit dieser Einschübe bleibt zu einem Teil auch nach probeweiser Rückübertragung in die reale Kontaktsituation erhalten. So ist etwa ein von schweizerdeutschen Lehnwörtern durchsetztes Zahlen-Paradigma völlig irreal und ein rückübersetztes «e bod davo siebzehn» so wenig wahrscheinlich wie das Original (V. 50). In andern Fällen kann die Rückübersetzung zu wahrscheinlichen Ergebnissen führen, wie der Text in einem Fall *in praesentia* vormacht: «wie *der affar* floriert» (V. 38); «*Der Gschäft* isch immer grösser khoo» (V. 41); «chi sun *ils Gschäfts* wo-ma macha khann» (V. 43). Auf das völlig unrealistische «affar» im schweizerdeutschen Segment folgt der plausible Artikelfehler im romanisch-deutschen «der Gschäft», auf dieses folgt «ils Gschäfts», ein sel-

tenes Beispiel für ein reales, grammatikalisch integriertes deutsches Lehnwort. Weitere Beispiele für deutsche, in die romanische Umgangssprache integrierte Lehnwörter sind: «Plunder» (V. 35), «separat» (V. 36), «Schrainer» (V. 49), «Tüüfgarasch» (V. 55) und «Unterländeruns» (V. 44), dessen romanisches Suffix die Integration dokumentiert.

Eher noch unwahrscheinlicher als die unverändert eingeschobenen romanischen Lexeme sind die grammatikalisch durch Suffixangleichung adaptierten Lehnwörter. In sieben Fällen werden die Partizip-Suffixe «-à» und «-ü» romanischer Verben durch das entsprechende (schweizer)deutsche Suffix «-iert» ersetzt. Das Ergebnis sind die hybriden Analogieformen «vendiert» (V. 1), «pensiert» (V. 8), «chaminiert» (V. 13), «pendiert» (V. 19), «tretliert» (V. 40), «impiegiert» (V. 47) und «zipliert» (V. 48). Der Analogie-Charakter dieser Bildungen wird zwar durch die realen, vollständig integrierten Formen (neo)lateinischen Ursprungs «floriert» (V. 38) und «schtudiert» (V. 46) hervorgehoben[707], doch bleibt die Analogie im Bereich des Irrealen, denn es ist mehr als unwahrscheinlich, dass (schweizer)deutsche Verben wie «verkaufen», «denken» oder «gehen» von romanischen Lehnwörtern konkurrenziert werden. Ein besonderer Fall ist «pensiert» (V. 8), das in der substantivierten Form «s' pensiera» (V. 9) wiederaufgenommen wird und damit die mögliche Produktivität von Lehnwörtern spielerisch vorführt. Ein besonderer Fall ist auch die Ersetzung von «Wunder» durch das integrierte Lehnwort «buonder» in der Wendung: «Do het's na würkli *buonder gnoo*» (V. 21). Die Einschaltung des romanischen Lexems suggeriert hier eine merkwürdige «Rückentlehnung», mit dem Effekt, dass romanisches «buonder» auf sein Etymon, auf «Wunder», verweist und die Wendung «as tour da buonder»[708] als Lehnübersetzung von «Wunder nehmen» wieder bewusst macht.

Die realitätsfernen Einschübe romanischer Lehnwörter sind auch unter dem Gesichtspunkt der *Kodeumschaltungen* markant unwahrscheinlich. Trotz fehlender linguistischer Untersuchungen zum romanisch-deutschen code-switching können die Häufigkeit der Umschaltungen und die sehr variable, inkonsequente und schwer korrelierbare Verteilung der Umschaltstellen als Indizien des irrealen Charakters[709] unseres Pastiches gelten. Obwohl Beschränkungen der Anzahl Kodeumschaltungen[710] im Bereich realer Sprachnormen schwer zu bestimmen sind, lässt sich wohl mit Sicherheit sagen, dass 4 Umschaltungen innerhalb von 10 Silben: «»Eu ta dun: fünf francs und tschinquanta raps» (V. 4) eine unrealistische Hyperbel des code-switching darstellen.

Dokumentierten realen Umschaltungen am nächsten kommen wohl diejenigen zwischen Erzählerdiskurs und Personenrede: «de isch kho ama Tag

und het gsait:/«*Eu ta dun:* fünf francs und tschinquanta raps» (V. 3f.)[711]. Syntaktisch eher plausibel sind wohl auch Umschaltungen zwischen Haupt- und Nebensatz: «und jede het gsee *quant buns/chi sun ils gschäfts* [...]» (V. 42f.). Dasselbe gilt für Umschaltungen zwischen regierendem und regiertem Satz, die mit dem Versende zusammenfallen können: «de waiss nu nit, dass der Riet nit will/*cha'ls mulets fan affars plü bain* « (V. 31f.). Mit dem Versende zusammenfallende Umschaltungen finden sich auch zwischen zwei Präpositionalphrasen: «ischt sein tragliun vom plafon pendiert/*culla nouda da seis tat.*» (V. 19f.). Mit Ausnahme der wiederholten romanischen Verse in der Schlussrede Riets (V. 64, 66) sind dies die beiden einzigen romanischen Zeilen ohne transkodische Markierungen. Ansatzweise zeigt sich hier die zeilenweise Sprachalternanz, die bei Chasper Po diskutiert wurde[712]. Dieser Alternanz kommt nur in den letzten drei Zeilen die Funktion einer Übersetzung *in praesentia* zu. In allen andern Fällen ist sie weder als metaphorische noch als konversationale Variante von Kodeumschaltung plausibel[713], womit der Text auch auf dieser Ebene seiner markanten sprachlichen Künstlichkeit gerecht wird. Zu seinem hybriden Charakter gehört nicht nur die Unwahrscheinlichkeit der einzelnen Verfahren, sondern auch die Inkonsequenz ihrer Anwendung und ihre teilweise schlechte Vereinbarkeit. So ist *Das traglíun* in mimetischer Hinsicht allein schon durch die auffälligen Schwankungen der Sprachkompetenz seines Erzählers völlig unplausibel[714].

Das auktoriale Glossar ist in erster Linie eine Verständnishilfe, eine Aufschlüsselung der romanischen Einschübe. In einigen Fällen kommt den erläuternden Übersetzungen aber auch eine parodistische (Neben)Funktion zu. So sind «Chaflur – Ortsname» und «Engadin – Bündner Hochtal» etwas sehr knapp und bürokratisch, die zweite Erläuterung skizziert zudem einen Modell-Leser, der bei solcher Art Inkompetenz auch mit Hilfe des Glossars nicht die Spur einer Chance hat, den Witz dieses Pastiches zu verstehen. «Unterländerun – Nicht Bündner» ist eine ironische Untertreibung und absurde Präzisierung der Ausgrenzungsfunktion dieser hybriden Benennung der Feriengäste, «TIGERS-CLUB – Grosskatzenbund» beruht auf dem häufigen Witz des «Wörtlich-Nehmens» einer Metapher.

Der Versuch, die aufgelisteten Formen von «Mischsprache» zur inhaltlichen Ebene dieses Textes in Beziehung zu setzen, stösst sofort auf mögliche signifikante Entsprechungen. Den rätoromanischen Reliktwörtern im Bündnerdeutschen entspricht das übriggebliebene einzelne Gerät, der Schleifwagen, ein zusammenhangloses Relikt, dessen Umfunktionierung innerhalb eines neuen «Systems» im Zentrum der Fabel steht. Die Aktualisierung durch den falschen Artikel («*das* tragliun») lässt sich als kleinste

kontaktsprachliche Entsprechung der Umfunktionierung des Arbeitsgeräts zum Dekorationsgegenstand betrachten. Aus den zentralen Sequenzen der Fabel: «achtloser Verkauf», «verlustreicher Rückkauf», «kommerzielle Wiederverwendung» ergeben sich weitere Analogien. So achtlos wie ein alter Schleifwagen wird die alte Sprache aufgegeben oder eben «verkauft». Die von der Sprachpflege erhoffte Neuentdeckung ihres Wertes[715] findet zwar statt, doch steht sie im Zeichen von Vermarktung und Folklorisierung. Das neue «System», sprachlich vom Schweizerdeutschen, gesellschaftlich von der Tourismusindustrie repräsentiert, integriert problemlos echte wie falsche Überbleibsel der früheren Sprache und bäuerlichen Gesellschaft, doch ist Integration eben Umdeutung und, vom «Spender» aus gesehen, Entfremdung. Dieser Aspekt wird durch die Kritik an der folkloristisch reduzierten, falschen «Kulturpflege» des Spekulanten unterstrichen, der seine gefälschten «Tragliuns» auf deutsch anpreist und romanisch nur noch singt: «Im TIGERS-CLUB und COR MASDA/wo er singt RUMANTSCH LADIN» (V. 57f.). In dieser Perspektive liessen sich die irrealen romanischen Lehnwörter als kritische Vorführung der entfremdenden Vereinnahmung des Romanischen auffassen. Auf der Sachebene steht der Text in einer gut erkennbaren Tradition expliziter Polemik gegen die Zerstörung, den Verkauf und die Umfunktionierung von altem Bauerngerät. «E dal rest, roba veglia nu's venda. I nu's venda la ierta culturala da tats e da bazegners.» («Und übrigens, alte Sachen verkauft man nicht. Man verkauft das kulturelle Erbe von Urgrossvätern und Grossvätern nicht»), so belehrt Armon in Jon Nutoclàs *Il tunnel* (1991:80) seine Eltern, die eine alte Kornkiste einem Touristen verkauft haben[716].

Eine Interpretation der «falschen Sprache» als sprachlich-literarischen Signifikanten des «falschen Bewusstseins» eines einheimischen Profiteurs und Werte-Fälschers liegt nahe. *Das traglium* ist durchaus als Karikatur der Sprache eines geldgierigen Ignoranten zu lesen, der sich sprachlich auf die Seite der Macht stellt und wegen der grundlegenden Falschheit eines Systems auch äusserst erfolgreich ist. Entsprechend ist auch seine Arroganz: «mach's besser, wenn du khasch» (V. 65), gegen die sich die Karikatur seiner unzulänglichen Sprache und Bildung in intellektuelle Häme zur Wehr setzt. Auf diesen Aspekt weisen auch die Metagraphien: «fertic» (V. 45), «lanc» (V. 46), die ein indirektes «wie er schreiben würde» suggerieren[717].

Andererseits wäre diese Art Polemik und Häme effizienter, wenn sie präziser und wirklichkeitsnäher wäre. Der Aspekt der Karikatur und der karnevalesken Umkehrung der realen sprachlichen Gegebenheiten ist so auffällig, dass er diesen eindeutigen Bezug der «falschen Sprache» aufhebt und den Text in einen offeneren Rahmen sprachlicher Polivalenz stellt. So ist

weder die einfache Übersteigerung des «Falschen», noch die symmetrische Umkehrung des sprachlich Wirklichen das richtige Erklärungsmuster für diesen Text, der im Zeichen vielfältigerer Formen von Ambivalenz steht, wie sie von Bachtin beschrieben werden. Solche Ambivalenz folgt einer «konfusiven Logik» des Grotesken[718], die diesem irritierend unsinnigen und irritierend lustigen Pastiche entspricht.

IV.7. Karnevaleske Misch- und Pseudosprache

Wenn die manifeste sprachliche Unwirklichkeit von Paulin Nuotclàs *Das traglìun* über Analogien und karnevaleske «Umkehrfiguren» in doch noch erkennbaren Beziehungen zur sprachlichen Wirklichkeit steht, so gibt es Texte, in denen diese Beziehungen noch gebrochener und entsprechend schwerer zu erkennen sind. Am Ende des skizzierten Kontinuums zunehmender Verzerrung und Realitätsferne (oben, II.2.1.–II.2.3.) literarisierter «Mischsprache» finden sich auch Beispiele für sprachlich Groteskes und Phantastisches, die alle Rückbindungs-Versuche an sprachliche Realitäten zum freien Spiel von Hypothesen zu machen scheinen. Im ersten Beispiel (IV.7.1.) zeigt sich, dass ein Text trotz «wilder Sprachmischung» (Häufung der beteiligten Varietäten und der «Mischverfahren») relativ gut lesbar bleiben kann. Im zweiten Beispiel (IV.7.2.) geht es um «Pseudo-Sprache», um das «Romanisch» des Kabarettisten Franz Hohler.

IV.7.1. «Abraham a Santa Claras» Sprachkarneval

Abraham a Santa Clara al Lesezirkelfesta Engiadina[719]

Heissa, juccheia, dideldumdei
Quella pomposa festerei!
Ista binandi gokel e gakel
Per far rumor e muortspetakel?
Sinta versamblad di tuot mundi
Creti pleti di vagabundi?
Giumfras, molt o mingo pudri,
Veterans e juven snudri,
Pagans, israels e christs
Bobs e snobs e qualchün mists!
Tuot veln con düvals gvalt

Laschiar lüchtain ir gistalt,
Snörring, kjöring consequenz
Valzers, frantsches, conterdenz.
Prüm caressiun pomaders,
Poi zusamaing promenaders,
Sainz padruns survelianz,
Bis moral güng flötain gianz!
Sienz Zürigs, sienz Bündners –
Egalmaing condamni sünders,
In quals temps di malorias
Niur pensar al lumperias!
Ma ün penitenz spezial
Arrivar per quaist scandal!
Hanno vistos, huoms di Zürig
Il comet al cielo fürig?
Dico: sapienti sat,
Siunst gazüch an di cravat,
Ed inferno cuntir brati,
Tuot quanti – ischnit schati!
Prüm li members magistrails
Mal exempel gubernails,
Comün –, uniun-presidents
Sverinöter – sapperments
Sizzaing tiuf in sündanez
Con boun vin e cottelets!
Politics di tuot colores,
Svizzer, suabi, maist sainz mores,
Huoms d'gazett – immens laterni,
Sgüri candidats, inferni!
Litterats, poets sensibels
Scribiun vers e drams horribels
Per theater tuot commun –
Dov'ista la religiun?
Miserere Dominic,
Pacti sünders bain genic!
Duonnas huoms – indifferenza
Festeria – pestilenz!
San Gian et San Barnabas
Con quaist lumpas, non fa gspass,
Preg'exempel fulminant

Per los sünders tutti quant –
E per me, il capuzin
Preg'ün schluc di boun veltlin!

Die Komplexität dieser Sprachmischung ist von der Anzahl der Sprachen als «Ingredienzen» und von der Anzahl der angewandten «Mischverfahren» bestimmt. Als Varietäten sind zu erkennen:
– zeitgenössisches Vallader
– vereinfachende Lernvarietät des Vallader (Infinitiv)
– archaisches Ladin (als Pastiche religiöser Streitschriften)
– Alemannisch mit walserdeutschen Merkmalen
– archaisiertes Standarddeutsch
– Latein
– Italienisch
– Englisch und/oder «Skandinavisch»
– Spanisch
– «Phantasiesprache»

Ladin und Deutsch sind die vom zweisprachigen Publikum eines Engadinerfestes in Zürich durchwegs verstandenen und in selbstverständlicher Alternanz verwendeten «Umgangssprachen». Das Fest eines «Lesezirkels» deutet auf ein bildungsbürgerliches Publikum, dem auch das Italienische geläufig und das in wenigen Stereotypen vorkommende Latein verständlich sein dürfte. Die vielleicht weniger vertrauten Sprachen Spanisch und Englisch/«Skandinavisch» kommen nur sehr selten[720] vor. Die am meisten verwendeten «Grundsprachen» dieses Textes sind Vallader und Alemannisch, die beide auch in unverändert normgerechter Form vorkommen oder so geringfügig modifiziert sind, dass die normgerechte Form sofort erkennbar durchscheint. So sind etwa die Zeilen: «Sainz padruns survelianz,/Bis moral güng flötain gianz!» (17f.) sehr leicht als «Sainza padruns surveglians,/Bis Moral ging flöten ganz!» zu erkennen[721]. Die Veränderungen zielen auf eine «Romanisierung» des Deutschen («-en» zu «-ain»), das auch in der Form einer vereinfachenden Lernvarietät präsentiert wird. Darauf deutet das Fehlen des Artikels («Bis Moral»), während die syntaktische Auffälligkeit auf eine simulierte Interferenz des Romanischen[722], aber auch auf die Nachahmung eines poetischen Hyperbatons zurückgehen könnte.

Die sprachliche Hybridisierung des Textes lässt sich auf vier zentrale Verfahren zurückführen:
1. Kodeumschaltungen zwischen den aufgelisteten Varietäten
2. Hybridisierende Überlagerung oder verdichtende Verschränkung der aufgelisteten Varietäten

3. Metagraphien, besonders auch graphische Neusegmentierung
4. Freie Transformationen: auf keine bestimmten Verfahren oder transkodische Markierungen zurückführbare Ersetzungen einzelner Elemente verschiedenster Extensionen.

Aus verschiedenen Kombinationen zwischen den aufgelisteten Varietäten und Verfahren resultiert die hybride sprachliche Form dieses erstaunlich verständlichen, manchmal gar eindeutigen Textes. Die Vielfalt von Varietäten, Verfahren und Überschneidungen können trotzdem den Eindruck einer unüberschaubar heterogenen sprachlichen Form erwecken. Die in der Nachfolge Bachtins häufige Rückführung des Heterogenen auf ein Prinzip des «Karnevalesken» entspricht offensichtlich gängiger Vorstellung, sollte doch dieser Text nach dem Willen seines Wiederentdeckers in der Karnevalsnummer des *Chardun* erscheinen[723].

Bevor diese hybride Sprache anhand einiger Beispiele näher angesehen wird, muss die enunziative Grundsituation des Textes geklärt werden. Die in der ersten Person sprechende Figur ist in mehreren Verba dicendi zu erkennen: «Dico» (V. 27), «Preg'» (V. 50) und tritt vor allem in den letzten beiden Zeilen deutlich in Erscheinung:

> E per me, il capuzin
> Preg'ün schluc di boun veltlin! (V. 53f.)

Zunächst wird man vermuten, dass es sich bei diesem Kapuziner um den im Titel angekündigten Abraham a San(c)ta Clara handelt und davon ausgehen, dass der mit dem Kürzel R. Z. zeichnende Verfasser den Augustiner[724] zum Kapuziner gemacht hat. Den Lexikonangaben zu Abraham a Sancta Clara ist zu entnehmen, dass dessen *Auff, auff ihr Christen* (1683) die Vorlage für die Predigt des Kapuziners im 8. Auftritt von Schillers *Wallensteins Lager* abgab. Dass dieser Text zum Lesestoff des Lesezirkels gehörte, lässt sich nur vermuten, dass Schillers Kapuziner-Predigt dagegen den wichtigsten Hypotext unseres Textes darstellt, ist eindeutig. Dies zeigt schon die überraschende Übereinstimmung des Anfangs seiner Tirade mit derjenigen von Schillers Kapuziner, der mit den gleichen «mots vides» zwischen Interjektion und onomatopoetischer Nachahmung die lautliche Kulisse der angeprangerten ausgelassenen Fröhlichkeit evoziert:

> Heisa, juchheia! Dudeldumdei!
> Das geht ja hoch her. Bin auch dabei![725]

Weitere Analogien zeigen, dass unser Text nicht nur in seiner ersten Zeile eindeutig auf Schiller zurückgreift. Schillers Mönch fragt rhetorisch nach der Religionszugehörigkeit der Soldaten:

> Ist das eine Armee von Christen?
> Sind wir Türken? Sind wir Antibaptisten? (V. 486f.)

Auch in unserem Text ist die als beliebig dargestellte Religionszugehörigkeit wichtig:

> Pagans, israels e christs
> Bobs e snobs e qualchün mists! (V. 9f.)

Schillers Kapuziner droht, wie der Kapuziner in unserem Text, mit einem am Himmel gesehenen Kometen:

> Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
> [...]
> Den Kometen steckt er wie eine Rute
> Drohend am Himmelsfenster aus, (V. 507ff.)

> Hanno vistos, huoms di Zürig
> Il comet al cielo fürig? (V. 25f.)[726]

Im Bereich der mehrsprachigen Sprachspiele sind die lateinischen Einschübe, besonders das korrekte: «Dico, sapienti sat» (V. 27) auf Schiller zurückzuführen, dessen Kapuziner seine Rede mit lateinischen Versatzstücken (und entsprechenden Übersetzungen *in praesentia*) spickt:

> Ubi erit victoriae spes,
> Si offenditur Deus? Wie soll man siegen,
> Wenn man die Predigt schwänzt und die Mess', (V. 533ff.)

oder das berühmte:

> Fragten ihn: Quid faciemus nos?
> Wie machen wir's, dass wir kommen in Abrahams Schoss?
> (V. 549f.)

Damit ist auch das komische Verfahren des zwischensprachlichen Reimes zwischen lateinischen und deutschen Reimwörtern («sat»:«cravat») bei Schiller vorgegeben.

Schillers «Kapuzinerpredigt» ist ihrerseits schon parodistisch und wird hier nicht einer zweiten Parodie unterzogen, sondern dient, neben andern Texten, als Modell für ein Pastiche einer religiös-moralistischen Tirade eines Kapuziners aus dem 17. Jahrhundert. Dieser ist eine typische Figur der bündnerischen Gegenreformation und als solche ein Opfer protestantischer Streitschriften wie dem *Capuciner* (1650) von J. P. Salutz. Zum 17. Jahrhundert passt auch die Deutung des Kometen[727]. Religiöse Schriften dieser Zeit können die romanischen Archaismen «huoms» (V. 25, 47), «horribels» (V. 42) plausibel machen, während die Italianismen: «pomposa» (V. 2), «mist-s» (V. 10), «poi» (V. 16), «al cielo» (V. 26), «inferno» (V. 29), «Preg'» (V. 51), «tutti quant» (V. 52) auf die Tatsache anspielen könnten, dass viele Kapuziner-Patres der Gegenreformation aus Italien stammten[728].

Zu diesem Hintergrund passt dieser Text, der, klar strukturiert, gegen die karnevaleske Ausgelassenheit einer Gesellschaft wettert und Gott um ihre Bestrafung bittet. Ein erstes Segment gilt der Aufzählung der Vergehen, Musik und Tanz (V. 1–14), die zur Unzucht (V. 15–22) führen. Ein zweites Segment beginnt mit der Ankündigung einer Strafe für solches, zusammenfassend als «quaist scandal» (V. 24) bezeichnete Treiben. Die von einem Kometen (V. 25f.) angekündigte Strafe wird alle treffen (V. 30), d.h. die samt ihren Missetaten aufgezählten Sünder (V. 31–44). Dann wird Gott nochmals aufgefordert, die Sünder beim Genick zu packen (V. 46); auch die Heiligen werden keine Gnade zeigen (V. 47–50). Den Schluss bildet die nochmalige Bitte, an den Sündern ein Exempel zu statuieren (V. 51f.) und den Kapuziner mit einem Schluck guten Veltliner zu entschädigen (V. 53f.). Das Grundmuster dieses Textes: Sündenkatalog und Strafandrohung ist der Predigt wie dem religiösen Lied gemeinsam, was die Auffindung eines entsprechenden Hypotextes, wenn es ein einziger sein sollte, erschwert.

Zum Schluss noch einige Beispiele der aus der Kreuzung der aufgelisteten Sprachen und Verfahren entstehenden, hybriden Sprachmischung.

> Ista binandi gokel e gakel
> Per far rumor e muortspetakel? (V. 3f.)

Die pseudoromanische Form «ista» (für: «sta») kann als freie Variation mit latinisierender Anspielung auf das lateinische Demonstrativum gelesen werden. Der an deutsch-alemannische Lexeme angehängte (oder ein «e» ersetzende) «I»-Auslaut: «binandi» (V. 3), «snudri» (V. 8), «brati» (V. 29),

«schati» (V. 30), der im letzten Falle auch der Herstellung eines ostentativ künstlichen Reimes[729] dient, könnte auch mittelalterliches Deutsch simulieren. Der Reimherstellung gilt auch der zweite Teil der synonymen Paronomasie[730] «gokel e gakel». Die Kodeumschaltung romanisch-deutsch wiederholt sich in der zweiten Zeile, die zudem noch lateinisches «rumor» einschiebt, das im ersten Element von «muort-spetakel» als Hypogramm wiederholt wird. Damit wäre nicht nur der Verschnitt von «Mords-spektakel» mit romanischem «mort», sondern auch die Herstellung grösserer lautlicher Ähnlichkeit zum lateinischen «rumor» für den ungewöhnlichen Diphthong verantwortlich.

Die Kodeumschaltungen zwischen deutscher und neolateinischer Mischsprache können zeilenweise erfolgen (cfr. V. 17f.), sie können aber auch nur die Reimwörter betreffen und damit einem ironisierenden verspielten Umgang mit dem Reimzwang dienen:

> Hanno vistos, huoms di Zürig
> Il comet al cielo fürig? (V. 25f.)

Die Kodeumschaltungen können gehäuft vorkommen und verschiedenste Sprachen betreffen:

> Per los sünders tutti quant (V. 52)

Drei Kodeumschaltungen, drei romanische Sprachen (Romanisch, Spanisch, Italienisch), und, im adaptierten Pseudo-Lehnwort «sünders», ein Hinweis auf das Deutsche. Damit sind in diesem Vers sowohl die Sprachen wie die Verfahren ihrer Juxtapposition und Verbindung gut vertreten.

> Miserere Dominic,
> Pacti sünders bain genic! (V. 45f.)

Die Ersetzung des lateinischen Vocativs «Domine» durch den Eigennamen «Dominic» (Metagraphie von «Dominique») folgt dem Muster küchenlateinischer Herabsetzung, wie sie an Elementen lateinischer Sakraltexte besonders beliebt ist. Da hier ein Kapuziner spricht, ist diese «Makkaronisierung» zugleich als grobe Parodie des klerikalen Ignorantenlateins[731] zu lesen.

IV.7.2. Franz Hohler, *Il malur da la fuorcla* (1987)

Wie das «Unbekannte» im allgemeinen ist auch das sprachlich «Unbekannte» keineswegs ein von Vorstellungen unbesetzter, leerer Bereich. Von unbekannten Sprachen gibt es durchaus bestimmte Vorstellungen und diese sind nicht durchwegs individueller, idiosynkratischer Art, sie können sich auch zu kollektiven Erkennungsstereotypen verdichten. Das in der Schweiz von sehr wenigen gesprochene, aber von sehr vielen als solches erkannte Bündnerromanische wird vom Kabarettisten Franz Hohler als literarische Pseudo-Sprache verwendet. Das Ergebnis ist ein Text, der seine Spannung aus dem Verhältnis von Erkennungsstereotypie und Lesbarkeit bezieht.

Il malur da la fuorcla

Duraint üna not, schlorza da plondscher charbuns, duos tschaggelaris givettain aint illa stüvnaunca. Avaivan gradamaint pardats la fuorcla da Romadur, bestemmiand e malgridand sco il tüfel, cu splavettan ad ün plötz ün mortunzel, che spispigliaiva fast exactamaint suot illas s-chorazzlas.
Blais-chs e murks ils duos s ourgriplettan e avettan üna pfundaivla schlatterada süls rips.
Glinzlaind cun il lumplöz, il mortunzel schlittit da lurs e grözlò sainza sbruonzlas ni schlappuonzlas: «Ghest dadur?»
O, scha füssan stats duos pots dal sanatori!
«Qua hest il glump!» foschet ün a l'oter.
«Chara lingua da la mamma!» schrainzlet il seguond tschaggelari, e con ün grond grunz farschlettan danot la bluosta, las fozzlas e tuot il plunder, marschlinds da la fuorcla scu duos giovanolis.
Mo in quaist mumaint la muntananza startet a scrumplar e cratschler d'ün tuonder tremblus, e tumbettan a bassa a schnestra e vadrets il Piz Ot, il Piz Nair, il Piz Blanc, il Piz Grond et tuota la pizzeria, e suotpurzlaiva nu söl süls duos tschaggelaris, mo svaino e svastats eiran aclas ed auas, enteira l'Engiadina am Schlarigna e Puntraschigna e San Murezzan, nua il schah da Perscha mangiaiva l'ultim dalönch.
So il mortunzel grizchaiva gnüd e briclus aint illa sturba glüstrüm: Hehehehehehe!
Fin da l'emissiun.

Dieser pseudo-romanische Text enthält auch längere, normgerechte romanische Segmente. Es sind dies ein ganzer Satz, der irgendeinem realen Text entstammen könnte: «O scha füssan stats duos pots dal sanatori!» (10) und die beiden «Erkennungsmarken» «Chara lingua da la mamma!» (12) und «Fin da l'emissiun» (25). Bei der ersten handelt es sich um die als Titel verwendete erste Zeile der «engadinischen Hymne» von Gudench Barblan[732], die zweite verweist auf eine romanische Radio- oder Fernsehsendung und damit auf die wichtigsten Anbieter stereotyper romanischer «Muster». Als Vorlage käme also auch eine Fernsehbearbeitung einer romanischen Erzählung, etwa als «Gutnachtgeschichte», in Frage. Als referentielle Erkennungsmarken dienen die Toponyme «Piz Ot, Piz Nair, Piz Blanc» (18), letzter wohl nach dem «Bianco-Grat», und «Engiadina [...] Schlarigna e Puntraschigna e San Murezzan» (20f.). Als mit dem Engadin verbundene Assoziations-Stereotype sind ferner der lexikalisierte Name des Skirennfahrers Dumeng Giovanoli in: «sco duos giovanolis» (14f.) und, als bekannter Besitzer einer Villa in St. Moritz, der «schah da Perscha» (21f.) zu nennen.

Der Anteil der unveränderten romanischen Einheiten am Text beläuft sich, nach einem (zu) einfachen Zählverfahren[733], auf 61%, die restlichen 39% sind mehr oder weniger stark modifizierte pseudo-romanische Einheiten. Zu den romanischen Einheiten sind auch die vollständig integrierten deutschen Lehnwörter: «tuot il plunder» (14) und «tuonder» (17)[734] zu zählen. Das erste ist für deutschsprachige Leser sehr auffällig und gehört zu jener Reihe von Entlehnungen aus dem Deutschen, die den Eindruck des Romanischen als einer von deutschen Elementen durchsetzten «Mischsprache» bestätigen. Diesem Eindruck wird mit Pseudo-Entlehnungen nachgeholfen, die den tatsächlichen Lehnwortschatz des Romanischen karikaturistisch erweitern. Solche Pseudo-Entlehnungen sind zunächst unveränderte (schweizer)deutsche Einheiten, die in Analogie zu den tatsächlichen Lehnwörtern, sehr plausibel scheinen: «sco il tüfel» (3f.), «fast» (5), «ün grond grunz» (13), bei dem Alliteration und Paronomasie wichtig sind, und «So» (23), das zwar als Lehnwort integriert ist, aber nicht in dieser Funktion (Adverb-Konjunktion). Grammatikalische Integration simuliert das ebenfalls unbelegte «ils rips» (7)[735].

Bei einigen Einheiten sind die Abwandlungen so klein, dass sie eindeutig auf ihre normgerechte, romanische Basis zurückführbar sind. «Ghest» (9) wird als Ableitung von «hest» («hast du») gelesen, der Satz: «‹Qua hest il glump!› foschet l'ün a l'oter.» (11), ist sehr nahe bei: «‹Qua hest il lump!› dschet l'ün a l'oter». Abgewandeltes «il glump» könnte auf Umstellung und Neusegmentierung von «igl lump» oder einfach auf schweizerdeutsches «glump» zurückgehen. Hinter «spispigliar» (4) ist leicht normales «bisbi-

gliar» («flüstern») zu erkennen, «muntananza» (16) wird im vorliegenden Kontext zu «muntagna» normalisiert, hinter «svastats» (20) ist «devastats» («verwüstet») zu erkennen, die Präfixersetzung kann als Analogie zu Formen wie «svanits» erklärt werden. Hinter «grizchaiva» (23) schliesslich ist «sgrizchaiva» («knirschte») zu erkennen, hinter «gnüd» (23) «nüd», «briclus» ist ein mustergerecht gebildetes, deverbales Adjektiv zu «briclar» («kribbeln»), das zwar nicht belegt, aber verständlich und «systemgerecht» ist. In einigen Fällen wird eine andere Integration vorgeschlagen: in «exacta-maint» (5) wird das gelehrte Lehnadverb «exactamaing» näher an sein Etymon (-MENTE) herangeführt, in «gradamaint» (2) wird dieses etymologisierende Suffix an ein im Ladinischen nicht belegtes «grad» angehängt, für das neben dem Schweizerdeutschen auch das Surselvische[736] als Spendersprache suggeriert sein kann.

An diese kleinen, sprachinternen und nicht sehr interessanten Verzerrungen und Innovationen schliessen sich solche an, die auch einen zwischensprachlichen Aspekt haben. Das Titelwort «malur» erinnert an das in festen Syntagmen vorkommende romanische «malura», kann aber auch als Pseudo-Gallizismus, als Entlehnung von «malheur» gelesen werden. Die Form «bestemmiand» (3) ist ein Pseudo-Italianismus, da romanisches «blastemmar» durch keine italianisierende Nebenform dieses Typs konkurrenziert wird. Die Form «enteira» (20) könnte als spöttische Angleichung von ladinischem «intera» («ganz») ans Surselvische[737] gelesen werden. Wenn diese Pseudo-Entlehnungen dank ihrer sehr grossen Ähnlichkeit zu entsprechenden romanischen Formen problemlos verstanden werden, so gibt es andere, die nur unter Rückgriff auf die Spendersprache verständlich werden. «Malgridand» (3) ist ein mit italienischem «gridare» («schreien»), in Analogie zu italienischem «maledire» und ladinischem «schmaladir» gebildeter Neologismus, dessen Verständnis durch die synonymische Doppelung «bestemmiand e malgridand» erleichtert wird. Im Falle von «tumbettan a bassa» (17) dagegen liegt ein Pseudo-Gallizismus vor, der nur in Analogie zu französischem «tomber en bas» verständlich wird. Das Syntagma «startet a scrumplar» (16) ist nur unter Rückgriff auf englisches «to start» erhellbar, das in Anlehnung an das «-ed» des englischen Past Tense mit dem «-et»-Suffix des romanischen passà defini versehen wird.

Die Pseudo-Entlehnungen aus dem Deutschen bilden ein Kontinuum abnehmender Erkennbarkeit zwischen Lehnwörtern und versteckten Lehnübersetzungen. Auf die oben aufgeführten, erkennbaren Lehnwörter folgen verstecktere Formen. In einer Verbform wie «schlittit» (8) (aus: «schlittir» oder «schlitter») ist eine Entlehnung aus deutschem «schlitteln» nicht zwingend, auch «las fozzlas» (13f.)[738] evozieren nicht zwingend ein

schweizerdeutsches «Fotzel». «Tschaggelari», das zweimal (1, 19) zur scherzhaft beschimpfenden Charakterisierung der beiden Helden gebraucht wird, scheint, von surselvischem «cuccalori» vermittelt, auf schweizerdeutsches «Gaggelari» zurückzugehen, das im Anlaut durch ein zum lautlichen Erkennungsmerkmal des Romanischen stilisiertes «tsch» ersetzt wird.

Beim Adjektiv «murks» (6) konnotiert das «k» deutsche Herkunft, der Wortklassenwechsel und die aus romanischem «sblachs e smorts» herausverwandelte Verbindung «blais-chs e murks» evozieren eine weitgehende Integration. Andererseits wird zugleich ein effektives, vollständig integriertes Lehnwort wie «sblach»[739] durch Wiederannäherung an sein Etymon bzw. durch dessen spielerische Ersetzung als solches wieder bewusst gemacht. Bei «pfundaivla» (6f.) handelt es sich um eine Analogiebildung aus entlehntem Lexem und dem häufigen Suffix «-aivel» (cfr. «nüzz-aivel»-«nütz-lich») nach metaphorischem schweizerdeutschem «pfundig». Komplexer ist «ad ün plötz» (4), das eindeutig als «plötzlich» gelesen wird und romanisches «dandet» in der adverbial-substantivischen Wendung «in ün dandet»[740] als Basis haben könnte. Deutsches «plötzlich» wird als «plötz-lich» analysiert und in Analogie zum Romanischen substantiviert. Aus dieser pseudo-interferentiellen Konstruktion «in einem Plötz» wird das Substantiv herausgelöst und ins Romanische zurücktransferiert. Auf solche zwischensprachliche Hybride folgen Pseudo-Lehnübersetzungen, die sich als romanische Neologismen nach deutschen Wortbildungsmustern präsentieren: «suotpurzlaiva» (19), «suot-purz-lar» übersetzt das deutsche «runter-purz-eln»; «ourgriplettan» (6) geht auf ein nach deutschem «heraus-fels-en» gebildetes «our-grip-lar» zurück. Letzteres zeigt die Verbindung von transkodischer Markierung und freier sprachlicher Erfindung.

Auch die «erfundenen» Wörter dieses Textes liessen sich grundsätzlich auf einzel- wie zwischensprachliche Abwandlungen und Ersetzungen zurückführen, deren Rekonstruktion den freien Assoziationen der einzelnen Leser zu überlassen ist und durch keine literaturwissenschaftliche Methode unterstützt werden kann. «Erfunden» sind grundsätzlich: «schlorza» (1), «stüvnaunca» (2), «pardar» (3), «splavar» (4), «mortunzel» (4), «s-chorazzlas» (5), «ourgripler» (6), «schlatterada» (7), «glinzliar» (8), «lumplöz», «schlittir» (8), «da lurs» (8), «sbruonzlas» (9), «schlappuonzlas» (9), letzteres vielleicht auf der Basis von «schlappa» in reimbedingter Analogie zu «sbruonzla», «dadur» (9), «foscher» (11), «schrainzler» (12), «farschler» (13), «danot» (13), «la bluosta» (13), «las fozzlas» (14), «marschlir» (14), «la muntananza» (16), «scrumplar» (16), «suotpurzlar» (19), «nu söl»

(19), «svaino» (20), «svastats» (20), «enteira» (20), «Perscha» (22), «am» (20),»briclus» (23f.), «sturba» (23), «glüstrüm» (23f.).

Aufgrund der teilweise bereits angesprochenen, lockeren Indizien lassen sich einige Bereiche eines offenen Kontinuums unterscheiden. Leichter oder nachhaltiger modifizierte, erkennbare romanische Einheiten, nach Wortbildungsmustern gebildete, verständliche Neologismen, Pseudo-Lehnwörter, Pseudo-Lehnübersetzungen, «Phantasiewörter», die mehr oder weniger romanischen Lautmustern entsprechen. So sind «pardar» (2), «splavar» (4), «foscher» (11), «marschlir» (14) oder «sturba» (23) in ihrer Lautstruktur realitätsnäher als «grözler» (8) und «glüstrüm» (23)[741]. An Beispielen wie «schlorza» (1), «grözler» oder «scrumplar» (16) zeigt sich die Offenheit des Übergangs zwischen Entlehnungen und «Phantasiewörtern»: «schlorza» nach «schlora»[742], «grözler» nach «grölen», «scrumplar» nach «rumpeln» sind mögliche, doch keineswegs zwingende «Rückbindungen». Auf das besondere rhetorische Verfahren des *mot-valise* gehen «stüvnaunca» (2) («stüva»+«vschinauncha») und «mortunzel» (4) («mort»+«Rapunzel»)[743] zurück. Dieses liesse sich auch als Übersetzung von Hohlers bekanntem «Totenmügerli» interpretieren. In einem besonderen zwischensprachlichen Wortspiel wird das integrierte italienische Lehnwort «pizzeria» (19) verwendet. Es wird syntagmatisch als neugebildetes romanisches Kollektiv von «piz» («Berg») in der Bedeutung von «Bergkette» lanciert und in der Homonymie-Kollision mit der normalen Bedeutung von «pizzeria» parodistisch herabgesetzt. Diese Herabsetzung wirkt vor allem auch durch den Bezug zu den jeweiligen Referenten, durch den Kontrast zwischen den «erhabenen» Bergen und der weniger erhabenen Pizzeria.

Normverstoss, Verzerrung und Hybridisierung sind nicht nur auf der lexikalisch-morphologischen Ebene zu beobachten. An einigen Stellen kommt es zu semantischen Konterdeterminationen, die sich nicht einfach durch Metaphorisierung auflösen: «plondscher charbuns» («Kohlen klagen») (1), «cratschler d'ün tuonder tremblus» («nach Art eines zittrigen Donnerszeugs krähen») (17), «mangiaiva l'ultim dalönch» («ass die letzte Ferne» oder: «ass zuletzt fern»). Im letzten Fall könnte «dalönch» nach englischem «lunch» interpretiert und damit als Komplement zu «mangiar» semantisch kompatibel werden. Im morphosyntaktischen Bereich verstossen das als Passà-Defini-Form fungierende «grözlò» (8) und das als Gerundium fungierende «marschlinds» (14) gegen Norm und System des Romanischen. Syntaktisch hybrid sind Segmente wie «avaivan pardats la fuorcla» (2–3), «suot illas s-chorazzlas» (5), «svaino e svastats» (21). In der Sequenz «Bergsturz» (16–22) hat der «Sturz» der Syntax eine inhaltlich-thematische Entsprechung: «e tumbettan a bassa a schnestra e vadrets il Piz Ot [...]» (17f.).

Die bisher auf die paradigmatischen Erhellungsmöglichkeiten sich konzentrierenden Versuche, markant normferne Einheiten zu verstehen, müssen durch die syntagmatischen Erhellungsmöglichkeiten erweitert werden. Zunächst ist festzuhalten, dass die Massierung «erfundener Sprache» die Erfassung eines kontextuellen Sinns erschweren, wenn nicht verhindern kann. «Glinzlaind cun il lumplöz, il mortunzel schlittit da lurs e grözlò sainza sbruonzlas ni schlappuonzlas: «Ghest dadur?» (9f.) dürfte von verschiedenen Lesern sehr unterschiedlich «übersetzt» werden. Andererseits sind «grözlò» in diesem Segment, wie auch «foschet» (11) und «schrainzlet» (12), durch Vor- oder Folgekontext direkter Reden eindeutig als *Verba dicendi* markiert. Einzelne verständliche Elemente erlauben eine abduktive, aber doch sichere Erschliessung des Sinns längerer Segmente: «[...] e avettan üna pfundaivla schlatterada süls rips» (7), heisst wohl eindeutig: «und kriegten eine pfundige Tracht Prügel auf die Rippen». Die verständlichen Elemente bilden ein Netz von «Leuchtpunkten», die mehr oder weniger weit und deutlich in den Vor- und Folgekontext «ausstrahlen» können. Dieses Netz ist für den zweisprachigen Leser dichter als für den einsprachig deutschen. Andererseits ist diesem die Analogiesetzung zu anderssprachlichen Einheiten (wie im Falle von «dalönch» – «lunch») durch die Nicht-Erkennung romanischer Einheiten erleichtert, was die Beantwortung der Frage nach dem Modell-Leser[744] und Hörer dieses kabarettistischen Textes nicht leichter macht. Bevor dies näher erörtert wird, noch eine minimale Paraphrase dessen, was der zweisprachige Leser unter Einbezug der intertextuellen und gattungsspezifischen Determiniertheit dieses Textes verstehen kann. Der Titel verweist eindeutig auf die Textsorte «Sage» oder «Legende»[745], «mortunzel» auf eine Figur aus dem Reich der Toten; ihr «Heheheheheheh!» (24) ist nicht nur in Hohlers *Totenmügerli*, sondern auch in romanischen Sagen[746] zu hören. Wer den Hinweis auf die Textsorte erfasst, wird auch die Grundsequenzen dieser einfachen, stereotypen Fabel erfassen, die dem Muster Frevel – Konfrontation – Katastrophe folgt. Zwei fluchende «tschaggelaris» werden von einem Lemuren überrascht, ihre Auseinandersetzung endet mit einem Bergsturz, der das ganze Oberengadin unter sich begräbt. Diese Sequenzen sind anhand von Minimalelementen auch ohne Romanischkenntnisse erkennbar: «bestemmiand [...] sco il tüfel» (3–4), Dialogsequenzen, «tumbettan a bassa» (17).

Über die effektiven Romanischkenntnisse des Autors Franz Hohler wird hier im Rahmen einer auf die Text-Leser-Ebene sich beschränkenden Analyse nicht spekuliert[747]. Die Hypothese, dass dieser Text einen Modell-Leser ohne Romanischkenntnisse vorsieht, lässt sich nicht «beweisen». Dass ihn der Autor in seinem deutschsprachigen *Kabarett-Buch* veröffentlicht hat

und mehrheitlich oder ausschliesslich deutschsprachigem Publikum vorträgt, kann ebenfalls nebensächlich sein. Eine von der Wirkung ausgehende Hypothesenbildung zum Modell-Leser steht vor dem Dilemma, ob das Wirkungspotential dieses Textes eher in der Transformation von Bekanntem, oder im ersparten Aufwand im Umgang mit Unbekanntem liegt. Im Rahmen der ersten Hypothese, die von einem Modell-Leser mit Romanischkenntnissen ausgeht, kann darauf verwiesen werden, dass Hohlers pseudoberndeutsches *Totenmügerli* zu den beliebtesten Kabarett-Texten der Deutschschweiz gehört. «Sprachmuster», Stereotypisierung, Karikatur durch Frequenzsteigerung, Kumulierung und Verdichtung enthalten also ein komisches Potential, auch wenn die Ausgangssprache bekannt ist. Desgleichen ist leicht zu erahnen, dass solche Texte für Leser, denen die Ausgangssprache völlig unvertraut ist, ohne jeden Reiz sind. In Analogie zur Parodie, die auf einen bekannten Hypotext angewiesen ist, wäre diese Art Sprachparodie auf die Bekanntheit der Ausgangssprache angewiesen. Dagegen kann die zweite Hypothese ins Feld führen, dass gerade die überraschende Verständlichkeit eines Textes in einer unbekannten Sprache den Witz dieser Hybridisierung ausmacht. Der lästige Lernaufwand, der sonst nötig ist, um die ärgerliche Unverständlichkeit des Fremdsprachlichen aufzuheben, wird einem hier erspart. Zitat, Abwandlung, Entlehnung, Pseudo-Entlehnung und freie Erfindung werden in ein Mischverhältnis gebracht, dass nicht nur «karnevalesk» wirkt, sondern die Kodeabhängigkeit des Verständnisses relativiert. Damit konfiguriert sich der Modell-Leser als Verbindung der beiden Hypothesen: um den parodistischen Witz zu erahnen, muss er eine passive Vertrautheit mit der Lautgestalt des Romanischen haben; um die Verständlichkeit als befreienden Überraschungseffekt zu erleben, schadet es nichts, wenn sich seine Kompetenz auf dieses absolute Minimum beschränkt. Wenn sonst häufig über den Sprecher gelacht wird, so verbünden sich hier Erzähler und Leser im Lachen über die Unverständlichkeit einer Sprache, die sie spielerisch aufzulösen versuchen.

Die hier abgeschlossene Lektüre einzelner Texte zeigt die grosse Vielfalt an Formen und Funktionen transkodisch markierter Sprache. Diese Vielfalt, sie ergibt sich auch aus der Interaktion zwischen Text und «Rahmen» (Intertextualität, Interdiskursivität, puristische Tradition, Stereotype einer Minderheitensprache), kann hier nicht reduziert werden. Die besprochenen Texte nutzen zwar die Möglichkeiten von Mehrsprachigkeit und Mischsprache in besonders vielfältiger, überraschender oder signifikant stereotyper Weise, doch wäre es vermessen, von diesem sehr beschränkten Corpus ausgehend, eine Typologie entsprechender Funktionen in der bündnerromanischen Literatur erstellen zu wollen. In den nächsten Abschnitten

wird das Corpus erweitert und zugleich die Betrachtungsweise verändert. Abschnitt v. gilt der Kennzeichnung und Kommentierung transkodisch markierter Einheiten sowie verschiedenen «Übersetzungsspielen». Im Falle der Übersetzung zeigt sich, dass diese auch zum wichtigsten Stilmittel, ja zum Konstruktionsprinzip ganzer Texte werden kann. In Abschnitt VI. wird unter nochmaliger Erweiterung des Corpus versucht, die auffälligsten Formen, Funktionen und «Inhalte» systematisierend und typologisierend zusammenzufassen.

v. Fremdelemente und Kontext: Markierung, Kommentierung, Übersetzung

In den folgenden Abschnitten wird die Ebene des einzelnen Textes zunächst verlassen, um einige der häufigsten Formen der Markierung und Kommentierung transkodisch markierter Sprache näher zu betrachten. Die beiden Formen stehen in einem Kontinuum, die Markierung durch Anführungszeichen (v.1.1.) oder kontextuelle Kontrastierung (v.1.2.) kann durchaus als implizite Form von Kommentierung betrachtet werden. Die Kommentierung wiederum kann in der Variante der Kode- und Diskurszuweisung als Explizierung der Konnotation gelten. Als Kommentierung wurden auch die häufigen und vielfältigen Formen der Selbstkorrektur (v.2.2.) betrachtet, an denen die Verinnerlichung, aber auch die Ironisierung puristischer Forderungen nach «reiner Sprache» sichtbar wird. Eine Kombination von Markierung und Kommentierung ist die Übersetzung *in praesentia*. Ihre vielfältigen Formen zeigen, wie sich ein punktuelles, isoliertes Verfahren zum immer autonomeren Sprachspiel entwickeln kann, das literaturwissenschaftlich interessant wird, weil es zeigt, wie der literarische Umgang mit Sprachkontakt spezifische Textsorten wie «Übersetzungslisten» produzieren kann.

v.1. Markierungen

v.1.1. Anführungszeichen

Als Mittel der eindeutigen Markierung von «Auffälligkeit» sprachlicher Einheiten benutzt die Schriftsprache Anführungszeichen oder einen verschiedenen Schrifttyp, vor allem die Kursivschrift. Die Anführungszeichen sind allgemein und in den romanischen Texten eindeutig häufiger[748], weshalb sie hier als exemplarischer Fall graphischer Markierung behandelt werden. Aus der Sicht von Semiotik und Sprachphilosophie wird die Bedeutung von Anführungszeichen als unzuverlässigen oder redundanten Indika-

tor einer Autonymie des Zeichens stark relativiert[749]. Aus der Sicht der Linguistik und der literarischen Stilistik ist seit langem unbestritten, dass Anführungszeichen weder zuverlässige Indikatoren der Grenzen von Personenrede, noch Garanten ihrer «zitierenden», mimetischen Wiedergabe sind. Klar ist dagegen umgekehrt, dass ihr Fehlen innerhalb des Autoren- oder Erzählerdiskurses keineswegs ein verlässliches Indiz für dessen «Einstimmigkeit» und idiolektale Einheitlichkeit darstellt. Autor- und Erzählerdiskurs können grundsätzlich immer, auch ausserhalb üblicher Formen der Ambivalenz wie der freien indirekten Rede, von versteckten Fragmenten der Rede und Sprache anderer, von Bachtins «fremden Wörtern», durchsetzt sein. «Selbst wenn wir von den Reden der Personen und von den eingebetteten Gattungen absehen, bleibt die Autorenrede allein noch ein stilistisches System von Sprachen: bedeutende Massen dieser Rede stilisieren (direkt oder parodistisch oder ironisch) fremde Sprachen, und über sie sind fremde Wörter verstreut, die, keineswegs in Anführungszeichen gesetzt, formal der Autorenrede angehören, aber durch eine ironische, parodistische, polemische oder andere vorbehaltliche Intonation deutlich von der Rede des Autors distanziert sind.» (Bachtin 1979:294). Trotz dieser Einschränkungen sind Anführungszeichen keineswegs funktionslos und längst nicht immer redundant. Im Zusammenhang mit eingeschobenen Lehnelementen definiert sich ihr Wert aus den Beziehungen zwischen Bachtins «vorbehaltlicher Intonation», der Vielfalt indirekter, impliziter Redewiedergabe und linguistisch beschreibbaren Indizien von «Fremdheit» als fehlender oder unvollständiger Integration. Nach Rey-Debove sind die Anführungszeichen ein Mittel der kommentarlosen Einführung einer «connotation autonymique» verschiedener Arten, vom Typ «comme il dit», «comme on dit», aber auch «comme je dis»[750]. Die Verbindung der Markierung von Indirektheit mit der Anmeldung eines «Vorbehaltes»[751] kennt verschiedene Grade und Anlässe der Distanznahme. Extrempositionen von Ablehnung und vorsichtiger Anlehnung lassen sich durch Paraphrasen umreissen, die den Wert der Markierung ausdeuten: «wie andere im Gegensatz zu mir sagen» (Distanzierung) gegenüber: «wie ich in Anlehnung an andere mit gewissen Vorbehalten sage» (vorsichtige Anlehnung)[752]. Die hier interessierende Fragestellung darf nicht dazu verleiten, die Funktion von Anführungszeichen vorschnell als redundantes graphisches Accessoire transkodischer Markierungen zu interpretieren. Es gibt nämlich, auch innerhalb des auktorialen Diskurses, graphisch unmarkierte, durch keine Kommentierung oder Übersetzung hervorgehobene, im Sinne der Kontaktlinguistik fremde Einheiten[753], während umgekehrt Anführungszeichen «Fremdheit» nur im metaphorischen Sinn der Distanzierung, nicht aber im kontaktlinguistisch rele-

vanten Sinn markieren können. Die Anlässe der Distanznahme lassen sich, in Analogie zu den Ebenen der Konnotationsauslösung, auf die drei Ebenen Signifikant, Signifikat (Signifikat-Referenz) und Zeichen zurückführen[754]. Als Referenzdiskurs für die der «Form» geltenden Anführungszeichen zeichnet sich der Purismus ab, während die auf den «Inhalt» sich beziehenden Anführungszeichen häufig auf Erkenntnis- und Ideologiekritik zurückzuführen sind. Die Unterscheidung ist allerdings nur im Sinne einer allgemeinen Tendenz richtig, nicht im Sinne kontaktlinguistischer Unterscheidungen. So kommt es durchaus vor, dass puristische Vorbehalte gegenüber einer «Lehnbedeutung», gegenüber der Inhaltsseite des Zeichens also, durch Anführungszeichen signalisiert werden.

Wo Bachtins «fremde Worte» und «fremde Sprachen» wörtlich zu nehmen sind, gilt die Distanznahme kontaktlinguistischen Erscheinungen wie lexikalischen Entlehnungen, auf die wir uns im folgenden konzentrieren. Synchron und unter Aussparung der «Integrationsfrage» betrachtet, verstossen lexikalische Entlehnungen gegen das System und gegen die Norm der Empfängersprache: «l'emprunt, en tout cas, s'oppose à la fois à la norme et au système.» (Rey-Debove 1978:282). Wenn Entlehnungen von einer ersten Phase der «Erwähnung» (Autonymie), über eine Zwischenphase der «connotation autonymique» in eine Phase des Gebrauchs (und damit der Integration) gelangen[755], so können die Anführungszeichen einen Vorbehalt signalisieren, der in der Zugehörigkeit der Entlehnung zu einer der ersten beiden Phasen begründet ist. Ob die linguistischen Indizien mangelnder Integration aus der Sicht synchroner Systemlinguistik sinnlos sind oder nicht[756], die Markierung durch Anführungszeichen verweist auf sie und fordert ihre Beachtung.

Zum Anfang zwei einfach scheinende Beispiele eingeschobener, mit Anführungs- und Schlusszeichen markierter, italienischer und englischer Lexeme:

> (1) L'auter gi, Vendergis sogn, giu Lugano. Nus tschappergnein in'ura pellas streglias. Sesein suenter en in café da vias alla Piazza Riforma, davos bialas meisettas da marmel, buein nies «espresso» e discutein. (Camenisch 1986:120)

> (2) Juan clama il camarier, giavüscha da far munaida, bütta ils daners da 200 liras aint il ajer sco ün gioculatur, tils laschond alura travuonder da la «musicbox» chi bainbod strasuna fin oura sülla «piazza» e va sguragiond per las giassas strettas [...] (Bezzola 1987:16)

Offensichtlich geht es in beiden Fällen um die, in Beschreibungen der Wirkung von Lehnelementen häufig genannten Aspekte «Lokalkolorit», «Milieukongruenz» und «Atmosphäre»[757]. In Ab- und Einstimmung auf die Sprache des Ortes der Handlung werden zusammen mit anderen *effets de réel* (Marmortische, fremde Währung, Musikbox) Lehnelemente in der authentifizierenden Funktion sprachlicher *effets de réel* eingestreut.

In (1) folgt auf die unmarkierte, in Analogie zum Romanischen problemlos verständliche «Piazza Riforma» eine Markierung des eingeschobenen «espresso». Als gängiger Internationalismus ist «espresso» ein integriertes Lehnwort, eine Auffälligkeit des Signifikanten scheint nicht gegeben[758], ein romanisches Synonym gibt es nicht. So fragt sich, was die Anführungszeichen eigentlich signalisieren. Sie signalisieren keine paradigmatisch vorgegebene, sprachliche Fremdheit des Lehnwortes, sondern die Besonderheit seiner Verwendung im Milieu der italienischen Spendersprache. Die Anführungszeichen gelten dem «richtigen, italienischen ‹espresso›»; sie stellen die Besonderheit von Wort und Sache neu her.

In (2) ist vor allem die leichte Divergenz der Funktionen des englischen und des italienischen Einschubs von Interesse. Die Fremdheit des italienischen «piazza» ist lautlich gegenüber romanischem «plazza» eindeutig und sprachtypologisch exemplarisch. Die Funktion «Milieukongruenz» oder «Lokalkolorit» verbindet sich mit der auf die Inhaltsseite übergreifenden «Fremdheit». Die Anführungszeichen markieren, auf dem Hintergrund von «plazza», die lautliche, semantische und referentielle Besonderheit von «piazza». Im Falle von «musicbox» fehlt der kontrastive Hintergrund der unmarkierten romanischen Entsprechung[759], was zu einer Vervielfachung der Funktionen des Anglizismus führt. Eine funktionale Anlehnung an Situation, «Milieu», vielleicht auch Gruppensprache wird von der Signalisierung der behelfsmässigen Behebung eines lexikalischen Defizits überlagert. Zwischen den Polen: «wie ich in bewusster Anlehnung sage» und «wie ich zwangsläufig und behelfsmässig sage» sind Zwischenstufen denkbar.

Das dritte Beispiel stammt aus dem Text eines Autors namens Alexander, der von Diskotheken handelt:

> 3a) Spert aunc in sprez «eau de toilette» per dar «power» masculin. (Alexander 1994:16)

> 3b) Alla bar vegn ei chippau giuaden entgins drinks, per beiber in tec curascha ed energia. (Alexander 1994:16)

Als naheliegendste Erklärungen dafür, dass das englische «power» in (3a) mit Anführungszeichen versehen wird, während die «drinks» von (3b) ohne Anführungszeichen gebraucht werden, bieten sich Unterschiede in der Auffälligkeit, im Integrationsgrad und der Häufigkeit der beiden Lehnwörter an. Paradigmatisch gesehen sind «power» wie «drinks» graphisch auffällig («w», «k»), «power» konnotiert «Fremdheit» auch im Bereich der graphophonematischen Relationsebene («ow» für [au]). «Drinks» ist wahrscheinlich häufiger und im gegebenen Kontext neutraler, während der Zusammenhang zwischen «eau de toilette»[760] und männlichem «power» als Karikatur von Ideologie und Verhalten einer bestimmten «Szene» dient. Wichtig sind Häufigkeit und Dichte der Einschaltungen verschiedener Art und Herkunft: der schnelle Wechsel vom französischen zum englischen Lehnwort in (3a), die Verbindung zwischen der Lehnübersetzung: «chippau giuaden» (aus: «hinunter-gekippt») und dem englischen Lehnwort. Häufigkeit, «Dichte» und Heterogenität der Fremdmarkierungen werden hier als diskursives Grundmuster des Pastiche von «Jugendsprache» erkennbar.

Die Verschiedenheit des Wertes und der stilistisch-kontextuellen Auswirkung einer Markierung eingeschobener Lexeme im Autor-Erzählerdiskurs lässt sich auch an den häufigen deutschen Lehnwörtern beobachten. Hier drei Beispiele aus Bierts *La müdada* (1962), Maissens *Mia resgia* (1987) und Nuotclàs *Il tunnel* (1991):

> (4) La maisa raduonda vi'l chantun es bain occupada. Sar magister secundar, Schimun Clopat, dirigent dal cor mixt, redschissur da teater, chaschier dals gimnasts, prüm «tenorhornist» aint illa musica ed actuar da la società da tregants, es in debatta cul advocat Ruinell [...] (Biert 1962:218)

> (5) Dado, sperasgiu, era pendida vid la spunda e costa ina 'heiglaria'. Buca lunsch naven paradava il 'Hotel Bellevue' cun siu num fascinont, cun ina vasta ustria ch'occupava igl entir plaunterren. Entradas dev'ei davon e da costas viaden. Gest sut il hotel ina casetta alva cun giufuns la 'pecharia' cun stizun. Quella deva a nus il paun de mintga gi. Vieifer sesanflava la veglia 'gerbaria', ch'ei lu tuttenina svanida ensemen cugl ualet 'Bächle' che fuva, plinenviasi, sescurlaus per far ir enzacontas resgias e mulins. (Maissen 1987:45f.)

> (6) Armon, Dumeng, Duri, Men da Töna ed amo blers oters sun lura its via aint ill'ustaria da la staziun, Armon per superar seis

> sentimaints chi til schmachaivan sül nuf da la gula, Dumeng e Duri cuntaints dal bun «hondel» ed oters simplamaing per dar üna baderlada tanter da paurs. (Nuotclà 1991:142)

In (4) ist die Abfolge *déterminant-déterminé* im Kompositum «tenorhornist» das zentrale Merkmal der «Fremdheit»[761]. Das Lehnwort hat den Vorteil der Kürze[762], die entsprechende romanische Variante den Nachteil einer umständlichen doppelten Determinierung: «prüm sunader da corn tenor». Der Abschnitt gehört nach «Voix» und «Mode» eindeutig und ausschliesslich zum Diskurs des Erzählers, der dem Leser aufzählt, wer alles im Wirtshaus sitzt. Die Person deckt sich nach Beruf, Status und Bildung sehr weitgehend mit derjenigen des Autors, der ebenfalls Sekundarlehrer, Theateramateur usw. war. Die Anführungszeichen signalisieren also keine eindeutige ironische Distanzierung gegenüber einem markant nicht-auktorialen Idiolekt oder Soziolekt. Sie signalisieren eine provisorische, selbstkritisch-ironische Anlehnung an die Umgangssprache: «wie ich in unorthodoxer, bequemer Anlehnung an die Umgangssprache am liebsten schreiben würde».

In (5) sind die Lehnwörter «heiglaria» («Kegelbahn»), «pecharia» («Bäckerei»), «gerbaria» («Gerberei») und die Übersetzung-Apposition «ualet ‹Bächle›»[763] mit einfachen Anführungszeichen versehen. Aus Erörterungen von Decurtins zu «pec»[764] lässt sich eine Gemeinsamkeit dieser Lehnwörter extrapolieren: es handelt sich um schriftsprachlich obsolete, sehr weitgehend durch einheimische Lexeme verdrängte Lehnwörter, die sich synchron nur noch in der Umgangssprache halten. Eine weitere Erhellung ergibt sich aus einer kommentierenden Glosse des Autors, der den auffälligen Sprachgebrauch in diesem volkskundlich-lokalhistorischen Text auf historisierende Anpassung an den Soziolekt der dokumentierten Welt zurückführt. «Ins vegn a surstar dil lungatg mistergner applicaus en questa lavur, viarva surprida dals perdavons, da resgiaders e mistergners. [...] Germanissems seretschan en moda naturala dils discuors d'allura, germanissems gia dagitg incorporai, lu era pli recents, arrivai cun indrezs innovativs. Il purissem, las retschas de neologissems giugavan negina rolla. Ei vegneva tschintschau sco quei che bap e mumma tschintschavan, sco'ls luvrers, maschinists e resgiaders s'exprimevan. Tut en uorden – sper il lungatg tudestg – en sempla moda e senza retenientschas.» (Maissen 1987:138f.). Die Anführungszeichen markieren hier also die gewonnene Distanz gegenüber einem ehemals sozial eingebundenen Teil des eigenen Idiolekts, sind Indizien einer jüngeren, schriftsprachlichen Auffälligkeit einer früheren, mündlich unauffälligen Sprachverwendung. Nach Werner hätten wir in diesem Fall eine «signalfunktionale Bedeutungsveränderung» (cfr. 1981:230)

in der entlehnten Einheit, die in der Zielsprache nur noch umgangssprachlich gebraucht wird. Der Wert der Anführungszeichen wäre hier demnach zu paraphrasieren: «wie ich, ein schriftsprachlich obsoletes Lehnwort gebrauchend, in realistischer Anlehnung an die Sprachverwendung der beschriebenen Welt, schreibe».

In (6) wird das umgangssprachlich geläufige und auch schriftsprachlich gut belegte, tirolerischer Lehnwort «hondel»[765] graphisch markiert. Neben einer möglichen Auffälligkeit des Signifikanten[766] muss hier die Tatsache des semantisch-konnotativen Unterschiedes von «hondel» und «affar» berücksichtigt werden. Gegenüber dem als Erbwort empfundenen «affar» ist «hondel» pejorativ wertend; in symmetrischer Entsprechung zu den von Hornung im Zimbrischen von Pladen beobachteten «Gebrauch romanischer Synonyme für minderwertige, schlechte Dinge» (1981:123) ist hier das deutsche Lehnwort mit der negativen Wertung behaftet[767]. Die Anführungszeichen gelten nicht dem Integrationsgrad, sondern dem zitierenden, ironischen Gebrauch des Wortes in der Umgangssprache: «‹hondel›, wie ich in Anlehnung an den ironisch-pejorativen Gebrauch des Lehnwortes sage».

Aus diesen sechs Beispielen wird klar, dass Vorbehalt und Distanzierung nicht einseitig und eindeutig dem Sprachgebrauch der «andern», sondern komplexen Mischverhältnissen zwischen Distanzierung und Anlehnung, eigener und fremder Sprachverwendung, eigener und fremder Norm gelten können. Diese «Mischverhältnisse» sind im Bereich der freien indirekten Rede besonders auffällig. Ihre doppelte Ambiguität zwischen Rede und Gedanken, zwischen Erzähler- und Personenrede kann durch markierte Fremdeinschaltungen sowohl hergestellt wie aufgelöst werden[768]. Im Rahmen unserer Skizzierung der komplexen Auswirkungen graphisch markierter Einschaltungen genüge ein Blick auf einen Fall identischer oder sehr ähnlicher Einschübe innerhalb verschiedener Typen der Redewiedergabe[769]. Die Textstellen stammen aus den *Historias dil Parler Pign ed autras bialas* von Theo Candinas (1986):

> (7a) Tschei di veva il Parler Pign in 'huora druck'. Perquei eis el ius in tec el burdel. (Candinas 1986:46)

> (7b) Il Parler Grond seigi nuota senuspius da seser giu sper quei tuliet ed hagi tschintschau cun el sco sch'ei fussi in normal. Gie, quel hagi 'halt in huora bien cor', il Parler Grond. (Candinas 1986:93f.)

(7c) Il Placi vevi pari deferdau, ni sco ins di a quei, epi dapi in triep onns. Buca da far curvien cun quels huora autos. Epi vevi el halt era empau cun femnas, maridaus eri el nuot. (Candinas 1986:185f.)

(7a) steht am Anfang eines Textes mit dem Titel: *Il Parler Pign va el burdel* (Candinas 1986:46–50). Die Markierung gilt dem umgangssprachlich integrierten, schriftsprachlich aber sehr auffälligen, verstärkenden «huora» und seiner Verbindung mit dem mündlich ebenfalls geläufigen, graphisch und schriftsprachlich auffälligen «dru*ck*»[770]. Die Markierung gilt zugleich der Inhaltsseite, der grobschlächtig technischen Sexualmetaphorik, die im gegebenen Kontext zu einer Resemantisierung des «grammatikalisierten» «huora» führt. Der markierte Einschub aus der Personenrede oder der Personensprache («wie er sagt» oder «wie er sagen würde») führt zu einer Kumulation des «comme je dis» (Erzähler) und des «comme il dit» (Person)[771]. Die graphische Isolierung des «comme il dit» kann als redundante Markierung einer stilistisch markierten freien indirekten Rede aufgefasst werden. Umgekehrt liesse sich behaupten, dass die explizite Markierung die im Attribut «freie» (indirekte Rede) angesprochene Ambivalenz gerade zerstört.

(7b) stammt aus einem längeren Segment indirekter Rede, im Vorkontext der zitierten Stelle finden sich «hani detg» («haben sie gesagt») und «pari» («scheint es») als Bezugsverben der syntaktischen Indirektheit. Die Markierung bestätigt das mimetische Potenzial der allzu oft als rein «diegetisch» und «paraphrastisch» eingestuften indirekten Rede[772]. Die Markierung gilt einem kollektiv umgangssprachlichen «comme on dit», die unpräzise Markierung schliesst neben dem das Adjektiv verstärkenden «huora» auch das gängige Modaladverb «halt» ein[773].

(7c) stammt aus einem Text mit dem programmatisch auf Polyphonie verweisenden Titel *Ei han detg* («Sie haben gesagt»). Die im ganzen Text und in der zitierten Stelle obstinat gesetzten direkten und indirekten Indizien von Indirektheit und Mündlichkeit machen eine Markierung von «huora» und «halt» überflüssig. Der Einschub einer «Wortverdrehung» («deferdau» statt «defraudau») und einer Selbstkorrektur («ni sco ins di a quei») in eine syntaktisch als indirekt markierte Rede («vev*i* par*i* deferdau»)[774] bereiten den Übergang in eine autonome direkte Rede («Buca da far curvien [...]») vor. Die Rede «anderer» ist in diesem Text so allgegenwärtig, dass hier das von Bachtin im humoristischen Stil erkannte, mögliche Fehlen einer Auktor-Erzählersprache vorliegt[775].

Die kontextuelle Einbettung, die Brechung des Diskurses in den verschiedenen Formen der Redewiedergabe bestimmt nicht nur das komplexe,

ambivalente Verhältnis von Distanzierung und Übernahme eines markierten Lehnelements, sie bestimmt auch die Markierung als solche. So kann, wie bei Candinas, dasselbe Lehnelement mit und ohne graphische Markierung auftreten. Dies ist nicht einfach auf «Inkonsequenz» zurückzuführen, sondern auf die Tatsache des Kontinuums zwischen graphisch eindeutigen und andern, impliziten Arten der Markierung.

V.1.2. Kontraste im Mikro- und Makrokontext

Anstelle einer graphischen Markierung, aber auch in Verbindung mit ihr, kann eine Kontrastierung *in praesentia* die Auffälligkeit einer entlehnten Einheit hervorheben. Der eindeutigste Fall ist derjenige der *glossierenden Synonymie,* die ein für unverständlich gehaltenes Lehnelement in seinem Vor- oder Folgekontext erläuternd übersetzt. Der Übersetzung im Folgekontext kann auch die Funktion einer, häufig durch metasprachliche Moderierung als solche gekennzeichneten, *Verbesserung* zukommen. Die glossierende Synonymie steht in einem interessanten Kontinuum zu andern Formen der Übersetzung *in praesentia*, die nachgeschobene Übersetzung in Verbesserungsfunktion ist vor allem in Zusammenhang mit ihrem kommentierenden Rahmen interessant, weshalb diese beiden eindeutigsten Fälle mikrokontextueller Kontrastierung in anderem Zusammenhang[776] ausführlicher behandelt werden. Hier sollen weniger eindeutige, nicht auf Erläuterung und Korrektur beschränkte Fälle einer kontrastierenden Markierung von Auffälligkeit zur Sprache kommen. Eine Gegenüberstellung von schriftsprachlichem, romanischem Erzählerdiskurs und umgangssprachlicher, transkodisch markierter Personenrede drängt sich als naheliegendste Hypothese zur Verteilung von markierten und unmarkierten Elementen auf.

Das erste Beispiel aus einer frühen Erzählung von Andri Peer zeigt, dass es komplexere Fälle gibt:

> (1) Las süjuors aschas ardaivan aint ils ögls, e las gulas gnivan süttas adonta dal tschiccar, sport cumön pigliand oura pel bocha Jöri e'ls duos Tirolers. Schi ils duos Tirolais, quels vaiv'il patrun tramiss sü da Z. be d'incuort. Els gnivan da Bulzan ed eiran fich differents ün da l'oter, as sumagliavan però culla povra sdratscha chi vaivan aint. (A. Peer 1947:39)

Diachron betrachtet weist die Suffixdublette «Tirol-er» vs «Tirol-ais» auf die deutsche und romanische Herkunft, synchron ist «Tirolais» schriftsprachlich distanziert, während «Tiroler» die umgangssprachlich geläufige, nicht selten ironisch oder pejorativ konnotierte Form ist[777]. Im vorliegen-

den Kontext kommen beide Formen im Erzählerdiskurs vor. Die Suche nach Indizien einer Polyphonie im ersten Kontext könnte darauf hinweisen, dass hier der Ich-Erzähler aus der Perspektive der Gruppe, zu der er als Person gehört, heraus erzählt. Die italienischen Lehnwörter «tschiccar» und «bocha»[778] könnten als Hinweis darauf gewertet werden, dass sich der Erzähler hier von der Sprache der italienischen Arbeitskollegen der Person «anstecken» lässt[779]. «Tirolais» dagegen gehört zu einem reinen Erzählersegment; die zunächst als bekannt angesprochenen Personen, «ils duos Tirolers», sind dem Leser noch nicht vorgestellt worden. Der Erzähler erinnert sich an sein Versäumnis und holt nach: «*Schi* ils duos Tirolais [...]» («*Ja* die beiden Tiroler [...]»). Die schriftsprachlich korrektere Form könnte damit erklärt werden, dass dieses Nachholen die Informationsfunktion des Erzählers, seine direkt leserbezogene Rede in den Vordergrund rückt. Die Hypothese einer funktional verschiedenen Kontextualisierung von «Tiroler» und «Tirolais» lässt sich nicht bestätigen[780]; es handelt sich um diskursiv funktionslose Varianten des Erzählerdiskurses und damit wohl auch des auktorialen Idiolekts.

Eine stilistische Funktion übernimmt die Kontrastierung innerhalb derselben Diskursebene im folgenden Beispiel aus einem Text von G. Lantina (Pseud):

> (2) La lingua romantscha serva per fondar societàs. Quellas sun lura in üna lia con ün tschêl gelg, chi sto ir a rovar per ellas. Ella pettliescha na mal. (Lantina 1921/1982:25)

Die unmittelbare Nähe und der anaphorische Bezug der synonymen «rovar» und «pettliar»[781] aktualisieren das expressive Potential der integrierten Lehnbildung und machen sie dadurch als solche wieder bewusst. Die damit vorgeführte Neuentdeckung der Faszination der «Fremdheit» dient hier stilistischer *variatio* und nicht sprachpflegerischer Polemik. Diese zeigt sich dagegen im folgenden Beispiel aus Jon Nuotclàs *Üna malatia rantaivla* (1982), ein Beispiel, das den vermuteten Gegensatz zwischen Erzähler- und Figurendiskurs bestätigt:

> (3) Cur cha seis abiadi til ha dat il tirascrauvs avant co ir, dschond: «Eu vegn svelt in butia, fa il bain e metta il «schrubaziar» aint il «verczügcasta», ha pover Michel stuvü constatar, cha la tschantscha discurrüda a Paterlonas nu d'eira plü sia lingua. Amo üna ter pezza ha'l gnü il tirascrauvs in seis mans airis, segnats d'impruntas da la stantusa lavur da sia lunga vita. (Nuotclà 1982:19)

Von einem romanischen «tirascrauvs» im Vor- und im Folgekontext des Erzählers «umzingelt», wird das konkurrenzierende, neue Lehnwort «schrubaziar» mehrfach markiert (durch Einschluss in die direkte Rede, durch isolierende Markierung innerhalb des «Zitats») und als Indiz eines rasanten Sprachwandels kommentiert[782]. Die Kontrastierung mit «tirascrauvs» weist ostentativ darauf hin, dass das neue Lehnwort «schrubaziar» kein lexikalisches Defizit behebt, mithin als «modisch», «unnütz» und «gefährlich» zu gelten hat.

Sprachpflegerische Polemik gegenüber einer integrierten, gängigen Lehnübersetzung liegt im folgenden Beispiel aus Jacques Guidons *Seczium C- No. 415* (1989) vor:

> (4) Uorschla, la fliunza – o «sour d'amalats» – giaiva aint ed oura. (1989:68)

Die Anführungszeichen markieren die puristische Distanznahme gegenüber der gängigen, integrierten Lehnübersetzung «sour d'amalats» (aus: «Krankenschwester»), die hier trotz oder gerade wegen ihrer Häufigkeit als schlechteres Synonym von «fliunza»[783] gebrandmarkt wird.

In Cla Bierts Erzählung *Quels da Patnaglia e'l prüm automobil* (1979) ist das Auto Gegenstand verschiedenster Reden, die das neue, unheimliche Ding auf vielerlei Art benennen. Die Kontrastierung wiederholt und vervielfacht sich innerhalb des Gesamtkontextes.

> (5a) Quels da Patnaglia e'l prüm automobil (1979:57)

> (5b) «Proebi o non proebi il passaggio del automobil tras il comün da Patnaglia, essendo inoltraziones fattas in merit.» (S. 58)

> (5c) «Schigliess, quai lura vöglia t'avair dit, pandol cha tü est ün, scha da quels guaffens diavlais-chs vegnan giò per via, schi eu nu't stun plü in chà [...]» (S. 59)

> (5d) «Sco a mai esa bain tuottüna cha l'auto vegna o ch'el stetta, eu per mia part nun ha nöglia temma da quella sort charröts.» (S. 59)

> (5e) «Il plü mal da tuot esa cha quaista charrücla dal malom va suletta eir amunt», disch Betta davo üna pezza [...] (S. 60)

(5f) «Eu sun cunter. L'automobil es fich nosch pel muvel. [...] quist banadi charröttel [...] quista maschina trida. [...] quist s-cherp da millimalams [...] Eu fetscha la proposta da scumandar severamaing tuot trafic cun auto tras cumün.» (S. 61f.)

(5g) «Mo l'uman vain tschiorbà da seis success. I nu's tratta be dad ün auto, id es blerant da considerar cha quist veicul zuond intelligiaint gnarà prodüt, sco uossa fingià in Germania ed in Frantscha, eir quia in grondas rotschas chi passaran eir nossa val.» (S. 62)

(5h) «Nonobstante la causa del automobile sclerida a satisfaczione per las citats, essendo nellas citats il tempo del secolo nov in ogni maniera plü spert [...]» (S. 64)

(5i) Tuot in d'üna jada – dalur – daja üna tschiorbada sü vers la glieud, sco d'ün spejel: ils vaiders da l'auto. Ed adüna plü daspera vain'la, la bes-cha, i's vezza fingià ils ögls, murlunas ruduondas chi fissan da quai pütiv davant oura [...] (S. 67)

Bierts Erzählung handelt von den Reaktionen einer archaischen Gesellschaft auf das Auto als Gegenstand neuer, befremdlicher Technik. Da diese Reaktionen vor allem auch sprachlicher Natur sind, enthält der Text einen sehr ausführlichen Katalog sprachlicher Benennungs- und Bewältigungsversuche, der an der Komik des Textes wesentlichen Anteil hat. Der synchron gegenüber der Kurzform «auto» als archaisch-umständlich konnotierte Internationalismus «automobil» kommt im Titel (5a) vor, in der Rede des Gemeindeweibels (5b) und, in Alternanz mit «auto», in derjenigen des Bauern Cla Rauet (5f). Damit erhält der Titel rückwirkend eine Polyphonie des Typs: «‹automobil›, wie der Gegenstand dieses Textes von seinen Helden genannt wird». Die Kurzform «auto» findet sich in der Rede von Baua Chastogna (5d), in derjenigen von Cla Rauet (5f), derjenigen des alten, belesenen, schrulligen Badruot Secha (5g) und in einer freien indirekten Rede, in der sich die «Stimme» des Erzählers und diejenige des Dorfkollektivs überlagern (5i). «Auto» ist also sowohl gegenüber der synchronen Norm wie gegenüber den Soziolektproben des Textes die neutralste Form. In der Stimmenvielfalt des Textes wird auch sie, im Kontrast zu «automobil» und «automobile», im Kontrast vor allem zu den vielfältigen emotionalen Paraphrasen, stilistisch und ideologisch «positioniert». Auffällig ist der Italianismus «automobile» (5h): er stammt aus der Rede des pensionierten

Aktuars Tumasch Falchet, der sie aufgeschrieben hat und dafür bewundert wird, dass er auch «rumantsch da scrittüra» («Schriftromanisch») kann. Die Rede ist ein karikierendes Pastiche der italianisierenden engadinischen Schriftsprache des frühen 20. Jahrhunderts[784]; «automobile» bildet die schriftsprachlich distanzierte Antithese zu den emotiv und nähesprachlich deutlich markierten Paraphrasen. Diese bestehen im wesentlichen aus Archilexemen oder Metaphern plus wertenden, fast immer abwertenden Attributen. Innerhalb der Variante Archilexem + Attribut bildet: «quist veicul zuond intelligiaint» (5g) den positiven Gegenpol zu den negativen: «guaffens diavlais-chs» (5c), «maschina trida», «s-cherp da millimalams» (5f), deren negative Wertung erst im Attribut («maschina trida») oder schon in den pejorativen Archilexemen («guaffens», «s-cherp») sichtbar wird. Als Metaphern dienen Bezeichnungen für bäuerliche Arbeitsvehikel: «quella sort *charröts*» (5d), «quaista *charrücla* dal malom» (5e), «quist banadi *charröttel*» (5f), Metaphern, die deutlich machen, dass neben der semantisch-referentiellen Ähnlichkeit auch die entsprechende Unähnlichkeit für die Qualität der «Figur» verantwortlich ist[785]. Die generalisierende Metapher «la *bes-cha*» (5i) dient der Einführung der naiv animistischen Perspektive des Dorfkollektivs im Augenblick der ersten traumatischen Begegnung mit dem «Untier»[786]. Erwähnenswert ist die moderierende Korrektur der Metapher: «quella *sort* charröts» (4d), die ihre problematische «Angemessenheit» reflektiert[787]. Interessant sind nicht die einzelnen Beispiele, interessant ist ihr komplexes, «dialogisches» Verhältnis, das im Rahmen einer narratologischen Analyse von «Voix» und «Mode» des ganzen Textes genauer beschrieben werden müsste. Bierts Beispiel macht deutlich, dass die kontextuelle Kontrastierung nicht nur für die Stilanalyse einzelner Mikrokontexte, sondern für die literaturwissenschaftliche Beschreibung und Interpretation des ganzen Textes von Bedeutung sein kann.

v.2. Kommentierungen

Wenn die graphische Markierung durch Anführungszeichen oder die kontextuelle Kontrastierung auch als Formen minimaler Kommentierung transkodischer Markierungen gelten können, so sollen im folgenden einige Fälle expliziterer Kommentierung zur Sprache kommen. Besonders häufig ist die kommentierende Zuweisung entsprechender Einheiten zu bestimmten Kodes, Normen oder Reden.

v.2.1. Kommentierende Kode- und Diskurszuweisung

Die als Definition von Konnotation oder einer ihrer Arten aufgeführte «(Sub)Kodeverweisung»[788] kann ausschliesslich durch ein am sprachlichen Element gezeigtes, gestaltetes Merkmal ausgelöst werden. Auf dieses Merkmal kann aber auch durch graphische Markierung oder kontextuelle Kontrastierung zusätzlich hingewiesen werden. Die grössere Explizität des Verweises verbindet sich nicht notwendigerweise mit seiner Eindeutigkeit, wie die Breite möglicher Interpretationen der Funktion von Anführungszeichen exemplarisch gezeigt hat. Neben der Markierung existiert die kommentierende Zuweisung markierter Elemente zu bestimmten Subkodes, Registern, Normen, aber auch bestimmten Texten und Reden. Diese Zuweisung steht einerseits in einem Kontinuum zu ernstgemeinten, metasprachlichen Beschreibungen konnotativer Inhalte und Stilwirkungen; andererseits kann sie, durch die Übersteigerung der ihr eigenen Explizität und möglichen Redundanz, leicht ins Ironische umschlagen.

Den häufigsten Anlass expliziter Kodezuweisungen bilden verschiedene Arten von Diskrepanzen zwischen schriftsprachlichen und mündlich umgangssprachlichen Normen.

> (1) Quei fuva hypocrisia – «glissnerem», sco ei vegn detg tier nus, la pli infama e disprezabla caussa, ch'ei dat sin quest mund – e Gion senteva quei bein pli ni meins claramein, mo igl intscheins digl compogn surpreneva el ed el seschava ligiar sco in affon. (Balletta 1887:226)

> (2) Eu n'ha eir ün üert – dadour cumün. Aint il dicziunari staja scrit suot «Schrebergarten» üert da chomps. In meis üert da chomps [...] (Dina 1990:11)

In diesen ersten beiden Beispielen verbindet sich die Kodezuweisung mit der unten (v.3.1.) ausführlicher diskutierten synonymischen Glosse. Im ersten Beispiel braucht der Erzähler den gebildeten Internationalismus «hypocrisia», der durch den kommentierenden, übersetzenden Zusatz: «‹glissnerem›, wie bei uns gesagt wird» als ausschliesslich schriftsprachlich, vielleicht als nicht allgemein verständlich[789] dargestellt wird. Ob die Markierung der unvollständigen Integration des Lehnwortes «glissnerem» der umgangssprachlichen Expressivität oder der sehr häufigen Verbindung zwischen den beiden gilt, ist nicht auszumachen. In (2) wird über die «Künstlichkeit» einer durch bewusste Anstrengungen ausgebauten, lexikalischen Norm des Schriftromanischen gespottet. Nach der Vorführung eines ge-

scheiterten Versuchs, «Schrebergarten» auf romanisch definitorisch zu umschreiben: «üert – dadour cumün» («Garten – ausserhalb des Dorfes») wird die Konsultation des Wörterbuchs erwähnt. Der Übergang von der autonymen, paradigmatischen Erwähnung («suot «Schrebergarten» üert da chomps») zum syntagmatischen Gebrauch («In meis üert da chomps [...]») gerät zur ironischen Vorführung von sprachpflegerischem Eifer. Gegenstand der Ironie ist weniger das lexikalische Defizit als der einigermassen umständliche und unpräzise Eintrag des Wörterbuchs[790], dessen Vorschlag mit einem suggerierten «wenn's halt sein muss» in den Text aufgenommen wird.

> (3) Tomas ei dus onns pli vegls, quendisch, el ei ners ed ha gia in tec pelegna sil pèz; jeu hai pér in'entschatta, dus/treis da quels liungs entuorn las téttas. Nus schein téttas a quei. (Camenisch 1986:33)

> (4) Davo ch'eu d'eira i a guadagnar la stà, n'haja pudü am praistar ün in gamba. Ün «Halbrenner», sco cha nus dschaivan, marca Mondia (sco'ls meglders curriduors), culur gelgua (sco meis amis), la fuorcha surcromada, desch marchas. (Bezzola 1984:124)

In diesen beiden Beispielen ist die Abgrenzung eines «we-code» Jugendlicher gegenüber einem «they-code» Erwachsener im Spiel. In (3) hat ein 13jähriger Ich-Erzähler das Wort, der den Gebrauch des romanischen «téttas» («Zitzen») zur Bezeichnung der Brustwarzen halbwüchsiger Knaben als Besonderheit der Gruppensprache Jugendlicher herausstreicht. Ob eine Metonymie oder die Vermeidung eines Euphemismus eine nachvollziehbare Auffälligkeit gegenüber «cavadi» (*VD*) ausmachen oder nicht, die Kommentierung des jugendlichen Erzählers beansprucht die spezielle Verwendung eines *romanischen* Lexems als Verweis auf einen spezifischen Subkode «Jugendsprache». Dies ist insofern wichtig, als «Jugendsprache» in literarischen Texten fast ausschliesslich durch eine Häufung transkodischer Markierungen dargestellt wird[791]. In (4) spricht ein erwachsener Ich-Erzähler, die jugendliche Ich-Figur kommt in der freien indirekten Rede mit ihrer Sprache («in gamba», «ün ‹Halbrenner›») und ihrer Bewertungsweise («sco'ls meglders curriduors») zum Zug. Das Fehlen einer romanischen Entsprechung[792] und die Tatsache, dass mit dem Gegenstand auch das deutsche Wort «Halbrenner» obsolet wird, macht die Kommentierung mehrdeutig. In Frage kommen: «wie wir Jungen sagten» und «wie wir damals alle sagten». Lehnelemente werden also auch dann als auffällig kommentiert, wenn keine romanische Entsprechung existiert. Kommentierungen

können sich in nicht auflösbarer Ambivalenz auf Gruppensprachen oder auf zeitlich verschiedene *états de langue* beziehen.

> (5) In auter giug da neiv era quel dil «svaniment». Quel savevan nus far mo dadens il «Hof» – ch'ins numna oz la Cuort Ligia Grischa, il museum regiunal sursilvan. Da lez savess jeu raquintar caussas ch'ins astga buca raquintar, silmeins ozildi buc. Per raquintar quellas dil «Hof» vess ins stuiu nescher u pli baul – bia pli baul- ni lu in bienton pli tard. (H. Spescha 1984:187f.)

> (6) «Ha! Ün premi litterar! Che es quelo? «La tuma», chi ho già üna vouta udieu qualchosa da «la tuma»? Be quels da Domat saun che cha que es, u forsa auncha quels da Felsberg, voul dir Favugn scu cha dischan uossa, ma quels nu discuorran niencha rumauntsch. (Ganzoni 1990, o.S.)

In (5) wie in (6) werden die transkodisch markierten Varianten dem *älteren* Sprachgebrauch zugewiesen. Es zeigt sich also, dass Sprachwandel nicht nur im Rahmen der stereotypen Dekadenztheorie (früher romanisch, jetzt deutsch), sondern auch unter Berücksichtigung der sich auswirkenden Sprachpflege kommentiert wird. In (5) wird die «Romanisierung» mit dem Übergang des nähesprachlichen, nur mit dem Artikel aktualisierenden «il ‹Hof›», zum offiziellen, benennenden «la Cuort Ligia ‹Grischa›» in Verbindung gebracht und damit ironisiert. In (6) wird derselbe Aspekt mit dem Mittel der Selbstkorrektur unterstrichen: «‹Felsberg›, wie man früher unbedacht sagte, ‹Favugn› wie man jetzt sagen muss». Der kleine Sieg der Puristen wird durch die stehengelassene Korrektur und den Hinweis auf die Tatsache, dass in Felsberg nicht romanisch gesprochen wird, als Sieg des Übereifers relativiert.

Das nächste Beispiel zeigt, dass der Zusammenhang zwischen älterem Sprachgebrauch und transkodischer Markierung problematischer sein kann.

> (7) Per ils burolers, sco quei ch'ils umens d'uaul vegnevan numnai pli baul, steva a disposiziun la resgia d'uaul. (Maissen 1987:4)

Die Kommentierung bezieht sich eindeutig nur auf die ältere Norm; ob eine Auffälligkeit des Lehnwortes[793] mitreflektiert wird, ist nicht zu entscheiden. Der Einwand, dass eine Bejahung dieser Frage Synchronie und Diachronie vermischt, ist so berechtigt wie die Skepsis gegenüber dem notwendiger-

weise konstruierten, synchronen «Durchschnittsleser», dem «buroler» nicht als Lehnelemente auffallen dürfte. Die kommentierende Zuweisung eines Elements zu einem bestimmten Diskurs oder Subkode kann dieses als im Vergleich zur synchronen Gebrauchsnorm des Schreibenden fremdes oder fremdgewordenes «distanzieren». Es gibt aber auch den komplexeren Fall der «normsuchenden» Schwankungen zwischen verschiedenen Kodes und Diskursen:

> (8) El ho pendieu sü il corn, *scu cha tü scrivast, Oscar *, *u muschla scu cha d'he let tar Men Gudench*, u hörar scu cha's soula dir, ed es ieu sü illa staunza cha duonna Silvia al vaiva preparo per quist temp ch'el staiva a Surpunt. (Klainguti 1988:26)

Gegen das Lehnwort «il hörar» («Hörer», «Telephonhörer») hat sich kein romanischer Neologismus durchsetzen können[794]. In (8) sucht der Erzähler nach normgebenden Anhaltspunkten in literarischen Texten etwas älterer Autoren, deren Vorschläge gegenüber dem umgangssprachlich geläufigen Lehnwort («‹hörar›, wie man zu sagen pflegt») als gutgemeinte, aber vereinzelte, unkoordinierte[795] und damit chancenlose Varianten dargestellt werden. In diesem Text von Klainguti stellen die metasprachlichen Kommentare keine isolierten «Klammern» dar; sie stehen in Beziehung zu einer metanarrativen Ebene, auf der die narrative Struktur und der fiktionale Status in auffälligen «Horizonteinbrüchen» (Metalepsen)[796] zum Gegenstand spielerischer Reflexion wird.

Die Kritik an einer bestimmten Gebrauchsnorm kann durch spezielle Verweise auf einen bestimmten Subkode erfolgen, sie kann aber auch, ironisch und scheinheilig, die Form eines generalisierenden «wie man sagt» annehmen:

> (9) Quels che vesan in tec davos las culissas (ed il scribent da questas lingias ha il cletg da s'udir denter ils aschinumnai «insiders», sco ins di) gie ils ezs san ch'ils adversaris politic-confessiunals el guvern han nuota cediu da bunaveglia quei post a nus [...] (Candinas 1987:19f.)

Hier wird die auf die sprachliche Norm verweisende Form des «comme on dit»[797] so obstinat («sogenannt», Anführungszeichen, «wie man sagt») gebraucht, dass sie ins Ironische umschlägt und den Zusatz «und ich niemals ohne Vorbehalt sagen würde» geradezu einflüstert. Als Mittel der Kri-

tik an einem Lehnelement und der entsprechenden Gebrauchsnorm kann also gerade der insistente Hinweis auf die Normkonformität dienen.

Die Kommentierung kann bestimmte idiolektale Eigenheiten einer Person hervorheben und damit ihrer sprachlichen, psychologischen, sozialen, kulturellen Charakterisierung dienen.

> (10a) A mai m'hana manà in taxi o sco chi dischan, ün auto sco ün oter mo cun schoför in mandura [...] (A. Peer 1961:72)

> (10b) Il sgrembelin ha vuglü per forza dal d... portar el la valisch e m'ha fat entrar tras üna porta da metal in quella chaista chi dischan lift. (A. Peer 1961:73)

> (11) «[...] haveis vus en vossa claustra ina stanza libra...» «Ina cella, sco nossas stanzas secloman?» (Carnot 1929:275)

> (12) [...] bab aveva anc dumengia damaun baud stuì improvisar ina saiv cun il lainom restà da la stalla veglia, ch'era vegnida demontada dacurt per far plaz al «modern», sco mamma aveva per moda da dir. (Vigne 1986a:128)

Die kommentierende Zuweisung «taxi» (10a) und «lift» (10b) zum Kode der «andern» («wie *sie* sagen») gilt, ganz abgesehen von der Tatsache, dass sich die Person in einer deutschsprachigen Umgebung befindet, nicht der generellen, mangelnden Integration dieser Lexeme in den romanischen Wortschatz. Sie gilt einer präzisen Isolierung der Sprache dieses Bauern und damit der «Bauernsprache» gegenüber dem Wortschatz und den Gegenständen der internationalen Moderne. Während reale Bauern Taxi und Lift sprachlich wie kulturell längst integriert haben, müssen sich die archaisierten literarischen Bauern von «modernen» Wörtern noch immer distanzieren und damit ihre Zugehörigkeit zu einer geschichtslosen Vormoderne signalisieren. In (11) fragt der (noch) Protestant Jürg Jenatsch den Pförtner des Franziskaner-Klosters, ob er für ihn ein «Zimmer» («stanza») frei habe, worauf ihn der Mönch belehrt, dass die «stanzas» des Klosters «cellas» genannt werden. Die onomasiologische Richtigstellung («Zellen, wie unsere Zimmer heissen») markiert die Spezifizität einer «katholischen» Gruppensprache, der unpräzise Begriff (Archilexem) Jenatschs verweist auf seine Unvertrautheit mit der katholischen Welt. Die kommentierend hervorgehobene Fremdheit geht von gruppensprachlicher Eigenheit aus, nicht oder höchstens am Rande von «cella» als Lehnwort[798]. In (12) schliesslich

fehlt jeder Bezug zu «Fremdheit» im kontaktlinguistischen Sinn. Die Zuweisung des Elements «il ‹modern›» («das ‹Moderne›») zum Idiolekt der Mutter gilt der mangelnden Präzision, der problematischen Generalisierung, in der die Mutter den Abbruch alter Bauten nicht etwa der Spekulation, sondern in naiver Weise «dem Modernen» zuschreibt. Die drei Beispiele zeigen Stufen des Übergangs von der ausdrucks- zur inhaltsseitig begründeten Kommentierung; zwischen der «Fremdheit» des Lexems und dem «Befremdlichen» einer kulturell, ideologisch oder sonstwie spezifischen Verwendungsweise ist nicht immer leicht zu unterscheiden.

Zum Schluss noch die Beispiele für scheinbar redundante und paradoxe Kodezuweisung.

> (13) Quei ei stau avon paucs onns, jeu mavel ensi, ni sco quel da Giadina di, a munt. (Halter 1975:97)
>
> (14) [...] buns camerats, fratelli compagni – sco il talian di – [...] (Nay 1947:46)
>
> (15) Per cletg e ventira veva il vin vuclin reghegliau siadora ils vers patratgs tier enqualin, nibutscha ch'ei havess pér lu saviu dar in stoda viriveri la dumengia della «Vorschau» sco ei vegn s'exprimiu il meglier per romontsch. (Gadola 1962:31)

Beispiel (13) ist der erste Satz einer Kurzgeschichte von Toni Halter mit dem Titel *L'entupada* (1975:97–99). Der sprachlich-kulturelle Hintergrund dieses Satzes ist die häufig beklagte, auf gegenseitige Vorurteile und Unverständnis zurückzuführende Isolation der einzelnen Idiome[799]. In der diesem Text vorausgehenden Geschichte unterhalten sich der surselvische Ich-Erzähler und ein Engadiner Bauer auf deutsch, was mit dazu führt, dass jener als «Landstreicher» verdächtigt wird. Die tautologische Kodezuweisung: «wie der Engadiner sagt» bestätigt die Zweifel an einer problemlosen Identifizierung der Herkunft des Fremdeinschubs durch surselvische Leser. Die inter-idiomatische Übersetzung und Kommentierung geht auf eine sprachdidaktische Intention innerromanischer Verständnis- und Solidaritätsförderung zurück. Die auffällige Graphie des ladinischen «a munt» (statt: «amunt») deutet auf eine semantische Reaktualisierung und Wiederherstellung der verlorenen Transparenz[800]. So würde sich hier der Zusammenhang zwischen Spracherlernung und «Neuentdeckung» der andern Sprache zeigen. In (14) lässt sich über die Funktion der ungenauen Über-

setzung *in praesentia* und der redundanten kodezuweisenden Kommentierung nur spekulieren.

Sowohl (13) wie (14) folgen dem Prinzip des zweisprachigen Wörterbuchs, das den Leser vom Bekannten zum entsprechenden «fremdsprachlichen» Ausdruck führt[801].

In (15) zeigt sich die paradoxe Kodezuweisung, bei der ein deutscher Einschub kommentierend für «bestes Romanisch» ausgegeben wird[802]. Dieser Fall ist im moderierenden Vorkontext von Fremdeinschüben und bei ironischen Selbstkorrekturen besonders häufig, weshalb er in diesem Zusammenhang (v.2.2.) näher erläutert wird.

v.2.2. Moderierung und ironische Selbstkorrektur

Zu den Unterschieden zwischen mündlichem und schriftlichem Sprachgebrauch gehören die verschiedenen Möglichkeiten im Umgang mit bemerkten Fehlern: schriftlich können sie getilgt werden, mündlich nur *in praesentia* korrigiert[803]. Verschieden ist auch der Umgang mit «Pausen»: schriftlich sind sie automatisch getilgt und bleiben dem Leser unsichtbar, mündlich werden sie bemerkt und können allenfalls ausgefüllt werden. Dies verleiht der im schriftlichen Text stehengelassenen Korrektur und der ausgefüllten Pause besondere Signifikanz. Ihre häufigste und naheliegendsten Funktion ist die Nachahmung mündlicher Rede, wobei die Hervorhebungen irgendeiner Auffälligkeit im Bereich der sprachlichen Kompetenz und der sprachlichen Artikulation mit ironischen, komischen, satirischen Funktionen verbunden sein kann. Dies ist besonders dann der Fall, wenn die Selbstkorrektur fehlschlägt oder die moderierende Ankündigung einer Schwierigkeit durch einen entsprechenden Fehler im Folgekontext «bestätigt» wird.

Von der Korrektur eines Fehlers kann die moderierende Ankündigung oder Bestätigung einer dem Sprecher bewussten Normabweichung unterschieden werden. Diese Moderierung wird – gegen die eben vorgeschlagene Unterscheidung – von Lausbergs *correctio* erfasst, die im Vor- oder im Folgekontext der «schockierenden Äusserung»[804] stehen kann. Rey-Debove führt diesen «Schock» auf eine Diskrepanz zwischen kommunikativer (sozialer) und expressiver (persönlicher) Funktion von Sprache zurück. Die «Entschuldigung» weise darauf hin, dass sich der Sprecher «en néologue»[805] ausdrücke. Eine funktionale Gemeinsamkeit von Korrektur und moderierender Entschuldigung ist die von Lüdi als «Sanktionsprophylaxe»[806] umschriebene Vorwegnahme einer erwarteten Richtigstellung seitens des Empfängers. Aufgrund der oben beschriebenen Kontaktsituation zwischen Bündnerromanisch und (Schweizer) Deutsch und des sprachpflegerisch-puristischen Eifers der romanischen Elite wird es nicht erstaunen,

dass Korrektur und Moderierung sehr häufig von Einschaltungen aus dem Deutschen ausgelöst werden. Die nicht abbrechende Polemik gegen die «Sprachmischung» als Gefahr für das Romanische macht eine «Sanktionsprophylaxe» nötig und reizt offensichtlich auch zu ihrer ostentativen, ironischen Vorführung.

Die ersten beiden Beispiele zeigen die Moderierung in der Personenrede als Mittel der konnotierenden Verweisung auf einen Soziolekt und damit auf den Bildungsstand des Sprechenden:

> (1) «A quei vegliuord han ei renfatschau, hai buca teniu endamen tut, denter auter quei smaladet nitscholismus – u –.» (Carnot 1929:212)
>
> (2) Il Placi vevi pari deferdau, ni sco ins di a quei, epi dapi in triep onns. Buca da far curvien cun quels huora autos. Epi vevi el halt era empau cun femnas, maridaus eri el nuot. (Candinas 1986:185f.)

Bei Carnot (1) referiert der ungebildete Giachen dem aristokratischen Herrn Juvalta eine «diesen verfluchten Nepotismus» betreffende Rede. Das Bildungswort «Nepotismus» vermischt sich ihm mit dem konkreteren «nitschola» («Haselnuss») zum hybriden «nitscholismus». Da er sich seines Wortes nicht sicher ist, bietet er mit dem nachgeschobenen «u» («oder») dem Zuhörer die Gelegenheit zur Korrektur an. Beim bereits zitierten (oben v.1.1., 7c) Segment aus Candinas' *Ei han detg*, «Sie haben gesagt» (2), verweisen deutsche Lehnwörter («huora autos», «halt») und Unsicherheit in den oberen Registern des Romanischen auf Ungebildetheit und Vulgarität der *vox populi*. Das bildungs- und rechtssprachliche «defraudar» («unterschlagen») vermischt sich mit «ferdar» («riechen») zu hybridem «deferdau», dem ein prophylaktisches «ni sco ins di a quei», «oder wie man dem sagt», nachgeschoben wird.

Ein häufiger Fall ist die moderierende Ankündigung einer durch Kompetenzdefizite bedingten Einschaltung einer deutschen Einheit in die romanische Rede. Im folgenden Beispiel imitiert O. Peer einen telephonisch geführten Dialog zwischen dem älteren Hugo und einem ihm unbekannten jüngeren Mann. Hugo sucht Hanni Schenz, in deren Wohnung offenbar ein Fest im Gang ist:

> (3) Hugo esitescha, lura disch el: «Pudessa avair a Hanni Schenz, per plaschair?» «A Hanni? Ma quella nu's poja avair, meis bun.

Quella es – co's discha – unabkömmlich. Ün mumaint [...]» (O. Peer 1993a:50)

Das moderierende Zögern könnte auch auf die Suche nach einer Ausrede oder einem Euphemismus hinweisen. Es kann aber auch auf den von der älteren Generation ausgeübten «Normdruck»[807] deuten. Während der Junge unter gleichaltrigen ein «unabkömmlich» ganz selbstverständlich einschieben würde, hält er gegenüber dem unbekannten Älteren eine Moderierung für angebracht.

Das folgende Beispiel entstammt einem fiktiven Dialog zwischen einer Fliege und einer Mücke. Es spricht die Fliege:

(4) «Che nu poust. Alura nu craj ünguotta. Tuot süflas. Be per at fer d'important. Scu adüna. Be pervi da quist rüssel, voul dir tromba. Ridicul!» (Ganzoni 1990, o. S.)

Die erfolgreiche Selbstkorrektur dient hier nicht etwa der Herstellung einer besseren Verständlichkeit, sondern der Erfüllung der normativen Forderung nach romanischer Einsprachigkeit. Die Übertragung dieses zur Selbstkontrolle gewordenen puristischen Normdrucks an eine sprechende Fliege kann als ironisierende Hyperbel der Allgegenwart romanischer «Sprachkontrolle» gelten.

Zu Moderierung und Selbstkorrektur können nicht nur Lehnwörter und Kodeumschaltungen, sondern auch Lehnübersetzungen den Anlass bilden. Die geringere Auffälligkeit der Lehnübersetzung bringt es mit sich, dass sie eher im Erzählerdiskurs als in der Personenrede reflektiert wird. Im folgenden Beispiel ist die Korrektur eine «Verschlimmbesserung»:

(5) «Inaga dad examen hai jeu astgau recitar – ni per dir ei en bien romontsch: – «dir si» – la poesia «Il claustral de Pisa» da nies car bien plevon Gion Cadieli.» (H. Spescha 1984:189)

Der Nachtrag: «per dir ei en bien romontsch», «um es in gutem Romanisch zu sagen», ist eine stereotype, ironische Korrekturfloskel zur Ankündigung oder Bestätigung deutscher Einschübe[808]. Sie ist als ironische Selbstkritik am eigenen Sprachgebrauch zu lesen und enthält vielleicht auch eine Spitze gegen die ermüdende Forderung nach gutem Romanisch. Hier wird dem gebildeteren «recitar» das gebräuchlichere «dir si» nachgeschoben und durch diesen Kommentar als transparente Lehnübersetzung des deutschen «auf-sagen»[809] dargestellt. Die Umkehrung der Korrektur, das dem «Besse-

ren» nachgeschobene «Schlechtere», könnte auch als Ironisierung sprachlicher Selbstkontrolle verstanden werden.

Literarisch interessanter sind die Korrekturen und Moderierungen in Göri Klaingutis *Linard Lum* (1988). In diesem durch häufige Metalepsen gekennzeichneten Text, dessen Personen sich ihrer Fiktionalität bewusst sind und mit dem Autor hadern, erhält die Korrektur in der Personenrede eine besondere Bedeutung. Der Polizist Tuor bemüht sich um ein korrektes Romanisch, um seinem Autor nicht zu schaden:

> (6) «Ah, tü e tia fantasia! [...] Que es bain cumplettamaing evidaint cha quists tottelets haun fat giò, s'haun perinclets (per eviter quist taunt sgrischaivel germanissem chi pudess custair bgeras simpatias al pover autur) da schnajer la tas-cha [...]» (Klainguti 1988:19f.)

Für «abmachen» wird schrift- wie umgangssprachlich das völlig integrierte «fer giò»[810] gebraucht. Dass «fer giò» einem romanischen Polizisten zu wenig romanisch sein und ihn veranlassen könnte, auf das völlig ungebräuchliche «as perincleger» auszuweichen, ist mehr als unwahrscheinlich. So wird neben der Metalepse, der Überschreitung des fiktionalen Rahmens (die Person denkt an ihren Autor), auch die umgekehrte «Überschreitung» reflektiert, die Tatsache, dass puristische Anliegen des Autors in der Personenrede umgesetzt werden, die so zu ihrer irreal wirkenden «Reinheit» kommt.

Eine weitere Variante dieses Spiels besteht im Gebrauch der Selbstkorrektur als Mittel der Illusionswirkung. Der Erzähler behauptet, von der sprachlichen Wirklichkeit seiner fiktiven Welt «angesteckt» worden zu sein:

> (7) Eir lo paraiva la pulizia d'avair lavuro fich bain, a vaivan [...] eir interrogo in tuotta serieted a l'autist, s-chüsè, al manaschunz (las actas d'eiran apunta scrittas in taliaun!) – tuot sainza resultat [...] (Klainguti 1988:93)

Entschuldigung und Begründung sind so fadenscheinig, dass sie implizit auf die Ambivalenz eines entlehnten «autist» zwischen italienischem «autista» und deutschem «Autisten» verweisen. Damit wird zudem statt der angesprochenen Illusionswirkung (Einfluss italienischer Akten) gerade die Fiktionswirkung verstärkt.

Die Imitation von Moderierung und metasprachlicher Kommentierung sprachlicher Defizite kann schliesslich, wie in der folgenden «Tragödie» von

Dumenic Andry mit dem Titel: *Mo schi, a la fin nun eschna plufras!*[811], zum zentralen Verfahren eines ganzen Textes werden:

(8)
Duonna A: Mo, meis figl es... aah! (suspüra e stübgia), meis figl es... aah... (as sgratta e cumainza a süar) meis figl es... aah, eu nu sa co chi's disch in rumantsch.

Duonna B: (be buonder) Mo schi di in tudais-ch!
Duonna C: (schmetta da far cul spait) Haai!
Duonna A: Mo l'es... FARMESSUNXZAIHNER.
(stübgia darcheu) Co as discha quai in rumantsch?
Duonna B: Mo bain, no vain schon inclet!!
Duonna C: Mo schi, a la fin...! (fa inavant cul spait)
Duonna D: Mhmm... (piglia our da la tas-cha il paket da las mentas) Laivat eir vo ün PFEFFERMINZ?

Der Versuch von Frau A, ihren Zuhörerinnen mitzuteilen, ihr Sohn sei «Vermessungszeichner», führt zu mehreren, verzweifelt abgebrochenen «Anläufen». Die Erfolglosigkeit der Suche nach dem fehlenden romanischen Begriff wird schliesslich thematisiert[812], worauf die Zuhörerinnen Frau A ermuntern, es doch auf deutsch zu sagen. Nach dem in parodistischer Metagraphie geschriebenen «Farmessunxzaihner» will Frau A weiter nach einer romanischen Möglichkeit suchen, was ihre Zuhörerinnen mit dem Hinweis abblocken, sie hätten die Mitteilung verstanden, sie seien schliesslich nicht dumm. Die angebotene «Pfefferminz» von Frau D zeigt zum Schluss, dass die Bemühung um einsprachig romanische Rede nicht von allen geteilt wird.

v.3. Die Übersetzung als Markierung und Kommentierung

Die folgenden Abschnitte behandeln verschiedene Formen der Übersetzung *in praesentia*, an denen sich der Übergang zwischen harmlosen Funktionen wie Erläuterung und Korrektur zu interessanteren Formen sprachlicher Spiele beobachten lässt.

v.3.1. Übersetzung als synonymische Glosse

Übersetzende (Fremd)Glossierung findet sich häufig in Erst- oder Neuauflagen älterer Texte, die fremdsprachliche Entlehnungen in einer Häufigkeit

und Unbefangenheit brauchen, die im sprachpflegerischen Kontext des Herausgebers störend wirkt. So lassen puristische Herausgeber eingeschobenen deutschen Lehnwörtern romanische Übersetzungen folgen, häufig in Klammern, nicht selten ohne dafür die Verantwortung zu übernehmen. Ein Beispiel für diese Praxis liefert H. Caviezel, der sich vom Germanisierungsdruck seiner Zeit zur Sammlung romanischer «litteratura veglia» («alter Literatur») veranlasst sieht[813]. Die Texte habe er in der «Orthographie ihrer Originale» («ortografia dils originals») veröffentlicht, für die in Klammern beigefügten Glossen übernimmt er die Verantwortung und begründet sie wie folgt: «In quels cas, inua cha, suenter nos parèr, eran erurs, fals ner pleids buc adaquats havein nus mes in paranthesa ( ) quei, cha nus carteven, cha fuss gist.» (1888:305). Neben obsoleten oder falschen Graphien gelten die Glossen also den «pleids buc adaquats», den «nicht adäquaten Wörtern», wie die deutschen Lehnwörter nicht allzu euphemistisch umschrieben werden. In einem Lied von 1804 mit dem Titel *Üna bella canzun* [...] werden das Adjektiv «einfalti» («einfach») und das Partizip «strufiau» («bestraft») für nicht adäquat befunden und mit einer Glosse versehen: «Seigias perderts, einfaltis (simpel) er», «Ven strufiau (castiau) tschou a vigur» (cfr. 1888:310). In der Sammlung «Inna canzun dils utschels»[814] aus dem Jahre 1762 werden vor allem die als Titel der einzelnen Texte fungierenden, offensichtlich als «fremd» empfundenen, Bezeichnungen einzelner Vogelarten glossiert: «Ilg Stogeliz (il Cardelin)», «Ilg Spiegelmais (la Cingaillegra)», «La Nachtigal (la Rosignuola)», «Ilg Storc (la cicognia)», «La Schva(l)ma (la Randollina)», «Ilg Spar (il pasler)», «Ilg Vidhopf (l'Upupa)», «Ilg Zisli (il Fanel)». Ohne Glosse bleiben: «Ilg Parfincel» und «Ilg Parfencel» («Buchfink»); «Ilg Cranich» («Kranich»); «La Turtel», im Textinnern, «La turtel tuba» («die Turteltaube»), was weder durch unbemerkte Fremdheit noch durch die Schwierigkeit, ein Lehnwort (neo)lateinischer Herkunft zu finden, befriedigend erklärt werden kann. Die Glossierung zeigt in aller Deutlichkeit, dass die als störend empfundene «Fremdheit» nicht in der linguistisch beschreibbaren, fehlenden Integration des Lehnwortes, sondern in der kulturell und sprachpolitisch bedingten Bewertung der Kontaktsprachen durch den übersetzenden Korrektor begründet ist. So lässt sich linguistisch nicht erklären, warum ein unbelegtes, durch keine Analogie erhellbares, in seiner Betonung dem romanischen Muster zuwiderlaufendes Fremdwort wie das italienische «upupa»[815] weniger «fremd» sein soll als der «Vidhopf» des unbekannten Autors. Auch das aus dem Italienischen ad-hoc entlehnte, sonst unbelegte, mit Sicherheit unverständliche «fanel», hat gegenüber dem integrierten «zisli»[816] den einzigen Vorteil seiner neolateinischen Herkunft. Die Glossen ersetzen nicht in erster

Linie «fremde» durch eigensprachliche, unverständliche durch verständliche Lexeme, sondern deutsche durch «neolateinische» Lehnwörter. So enthalten diese Glossen nicht nur ein sprachpflegerisches Programm, sondern auch einen ungewollten ironischen Hinweis auf die Unvermeidbarkeit von Entlehnungen. Die ausgeklammerte «Fremdheit» schleicht sich in einer weniger auffälligen Variante zwischen die Klammern der puristischen Korrektur ein. Dieser «Nebeneffekt» lässt sich als bewusste Ironisierung sprachlichen Purismus literarisch nutzen.

Neben der puristischen Fremdglossierung finden sich die interessanteren Fälle übersetzender *Selbstglossierung*. Als ihre wichtigsten Anlässe müssen vorgestellte Unverständlichkeit und vorgestellte Nicht-Akzeptabilität aus puristischen Gründen gelten. Daraus ergeben sich zwei Funktionen: die Erläuterung des Unverständlichen und die Verbesserung des Nicht-Akzeptablen[817], die zu den beiden Sprachen in einer überraschender Korrelation stehen. Die Abfolge romanisch (erklärt) – deutsch (erklärend) ist typisch für die Erläuterung, die Abfolge deutsch-romanisch ist typisch für die Verbesserung. Damit wäre das romanische Segment das als unverständlich und erhellungsbedürftig vorgestellte[818], während deutsche Einschübe als zwar verständlich, aber unorthodox vorgestellt und im Rahmen einer «Wiedergutmachung» übersetzt würden. Dies deutet darauf hin, dass die Forderung nach romanischer Einsprachigkeit die sprachlich-stilistische Grundnorm der entsprechenden Texte darstellt.

Zum Einstieg drei Beispiele aus Johannes Baranduns *La giuvantegna* (1864), einem Text, der durch seinen sehr hohen Anteil an deutschen Lehnwörtern die puristische Illusion eines «reineren» älteren Romanisch Lügen straft:

> (1) Par me era bucca mai in daleg, mo in ver basengs dad essar en quella oasis (grüne Pläze in einer Sandwüste), mo auncalur en mamez eru buca ruvaseval. (Barandun 1864:158)

> (2) Als pli salvadis, ils antropophaschs (menschenfresser) aduran in Deus material da len ne da crap [...] (Barandun 1864:222)

> (3) [...] ilg grond saal cun ilg madem gezier; mate vitiers quellas grondas planiras a pros, cargaus cun frig dilg atun, tiergartens plains cun hirschs ne tschierfs, a an grond kaltar cun peschgs, cascadas (Wasserfalls), a tut chei ca l'imaginatiun a la natira pon rasar or avont ilg elgs [...] (Barandun 1864:158f.)

Die deutsche Erläuterung von «oasis» in (1) weist auf eine entsprechende Definition einer Enzyklopädie oder auch eines Kreuzworträtsels. Die Glosse versieht das ägyptisch-griechische Lehnwort mit einer deutschen Erklärung; ein Indiz dafür, dass schon Barandun mit zweisprachigen Lesern rechnet. Dasselbe gilt für (2), wo ein sehr eigenwillig ins Romanische integrierter, vom *DRG* als «typisches Buchwort» bezeichneter Internationalismus «antropofa*sch*» in vollem Vertrauen auf die Deutschkenntnisse der Leserschaft mit «menschenfresser» erläutert wird. In (3) zeigt sich die manchmal wirklich erstaunliche Häufigkeit deutscher Lehnwörter. Die synonymische Reihung: «hirschs ne tschierfs» ist hier nicht erläuternd, sondern verbessernd, ein Indiz dafür, dass sich auch der völlig unbefangen scheinende Barandun ausnahmsweise nach möglichen romanischen Entsprechungen für seine unzähligen deutschen Lehnwörter umsieht. Die Glosse: «cascadas (Wasserfalls)» zeigt die doppelte Grenzsituation der romanischen Schriftsprache: die als unzureichend eingeschätzte Verständlichkeit des grammatikalisch integrierten Lehnwortes aus dem Italienischen wird mit einer deutschen Übersetzung gesichert.

Die folgenden Beispiele für die Erläuterungsfunktion deutscher Glossen stammen aus einer der in den Anfangszeiten der *Annalas* beliebten «Dialektproben», aus einem Text von M. Malloth, einem der letzten Romanen im germanisierten Samnaun[819].

> (4) Ma schi intiva (vorkommt) pür ün process, lura piglia pitschen e grond interess landervia, et in osterias e süls plazs in chàs privatas vaina tschanschà sur la litta vertenta e sur da quai cha il magistrat farà oder dess far. (Malloth 1890:123)

Dass die Übersetzung hier ausschliesslich der Erläuterung der Bedeutung des Verbes «intivar»[820] dient, wird durch die Tatsache bestätigt, dass «intivar» im Folgekontext als bekannt vorausgesetzt und ohne Glossierung gebraucht wird: «et uschè intivetta, ch'el ün bel di non veva dafatta nöglia [...]» (Malloth 1890:123)

> (5) [...] mo la plavanessa, chi feva jüst il giantar, e s'chatteva sper il flughêr (Kochherd), il domandet chai ch'el vöglia [...] (Malloth 1890:123)

Auch hier dient die Glosse ausschliesslich der Erläuterung, nach fast drei Seiten wird darauf vertraut, dass die einmalige Erklärung ausreicht: «Sainza la lêer giet il reverenda via sper il flugher e la büttet aint nel fö.»

(Malloth 1890:126). Wahrscheinlich gehört hier die Besonderheit der Samnaunerischen Form «flugher» (cfr. *DRG* s.v. «föcler») zu den Gründen der Glossierung, die nicht etwa auf die verständlichere, verbreitetere und leichter erhellbare Form «föcler» oder auf das Synonym «platta» zurückgreift[821], sondern nur das deutsche «Kochherd» für verständlich genug hält. Dies wird auch mit der Tatsache der Germanisierung Samnauns zusammenhängen, auf die am Ende des Textes (1890:127) hingewiesen wird.

Weitere Beispiele für die Erläuterungsfunktion deutscher Übersetzungen als Glossen sind auch in jüngeren Texten leicht zu finden, was sich mit dem im Laufe des 20. Jahrhunderts eher zunehmenden Zwang, die romanische Schriftsprache auszubauen, erklären lässt. In einem Text von Tumasch Dolf lesen wir:

> (6) Tranter eran ear jau ad il meas bun cumpatriot, il pittur (maler). (1929:75)

Die Glossierung eines synchron auch umgangssprachlich absolut geläufigen Lexems aus dem romanischen Grundwortschatz wie «pittur»[822] zeigt, wie sehr eine stilistische Beurteilung romanischer Texte auf sprachhistorisch präzisere Kenntnisse der einzelnen Schriftidiome angewiesen wäre.

Die nächsten Beispiele stammen aus den *Algordanzas* von Men Gaudenz:

> (7) Da la vart schnestra eira ün toc amo bler plü lad sco ün tschoc sainza mür chi giaiva inaint, la loscha dal guardachasa (Hauswart). (M. Gaudenz 1979:136)

> (8) I rimbombet ün cor dad almain set vuschs chi fettan sco imprais our dad oura e suvent practichà, ün sbragizi: «Pulizia, pulizia, fusca (Zechprellerei), laders, profitunz chi nu vöglian pajar e.u.i. (M. Gaudenz 1979:152)

> (9) Perque telefonet eu our a Scuol a la pulizia, dand uorden d'esser pronts cullas chadainas (Handschellen) e cha amo ün pulizist stopcha accumpagnar [...] (M. Gaudenz 1979:337)

> (10) Ella nu savaiva far ne püttas ne pösts. (Kopf- und Hochstand) (M. Gaudenz 1979:262)

> (11) Il cas da mal marv (Starrkrampf) (M. Gaudenz 1979:166)

(12) Üna vouta avaiva eu fat tuot meis pussibel per til guarir da las gialaidas (Ischias), ma ne injecziuns ne pillas ne üts nu paraivan da güdar. (M. Gaudenz 1979:354)

Die problemlos erhellbare Lehnübersetzung «guardachasa»[823] wird, wegen ihrer mangelhaften Integration und der damit verbundenen schwachen semantischen «Konturierung», in (7) mit dem eindeutigen «Hauswart» gesichert. Mit «fusca (Zechprellerei)» glossiert der Erzähler in (8) innerhalb der direkten Personenrede ein vielleicht als obsolet, vielleicht als zu regionalistisch empfundenes, nur in der Redewendung «far üna fusca» belegtes (cfr. *DRG* s.v.) Wort für «Betrug, Diebstahl». Die Glosse ist nicht äquivalent, sondern semantisch präzisierend, die Übersetzung vollzieht den Übergang vom Klassem zum spezifischeren Semem. Dasselbe gilt auch für das nächste Beispiel, für: «chadainas (Handschellen)» in (9). Im Falle von: «ne püttas ne pösts. (Kopf- und Hochstand)» werden in (10) romanische Metaphern durch deutsche Fachbegriffe der «Turnersprache» ersetzt. In den letzten beiden Beispielen: «mal marv (Starrkrampf)» und «gialaidas (Ischias)» werden eine Lehnübersetzung «mal marv» (aus: «marv» – «starr») und ein bedeutungsmässig zu enger, nur für Scuol belegter Ausdruck[824] durch geläufige, medizinische Fachbegriffe ersetzt. Es zeigt sich also, dass die Glossierung als Übersetzung vom Romanischen ins Deutsche nicht nur auf Äquivalenz, sondern auch auf semantische Spezifizierung, auf Ersetzung von Metaphern durch denotative Ausdrücke, von Regionalismen durch Fachsprachliches hinauslaufen kann.

Neben befürchteter Unverständlichkeit kann auch die Vorstellung mangelnder Geläufigkeit als Anlass einer übersetzenden Glossierung in Frage kommen. Metasprachliche Kommentierungen, wie in den folgenden Beispielen aus einem Text von Oscar Peer, können die mangelnde Geläufigkeit in den Vordergrund stellen:

(13) Minchatant sta'l eir be qua e guarda sün fluors e salata, per exaimpel süllas griflas d'chöd, l'uschedit «Rittersporn». (O. Peer 1993:8)

(14) El tilla declera che chi saja da far pro ün'attacha atomica, in vista a quella famusa sajetta tschient jà plü clera co il sulai, in vista a la duscha da razs radioactivs – «Strahlendusche» sco chi dischan [...] (O. Peer 1993:228)

(15) El ha aint sias chotschas da militar, voul dir quellas da la dumengia – «Ausgangstenue», s-charpas nairas cun soulas da gomma, la chamischa da sudà verd-grischa, cun fat aint las mongias. (O. Peer 1993:245)

In (13) könnte durchaus die befürchtete Unverständlichkeit von romanischem «griflas d'chöd» als Anlass der Glossierung im Vordergrund stehen. Die Einführung der Übersetzung mit «l'uschedit», «der sogenannte», lässt sich, wenn wir das metalinguistische Verb: «usche*dit*» hervorheben und wörtlich nehmen, als Ankündigung mündlicher, gegen die schriftliche Norm verstossender Umgangssprache verstehen: «‹Rittersporn›, wie wir umgangssprachlich, geläufigerweise und allgemein verständlich sagen»[825]. Eindeutig im Vordergrund steht der Aspekt der Geläufigkeit in (14), wo eine transparente, verständliche, durch den Zusatz «radioactivs» sogar explizitere Lehnübersetzung: «duscha da razs radioactivs» keiner Erläuterung durch das weniger explizite «Strahlendusche» bedarf. Die Übersetzung kommt also einer verankernden Rückübersetzung ins Geläufigere gleich, die Zuweisung «wie sie sagen» («co chi dischan») verweist eher auf den Unterschied zwischen Spezialisten («sie») und Normalsterblichen («wir»), als auf denjenigen zwischen Romanisch- und Deutschsprechenden. In (15) wird einer im Nachgriff präzisierten Bezeichnung eines Kleidungsstücks: «chotschas da militar, voul dir quellas da la dumengia» ein allgemeineres deutsches «Ausgangstenue» nachgeschickt. Hier wird weder erklärt noch präzisiert, der Zusatz gilt dem *effet de réel*, der in Wirklichkeit gängigeren Variante. Da die Erläuterungsfunktion fehlt, kann man sich fragen, ob diese Fälle überhaupt noch als «Glossierung» angesprochen werden sollen. Ein letztes Beispiel dazu aus Alfons Maissens *Mia resgia* (1987):

(16) Vieifer sesanflava la veglia 'gerbaria', ch'ei lu tuttenina svanida ensemen cugl ualet 'Bächle' che fuva, plinenviasi, sescurlaus per far ir enzacontas resgias e mulins. Sut il Hotel 'Bellevue' fageva il 'Bächle' in caraun [...] (Maissen 1987:46)

Im Segment «aualet ‹Bächle›» ist das deutsche Synonym wiederum keine erläuternde Übersetzung des geläufigen «aualet», sondern ein sprachlicher *effet de réel*. Wenn die Anführungszeichen im Sinne der «connotation autonymique»[826] interpretiert werden, ergibt sich eine Paraphrase vom Typ: «aualet, oder ‹Bächle›, wie P. sagt». Diese abstrakte Paraphrase lässt im gegebenen Kontext mehrere Interpretationen zu: «wie ich in der Umgangssprache (manchmal, meistens, immer) sage»; «wie andere (die andern)

sagen», oder: «aualet, oder ‹Bächle› wie er auch genannt wird.» Die letzte Variante weist auf die Möglichkeit, «Bächle» als transparentes Toponym aufzufassen.

Als wahrscheinlich unbeabsichtigten Nebeneffekt können diese Fälle erläuternder oder authentifizierender Glosse eine Reflexion über das Verhältnis der Maximen «Einsprachigkeit», «Verständlichkeit»[827], «Geläufigkeit» enthalten. Da dieses Verhältnis für das Romanische, wie die Notwendigkeit glossierender Übersetzung zeigt, ein konfliktuelles sein kann, enthält diese Reflexion immer auch eine mögliche implizite Kritik an schriftsprachlichen Normen und ihrer puristischen Begründung, die einer einfacheren, aber unorthodoxen Verständigungsart im Wege stehen. Diese implizite Kritik ist nur potentiell vorhanden und in ihrer Aktualisierung vom sprachlichen, aber auch vom situativen und kulturellen Kontext abhängig. Sie fehlt ganz offensichtlich, wenn Heidi Derungs-Brücker in einem wissenschaftlichen Vortrag[828] romanische Neologismen aus den Bereichen Politik und Verwaltung braucht und diese zur Sicherung von Transparenz, Verständlichkeit und Geläufigkeit glossiert: «autodecisiun, also Selbstbestimmung»; «Raumplanung, planificaziun dal territori». Die beiden Glossierungen, in der Variante Erklärung (romanisch-deutsch) und in der Variante Verbesserung (deutsch-romanisch), werden in einem solchen fachsprachlichen Kontext als kleine Sprachlektion ohne jede Ironie eingeflochten. Ironie und explizite Kritik dagegen findet sich in Fällen wie dem folgenden:

> (17) Üna domena da la tecnica sun ils amplifichaduors (dit cun ün pled inclegiantaivel: ils lutsprechers). (Onna 1989:9)

Die explizite Kommentierung des erläuternden, morphologisch adaptierten Lehnwortes «lutsprechers» als «verständliches Wort» hebt das gebildete Lehnwort «amplifichadur» als unbrauchbares, weil unverständliches Element der Puristen- und Philologensprache hervor, die hier nicht einfach vermieden, sondern durch Kontrastierung mit der Umgangssprache verhöhnt wird.

Auch die Beispiele für die Abfolge deutsch-romanisch, der hypothetisch die Funktion der entschuldigenden Selbstverbesserung und Sanktionsprophylaxe zugeschrieben wurde, können im sprachlichen *effet de réel* ihren Ursprung haben. Bei Maissen kommen die bereits zitierten (oben v.1.1.) metasprachlichen Erklärungen dem Versuch, spezifische Funktionen dieser Art von Glossierung auszumachen, entgegen.

(18a) Quei quartier niev ed agressiv d'Itulandia vegneva numnaus 'Millionaviertel', la scheina dils millionaris. (A. Maissen 1987:45)

(18b) Ei fuva la renomada e sbutifiada tschénta de 'camelhor', tschénta de peil e pial-camel de tut atgna fermezia. (Maissen 1987:69)

(18c) Ei fuva il schinumnau 'Blockhalter', silsuenter daus per romontsch en pliras modas: fetgabuoras, fetgablocca, fetgabliec, brauncabliec etc. (Maissen 1987:134)

Eine erklärende Zusatzfunktion der Glossierung ist lediglich im Falle von «tschénta de ‹camelhor›, tschénta de peil e pial-camel» in (18b) vorhanden, wo die lautliche und graphische Adaptation des Lehnwortes die Herkunft verdecken kann. Zudem liefert hier die romanische Übersetzung eine explizitere Beschreibung des Gegenstandes «de peil e pial-camel». Im Vordergrund steht bei allen Beispielen die Verbesserung seitens eines Erzählers, der sich als später geborener Sprachpfleger verpflichtet fühlt, die Germanismen früherer, weniger gebildeter und unbekümmerter Sprecher im nachhinein zu romanisieren. Die Anführungszeichen der deutschen Lehnwörter markieren diese Distanz zugleich mit der Authentizität des Zitats, das, in unbestimmter Polyphonie, an obsolete Gruppen- und Fachsprachen erinnert. In (18c) werden die zeitliche Abfolge der beiden Formen und die Schwankungen zwischen verschiedenen puristischen Lehnübersetzungen zum Gegenstand expliziter Erörterung. Diese Verteilung setzt die romanische Glosse in die schwächere Position des redundanten, mimetisch nicht verankerten, sprachpflegerischen Kommentars des Erzählers. Der Vollständigkeit halber noch das folgende Beispiel:

(19) Il barcun horizontal, 'la schliessa', ella tierz davosa canal, all'entschatta de sum-resgia, arvevan ins la damaun cun agid d'in bratsch, pal de lenn, stuschond il barcun da tutta forza naven dalla persuna. (Maissen1987:67)

Hier folgt der authentische, fachsprachliche Germanismus («la ‹schliessa›») der romanischen Paraphrase («barcun horizontal»), was die bisherige Korrelation zwischen Abfolge und Funktion als nur quantitativ begründete Vereinfachung herausstellt. Eine Verbesserung liegt zwar vor, aber nur in mimetischer Hinsicht, eine Erläuterung liegt ebenfalls vor, nur ist sie keine metasprachlich-semasiologische, sondern eine onomasiologische.

Ähnliches gilt für das folgenden Beispiel aus einem Text von Silvio Camenisch:

> (20) Vuschs neu dil restaurant. E fried da fem. Ina dama, ina lady, cumpara egl offis. (Camenisch 1986:65)

Die Apposition «ina lady» ist selbstverständlich keine Erklärung der Bedeutung des romanischen «ina dama». Andererseits ist auch die onomasiologische Paraphrase: «‹dama› oder ‹lady›, wie sie am Ort der Handlung meistens genannt wird» nicht ausreichend. Hier wird die Apposition auch zur konnotativen Kontrastierung eingesetzt und enthält damit eine implizite Reflexion über die mit der Kodezugehörigkeit als solcher verbundene Grenze der Übersetzbarkeit.

Zum Schluss ist noch zu erwähnen, dass übersetzende Glossierung auch zum Ausgangspunkt von Übersetzungswortspielen vom Typ: «Char cumin, liebe Kommune» (Spescha 1994, o.S.) werden können. Von diesen Wortspielen wird noch die Rede sein (v.3.4.). Sie zeigen, wie isoliert scheinende, einzelne Verfahren wie die Übersetzung *in praesentia* zum Grundverfahren ganzer Texte werden können.

v.3.2. Literarisierte, puristische Übersetzungslisten

In diesem Abschnitt muss eine spezielle Variante der oben besprochenen Fälle von Verbesserung nicht akzeptabler Fremdeinschübe durch Hinzufügung einer romanischen Übersetzung nachgetragen werden. Es handelt sich um Fälle kommentierter, puristischer Übersetzungs*listen,* die deutschen Lehnwörtern oder nicht integrierten Lehnübersetzungen romanische Neologismen oder integrierte obsolete Wendungen gegenüberstellen. Was diese Listen interessant macht und sie nicht einfach als längere, paradigmatische Varianten der verbessernden Glossierung erscheinen lässt, sind die häufigen Versuche, die allzu offensichtliche und aufdringliche puristische Schulmeisterei literarisch umzusetzen und durch ästhetisierende Variationen abzufedern. In puristischen Traktaten bleibt diese «Literarisierung» durchwegs als rhetorische Hilfsfunktion einer sprachpflegerischen didaktischen Intention erkennbar. In literarischen Texten dagegen kann das Übersetzungsspiel dominant werden, selbstironische Züge erhalten und die zum blossen Anlass gewordene «Sprachfrage» in den Hintergrund drängen.

Zu den seit der Antike von Puristen als Verstoss gegen die *puritas* und damit als Fehler bekämpften sprachlichen Phänomenen gehört der als inkompetent, unnötig oder affektiert kritisierte Gebrauch von «Fremdwörtern»[829]. Im Romanischen ist die entsprechende puristische Polemik deshalb

ungebrochen heftig, weil «Fremdwörter», besonders wenn sie gehäuft auftreten, als Indiz von «Mischsprache» gelten, diese wiederum als Indiz eines den Sprachwechsel einleitenden Sprachwandels gewertet werden. Das oben (III.1.3.) angesprochene, puristische Schrifttum beschränkt sich häufig auf die exemplifizierende Auflistung kritikwürdiger und unnötiger Entlehnungen und die Auflistung romanischer Verbesserungsvorschläge. In den folgenden Beispielen wird die polemische und didaktische Funktion der Übersetzung durch spielerisch ästhetisierende Einbettung abgefedert. Dass sich diese Einbettung auch in sprachdidaktischen, puristischen Traktaten findet, zeigt der *Mossaveias* («Wegweiser») von G. P. Thöni (1981). Im Sinne eines zentralen Anliegens puristischer Polemik wird hier zu beweisen versucht, dass lexikalische Entlehnungen völlig unnötig und dementsprechend leicht zu ersetzen sind. So lässt Thöni seiner Polemik gegen «chel tgapeler *en Huffen* « (1981:2) nicht weniger als zwanzig romanische Übersetzungen folgen, darunter etwa «la furtga plagna» («die Heugabel voll»), «immens bler» («unendlich viel»), «so Dia cant» («weiss Gott wieviel»). Der Titel des Abschnittes «Retgezza digl rumantsch» («Reichtum des Romanischen») weist darauf hin, dass hier weniger die Angemessenheit der Übersetzung, als die Länge der Übersetzungsliste im Vordergrund steht. Ein Lehnwort mit zwanzig romanischen Entsprechungen: die Gegenüberstellung erhält einen ikonischen und symbolischen Wert, die als «piglier a tschains» («pachten») definierte Entlehnung erscheint als unnötige, absurde «Verschuldung» seitens einer reichen Sprache. Die puristische Vorführung einer Übersetzungsliste vernachlässigt nicht nur die semantische Adäquatheit, sie besiegt auch einen Scheingegner, indem sie die Entlehnungsgründe auf Semantik und Darstellungsfunktion reduziert. Die ökonomisch argumentierende Polemik unterschlägt die Expressivität des integrierten, längst produktiv gewordenen Lehnwortes[830] als Grund für seine Entlehnung und Beibehaltung. Sie unterschlägt auch die Tatsache, dass Entlehnungen zinslos zu haben sind, dass semantisch redundante Kumulation, wie sie sich in der synonymen Doppelformel «haufas e mantuns» zeigt, ein ebenso gutes Indiz von «Reichtum» ist, wie die geforderte Beschränkung aufs Eigene, dessen «Reichtum» durch die mögliche Anhäufung von Übersetzungen und Periphrasen vorgeführt wird.

Das wichtigste Verfahren von Thönis *Mossaveias* ist die Verbindung zwischen Übersetzung und wertender Antithese, die durch Varianten der «figure autonymique»[831] von den Wörtern auf die bezeichneten Sachen übertragen wird. Gutes wird besser, Schlechtes weniger schlecht, wenn es auf romanisch und nicht mit Lehnwörtern bezeichnet wird.

(1) *Gummi da schlogna,* – puh, navot da bel!
ma cun *Kaugummi* veist or scu'n vadel!
Pâtisserias èn navot schi fegnas,
dretgs pastiziers fon bungas *tampastegnas.* (1981:3)

In der Abwandlung des kontextuell Gemeinten: «Sprachbewusste Romanen sprechen nicht von ‹pâtisserias›, sondern von ‹tampastegnas›» zum rhetorisch Gesagten (unübersetzbaren): «Richtige Bäcker machen gute tampastegnas» wird die Grenze zwischen Reden und Handeln, zwischen Spracherwähnung (Autonymie) und Sprachgebrauch durch mehrere Metonymien überschritten. Damit wird die «Sprachfrage» aus dem Bereich des Sekundären, faktisch wie semiologisch Arbiträren herausgelöst und in Richtung des Primären, Wesentlichen und Existentiellen verschoben. Das Wesen von Menschen und Dingen wäre von ihrer Bezeichnungsart abhängig, Fremdeinschübe minderten die Qualität der Dinge und des Lebens. Die Antithese von Positivem (romanische Einheit) und Negativem (Fremdeinschub, Entlehnung) lässt sich so beliebig übertragen: «legal» – «illegal», «gesund» – «ungesund», «resistent» – «hinfällig», «schmackhaft» – «verdorben»[832]. Die Verunglimpfung führt zur Beschimpfung der weniger puristisch gesinnten Benützer des Romanischen, eine Beschimpfung, die auch vor rassistischen Dummheiten[833] vom Typ: «schain's er *zvetschgas,* – scu igls ‹neghers›!» (1981:99) nicht zurückschreckt. Durch die polemische Einbettung wird die Übersetzung von einer horizontalen Operation sprachlicher Übertragung zu einer vertikalen Operation ideologischer Wertung, aus der Suche nach einer Äquivalenz mit dem «andern» macht die puristische Polemik einen Vorwand zu seiner Ablehnung.

Das folgende Beispiel stammt aus einer Tageszeitung. Im Jahre 1917 schicken sieben in Bern ansässige Engadiner dem *Fögl d'Engiadina* einen gereimten Leserbrief mit dem Titel *Schiessfertigs, Selbstversorgers e Weltverbesserers*[834]:

(2) Char Fögl!
Scha Tü chattessast adattà
da dir «Tregant abilità»
e ch'eir, pro Tai, chattess onur
il nouv pled «autofornitur»
schi, forsa, eir 'T podrast persvader
da dir a Teis char Jon: «Spendrader!»

Der Text scheint sich zunächst sprachpflegerisch brav um vernünftige Vorschläge für die im Titel aufgezählten, nur grammatikalisch integrierten Lehnwörter («Schiessfertigs») zu bemühen: «tregant abilità», «autofornitur»[835]. In den letzten zwei Versen dagegen wird klar, dass es darum geht, einen Mitarbeiter der Zeitung namens Jon als chronischen Weltverbesserer zu verhöhnen. Der scheinheilig als Übersetzungsversuch getarnte Vorschlag, für «Weltverbesserer» doch «Spendrader» zu sagen, wird durch den nicht metasprachlichen Verwendungszusammenhang zur bissigen Polemik. «Spendrader» ist das Bibelwort für «Erlöser» und dient hier als ironische Hyperbel zur Verhöhnung angeblich angemasster Allwissenheit. Die «Übersetzungsliste» versteckt die polemische Intention, dient als metasprachliche Maske, die der verletzenden Grimasse den Überraschungseffekt sichert.

Als nächstes Beispiel einer literarisierten Übersetzungsliste ein Gedicht von Men Rauch mit dem Titel *Il chatschader s-chet rumantsch*[836].

(3) Voust esser ün nimrod da schlantsch
Il prüm imprenda s-chet rumantsch,
Ils pleds tudais-chs lascha davent
Scha voust cha'l boc nu pigl'il vent!:

* * *

Il «Stutzer» s'discha il schluppet,
Il «Blattschuss» es il tun da pet.
Il «Stecher» quai es il schlöppin
Il «Zweier» s'discha il quintin.
Il nom per «Schaft» es parachonna
La «Hütta» s'discha la chamonna.
Il «Korn» es per rumantsch la muos-cha
E per il «Zweig» as disch la fruos-cha
Il «Kolben», char ami, es alch
Chi's disch in s-chet rumantsch il chalch.
La «Mündung» es l'imboccadüra
Il «Zug dal Lauf» la rajadüra.
«Verkanten» as po dir sveular
O eir tgnair veul il puffer.
Cha quel chi sveula sto fallar
Es cler a mincha pluffer.
Cur cha hast fom, hast eir la bligna,
Cur hast gnü «Pech» hast gnü la tigna.

La «Vorgeiss» per rumantsch nu quadra
Perquai nomnain nus la manadra!
Il «Reh» que es il chavriöl
E «Gitzi» s'disch pro nus uzöl.
Il term per «Hohllicht» es tschêlviv
E «Dummkopf» s'discha lavativ.
Il «Frevler» es il frodulader
E per il «Saufer» dschain bavader.
«Visier» que es la visiera,
E «Nebelmeer» es mar da tschiera.
Il «Druckpunkt» es il puntasfrach
Il term per «Absatz» es il tach.
Ma tschel «Absatz» es il siloc
«Gemsbart» però es barba d'boc.
Tour «Vollkorn» s'disch tour mera plaina
Il pled per «Tobel» es vallaina.
Il «Bauchschuss» es tun da buttatsch
Ed il «Verschluss» es il serratsch.
Per «Rucksack» sachadöss stoust dir
«Putzstock» bachetta da pulir,
Il «Streifschuss» es ün tun spizzond
E «Pirschen» es chatschar guettond
La «Sicherung» es la sgüranza
«Anstand» però as disch creanza,
Ma star sül «Anstand» star sül post
Ed ün bun «Braten» ün bun rost!

* * *

Imprenda quai bain ourdadoura
Per mincha pled fa aint ün nuf,
E giond a chatscha fast furora.
Dal rest ami: In bocca d'luf!

Durch dieselbe «figure autonymique» wie oben Thöni verwandelt Men Rauch die Sprachfrage in eine Sachfrage und macht die um sprachliche Reinheit unbekümmerten Jäger darauf aufmerksam, dass die Gemsen vom «unreinen» Fremdeinschub in der «Jägersprache» Wind bekommen und damit den Jagderfolg vereiteln (V. 3f., 49ff.). Die häufig der Sphäre von

Geruch und Geruchssinn verhaftete Metaphorik zur Umschreibung konnotativer und assoziativer Inhalte, besonders auch derjenigen von Fremdeinschüben und Lehnelementen[837], wird hier durch Übertragung auf Tiere als wahrnehmende Subjekte *ad absurdum* geführt. Ein weiteres Element ist das Spiel mit der Scheinheiligkeit des exemplifizierenden Gebrauchs autonymer Zeichen:

> Il term per «Hohllicht» es tschêlviv
> E «Dummkopf» s'discha lavativ. (V. 27f.)

Der Kontext der Übersetzungsliste scheint eindeutig klarzumachen, dass hier nichts behauptet und niemand angesprochen wird, sondern Sprache in der Potentialität ihrer Verwendung beispielhaft dargestellt wird. Dass dieser Gebrauch nicht unschuldig, sondern scheinheilig ist[838], wird dann deutlich, wenn das Übersetzungsproblem oder seine Lösung eindeutig als gesucht erscheinen. Dies geschieht im Falle von «Dummkopf», wo der allzu leichten Übersetzung die Evidenz und Komik eines Truismus zukommt. Damit wird, wenn auch implizit und diffus, jemand als «Dummkopf» bezeichnet, wobei dieser «jemand» der Verantwortliche für den Gebrauch der aufgelisteten Lehnwörter, der selbstkritische Autor oder auch der Leser sein kann. Ein weiteres spielerisches Moment dieser entweder unnötigen oder unplausiblen Übersetzungen geht auf den Reimzwang zurück. Die Klimax romanischer Synonyme in Vers 21, Übersetzungen wie diejenigen der Verse 12 oder 48 ergeben sich eindeutig «um des Reimes willen», werden doch «Zweig» und «Braten» nicht als Lehnwörter gebraucht[839]. Ein weiteres Moment selbstironischer Reflexion in der puristischen Übersetzung ergibt sich in Fällen wie:

> Il «Frevler» es il frodulader
> E per il «Saufer» dschain bavader. (V. 30f.)

Das im Falle von «frodulader» vielleicht noch vorhandene, sprachdidaktische Moment fällt im Falle des zum gängigen Grundwortschatz gehörenden «bavader» vollständig weg. Da das Lehnwort «Saufer» ebenfalls gängig und keinesfalls erhellungsbedürftig ist, hebt die kommunikativ funktionslose Übersetzung nur ihre eigene konnotative Unangemessenheit hervor. Die ostentative Vernachlässigung von Expressivität und pejorativer Assoziation von «Saufer» enthält ein ironisches Moment, durch das sich die puristische Übersetzung als Ersetzung von Expressivem durch Unmarkiertes selbst in Frage stellt. Insgesamt aber bleibt der Text ein ernstgemeinter

Versuch, puristische Sprachdidaktik dichterisch umzusetzen und einen fachsprachlichen Bereich des Wortschatzes zu «romanisieren». Ungenauigkeiten wie der Übersetzung durch das Archilexem: «Stutzer»:«schluppet» (V. 5), «Vorgeiss»:«manadra» (V. 23f.), «Gemsbart»:«barba d'boc» (V. 36) kommt keine ironische Wirkung zu, Lehnwörtern und Archaismen ebenfalls nicht. Ironische scherzhafte Aspekte zeigen erstmalige Lehnübersetzungen vom Typ «Streif-schuss»:«tun spizzond» (V. 43), übersetzende Umschreibungen vom Typ: «Pirschen»:«chatschar guettond» (V. 44) und expressive Neologismen vom Typ: «Druckpunkt»:«puntasfrach»[840]. Ironisch ist vor allem die erwähnte Verknüpfung von Sprachfrage und Jagderfolg, während die Lektion in der Fach- und Gruppensprache ihren schulmeisterlichen Beigeschmack auch dadurch verliert, dass sie von einem Mitglied der Gruppe erteilt wird.

Zum Schluss noch das Beispiel einer Übersetzungsliste, in der vor allem die Auflistungsart zum Ausgangspunkt des Scherzes wird. In einem Text mit dem bezeichnenden Titel *Ponderar – ant co largiar!* («Überlegen – vor dem Rauslassen») erstellt Dina (1982) eine alphabetische Übersetzungsliste. Anlass dazu ist die Erbringung des Beweises, dass es für jedes deutsche Wort eine romanische Entsprechung gibt.

> (4) Per mincha pled tudais-ch da que ün bel pled rumantsch o ün'expressiun chi's cunfà. Laivat ün pêr exaimpels?
>
> | | |
> |---|---|
> | angemessen | cunvgnaivel |
> | bestehende | existent |
> | Clique | clicca |
> | Dauer | dürada |
> | [...] | |
> | auf der Hand liegen | esser evidaint |
> | in der Tat | s'inclegia |
> | [...] | |
> | Xmal | tantas jadas |
> | Ysop | isop |
>
> (Dina 1982:7f.)

Hier erübrigt sich jede Diskussion der Qualität der vorgeschlagenen Entsprechungen; die Liste konzentriert sich auf die Einhaltung und vor allem auf die spielerische Austricksung der selbstauferlegten Regel alphabetischer Reihenfolge. Die Bevorzugung der Vollständigkeit der Entsprechungen gegenüber ihrer Qualität kann als Ironisierung des vorangestellten sprach-

pflegerischen Stereotyps aufgefasst werden, das Romanische habe für jedes deutsche Lexem eine Entsprechung.

Fragmente von «Übersetzungslisten» finden sich immer wieder in «Sprachgedichten», die irgendwelche besonderen Qualitäten eines Idioms herausstreichen. In Curo Manis *Lod digl sutsilvan* (1991:55) finden sich die folgenden Verse:

> (5) Par 'sensibel' giagn 'santevel'
> 'luvratori' – 'luvraduir'
> par 'ridicul' giagn 'rievel',
> igl 'libroc' e egn 'bastuir'.
> [...]
> 'Hochbetrieb' â num 'traboni',
> giagn glimaia – schnec darar.
> 'Heimelig' e 'partgirevel' (V. 13 ff.)

Als löblich wird die Tatsache herausgestellt, dass Internationalismen und latinisierende Morpheme («sensibel», «ridicul», «luvra*tori*») lautlich besonders deutlich integriert sind, dass deutsche Lehnwörter in der weniger kenntlichen Variante gebraucht werden («bastuir» statt «libroc»[841]) oder durch Lexeme neolateinischer Herkunft verdrängt werden («glimaia» statt «schnec»), dass es für deutsche Lexeme, die als Fremdwörter gebraucht werden, durchaus eine romanische Entsprechung gäbe. Interessant ist hier, dass die zur kontrastiven Hervorhebung der «Eigenheit» nötige Nennung des «Fremden» gleichzeitig auf das Deutsche und das benachbarte Idiom, das Surselvische, zurückgreift.

Neben der «falschen» Übersetzung in verschiedener Funktion gibt es auch die Vorführung und Kommentierung der unmöglichen Übersetzung, der Nicht-Übersetzbarkeit.

v.3.3. Darstellung und Kommentierung von Nicht-Übersetzbarkeit

Bei der literarischen Darstellung und Kommentierung von Unübersetzbarem geht es fast ausschliesslich um fehlende lexikalische Entsprechungen. Häufig zu finden sind kommentierende Hinweise auf fehlende oder unbefriedigende romanische Entsprechungen für gebräuchliche fremdsprachliche, meist deutsche Ausdrücke. Diese Art Kommentar entspricht der linguistischen und sprachpflegerischen Neologismus-Diskussion[842] und dient meist der Einleitung einer paraphrastischen Umschreibung oder eines Neologismus. Literarisch wie sprachsoziologisch interessant sind diese Kommentare

nur in ihrer trotzigen Ausprägung. Diese stellt das lexikalische Defizit fest, bucht es aber, in polemischer Abgrenzung gegenüber der entsprechenden «Sache», als positives Indiz einer romanischen «Mentalität» oder «Kultur». Dafür, so wird implizit behauptet, kennt die romanische Sprache kein Wort, weil die entsprechende Sache oder Haltung der romanischen «Kultur» wesensfremd ist. Die positive Wertung dieser «Wesensfremdheit» beruht auf facettenreichen, meist konservativen Ideologien, die vom Antiurbanismus und der Fortschrittsfeindlichkeit heimatliterarischer Prägung bis zu umweltschützerischer Technologiekritik reichen. Dieses Lob des Romanischen durch Umdeutung von «Lücken» findet sein positives Gegenstück in Kommentaren zu romanischen Einheiten, die sich nicht in andere Sprachen übersetzen lassen. Hier wird auf entsprechende Defizite der Nachbarsprachen, in erster Linie des Deutschen, verwiesen, die für bestimmte romanische Lexeme und idiomatische Wendungen keine adäquaten Entsprechungen hätten. Die implizit damit verbundene Wertung wird hier nicht ideologisch umgedeutet; Übersetzungsschwierigkeiten sind hier ein Indiz für die herausragenden Qualitäten des Romanischen. So bleibt das alte, von der Übersetzungswissenschaft längst von der Sprach- auf die Textebene übertragene und damit relativierte Problem der «fehlenden Entsprechung»[843] in literarischen, ideologischen Kontexten aktuell.

Als erstes Beispiel für die ideologische Umbuchung lexikalischer Defizite eine Stelle aus Chasper Pults sprachpflegerischem Vermächtnis, aus *Meis testamaint* (1941). Als romanischer Philologe werde er immer wieder gefragt, wie man «Lippenstift», «Anlasser», «Treibhaus», «Roastbeaf», «Menu» auf romanisch sage. Hinter dieser Frage erkennt Pult versteckte Häme, mangelndes sprachhistorisches Bewusstsein und eine falsche Tendenz, die Verantwortung für die Sprache den Sprachwissenschaftern zu überlassen. Dabei sei das Romanische das Produkt jahrhundertealter Erfahrung von Generationen von Bauern und ihr «kostbarstes Geschenk» («il plü custaivel dun») an die Nachwelt. Das Romanische kann nicht mehr enthalten, als was diese Ahnen «gesehen, gehört und gefühlt haben»:

> (1) El nu po cuntgnair oter co quai ch'els han vis ed udi e senti. Per granda furtüna nun han quaistas bandusas masseras e lur figlias ed abiadias dal temp da l'ovais-ch Tello infin hoz mai gnü buonder da quel malprüvà guaffen dal tonder clamà per tudais-ch *Lippenstift*. Co mâ avessan nus d'avair ün nom per el? Co avessan nus d'avair ün nom per *Anlasser* cul qual nus sco paurs nun avain mai gnü da che far. E *roastbeaf* as clama in tuot il muond

> uschè. Nus Rumantschs nu laran esser plü papals co'l papa ed avair ün pled be per nus, tantplü cha nus dessan tuot ils rostbeafs dal muond per ün bun plain in pigna. (Pult 1941:4)

Das Fehlen eines romanischen Wortes für «Lippenstift» wird darauf zurückgeführt, dass die «gutmütigen Bauersfrauen und ihre Töchter» seit Urzeiten und «zum grossen Glück» an diesem «unheimlichen Teufelsding mit Namen *Lippenstift*» nicht das geringste Interesse gehabt haben[844]. Dass es im Romanischen kein Wort für «Anlasser» gibt, hänge unmittelbar damit zusammen, dass uns, «als Bauern», der Gegenstand fremd ist. Das Lehnwort «roastbeaf» wird als Internationalismus entschuldigt, für den man nicht ausgerechnet vom Romanischen ein eigenes Wort verlangen wird, umso mehr als «wir alles Roastbeaf der Welt für ein gutes ‹plain in pigna› hergäben».

Lexikalische Defizite werden also auf die organische Einbindung der Sprache in eine archaische Bauernkultur zurückgeführt, eine Kultur des Wesentlichen, Einfacheren, Besseren. Die Umdeutung der lexikalischen Lücke in eine kulturelle Tugend ist damit grundsätzlich vollzogen, das Fehlen des romanischen Wortes bestätigt der Kritik am «Modernen» die Berechtigung ihrer Skepsis gegenüber dem sprach- und wesensfremden Gegenstand. Dieser Gegenstand gehört vorzugsweise zum engeren Bereich des «Modischen», wobei es nicht überrascht, dass vor allem die Frauenmode zur Zielscheibe einschlägiger Polemik wird. Gian Fontana widmet dieser Polemik einen eigenen Text mit dem Titel *Bubikopf*[845]. Auf einem Sonntagsspaziergang mit der für Bauern typischen Absicht, «per studegiar empau las cultiras», «die Fluren etwas zu begutachten» (1971:452), werden der Ich-Erzähler und sein Freund nicht nur von Autos erschreckt, sondern auch «dalla glieud hipermoderna ed internaziunala», «von den hypermodernen und internationalen Leuten» (S. 453). Damit ist der Anlass zur Polemik gegeben:

> (2) Pia, il pli modern ei il «Bubikopf». Tgei quei vul gir, sas ti, cara lectura, probabel dagitg, e forsa has ti cun aua en bucca gia mirau a vegnend quei las plauncas da nossas vals neuasi. (Fontana 1971:452)

Mit der neuen Haarmode wird auch die «liebe Leserin» angefeindet, der unterschoben wird, sie könne kaum warten, bis der neue Haarschnitt in die Bergtäler hinaufgelange. Der Freund beginnt mit polemischen Vergleichen («sco in èr mediu», «wie ein abgeernteter Acker»), dann über-

legen sich die beiden, «wie man diesem ‹Bubikopf› auf romanisch sagen könnte»:

> (3) E nus studegein, co nus savessen gir a quei «Bubikopf» per romontsch. In num, quei ei clar, stuein nus ver, pertgei nossas mattauns vegnan gleiti a surprender quella biala moda da quels «buobs» dils marcaus. Nus secussegliein pia: Tgau da stubla – Tgau da plaronza – Mattauns tundidas – Tgau strubegiau – Bera mél! Jeu proponel da gir semplamein tgau muot, pertgei muots ein els dadens e dador. Mo sas, gl'interessant ei quei: daferton che las mattauns lain tagliar lur cavels, lain ils giuvens crescher els tochen tiel culiez. (1971:452)[846]

Zuerst wird die Notwendigkeit eines Neologismus in bissiger Ironie gerechtfertigt: wir brauchen einen Terminus («in num»), weil unsere Mädchen «diese schöne Mode städtischer ‹Buben› demnächst übernehmen werden». Die Reihe der polemischen Paraphrasen und Metaphern («Stoppelkopf, Mauserungskopf, geschorene Mädchen, verunstalteter Kopf, Mauleselmähne») gipfelt im Vorschlag des Erzählers, der mit den beiden metonymischen Bedeutungen von «tgau» («Kopf») spielt: «tgau muot, pertgei muots ein els dadens e dador» («Stumpfkopf, denn stumpf sind sie innen und aussen»). Der Hinweis darauf, dass sich die Männer die Haare wachsen lassen, während sie die Frauen kurz schneiden, vollendet die Tirade gegen die modische Perversion. Auf diesen Hinweis folgt die abgegriffene Anekdote der Geschlechterverwechslung. Der Freund wird von einem «Herrn» begrüsst, den er zunächst nicht wiedererkennt, bis er merkt, dass es eine Frau ist:

> (4) Jeu stos rir da bunamein schluppar. Il giuven vegn tut cotschens. Ed uss seregorda era Gieri: «Ah, vous êtes mademoiselle Gorbin!» (1971:452)

Die konservative Polemik bedient sich hier einer ostentativen Vorführung von Nicht-Übersetzbarkeit; als wäre nicht ausschliesslich die polemische Intention der beiden konservativen Herren, sondern zugleich auch das Romanische als Garant des Hergebrachten für die groben Herabsetzungen verantwortlich, auf die der ironische Übersetzungsversuch hinausläuft.

Der «Bubikopf» kommt ein weiteres Mal zu literarischen Ehren, in einem Epigramm von Gion Cadieli mit dem Titel: *Ad in «Bubikopf»*[847].

(5) Ti has schau far da buob il tgau,
El va cun tei fetg bein a prau,
Has gie adin'ils buobs el tgau.

In seinem Kommentar erklärt der Herausgeber Lothar Deplazes die Funktion des Fremdwortes (anstelle der Lehnübersetzung: «tgau-pop») im Titel: «Dem Dichter zufolge passte das Fremdwort «Bubikopf» so schlecht zur romanischen Sprache/Rede («tschontscha») wie der kurze Haarschnitt zum Kopf des Mädchens.» Das romanische «tgau-pop» werde vielleicht auch deshalb vermieden, weil es in der Surselva nicht sehr geläufig war[848]. Das Wortspiel beruht auf dem häufigen Prinzip der Polysemie-Homonymie[849], in polemischer Fehlinterpretation wird «Bubikopf» als «Mädchen mit Buben im Kopf» verstanden. Deplazes' Leseart folgend lässt sich präzisieren: Wort wie Sache sind fremd und sollen fremd bleiben, der entsprechende Haarschnitt passt zwar zu diesem Mädchen: «El va cun tei fetg bein a prau» (V. 2), nicht aber zu einem anständigen. Damit erfolgt die ausgrenzende Polemik einmal mehr durch die Verbindung des sprachlich und sachlich «Fremden» mit dem Unschicklichen und moralisch Verwerflichen.

Das polemische Potential der festgestellten Unübersetzbarkeit ist nicht immer deutlich und leicht einzuschätzen. So zum Beispiel in der folgenden Stelle aus Tumasch Dolf:

(6) Jou sund ussa ieu duas uras tra quellas «hallas», sco ign gi par tudestg – cun quegl c'igl dat betga da quels indrezs tiar nus, vainsa matem ear nign pled parsuaintar. – (1959:215f.)

Ob hier einmal mehr und ohne jede Polemik festgestellt wird, dass der romanische Wortschatz moderner Technik, es geht um grosse Ausstellungshallen, nachhinkt, oder ob gegen diese Technik durch die Substitution «quels indrezs» («diese Einrichtungen», aber auch: «Dinger») polemisiert wird, ist hier nicht zu entscheiden[850].

Explizite Polemik findet sich dagegen im nächsten Beispiel aus einem Text von Jon Nuotclà, wo sich dieser aus der Sicht des Naturfreundes und Umweltschützers gegen die Behauptung eines Regierungsrates wendet, Auswanderung aus Bergtälern lasse sich nur durch weitere «Eingriffe» in die Natur verhindern.

(7) Charta our da las nüvlas

> Char Chardun,
> aint in quista charta lessa nüvlitschar sur dad ün pled ch'eu nu sa co til tradüer e sur da quai cha quel chi til ha dit, il pled, ha manià cur ch'el til ha dit e sur dad üna gazetta chi pretenda robas ch'eu nu poss crajer. Dimena sco prüma: il pled es il pled «Eingriff». Eu m'ha inaccort cha pleds sun daplü co be lingiadas da custabs. Mincha pled ha ün'orma, per uschedir, sia orma persunala, ma quella as revelescha inandret pür cur chi's prouva da til tradüer, il pled. Eu'm dumond co chi's disch per rumantsch «Eingriff». Aint il dicziunari nu chatta nüglia adequat. (Nuotclà 1987:11)

Die Polemik beginnt mit der Ankündigung einer Reflexion über ein Wort, «von dem ich nicht weiss, wie ich's übersetzen soll». Darauf wird das im Verwendungszusammenhang des Wortes Gemeinte als Gegenstand der Erörterung ankündigt, schliesslich soll von einer Zeitung, die Unglaubwürdiges berichtet, die Rede sein. Angesagt ist also Ideologiekritik, die Übersetzungsprobe dient als Mittel zur Aufdeckung falschen Bewusstseins oder ideologischer Lügen. Die behauptete Entdeckung der «persönlichen Seele» («orma persunala») der Wörter beim Übersetzen ist also nicht allein die Entdeckung der Konnotation, sie ist auch die Entdeckung der Ideologie von Verwendungszusammenhängen. Nach dem festgestellten Fehlen einer adäquaten Wörterbuch-Übersetzung von deutschem «Eingriff» (und «eingreifen») wird das Scheitern persönlicher Übersetzungsversuche ausführlich dokumentiert:

> (8) «Greifen» es bain «tschüffer», o forsa «dar man» o «metter man» vi dad alch. «Eingreifen» füss lura tschüffer aint. Eu nu craj però cha quel chi til ha dit, il pled, til haja manjà in quist sen. «Intervenziun», dit per «Eingriff», am para massa sblach in congual cul pled tudais-ch. Il verb «eingreifen» as pudessa forsa tradüer meglder co'l substantiv «Eingriff», nempe cun «intermetter» o appunta cun «metter man» vi dad alch. (Nuotclà 1987:11)

Die Analyse des Wortes («ein-greifen») führt zu den Übersetzungen, «dar man» o «metter man vi dad alch», die beide Seme wie «aggressiv» oder «gewalttätig» enthalten, womit sie dem nicht gerecht werden, was der Verwender des Wortes «Eingriff» gemeint haben wird. Dieses Argument ist ironisch, zielt doch die ganze Operation hauptsächlich darauf, die «Brutalität» des deutschen Wortes und den Zynismus der sich dahinter verbergenden Haltung aufzudecken. Deshalb wird auch das semantisch durchaus adä-

quate «intervenziun» als «zu blass» eingestuft. Im nächsten Schritt wird der Versuch der paradigmatischen Übersetzung abgebrochen und zur Syntagmatik gewechselt. Das Wort soll aus seinem Kontext heraus übersetzt werden:

> (9) Sulet nun es però ün pled il listess sco quai ch'el es tanter oters pleds; el sumaglia ad ün chan, eir quel demuossa pür tanter oters chans sia dretta taimpra. Opür ch'el dvainta tmüch e plach opür agressiv e perguajà. Aint il «Sonntagsblatt» staja scrit: «Brändli (punct dubel), weitere Eingriffe in die Natur und Landschaft sind notwendig [...]» E quia cumpara'l uossa, il pled, tanter oters, e's fa valair cun prepotenza. (Nuotclà 1987:11)

Wie der Hund erst unter seinesgleichen seinen Charakter, so zeige das Wort «Eingriff» erst im Kontext seine anmassende Gewalttätigkeit, seine «prepotenza». Es folgen weitere, dem Kontext angepasste Übersetzungsversuche, die in der Bemerkung: «I's pudess eir simplamaing laschar sainza tradüer» («Man könnte auch einfach auf eine Übersetzung verzichten») ihren Abschluss finden. Genau dies stimmt nicht, denn wie in den obigen Beispielen bildet auch hier die metasprachliche Kommentierung des scheiternden Übersetzungsversuches das grundlegende polemische Verfahren. Es dient der Aufdeckung der im deutschen Wort verborgenen Ideologie, der Denunziation des auf die Sprache durchschlagenden, falschen Bewusstseins. Noch wichtiger aber ist die Tatsache, dass die romanische Sprache in ihren lexikalischen Defiziten sich dem «Falschen» verweigert. Damit werden diese Defizite zu Garanten des ideologisch Richtigen.

v.3.4. Übersetzungsspiel und zwischensprachliche (Quasi-)Homophonie

Übersetzen ist, wie die Arbeit der Puristen trotz ihres Bemühens um Verspieltheit zeigt, eine mühselige Arbeit. Mühselig ist auch die Einprägung lexikalischer Entsprechungen, der berüchtigten «Vokabeln», beim Erlernen von Fremdsprachen. Diese Entsprechungen, sie sind zugleich das Produkt von Übersetzungen wie deren paradigmatische Voraussetzung, betreffen ausschliesslich den Bereich des Signifikats. Im Bereich des Signifikanten macht die Arbiträrietät der Sprache jede Ähnlichkeit zum trügerischen Zufall. Die nach Freud dem Witz, der Komik und dem Humor gemeinsam zugrundeliegende «Lust am ersparten Aufwand» (cfr. Freud 1958:192f.) könnte erklären helfen, warum in der Verbindung von Übersetzung und Wortspiel nach spielerischen Möglichkeiten gesucht wird, die aufwendige

Arbiträrietät zu unterlaufen und motivierte, einprägsamere Lösungen zu finden. Den ausführlichsten Versuch unternimmt Armon Planta mit seinem «neuen, vereinfachten Wörterbuch, *Il nouv pledari simplifichà* (1982:55):

> (1) Chi das-cha amo pretender chi saja greiv ad imprender rumantsch o tudais-ch? Ün sguard in nos nouv pledari inchantarà ad uffants mo eir a creschüts.

rumantsch	*tudais-ch*	*rumantsch*	*tudais-ch*
il pet	das Bett	il man	der Mann
il bain	das Bein	il muot	der Mut
la maisa	die Meise	il pasler	der Basler
il vadè	die Wade	il ram	der Rahm
il Puter	die Butter	la massella	die Mass-Elle
la tazza	die Tatze	il strom	der Strom
il pail	das Beil	il tor	der Tor
la not	die Not	il mal	das Mal
il mêl	das Mehl	la matta	die Matte
la patta	der Pate	las costas	die Kosten
il mailinter	der Mailänder	l'or	das Ohr
il tat	die Tat	il Zürigais	die Züri-Gais
il bügl	der Bügel	il giattin	die Gattin
il sang	der Sang	l'anguel	die Angel
la vacha	die Wache	il masser	das Messer
il putsch	der Putsch	la flur	der Flur
il god	der Gott	il tach	das Dach
il fal	der Fall	il badliner	der Berliner
la laina	die Leine	il past	der Bast
il gran	der Kran	il föglin	das Vöglein
il chan	der Kahn	il barbet	das Baarbett
il purschlin	das Bürschlein	lain dür	Türlein
schlaffar	schlafen	lain sech	Säcklein
manar	meinen	lain brün	Brünnlein
		lain larsch	Ärschlein
		J. Dür	J. Dürr

Hausmann stellt fest, dass der Gebrauch von Homonymen *in praesentia* von der Sprachgemeinschaft tabuisiert wird: «Geraten bei der Konstitution von Texten zufällig zwei Homonyme in unmittelbare Nähe, so schreibt eine

Norm des guten Stils die Wahl zumindest eines andern Ausdrucks vor. Die Sprachgemeinschaft schützt sich damit teils instinktiv teils bewusst gegen ein Überhandnehmen des Störfaktors. Sie tabuiert das Bewusstmachen der Ausdrucksökonomie und verweist ihm einen Freiheitsraum in den Randzonen sprachlichen Funktionierens, vornehmlich in unernster Rede.» (Hausmann 1974:18). Hier wird dieses Tabu in spielerischer Vorführung der grösstmöglichen Ökonomie zwischensprachlicher Laut-Sinn-Entsprechungen ostentativ gebrochen. Zufällige, durch lautliche Interferenz und Analyseverschiebung verstärkte, zwischensprachliche Quasi-Homophonien[851] werden zu Garanten einer Äquivalenz der Signifikate gemacht. So werden die beiden Sprachen als ikonische Zeichensysteme vorgeführt, die Garantie der Signifikanz, die Distinktivität, wird zum zufälligen Störfaktor, den es durch Konzentration auf die Analogien auszuschalten gilt. Das zwischensprachliche Wortspiel enthält damit, im Sinne der oben referierten Definitionen, metasprachliche Aussagen[852] über die unterschiedliche Ökonomie von arbiträren und motivierten, ikonischen Zeichensystemen. Plantas Übersetzungsspiele verweisen in ähnlicher Weise auf die symbolische Funktionsweise von Sprache, wie ein von Todorov beschriebener Typus von Wortspielen: «[...] ceux qui mettent en évidence la polysémie des mots, l'absence de parallélisme rigoureux entre signifiant et signifié se rapportent à l'un des traits les plus essentiels du langage, et nous apprennent beaucoup [...] sur le fonctionnement symbolique du langage.» (Todorov 1978:309). Plantas *Nouv pledari simplifichà* entspricht auch der Auffassung Liedes, für den ein Wortspiel vorliegt, «sobald das blosse Formspiel auch zu einem Spiel mit der Bedeutung, die Formakrobatik auch zur Sinnakrobatik wird.» (Liede 1992 (11):187). Auch die folgenden Aussagen Todorovs zu den Homonymie-Wortspielen treffen auf unseren Text genau zu: «Le rapprochement de mots aux sonorités semblables mais ayant des sens différents connaît des formes très nombreuses; ces jeux mettent en évidence l'absence dans la langue d'un parallélisme rigoureux entre le plan du signifiant et celui du signifié.» (1978:308)[853]. Plantas Übersetzungsspiel, das zugleich als Wörterbuch-Parodie gelesen werden kann, akzentuiert dieses Fehlen ikonischer Signifikanz durch die ironische Vorführung seiner absoluten, vom Bezug auf arbiträre Kodes unabhängigen Zuverlässigkeit. Der Witz dieses auf Homophonie-Synonymie beruhenden Übersetzungsspiels erschöpft sich aber nicht in der Konfrontation verschiedener Zeichentypen, er beruht auch auf konkreteren Aspekten im Bereich der Phonetik, Grammatik und Semantik. Auf der phonetischen Ebene werden typische Interferenzen zwischen Romanisch und Deutsch (deutscher «Akzent» im Romanischen, romanischer «Akzent» im Deutschen) nachgebildet, auf der grammatikali-

schen Ebene sind übliche Transferenzformen (Morphemsubstitution, veränderte Abfolge von *déterminant* und *déterminé* in der Lehnübertragung) erkennbar, auf der semantischen und referentiellen Ebene sind fehlende Entsprechungen da und dort mit wirksamen Herabsetzungen verbunden. Damit soll dieses höchst artifizielle Spiel keineswegs auf wirkliche Aspekte des Kontaktes zwischen Romanisch und Deutsch zurückgeführt werden, denn hier bildet, wie Simon feststellt, lautliche Ähnlichkeit gerade keine aktuelle Ursache von Interferenz[854]. Der Hinweis Simons auf Volksetymologie und schlechte Sprachkenntnis als Voraussetzung des «Übersetzungsfehlers» vom Typ «val» – «walden» ist für die typologische Einordnung von Plantas *Nouv pledari simplifichà*, der eben diese Übersetzungsart simuliert, wertvoll. In dieser Perspektive erscheint der Text als Produkt einer vorgetäuschten sprachlichen Naivität, die mögliche Lust, in Freudschen Begriffen, als Produkt eines «ersparten Hemmungsaufwandes» (cfr. Freud 1958:147ff.). Es handelt sich um die Naivität des absolut Einsprachigen, der seine «Muttersprache» als natürlich empfindet und damit Fremdsprachliches arglos und unbedacht per Laut-Analogie in Eigenes «übersetzt»[855]. Diese Naivität ist Gegenstand verbreiteter Geschichten mehr oder weniger fataler Missverständnisse in Dialogen mit verschiedensprachigen Partnern. Plantas *Nouv pledari simplifichà* wäre damit auch als eine Art paradigmatisches Inventar dieses Texttypus[856] zu lesen. Da die angedeuteten Analogien dieser parodistischen Übersetzungslisten zu tatsächlichen Kontakterscheinungen gegenüber dem literarischen Spiel zweitrangig sind, seien sie nur kurz angedeutet.

Von zufälliger, überraschender Übereinstimmung profitieren die Fälle einer vollständigen Homophonie zweier Lexeme: «il bain» – «das Bein», «il mêl» – «das Mehl», «il sang» – «der Sang», «il putsch» – «der Putsch», «il man» – «der Mann», «il fal» – «der Fall», «la flur» – «der Flur». Da der Homophonie keine Homographie entspricht, wird hier, wie bei der Metagraphie, auch die Arbiträrietät des graphischen Signifikanten vorgeführt. Das Überraschungsmoment liegt in der vollständigen Ähnlichkeit der lautlichen Signifikanten; besondere, auf eine Herabsetzung hinauslaufende, semantische Bezüge sind nicht auszumachen.

Eine erste Kontaktstelle zu phonetischen Realitäten bilden die Analogien: «il pet» – «das Bett», «il pail» – «das Beil», «il passler» – «der Basler», «il past» – «der Bast» und «il tach» – «das Dach», «il purschlin» – «das Bürschlein». Die Verhärtung anlautender Bilabiale und Dentale ist ein typischer Zug der lautlichen Integration deutscher, im Falle des Vallader, besonders tirolerischer Lehnwörter[857]. Damit erhält das Wortspiel einen «etymologisierenden» Einschlag.

Ein zentrales Merkmal romanischen Akzentes im Deutschen, die Kürzung langer Vokale[858], spiegelt sich in den folgenden Analogien: «la patta» – «der Pate», «il tat» – «die Tat», «la not» – «die Not», «il strom» – «der Strom», «il ram» – «der Rahm», «il strom» – «der Strom», «il tor» – «das Tor». Zudem ist das betonte [o] in allen deutschen Lexemen geschlossen, in allen romanischen «Entsprechungen» offen, auch dies eine häufige, in ihren fatalen Auswirkungen zum Gegenstand von Witzen gewordene, romanische Interferenz[859]. Der Bezug zu realen Interferenzen und ihrer mündlichen Sprachkarikatur bringt Variation in das leicht müssig wirkende Wortspiel mit lautlichen Ähnlichkeiten.

Die «Fehlplatzierung von Betonungen» ist nicht nur, wie von Weinreich erwähnt, ein Merkmal schweizerdeutschen «Akzentes» im Rätoromanischen (cfr. 1977:35), sie ist auch ein Merkmal des romanischen «Akzentes» im Deutschen. Der romanische «Akzent» tendiert dazu, die Betonung deutscher Wörter in Richtung Endbetonung («Anfàng») zu verschieben, während sich der deutsche «Akzent» gerne in der vorgezogenen Betonung vor allem endbetonter romanischer Lexeme («Rùmantsch») zeigt. Diese typischen, oder jedenfalls in der Stereotypie spöttischer Nachahmung als typisch hervorgehobenen, Verschiebungen erscheinen in den Paaren: «il vadè» – «die Wade», «il putèr» – «die Butter», «la massella» – «die Mass-Elle», «il Zürigais» – «die Züri-Gais», «il giattin» – «die Gattin», «il purschlin» – «das Bürschlein», «il föglin» – «das Vöglein» als schwache Echos lautlicher Realitäten.

Mit einer Herabsetzung verbunden ist die Gleichsetzung: «il mailinter» – «der Mailänder» mit ihrer «irrealen» Betonungsverschiebung um zwei Silben[860]. Herabsetzende oder jedenfalls auffällige semantische Kontraste finden sich weiter im Falle von: «il purschlin» – «das Bürschlein» («purschlin»:«Ferkel»), «la vacha» – «die Wache» («vacha»:«Kuh»), «il putsch» – «der Putsch» («putsch»:«Hausschuh»), «il passler» – «der Basler» («passler»:«Spatz»), «il Zürigais» – «die Züri-Gais», «lain larsch» – «Ärschlein» («lain larsch»:«Lärchenholz»).

Wirklicher Übersetzung und realer Integration deutscher Lehnwörter entspricht die korrekte Morphemsubstitution in: «las costas» – «die Kosten»[861], «il föglin» – «das Vöglein», «schlaffar» – «schlafen». Die lautliche Entsprechung des Diminutivsuffixes «-lein» mit dem romanischen Lexem «lain» («Holz») bildet den Ausgangspunkt der folgenden Reihe, die mit der vorgeführten Umkehrung der Abfolge von *déterminant* und *déterminé* reale syntaktische Unterschiede spiegelt: «lain dür» – «Türlein», «lain sech» – «Säcklein», «lain brün» – «Brünnlein», «lain larsch» – «Ärschlein».

Auch das vielen Typen semantisch-referentieller Herabsetzung zugrundeliegende Verfahren der Analyseverschiebung ist keineswegs fern jeder sprachlichen Realität[862]. Simulierte Analyseverschiebungen liegen vor in: «il Zürigais» – «die Züri-Gais», «la massella» – «die Mass-Elle» und «il barbet» – «das Baarbett», dem einzigen unverständlichen Wort der Liste.

Die Auflistung zeigt, dass sich Teilaspekte dieser auf (Quasi-) Homophonie gegründeten Wortspiele mit einigen Aspekten tatsächlichen Sprachkontakts in Verbindung bringen lassen. Dies stellt ihre markante Künstlichkeit und ihren Spielcharakter keineswegs in Frage, sondern hebt sie eher noch hervor: der Text lebt von der Ambivalenz zwischen dem markanten Irrealismus der Wortspiel-Verfahren und den da und dort aufscheinenden Bezügen zu kontaktsprachlichen Realitäten.

v.3.5. Reflektierte Lehnübersetzungen

Im Zusammenhang mit der puristischen Polemik gegen «Mischsprache» (oben III.1.3.) war auch von der Polemik gegen Lehnübersetzungen die Rede. Die literarischen Formen dieser Polemik sind häufig weniger explizit, deshalb aber, abgesehen von Fällen ironischer Verspieltheit, nicht weniger polemisch als die offene puristische Belehrung. Die geringere Explizität der literarischen Variante zeigt sich vor allem im Weglassen der ausgangssprachlichen, meist deutschen Vorlage, die der Leser durch Rückübersetzung selber finden soll. Damit gilt die literarische Reflexion in diesem Fall einer Übersetzung *in absentia*. Lehnübersetzungen werden hier, trotz ernstzunehmender Einwände seitens der Linguistik[863], als Übersetzungen angesprochen, da sie mit entsprechenden hybriden «Abarten», Pseudo-Übersetzungen und Laut-Sinn-Analogien in der hier interessierenden literarischen Spiegelung ein klares Kontinuum bilden.

Unter «Lehnübersetzung» wird hier auch die «Lehnübertragung» verstanden. Die beiden Formen werden von Schottmann, von dessen Definition und Typologie ausgegangen wird[864], unter «Lehnformung» zusammengefasst.

Wie die lexikalischen Lehnelemente wurden auch die Lehnübersetzungen nicht aufgrund linguistischer Kriterien, sondern ausschliesslich aufgrund entsprechender expliziter oder impliziter Markierungen und Kontrastierungen in einzelnen Texten registriert. Die «Fremdheits-Diagnosen» von Linguisten und Autoren literarischer Texte können übereinstimmen, sie können aber ebensogut voneinander abweichen. Dies zeigt das Beispiel der Lehnübersetzung «vegnir per zatgei» nach deutschem «um etwas kommen» («etwas verlieren»). Von den Linguisten Solèr und Ebneter wird ein «per que codisch esan vegnaja» einer Sprecherin aus dem vom Sprachwechsel

bedrohten Domleschg als «nur aus der Kenntnis des Deutschen verständlich(e)» (1988:128) Lehnübersetzung[865] eingestuft. In einem Text von Silvio Camenisch (*1953) steht der Konditionalsatz: «[...] sche Nelly vegness per la veta» (1986:112), bei Toni Berther (*1927) liest man: «En in senn era el vegnius per la plazza» (1983:78), beide Male ohne Markierung und ohne erkennbare stilistische Funktion. Dies zeigt einmal mehr, dass die puristische Empfehlung, «reines Romanisch» bei den «guten Autoren» zu lernen[866], problematisch sein kann. Unmarkierte Lehnübersetzungen finden sich auch bei den gelobten Autoren an allen Ecken und Enden, in älteren Ausgaben eher als in neueren, wo puristische Herausgeber auch die Lehnübersetzungen herauspicken. So enthält etwa Men Rauchs *Il nar da Fallun* in der Erstausgabe die Lehnwendung «metter a glüm» (1923:23), die in der puristischen Neuausgabe durch «sviluppar» (1992:67) ersetzt ist[867].

Ein deutlicher Konsens zwischen Linguistik, Purismus und Literatur besteht dagegen im Falle der Lehnübersetzung «far cun» («mitmachen»). Von den Linguisten als nur durch Rückgriff aufs Deutsche erhellbare Lehnübersetzung registriert[868], von Puristen als Schandfleck gerügt[869], kommt «frar cun» gleich mehrmals zu literarischen Ehren. In Toni Berthers *Carstgauns e rattuns* (1983), wo Placi, der Hauptverantwortliche für den Fortschrittswahn seines Dorfes, plötzlich sein Gedächtnis entdeckt, sich auf die Vergangenheit besinnt und zum Lokalhistoriker wird:

> (1) Mintgaton scriveva el perfin ella gasetta dalla regiun. Mo era cheu stueva el sefundar silla memoria. El sespruava da seregurdar, co il vegl scolast Michel veva mussau da s'exprimer. Ed el smarvigliava era dalla formulaziun: «Tgi fa cun?» Ual quei «tgi fa cun?» vegneva avon bia, pertgei ins fageva adina puspei concurrenzas ed annunziava aschia ella gasetta. (Berther 1983:81)

Die auktoriale Sprachkritik an der nicht integrierten Lehnübersetzung wird hier, in durchsichtiger Maskierung, hinter dem «Staunen» der Person versteckt. Die Tatsache, dass sogar der grösste Fortschrittsbefürworter über diese Art Sprachwandel staunt, akzentuiert die Polemik dieses «Staunens». Die verteidigte, bedrohte Norm ist auch hier eine ältere, diejenige des «alten Lehrers Michel».

Victor Durschei widmet in seinem Gedichtband *Cloms* (1992) dem «far cun» gleich ein ganzes Gedicht (S. 153):

(2) *Far cun*

«Far cun» naven da Trin
di prest scadin.
Sche fas lu buca cun
eis in sgnappun.

«Oz trumf ei il far cun,
igl ortg far cun.»
Quei di il Meltgerun.
El ha raschun.

Fagei po buca cun
e schei «pren cun».
«Pren cun» ed è «far cun»
ei tudestgun.

Quei plaid aschi banal
sto ord la val.
El sto pilver svanir
ed è murir.

«Fai part» enstagl «fa cun»,
ti sabiutun,
lu eis in romontschun
e has raschun.

Die in sehr dürftige Reime verpackte, puristische Polemik ist äusserst explizit: «far cun» wird als «dumm» (V. 6) angesprochen, mit dem pejorativen Substantiv «tudestgun» als «erzdeutsch» diffamiert (V. 12), als «banales Wort» (V. 13), das «wahrlich verschwinden» (V. 15), «und auch sterben» (V. 16) muss, regelrecht verflucht. Der einzige Kunstgriff ist die, allerdings überdeutlich gekennzeichnete, ironische Umpolung: wer die Lehnübersetzung braucht wird als «Dreimalkluger» (V. 18) bezeichnet, wer bei der dummen Mode nicht «mitmacht»[870], als «Dummkopf» (V. 4). Am Ende wird noch die «richtige» romanische Wendung eingebläut: «‹Fai part› enstagl ‹far cun›» (V. 17). Die so unbeholfene wie aggressive Polemik leidet deutlich unter dem Reimzwang: Wortklassenwechsel des «tudestgun» (V. 12), sinnwidrige Beschimpfung desjenigen, der's richtig macht, als «romontschun» (V. 19), dazu «Meltgerun» (V. 7) und «sabiutun» (V. 18), womit alle Perso-

nen mit demselben pejorativen Suffix versehen sind, sinnlose synonymische Wiederholung (Hendiadys, V. 15f.), alles «um des Reimes willen»[871]. Trotz offensichtlicher ästhetischer Mängel ist dieser Text in unserem Zusammenhang interessant, weil er den kritischen, distanzierenden, aggressiven Wert der «Fremdheit» markierenden Anführungszeichen so ausführlich kommentiert.

Eine weniger explizite, verspieltere Art der Reflexion und Kritik von Lehnübersetzungen besteht in ihrer parodistischen Nachbildung, wobei graphische Markierungen (Anführungszeichen), auffällige Häufung oder textuelle Kontrastierung mit eigensprachlichen Varianten die parodistische Intention unterstreichen können. Ein erstes Beispiel dazu aus einem anonymen Text aus dem Jahr 1966 mit dem Titel *Dis tgaun* («Hundstage»):

> (3) Lein sperar che era ils poets e scribents romontschs che ein vegni giu sil «tgaun» ni schizun «sut il tgaun» aunc bia pli prigulus, possien prest revegnir dalla hurscha. Era a quels che ein «vegni entuorn» per la patria, sco nus vein udiu a caschun digl emprem d'uost, giavischein nus silmeins il ruaus perpeten, ed agl oreifer oratur ch'el possi beingleiti «star si» e mai far pli... (Anonym 1966:13)

Zunächst wird die deutsche idiomatische Wendung «auf den Hund (herunter) kommen» wörtlich übersetzt und durch Anführungszeichen, die seltsamerweise das Lexem «Hund» isolieren, markiert. Die wörtliche Übersetzung gehört in diesem Fall zum häufigen Verfahren der simulierten Naivität, die zum komischen Missverständnis des «Figurativen» führt[872]. Der variierende Nachtrag «ni schizun ‹sut il tgaun›» («oder gar ‹unter den Hund›») verdeutlicht das Auseinanderdriften von wörtlichem und figurativem Sinn der ganzen Wendung, besonders aber auch die in vielen romanischen Lehnübersetzungen auffällig hervortretende, «figurative» Bedeutung deutscher Adverbien und Präpositionen in Präfixfunktion[873]. Dieses Verfahren liegt auch dem folgenden: «quels che ein ‹vegni entuorn› per la patria» zugrunde, wo das deutsche Verb «umkommen» (= «sterben») als örtliches «herumkommen» falsch konkretisiert und entsprechend übersetzt wird. Die implizite metasprachliche Reflexion bezieht sich also nicht nur auf die Häufigkeit von Entlehnungen, sie bezieht sich auch auf den Sinn und die Übersetzungsproblematik fester syntagmatischer Einheiten. So können Karikatur und Häufung von Lehnübersetzungen in polemischem literarischem Kontext denselben Aspekten gelten, die auch Puristen und Sprachwissenschafter interessieren.

Das Wörtlichnehmen von Redewendungen ist ein beliebtes spielerisches Verfahren, das sowohl innersprachliche wie zwischensprachliche Varianten kennt. Die deutsche Wendung «Böcke schiessen» («Fehler machen») gibt Chasper Po Gelegenheit, gleich beide Varianten zu probieren. Der zitierte gereimte Dankesbrief für den Gemsbraten schliesst mit dem deutschen Vers: «Mögst stets solch' Böcke schiessen!»[874]. Die anaphorische Präzisierung: «solch(e) Böcke» verdeutlicht die Spannung zwischen dem im Kontext gemeinten, konkreten und dem idiomatisch eingebundenen, metaphorischen «Bock». Die romanische Variante davon findet sich in einem Zweizeiler; eine bestürzte Frau teilt einer andern mit, «einen Bock habe ein Redaktor geschossen». Da sich Nominativ und Akkusativ des romanischen Artikels nicht unterscheiden, wird die Übersetzung zudem als: «Ein Bock hat einen Redaktor geschossen» missverstanden:

(4) Vai let Duonn'Onna? O Deis, o dalur!
ün boc sajettet ün redactur![875]

Zur Veranschaulichung der Verschiedenheit möglicher Kontexte der reflektierten Lehnübersetzung zum Schluss noch ein Beispiel aus einem Text von Gian Arard Salvet (1989):

(5) *I sun its*

Its suna –
Mo perche?
In man da Dieu – ?
Per vaira da Dieu ?
Perche chi sun its ?
Perche perche?

Quai nu't reguarda
quai nu't va pro
quai nun es teis affar –
quai – quai nun es tia biera.
Be cha tü sapchast!
Quai.

Der Text greift auf die traditionsreiche Struktur des dialogischen «Kontrastes» zurück, die erste Strophe zitiert die Frage des zurückgebliebenen Einheimischen, die zweite die Antwort des Ausgewanderten, die in der aggressiven Zurückweisung der Frage besteht. Die Verse 7–10 sind sinnäquivalente Variationen des abblockenden und rückweisenden: «Das geht dich nichts an». Auf drei normgerechte romanische Varianten folgt eine auffällige Lehnübersetzung des deutschen «Das ist nicht dein Bier!»[876]. Der damit vorgeführte Übergang vom Romanischen zum «Pseudo-Romanischen» steht in offensichtlichem Bezug zum Sprecherwechsel. Die Lehnübersetzung charakterisiert die Sprache des Emigranten, wird zur Figur der Darstellung sprachlicher Verwahrlosung[877].

Nach diesen isoliert betrachteten Beispielen von Lehnübersetzungen soll im nächsten Abschnitt gefragt werden, wie sich diese im Kontext mit andern Entlehnungsarten auswirken können.

v.3.6. Funktionen parodistischer Lehnübersetzung

Clo Duri Bezzolas *L'agent* (1984:39–42) erzählt vom Besuch eines Versicherungsagenten, dessen Gesprächs- und Verkaufsstrategien zum Gegenstand mimetischer Nachahmung und komischer Verzerrung werden. Der Text beginnt mit der indirekten Wiedergabe des telephonischen Anmeldungsgesprächs, das der Agent mit der Frau des Ich-Erzählers führt:

> (1) Ün pêr dis avant sa visita as vaiva'l annunzchà per telefon. Sch'el possa passar pled cul stimà marid, s'ha'l indreschi pro ma duonna. Pervia da la sgüranza dals uffants, chi's tratta d'ün adaptaziun a las nouvas circunstanzas, d'üna piculezza insomma. Ch'ella dessa s-chüsar il disturbi dürant las meritaivlas vacanzas dal marid, ma il meglder füss per el il marcurdi bunura. Inguott'in mal, ed amo ün bel! (1984:39)

Der Abschnitt zeigt die Vereinbarkeit von indirekter Rede und mimetischer Wiedergabe sprachlich formaler Züge; entgegen einer noch immer verbreiteten Meinung, die indirekte Rede könne nur den «Inhalt» einer Rede wiedergeben, werden hier auch spezifische Züge der Ausdrucksseite reproduziert[878]. So imitieren die obsoleten Höflichkeitsfloskeln «stimà marid» («werter Gemahl»), «las meritaivlas vacanzas dal marid» («die wohlverdienten[879] Ferien des Gemahls») und das euphemistische Herunterspielen der zu besprechenden Angelegenheit Stereotype einer situations- und berufstypischen *captatio benevolentiae*. Der letzte Satz leitet mit seinen zwei Abschiedsfloskeln die indirekte in eine autonome direkte Rede über. Die

erste Floskel ist eine integrierte Lehnübertragung: «Inguotta in mal» (aus: «nichts für ungut»), die zweite eine auffällige Lehnübersetzung der schweizerdeutschen Wendung «und no en Schöne»: «ed amo ün bel». Diese ist nicht integriert und nur durch einen erhellenden Rückgriff auf das Schweizerdeutsche verständlich, was verschiedene, miteinander schlecht vereinbare Auswirkungen auf das mimetische Profil der «zitierten» Rede hat. Einerseits verweist der nötige Rückgriff auf die tatsächlich gesprochene Sprache[880], das Schweizerdeutsche, und kommt damit einem indirekten, sprachlichen *effet de réel* gleich. Andererseits zeigt sich die direkte Rede damit als übersetzte Fälschung[881], die zudem deutlich gegen die Normen der Zielsprache verstösst. Die sprachliche Konnotation des «Falschen» findet thematische Analogien in der Figur des Verkäufers und seiner verführerischen Rede, sie verwandelt aber zugleich die sprachliche Mimesis in eine übersteigerte, markant unrealistische Sprachparodie. Gegenstand der übersteigernden parodischen Transformation sind der zugleich stereotype und modisch neuartige Charakter der Rede des Agenten. Dazu kommt, als direkte Entsprechung der Lehnübersetzung, die Karikatur der «falschen Vertrautheit» durch die Wahl betont umgangssprachlicher Register. Die Wiederholung der beiden Lehnübersetzungen im letzten Satz des Textes (cfr. 1984:42) und der Bezug zu weiteren Varianten im Textinnern zeigen, dass es sich hier um ein zentrales Verfahren handelt.

> (2) – Insomma, l'es lura rivà, punctual, e dumandà sch'el das-cha metter sia bena a la sumbriva.
> Aha, ün cun umur, n'haja pensà, e propcha, la bena d'eira ün 2CV, ma ün ün pa plü luxurius cun ornamaints vi dals üschs, bod sco sgrafits.
> Cha quai nun haja ingün scopo hozindi dad ir perquai suot cun charrozzas grondas, «schön's Tägli», cha cun seis schmacha'l eir oura ün tschientevaincher, schi sto esser, e cha quai basta per qua d'intuorn. (1984:39)

Im ersten abhängigen Fragesatz ist wiederum die «Stimme» des Agenten zu hören, wobei sie diesmal über die Lehnbedeutung von «bena» eingeschleust wird. Es handelt sich um eine homophone Lehnbedeutung (cfr. Tesch 1978:117), welche die expressive, metaphorische Bedeutung des schwdt. «bänne» («Misttrog», «Mistkarren» für «Auto») auf das romanische «bena» gleichen Etymons[882] und gleicher Grundbedeutung überträgt. Die komische Wirkung ergibt sich auch aus der Homphonie-Übersetzung (cfr. oben V.3.4.), bei der die unterschiedliche Bedeutung überraschenderweise

auf eine passende Herabsetzung hinausläuft. Als Nebeneffekt kann die Neu-Motivierung der deutschen Metapher angesehen werden. Die Wiederaufnahme der Metapher im Erzählerdiskurs, wo sie durch die Nennung des Gemeinten *in praesentia* erläutert wird: «la bena d'eira ün 2CV», verstärkt die Distanz gegenüber dem ironisch als «humorvoll» bezeichneten Agenten. Zu dieser Art «Humor» passt die Verzierung des billigen Autos mit Emblemen von Luxuslimousinen. In der nächsten indirekten Rede kann das Schweizerdeutsch des Agenten schon in der analogen Metapher der «charrozzas» (für: «Autos») hineinspielen. Eindeutig und exklusiv ist es im Einschub «schön's Tägli» zu hören, dann wird es wieder hinter der durchlässigen Wand der lehnübersetzten Wendung «einen Hundertzwanziger herausdrücken»: «schmachar oura ün tschientevaincher», gut hörbar versteckt. Hier zeigt sich, wie Lehnbedeutung, Lehnübersetzung und code-switching am unrealistischen Spiel mit verschiedenen Formen literarischer Polyphonie teilhaben.

Die implizite Kritik am Redeverhalten des Agenten wird durch explizit metasprachliche Kritik ergänzt:

> (3) Eu bad ch'el am stricha il meil tras la bocca, ma chi'm resta lapro ün gust amar. [...] Ingün dubi, eir meis agent s'ha preparà. 1. Bivgnaint e contactar sün basa privata, emoziunala. (Pisserar per bun ajer). (Bezzola 1984:40)

Durch die Aufzählung fester Merkpunkte, nach denen der Agent seine Gesprächsstrategie ausrichtet, vollendet der Erzähler die implizite mimetische Kritik am Gesprächsverhalten seines Gegenübers, durch explizite, analytische Zersetzung.

Über die effektiven Leistungen seiner Versicherung befragt, wird der Agent gegen Ende des Gesprächs «formaler»:

> (4) Terza: megldras cundiziuns reguard ils cuosts da sepultüra. «Ma ch'El pensa! Na ch'eu giavüscha Sia mort, e listess vain nus pensà eir al cas chi, scha Dieu voul, nu subaintra amo lönch bricha. Eir qua eschan nus fich culants.»
> El vaiva tschernü per quist punct da las trattativas üna lingua plü ufficiala. Culant d'eira dvantà seis pled. E per finir quarta. Qua sajan els ils unics chi resguardan l'imprecauziun massiva. (1984:41f.)

Eine grundlegende Strategie des Erzählers dieses Textes besteht darin, unauffällige Segmente der Personenrede in indirekter oder vertretener Rede zu «vereinnahmen», diese nur in ihren markant auffälligen Segmenten zu zitieren und diese Zitat-Einschübe im Folgekontext kritisch zu kommentieren. Damit wird die Personenrede gezielt und ausschliesslich negativ dargestellt, von kritischer Distanzierung gewissermassen umzingelt. Im obigen Zitat beginnt sie mit der übereifrigen Beschwichtigung und zeremoniösen Versicherung, die Kalkulation von Begräbniskosten habe nichts mit dem Herbeiwünschen des Todes des Klienten zu tun. Im folgenden gilt die Aufmerksamkeit dem über das Deutsche entlehnten, fachsprachlichen Gallizismus «culant», der als Indiz einer «offizielleren Sprache» explizit kommentiert wird. Daraufhin wird er, am Ende der folgenden direkten Rede, nochmals wiederholt: «Eir qua eschan fich culants.» (1984:42). Die stilistisch auffällige Übersetzung des festen Syntagmas «grobe Fahrlässigkeit» mit «imprecauziun massiva» weist auf die bisher vernachlässigte, ausschliesslich übersetzungsbedingte Auffälligkeit des Fachsprachlichen. Hier überschneidet sich die Simulation des «Falschen» in der Rede der Person mit den «falschen Tönen» der literarischen Behebung fachsprachlicher Defizite des Romanischen. Eine solche Überschneidungszone bilden übrigens auch die durchaus auffindbaren Lehnübersetzungen im Erzählerdiskurs, die keine Entsprechungen in der Personenrede haben: «Uschè gronda generusità voul gnir pajada» («will bezahlt sein», S. 41); «Preparà d'eira'l sün tuot» («vorbereitet war er auf alles», S. 42).

Wichtig ist, dass die Lehnübersetzung in diesem Text systematisch als Figur des durchsichtig «Falschen» eingesetzt wird, wobei nicht das vom Romanischen aus gesehen normativ «Falsche» im Vordergrund steht, sondern die Falschheit der Vertrautheits-Maske, die die ausschliesslich geschäftlichen Interessen der Kommunikation verbergen soll.

VI. Formen, Funktionen, Inhalte: Versuch einer Übersicht

Nach der Diskussion möglicher Funktionen kontaktsprachlicher Phänomene im Funktionszusammenhang einzelner Texte (IV.) und der Erörterung einiger häufiger Fomen ihrer Markierung und Kommentierung (V.) soll im folgenden nach Korrelationen zwischen Formen, Funktionen und «Inhalten» gefragt werden. Unter «Inhalten» werden nicht nur semantische Einheiten, Motive und Themen verstanden, sondern auch Kernpunkte des Ideendiskurses von Textstellen und Texten. Dieser Ideendiskurs ist kein ausschliesslich literarischer und wird nicht selten erst vor dem Hintergrund von Sprachpflege und Purismus richtig verständlich. Unter Einbezug dieses Hintergrundes soll nach Grundtendenzen und Stereotypien literarischer «Mischsprache» in ihren eventuellen Bezügen zu literarischen Gattungen gefragt werden.

VI.1. Ideologische Abwehr und stilistische Faszination

Wie im Laufe dieser Arbeit mehrmals angedeutet, lassen sich hinter der vielfältigen Darstellung und Thematisierung transkodisch markierter Sprache in der bündnerromanischen Literatur zwei gegensätzliche Tendenzen erkennen. Eine Tendenz zur *Abwehr*, die direkt oder indirekt gegen «Mischsprache» polemisiert, vor Sprachzerfall und Sprachwechsel warnt und eine Tendenz zur *Öffnung*, die sich auf Mehrsprachigkeit spielerisch einlässt, ihr literarisches Potential nutzt und sich auch in Parodie und Satire über Sprachpflege und Purismus lustig machen kann. In einfacheren Fällen lassen sich einzelne Texte einer dieser Tendenzen eindeutig zuordnen, in schwierigeren Fällen überschneiden sich die beiden Tendenzen innerhalb desselben Textes, mit allen möglichen Konflikten und Ambivalenzen, die solche Überschneidungen mit sich bringen können.

Die Tendenz zur Abwehr bezieht ihr bis heute ungebrochenes Pathos nicht allein aus der tatsächlichen Rezession des Romanischen, aus puristischer Sorge um sprachliche Normen und aus der Tatsache, dass sprachliche Mischformen aller Art nicht nur im Falle des Bündnerromanischen wenig Prestige haben[883]. Ein weiterer Grund für die nicht abreissende, in vielfältigsten Formen geführte Polemik gegen «Mischsprache» liegt in indiziellen und symbolischen, generell ideologisch besetzten Verbindungen zwischen Sprache und Gesellschaft, Tradition, Politik, Kultur. Solche vom Symbolwert von Sprache bestimmten Verbindungen erlauben es, eine als beängstigend empfundene Beeinflussung und Vereinnahmung des «Eigenen» durch das «Andere» am Beispiel der Sprache festzumachen und als sprachliches Problem stellvertretend zu bekämpfen. So verbindet sich bei Pater Baseli Carigiet (IV.1.1.) die Polemik gegen deutsche Einschübe mit der Polemik gegen Liberalismus und Aufklärung, mit dem als falsch «entlarvten» Prestige des Deutschen wird zugleich das Prestige des ideologischen und politischen Gegners als falsch «entlarvt». Die für die sprachliche Prestigepflege empfohlene Besinnung auf das «Eigene» hat ihre direkte Entsprechung im politischen Konservativismus, der ebenfalls das Alte und Vertraute als das Eigene propagiert.

Besonders deutlich zeigen sich die Beziehungen zwischen der semantisch-referentiellen und der symbolischen Funktion von Sprache in jenen Formen meist konservativer Polemik, die aus dem fehlenden romanischen Wort zur Bezeichnung irgendeines «modernen» Gegenstandes ein Indiz für seine wesensartige Fremdheit, für seine Unvereinbarkeit mit romanischer Tradition und romanischer Kultur machen. Ausführlich diskutiert wurden Chasper Pults «Lippenstift», Gian Fontanas «Bubikopf», Jon Nuotclàs «Eingriff»[884]. Zum gleichen Typus konservativer Polemik gegen «Modisches» gehört auch die Unterschiebung, sprachliche Fremdeinschübe dienten unbedarften Ignoranten dazu, Bildung und akademischen Status vorzutäuschen und sich auch selber entsprechend zu fühlen[885].

Eine für die abwehrende Tendenz typische Metapher ist diejenige des Sprachkontaktes als «Ansteckung»[886], seiner verschiedenen Formen (Interferenz, Entlehnung, code-switching) als Symptome einer «Krankheit». Diese bei Nuotclà (IV.1.2.) zentrale Metaphorik verbindet sich mit derjenigen des bedrohten Romanischen als «Patienten», als «sterbende Mutter»[887]. Ostentative Häufung und Überspitzung organisch-physiologischer Sprachmetaphorik führen bei Nuotclà zum Umschlag ins Ironische, wodurch eine spielerische Umsetzung des durchaus ernstgemeinten sprachpflegerischen Anliegens möglich wird.

Die Tendenz zur Abwehr fremdsprachlicher Einflüsse ist fest in einem Ideendiskurs heimatliterarischer Provenienz verankert, in dem die symboli-

schen Entsprechungen der Sprachen durch das zentrale Thema der *Kolonisation* bestimmt sind. Die aktualisierte Variante dieses Themas ist der Tourismus[888], die Kolonisationsgeschichte liefert, zur zeitlos-mythischen Fabel stilisiert, dem Tourismus-Thema das polemische metaphorische Inventar. Die beiden häufigsten Motive des Kolonisationsthemas sind der Boden und die Sprache, die im heimatliterarischen Diskurs durch ein Inventar stereotyper rhetorischer Figuren miteinander verbunden und gleichgesetzt werden[889]. In Bezug auf den Boden hat sich die Polemik infolge der gewandelten Tourismus-Formen, vom eher insulären Hotel zum «metastatischen» Zweitwohnungsbau eher noch verschärft. Dass auch das Hotel als Brückenkopf einer sprachbedrohenden Invasion empfunden wird, lässt sich in der Tirade des Bauern in Gian Fontanas *Sidonia Caplazi* nachlesen. Die Jungen wollen lieber im Hotel als auf dem Feld arbeiten, die Jungen können «unsere alte Sprache nicht mehr», sie reden «ein Gemisch aus Deutsch, Französisch und Romanisch»:

> «E lu, gnanc discuorrer san ei pli nies vegl lungatg. Quei ei ina mischeida da tudestg, franzos e romontsch, ch'il gianter sez vegn buc ordlunder. Mi suflei a tut quella schenta ‹messieurs› e ‹mesdames›! Capiu!» (1932a:10)[890]

Weniger eindeutig ist die Funktion des Hotels in Bierts *La müdada* (1962). Trotz deutlicher Hinweise auf seine «Dekadenz»[891] ist das Hotel doch auch eine faszinierende, phantastische Gegenwelt von Reichtum und Luxus, die in ihrer Isolation das Dorf und seine Sprache nicht direkt bedroht. Die Grossüberbauung «Quadras» in Nuotclàs *Il tunnel* (1991) dagegen entzieht einem jungen Bauern mit dem Boden die Existenzgrundlage. Die symbolische «Rückeroberung» im Rahmen eines vom Bauern als Offizier geleiteten Armee-Manövers belegt, bei all ihrer Komik, die Konstanz kriegerisch-militärischer Metaphorik im heimatliterarischen und sprachkämpferischen Diskurs. Die «Schändung» der Bauerntochter durch den dekadenten Touristen entspricht einem Stereotyp der Kolonisations-Fabel im thematischen Bereich der Genealogie, des «Blutes». Dem topischen Gegensatz von Tourist und Bauer entsprechen verschiedene Figuren kommunikativer und sprachlicher Unvereinbarkeit. Der deutschsprachige Tourist kann sich sprachlich nur falsch verhalten: seine deutsche Rede wird mit Schweigen, Verständnisverweigerung und brüsker Zurückweisung[892] quittiert, seine Versuche, romanisch zu lernen werden gerne als unbeholfene Anbiederung oder, wiederum bei Nuotclà, als gefährliches «Sich-Einschleichen» dargestellt. Zu den neolateinischen Sprachen dagegen ergeben sich die unwahr-

scheinlichsten Verständigungsbrücken, von erotischem Zauber geleitete, wundersame Entdeckungen zwischensprachlicher Ähnlichkeit aufgrund gemeinsamer neolateinischer Basis[893]. So folgen Erzählung und imitierte sprachübergreifende Kommunikation fast durchwegs der von der sprachkämpferischen Tradition stilisierten Antithese zwischen der bedrohlichen deutschen «Fremdsprache» und den das Romanische schützend umgebenden neolateinischen Schwestersprachen.

Die Symbolrelation zwischen dem Sprachlichen und dem individualpsychologisch «Eigenen» zeigt sich exemplarisch an Eigen- und Familiennamen der Personen. Der symptomatische Abwehrreflex wird hier durch phonetische Xenismen ausgelöst, durch die «Entstellung» des eigenen Namens im Munde anderssprachiger Sprecher. Die vielen Beispiele überzeichnender Darstellung, aggressiver Korrektur und offen polemischer Kommentierung dieser Xenismen[894] deuten auf eine enge symbolische Verknüpfung zwischen der persönlichen und sozialen Identität der Person und der phonetischen Realisierung ihres Namens. Darauf deutet auch die offene Polemik gegen die Mode, den Kindern «exotische» Eigennamen zu geben. Victor Durschei widmet dieser Polemik ein ganzes Gedicht mit dem Titel *Nums exotics* (1992), das in der letzten Strophe das bekannte Stereotyp aufgreift, exotische Namen dienten dem Namengeber dazu, sich als «Gelehrten» aufzuspielen[895].

Abwehrreflexe gegen die Präsenz des (Schweizer) Deutschen im «romanischen Territorium» können auch von Grussformeln ausgelöst werden. Ein neueres Beispiel, Benni Vignes *Grözzi, grözzi – Canzung* (1994), zeigt, dass Polemik gegen die selbstverständliche deutsche Begrüssung aller Unbekannten in romanischer Umgebung nicht an traditionelle, sprachpflegerisch orientierte Lyrik gebunden ist.

Dass Abwehrreflexe gegenüber dem Anderssprachigen und sprachlichen Kontaktphänomenen längst nicht immer auf die edle Motivation der Verteidigung einer rezessiven Sprache zurückzuführen sind, zeigt sich in Clo Duri Bezzolas *Rudi*[896]. Erzählt wird die Geschichte eines ewigen Aussenseiters, eines Sohnes deutscher Einwanderer, den seine Mitschüler «il Schwob» nennen und mit sadistischen Ritualen aus ihrer Gruppe ausschliessen. Rudis Verzweiflung artikuliert sich in auffälligem Romanisch:

> Apaina deliberà as mettaiva Rudi a scuffuondar ed a blastemmar – intant avaiva'l imprais dret bain rumantsch – invers seis cumpogns chi repetivan tuot sco ün rimbomb, cumprais l'accent tudais-ch cha Rudi tradiva amo adüna culla pronunzcha dal «ch» e'l «tsch» (1987:92).

Das höhnische Nachäffen des fremden «Akzentes», das stereotype [č] anstelle von [č], ist ein Beispiel für ein sprachlich-symbolisches Ausschlussritual, das einem sprachlich wie sozial anpassungswilligen «Fremden» seine unüberwindliche Fremdheit vorführt. Diese ist auch die Quintessenz des an der romanischen Phonetik scheiternden Verführers in Nuotclàs *Il tunnel*. Der in der Verführungsszene als «charmant» empfundene «Akzent» wird schliesslich zum Stigma, zum Auslöser von Abwehr, Abgrenzungswillen und Verachtung[897].

Der Abwehrtendenz zuzuweisen sind auch alle Thematisierungen des bereits vollzogenen Sprachwechsels. Sie sind, um in der einschlägigen Metaphorik zu bleiben, Exempel erlittener Niederlagen und damit Warnungen. Opfer dieser Niederlagen ist nicht nur «das Romanische», Opfer sind in erster Linie die Menschen, die den Sprachwechsel vollzogen haben. In der sanften Variante sind sie «Verführte», in der unsanften «Verräter», in beiden Getäuschte, die das eigentlich Unmögliche versucht haben und sich jetzt «zwischen den Ufern» befinden, in den Wirbeln der «Mischsprache».

Der vollzogene Sprachwechsel, der «romanisches Territorium» zu «deutschem Territorium» gemacht hat, wird an verschiedenen Figuren sprachlicher Kommunikation exemplifiziert. Eine davon ist die «unmögliche Verständigung», die von romanischer und deutscher Einsprachigkeit ausgeht und von einer sich verschiebenden, aber nicht überbrückbaren Sprachgrenze erzählt. In einem «Sketch» von Giovannes Mathis (Mathis 1894) kommt im Jahre 1834 ein deutschsprachiger Prättigauer, 60 Jahre später, 1894, ein romanischsprachiges Mädchen zum Einkaufen nach St. Moritz. Im Jahre 1834 wird der Prättigauer nicht verstanden, kehrt unverrichteter Dinge nach Celerina zurück und lässt sich vor seiner Frau über die «wälscha Tabalori» aus:

> «Aber das sind doch kuriosi, dummi, unvernünftigi Lüt droba, in St. Moritz. As ist bim heiliga lieba Gott, kein einziga im ganza Dorf, dass a Wort Tütsch varsteit! Du kannst selber ufa, bi dena wälscha Tabalori, i, gang nümman ufa. Ja, in St. Moritz wird gwüss nia kei Tütscha husa, bi dena wilda Rumantscha. Salb stan i guot dafür.» (1894:144)[898]

Die Prophetie des Prättigauers erfüllt sich nicht, schon 60 Jahre nach seiner Tirade kann sich die kleine Nina in St. Moritz auf romanisch nicht mehr verständigen. Ihre Bestellung im Laden: «duos meters ifloudra glüschainta naira ed ün maz filischella brüna» (1894:145) wird von der Frau im Laden

nicht nur nicht verstanden, sondern, in emblematischer Inkompetenz, unter grotesken Entstellungen wiederholt:

> «Ja, was soll i macha? [...] I verstehe nit rumantsch und weiss gwüss nit was es auch si kann: «Inloffra tschütsch-gliainta und Fischli-teller-prünna!» (ibid.)

Auch Nina kehrt zurück und schimpft:

> «Melnüzs, melprüvos figürs Tudas-chuns! [...] quels trids dschanis cusü a San Murezzan, niaunch'ün nun so, ne inclegia pü ün pled romauntsch, varguogna da lur fat!» (ibid. 146)

Dieser an einem Hochzeitsfest vorgetragene «Sketch» zeigt exemplarisch, wie das Thema der Germanisierung, die Mathis als Vertreter der romanischen «Renaissance» als Katastrophe beurteilen muss, in seiner Exemplifizierung durch den «unmöglichen Dialog» dem sprachkämpferischen Ernst entgleitet und durch Figuren der Sprachkomik vereinnahmt und umgedeutet wird.

Dasselbe lässt sich grundsätzlich von den beiden häufigsten «Sprachfiguren» sagen, die auch den Sprachwechsel vom Romanischen zum Deutschen exemplifizieren, dem Deutsch der Rätoromanen und dem Romanisch von Deutschsprachigen, in erster Linie solcher aus ehemals romanischen Gebieten. Dieses «Deutschromanisch» dient häufig, wie im Text von I. A. Tschen (oben IV.6.1.) beobachtet wurde, zur mimetischen Veranschaulichung eines als unwiederbringlich dargestellten Sprachverlustes. Die überaus markante «Fremdprägung» macht alle ideologischen Beteuerungen lächerlich, der «romanischen Sache» die Treue halten zu wollen. Das «Romanendeutsch» dagegen exemplifiziert die eigentliche Unmöglichkeit eines Sprachwechsels, die unüberwindliche Substratwirkung als mythische Prägung, wie sie von den syntaktischen Interferenzen in Biert 1981 (oben IV.6.2.) exemplarisch vorgeführt wird. Der Wunsch des Nachkommen aus dem Jahre 2071, wieder Romanisch zu können, ist der Wunsch eines sprachlich Verlorenen, der wegen einer Fremdsprache, die er nie richtig können wird, die eigene und eigentliche Sprache vergessen hat.

Von deutlichem Ernst und bitterem Sarkasmus sind jene utopischen Darstellungen des vollzogenen Sprachwechsels, in denen sich die Vision der verschwundenen Sprache mit derjenigen der durch touristische Übernutzung zerstörten Natur der Alpentäler verbindet. Ein gutes Beispiel dafür ist der Text von CASA (Pseud. 1986), der vom übernutzten, verwüsteten Engadin

des Jahres 2050 erzählt. Das Unterengadin ist germanisiert[899], im englischsprachigen Oberengadin lässt sich zeitweilig nur noch mit Gasmasken leben. Die mehrfache Parallelisierung zwischen dem Tod des Romanischen und dem Waldsterben gründet auf einer alten Sprache-Baum-Metaphorik[900], zeigt aber auch die Neuauflage organisch-biologistischer Sprachvorstellungen im Rahmen zeitgenössischer ökologisch orientierter Polemik.

Die Abwehr des sprachlich «Andern» findet in der Rezession der Kleinsprache und der darauf reagierenden Sprachideologie ihre naheliegendste Erklärung. Diese Abwehr folgt einer von Stereotypen geprägten, ahistorischen, naturalisierenden Sprachmythologie. Ihr ist die Skepsis gegenüber Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit eigen, auf ihr gründet die pathetische Verurteilung von Sprachwechsel. Die Übertragung sprachpflegerischer Funktionen an die Literatur ist bis heute, wenn auch nicht immer selbstverständlich, doch deutlich sichtbar, die «Sprachfrage» gehört nach wie vor zu den häufigen literarischen Themen und ist, trotz häufiger werdenden Einspruchs in neuerer Zeit, ein Fixpunkt literarischer Selbstdefinition geblieben. So können sich literarische Darstellungen von Bedrohung durch Sprachkontakt in allen ihren Varianten auf eine kompakte ausserliterarische Tradition stützen, die die Verständlichkeit auch versteckter sprachkämpferischer Polemik garantiert.

Die literarische Abwehrtendenz steht immer noch deutlich im Zeichen der von Kloss als «wertkonservativ» definierten Einstellung zur Sprache, während die institutionalisierte Sprachpflege längst zu der von Kloss als «sozialemanzipatorisch» gekennzeichneten Betrachtungsweise übergegangen ist. Dasselbe lässt sich von jener Literatur, die Tendenzen zur Öffnung, zur literarischen Erprobung und Ausnützung der Möglichkeiten des «Mischsprachlichen» zeigt, so allgemein nicht behaupten. Zunächst wird die Ausschliesslichkeit der beiden Tendenzen, wie mehrmals erwähnt, durch ihre vielfältigen ambivalenten Überlagerungen innerhalb eines Kontinuums grundlegend relativiert. Bei der häufigen ostentativen Vorführung des Übels der «Mischsprache» durch Massierung der Einschaltungen und ihre karikierende Verzerrung kann die Art des Angriffs das Angegriffene als Gegenstand des Lachens ablösen. Exemplarisch zeigt sich dies am Beispiel der Satire, in der das Lachen über die angegriffene, falsche (sprachliche) Norm vom Lachen über die «durchsichtige Maske» des indirekten Angriffs abgelöst werden kann. Umgekehrt können stereotype Verfahren der Sprachkomik wie Missverständnisse und dialogisches Scheitern aufgrund zwischensprachlicher (Quasi)Homonymie in Fabeln mit durchaus ernster Moral eingebunden sein. In Stupans *Eulalia* (1982)[901] bricht die Flut von Fremdsprachlichem, Unverständlichem und Missverständlichem nicht ohne

ernsten Grund über den Bauern herein. Die aufdringlichen Fremden sind die Geister, die der Bauer rief, die Strafe für den versuchten Verrat am Eigenen.

Eindeutig ist die Gegenüberstellung von Abwehr und Spiel dagegen im Falle der Purismus-Parodien, in denen sprachliches Abwehrverhalten zitierend vorgeführt und durch widersprüchliche, bisweilen absurde kontextuelle Einbettung verspottet wird[902]. Eindeutig sind auch jene Fälle, in denen das expressive, komische, spielerische Potential kontaktsprachlicher Phänomene von einschlägigen Kommentaren hervorgehoben wird. Im Rahmen einer verspielt gelehrten «Philologendichtung» können so auch längst integrierte Lehnwörter zum Anlass vergnüglicher Auflistung werden. Ein Beispiel dafür ist ein unbekanntes Gedicht von Andri Peer (1982a):

Vierv ladin

Tousel, standerl, traccagnottel, puzlain
Sun pleds rumantschs dvantats bel e bain.

Füesels e struffels sun terms vivs,
Ingrondischan perfin sco diminutivs.

Strüzzels, canedels, bizokels e tatsch
Rivettan pro nus sü da Fuond e da Latsch.

Schiloner, schlabacker, tamazzi, martuffel,
Quai scutta la glieud e tegna il scuffel.

Die explizite Kommentierung spezieller semantischer und stilistischer Wirkungen längst integrierter Lehnwörter[903] läuft auf eine Reaktualisierung ihrer Expressivität hinaus. Der Hinweis auf die spezielle Wirkung trotz vollständiger Integration ist linguistisch, vor allem aber poetologisch relevant. Er verweist auf das literarische Potential einer nicht aufgrund paradigmatischer Auffälligkeit bestimmbaren Expressivität des Lehnwortschatzes. Diese zeigt sich jenseits stereotyper auffälliger «Mischsprache» in direkter Personenrede auch in Übergangsbereichen wie der freien indirekten Rede, aber auch in der Rede des Erzählers[904] oder des «lyrischen Ichs». Für entsprechende Stilwirkungen in der Erzählerrede ist Tuors *Giacumbert Nau* (IV.2.2.) ein besonders deutliches Beispiel, in poetischen Texten finden sie sich bei Chasper Po (IV.4.1.) und Armon Planta (IV.4.2.). Lehnwörter, aber auch Lehnübersetzungen in den facettenreichen Übergängen zwischen

Erzähler- und Personenrede sind in den Texten von Clo Duri Bezzola besonders häufig zu finden.

Auch die stilistische Faszination, die dem Abwehrreflex als generelle Tendenz grundsätzlich gegenübergestellt werden kann, ist nicht ausschliesslich individueller, künstlerisch einzigartiger Natur. Auch hier gibt es auffällige Verfahrens- und Funktionsstereotypen, die sich wohl aus der nicht-literarischen, mündlichen Sprachimitation und Sprachkomik herleiten liessen. Im Bereich der Literatur finden sie sich vor allem in den prestigeärmeren «niederen» Gattungen. Von diesem Bezug zwischen stereotypen Verfahren, Funktionen und Gattungen soll im folgenden kurz die Rede sein.

IV.2. Stereotype Verfahren, Funktionen und Gattungen

Das oben (II.2.) skizzierte Kontinuum zwischen realistisch-mimetischen, komisch-spielerischen und grotesk-phantastischen Formen und Funktionen soll hier mit einer Übersicht über die häufigsten Formen simulierter Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in erzählenden, dramatischen und poetischen Texten konfrontiert werden. Gefragt wird nach generellen Tendenzen einer Verbindung von Formen, Funktionen und Gattungen.

In der im bündnerromanischen Corpus sehr wichtigen *erzählenden Prosa* realistischer Prägung[905] stellt sich das bekannte Problem der Vereinbarkeit von mimetischer Plausibilität und Einheitlichkeit des Textes, die seine Verständlichkeit für die vorgestellte Leserschaft garantieren soll. Das Problem der durch Übersetzung verfälschten Rede anderssprachiger Figuren stellt sich auch dann, wenn es nicht, wie im diskutierten Beispiel aus Nuotclà[906], explizit thematisiert wird. Das banalste, aber auch nicht immer gelöste Problem ist die Abstimmung der vom Erzähler metasprachlich angekündigten mit der mimetisch vorgeführten Personenrede, die ihre sprachliche Zugehörigkeit ihrerseits thematisieren kann. In Andri Peers *La ruina da Plür* (1982) kündigt ein Professor aus dem 17. Jahrhundert den Bergellern eine italienische Rede an, die er dann auf romanisch hält und in der er die Lage «in unverblümten romanischen Worten» umreisst.

> «Però eu craj listess ch'eu tavella per talian. Vus am sieuarat plüchöntsch, che?» (1982:27).
> «Il Conto es marsch pitoc, per gnir oura be sech culla rumantscha». (1982:28)[907]

Das Problem der Übersetzung der Personenrede überschneidet sich mit demjenigen der Verständigung zwischen verschiedensprachigen Personen. Eine Standardlösung ist die kommentierte und plausibel gemachte Mehrsprachigkeit eines Teils der Personen oder ihre schon schwerer zu erklärende enorme Lernfähigkeit. In Bierts *La müdada* (1962) zeigt sich der Bauer Tumasch im ersten Gespräch mit Karin so gebildet und weltmännisch, dass diese zweifelt, einen Bauern vor sich zu haben und dies, damit er's nicht versteht, ihrer Tante auf spanisch mitteilt. Tumasch versteht, lacht und kommentiert:

> «Nos otros Romanchos tenemos mucha facilidad para hablar el español.» (1962:161)

Nach diesem impliziten Lob des Romanischen als «Schlüsselsprache» erstaunt es nicht, dass Tumasch im Hotel mit seinem als Kellner arbeitenden Militärkumpanen Gieri vor den Damen mühelos französisch spricht, nachdem er am Eingang den Portier souverän auf englisch begrüsst hat[908]. Umgekehrt sind die direkten Reden Karins von Anfang an auf romanisch «zitiert», was dem allgemein üblichen Verfahren entspricht. Die hingenommene mimetische Verfälschung wird durch Thematisierung von Übersetzungsproblemen wieder bewusst gemacht, so etwa wenn sich Karin auf romanisch nach dem romanischen Wort für «Feuerlilie» erkundigt[909]. Noch deutlicher zeigt sich die Verfälschung, wenn die Sprache der Personenrede zwischen den einzelnen Turns wechselt, wie im Dialog zwischen Karin und Tumaschs Vater[910]. Die Erörterung der Mehrsprachigkeit dieses Romans unter dem Gesichtspunkt der mimetischen Wahrscheinlichkeit wird der Vielfalt ihrer Funktionen in keiner Weise gerecht. Bierts *La müdada* enthält nicht nur literarisierte Beispiele geographischer, zeitlicher, sozialer und fachsprachlicher Varietäten des Ladin[911], der Text enthält auch viele Beispiele anderssprachiger und sprachübergreifender Rede. Die ladinisch-surselvischen Dialoge zwischen Tumasch und Gieri (183ff., 229f.), das von dänischem Akzent geprägte Deutsch Karins (240), das karikierte Hochdeutsch des arroganten Touristen[912], parodistische Schiller-Zitate (62f.), das falsch verstandene, grotesk verzerrte Deutsch von Duonna Boscha[913], Pastiche von lombardisch-bergamaskischem Pseudo-Italienisch (199), das Spanische, Englische, Italienische der Hotel-Szenen[914]. In vielen dieser Fälle ist realistische Mimesis allenfalls ein fadenscheiniger Vorwand, während die eigentlichen Funktionen komische, parodistische, groteske sind. So zeigt sich hier, dass der realistische Roman durchaus vielfältige Formen von «Sprachkomödie» beinhalten kann.

Auch im Falle von Nuotclàs *Il tunnel* (1991), ein Roman, der in vielerlei Hinsicht als aktualisierende Neuauflage von Bierts *La müdada* (1962) gelesen werden kann, lässt sich die komplexe Simulation verschiedener innerer und transkodisch markierter Varietäten des Romanischen und des Deutschen keineswegs auf realistische Mimesis reduzieren. Aspekte markant unrealistischer Sprachkomödie, ebenfalls unrealistische symbolische Analogien zwischen Sprache, Motivik und Thematik des Textes überlagern hier die häufige und erstaunlich differenzierte Mimesis sprachlicher Vielfalt. Nuotclàs *Il tunnel* ist eine Kolonisationsgeschichte, die oben unter dem Aspekt von Sprachkontakt als Indiz sprachlich-kultureller Kolonisation gelesen wurde. Auffällig häufig sind Darstellung und Kommentierung auffälliger phonetischer Realisierungen, denen je nach Kontext sehr unterschiedliche sprachsymbolische Werte zukommen. Die Funktionen dieser uneinheitlichen, mit expliziten Kodezuweisungen manchmal kontrastierenden Sprachimitation reichen vom selbstbezogenen Sprachspiel bis zur gehässigen sprachkämpferischen Polemik. Die meisten Formen stehen in direktem, durch deutliche Analogien oder explizite Kommentare hergestelltem Bezug zu Motiven und Themen der Kolonisations-Fabel.

In Theo Candinas' *Tè-tuà* (1993) wird die Überlagerung des realistischen Aspekts dieses Einschubs französischer «Geheimsprache» durch komische Aspekte im Zusammenhang mit der Erläuterung des Titels kommentiert:

> [...] e scheva quasi sut vusch: «tè-tuà». Quei fuva il segn ch'ei seigi da quescher. Ils pli pigns udevan tut semplamein la dicziun pli u meins fonetica dil franzos «tais-toi» e fagevan legher sur da quei plaid niev che tunava aschi fasierli. Ils pli gronds vevan daditg cattau la brisanza da talas buntganadas sut meisa en. Cul temps fuva il plaid tè-tuà daventaus in code aschi clar che mintgin deva ina ella stgeina comba a l'auter, sch'el carteva ch'ina da sias vaccas sontgas seigi en prighel. (1993:12)

Das in seiner vermuteten Unverständlichkeit zum Indiz des Tabus gewordene Sprechverbot wird im Laufe des Romans immer deutlicher zum verlachten sprachlichen Emblem einer verlogenen Gesellschaft.

In Flurin Speschas *Fieu e flomma* (1993) wird die schwierige Vereinbarkeit von realistischer Imitation und asymmetrischer Mehrsprachigkeit zu einer regelrechten Parodie der Bemühung um sprachliche Kohärenz als Teil der Illusionswirkung ausgenutzt. Der grotesken Unwahrscheinlichkeit des Sprach-Krimis, der parodistisch blumigen Entstehungs-Allegorie des «Rumantsch Grischun»[915] entspricht eine karnevalesk-irreale

Alternanz von Romanisch und Englisch in den entsprechenden Figuren-Dialogen.

> Jau dumond: «Do you want a chewing-gum?» Ma George refusa [...] George di da bass: «La quarta a dretga [...]» (1993:81)

Noch dicker aufgetragen wird bei den Kodeumschaltungen innerhalb derselben Personenrede:

> El: «Murphy Mc Kinsey, pumpier, happy to meet you.»
> Ella: «The pleasure is all mine, Jessica Future, incendiaria.» (1993:101)

> «It's all right, Mam – quel va sin mes quint.» (1993:107)

Dieses durchgehende Spiel zeigt, wie aus der realistischen Not im Umgang mit einer mehrsprachigen fiktiven Welt eine sprachspielerische Tugend werden kann.

Die bisher auf den *Roman* sich beschränkenden Bemerkungen zur Mehrsprachigkeit in erzählenden Texten sind mit der bekannten These Bachtins zu konfrontieren, wonach der Roman eine Gattung darstellt, die wesentlich von Redevielfalt und Mehrsprachigkeit charakterisiert wird. «Der Roman als Ganzes umschliesst viele Stile, verschiedenartige Reden und verschiedene Stimmen.» (Bachtin 1979:156); «Der Roman ist künstlerisch organisierte Redevielfalt, zuweilen Sprachvielfalt und individuelle Stimmenvielfalt» (ibid. 157); «Dank dem Roman erhellen sich die Sprachen wechselseitig, wird die Hochsprache zum Dialog von Sprachen, die voneinander wissen und einander verstehen.» (ibid. 279)[916]. Die Tatsache, dass die bisher genannten Beispiele, Biert (1962), Nuotclà (1991), Candinas (1993) und Spescha (1993) diese These Bachtins klar bestätigen, wird niemanden zu Verallgemeinerungen verleiten. Tatsächlich fehlt es im Corpus romanischer Romane nicht an klaren Gegenbeispielen. Die Romane von Toni Halter sind markant einsprachig, stilistisch sehr einheitlich und, mit wenigen Ausnahmen, ohne jede Spiegelung kontaktsprachlicher Phänomene[917]. Dasselbe gilt grundsätzlich für die Romane von Vic Hendry, deren sprachliche Auffälligkeit viel eher im Bereich des Archaismus und des literarischen Neologismus liegt. Die Romane von Gion Deplazes spiegeln vor allem die innere Vielfalt des Surselvischen und diese vor allem im Bereich idiomatisch fester Wendungen; transkodisch markierte Sprache findet sich nur an einzelnen, klar isolierbaren Stellen. Im Bereich der ladinischen Literatur sind

die Romane von Oscar Peer trotz Fremdeinschüben in Funktion authentifizierender sprachlicher *effets de réel* keine guten Beispiele für die grundlegende Bedeutung von Mehrsprachigkeit und «Sprachmischung» als Stilelemente des Romans[918].

Für den Bereich der im bündnerromanischen Corpus sehr gut vertretenen Gattungen *Erzählung und Kurzgeschichte* zeigt sich dasselbe Bild. Umgangssprachliche Register und transkodische Markierungen können in Kurzgeschichten von Cla Biert, Clo Duri Bezzola, Silvio Camenisch, Göri Klainguti, Leo Tuor durchaus wichtige Stilmittel sein, doch finden sich andererseits beliebig viele Beispiele exklusiv einsprachiger und stilistisch sehr einheitlicher narrativer Prosa. Gian Fontanas *Bubikopf* ist innerhalb des grossen Corpus von Fontana-Erzählungen ein isolierter Fall, in den zwei Bänden *Raquintaziuns* (1985 und 1986) von Flurin Darms ist an bachtinscher «Mehrsprachigkeit» nichts zu vermerken[919], dasselbe gilt für das von den narrativen Strukturen her gesehen sehr innovative, erzählerische Werk von Jon Semadeni; und die Aufzählung liesse sich beliebig fortführen.

In direkter Korrelation mit Figuren und Themen stehen transkodische Markierungen in «Emigrationsgeschichten», wobei vor allem die auffällige Sprache des zurückkehrenden Emigranten imitiert und kommentiert wird. Die Reaktionen auf dieses *«Emigrantenromanisch»* reichen von Angst[920] bis Lachen[921], die Wertungen von Bewunderung bis zu hämischer Polemik gegen eine transparente Pseudo-Fremdsprache des als unveränderter Ignorant zurückkehrenden, eingebildeten Auswanderers[922]. In direkter Korrelation mit Figuren und Themen stehen Fremdeinschübe und anderssprachliche Dialog-Turns in Erzählungen von Fremdsprachaufenthalten und Reiseerlebnissen, wie denjenigen von Peder Cadotsch oder Gion Peder Thöni[923]. Häufig werden Kontakterscheinungen als Mittel der Imitation von *«Jugendsprache»* eingesetzt, so etwa in Erzählungen von Bezzola und Camenisch, die als Lehrer über direkte eingehendere Kenntnisse generationenspezifischen Sprachgebrauchs verfügen[924].

Im übrigen zeigt sich nur eine sehr grobe Korrelation zwischen spielerischen, komisch-humoristischen, grotesk verzerrenden Formen und kleineren, prestigearmen Textsorten wie Anekdoten, «burlas», Schwänken, satirischen Glossen oder mimetischen Formen von Sprach- und Dialektmustern, die in sehr enger Beziehung zu mündlich tradierten Formen sprachlicher Nachahmung und Karikatur stehen. Innerhalb dieser Formen sind Stereotype wie akzentbedingte sprachliche *Fehlleistungen* oder *Missverständnisse* aufgrund von Pseudo-Homophonie besonders häufig. Beispiele «akzentbedingter», fataler Fehlleistungen finden sich in surselvischen Anekdoten, in denen predigende Patres an der schwierigen Verteilung der

Sonorität scheitern und die «purschala» («Jungfrau» mit [ž]) mit der «purschala» («Sau» mit [š]) verwechseln, den «ifer» («Eifer») einer Heiligen mit ihrem «iver» («Euter»)[925]. Auch in den vom letzten Teil des Titels von Barblan 1909 angekündigten «volkstümlichen Erzählungen», «da tuotta sort requints populars in Engiadina bassa», sind einschlägige Beispiele leicht zu finden. Die Frau aus Tschlin, die gemäss Anweisung ihres Mannes Vorräte für den «longa Winter» anlegt und diese dann einem grossgewachsenen Tiroler gibt, der behauptet, er sei der «longa Winter»; die Entstehung des Übernamens «Jaquan Schambocker» aus der Rede der Frau aus Tschlin: «mas Jaquan é schon bocker!», verschiedene Reden in Romanisch mit stark überzeichneten, stereotypen tirolerischen Einflüssen[926].

Auch für die Figur des «Missverständnisses» aufgrund zwischensprachlicher (Quasi)Homophonie finden sich viele, nicht nur romanische Beispiele in verschiedenen Textsorten[927], vor allem aber auch in unprätentiöser Anekdotik[928]. Die narrative Einbettung dieser (Quasi)Homophonien in Kleinformen wie Witz und Anekdote kann nur der Pointe dienen, das «Missverständnis» kann aber auch zur narrativen Funktion werden, die nichtmetasprachliche Sequenzen auf Plot-Ebene auslöst oder weiterführt. Ein entsprechendes Beispiel aus Ecos *Il nome della rosa* (1980)[929] zeigt, dass diese Art Sprachspiel nicht nur in populärer Literatur und niedrigen Gattungen zu finden ist. Romanische Beispiele finden sich in einem als «burla» definierten Text von Men Rauch, *Men da Betta, il marchadant da muvel e la duonna da Tschlin*[930]. Auf die Frage nach dem Preis der «Kuha» («Kuh») erhält ein Viehhändler von einer Bäuerin die entrüstete Antwort, sie verkaufe nicht nur die «cua», den Schwanz des Tieres[931]. In Guglielm Gadolas *Ina fiera a Ligiaun* (1930) antwortet der Bauer Vigeli dem Viehhändler, der ihm vorwirft, er sei «mat» (norditalienisch: «verrückt»), mit dem Hinweis, er sei verheiratet, also nicht «mat» (surs. «Junggeselle»)[932]. Norditalienisches «cuba» («Paar») versteht der Bauer wiederum als «cua», «Schwanz»; aus einer kühnen Analogie zur Synekdoche «pro Kopf» versteht er die Frage: «Quanto ch'el costi la cuba?» (ibid. 105) als Frage nach dem Preis eines einzigen Tieres. Daraus entsteht ein eskalierender Streit[933], den der überlegene mehrsprachige Vermittler, den der dumme Bauer ausschalten wollte, schliesslich schlichtet. Dann ermahnt er den Bauern, solche «Komödien» in Zukunft zu vermeiden: «[...] de quellas cumedias fai per l'amur Diu buca pli [...]» (1930:110) und bestimmt mit dieser Metapher auch die häufige Gattungszugehörigkeit des Homophonie-Homonymie-Spiels[934]. Weitere Beispiele dafür finden sich in der Wirtshausszene aus Sep Mudest Nays *La cunterbanda*[935] oder in Selina Chönzs *La visita* (1979), wo ein Kind schweizerdeutsches «soci» («Sozialist») als romanisches «sochi»

(«Nichtsnutz») interpretiert[936]. Die «Missverständnisse» zeigen, wie die Sprachen mit ihren zur Übersetzung unfähigen Benutzern zu spielen scheinen[937]. Die dialogischen «Missverständnisse» stehen in zäsurlosem Zusammenhang mit entsprechenden monologischen Formen zwischensprachlicher, aber auch einzelsprachlicher Wortspiele und Kontaminationsformen[938].

Zunehmende Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in den Texten, abnehmender Anspruch und geringeres Prestige der Textsorten: die scheinbar einfache Relation indirekter Proportionalität trügt. Hier gilt für Bierts *La müdada* dasselbe wie für Romane von Thomas Mann[939] oder für die unnachahmliche *Summa* mehr- und mischsprachlichen Schreibens, für Joyces *Finnegans Wake*: dass Mehrsprachigkeit und Sprachmischung auch in Texten mit (mehr oder weniger erfüllten) höchsten poetologischen Ansprüchen vorkommen kann.

Das markant gehäufte Vorkommen der erwähnten stereotypen Formen im Figuren-Dialog entspricht ihrer latenten Theatralität, wie sie manchmal an der gleichzeitigen Erarbeitung einer narrativen und einer theatralischen Fassung deutlich wird. Im Bereich des *Theaters* sind, wie aus andern Literaturen bestens bekannt, vor allem die komischen Textsorten, Komödien, Farcen und Schwänke so häufig durch Sprachkontraste gekennzeichnet, dass sie als Paradebeispiele literarischer Mehrsprachigkeit[940] gelten können. Eine systematische Erfassung und literarhistorische Einordnung der Mehrsprachigkeit des bündnerromanischen komischen Theaters könnte vom Fastnachtsspiel, dem bekannten surselvischen Narrengericht *Dertgira nauscha*[941], ausgehen. Zu den durch Parodie ihrer Sprache herabgesetzten Figuren der Macht gehören hier ein Herr «vachtmeister padrut fila sattel» (Herr Feinspinner) und ein «comisari salamon tschetschamel» (Honigschlecker), deren Reden durch ostentative Häufung französischer und deutscher Einschübe charakterisiert sind:

> Fila satel:
> je se pas voter jsonza, voter demana;
> ma surma le tam de trua,
> par che nu volan arschan gudignia,
> pur suenter legerma tscheiver fa. (V. 108ff.)
>
> Tschetschamel:
> Recht vus di sr. Mistral,
> nus alle miteinander machen a tuts ual,
> Gerechtigkeit ton biebein sco nus san,
> strafen sto esser, alle adentiert fan. (V. 116ff.)

Das bis heute sehr beliebte Spiel der Metagraphien französischer Einheiten: «surma le tam» («sûrement le temps»), «nu volan arschan» («nous voulons argent»), Hybride vom Typ: «legerma» («légèrment» und rom. «leghermentt») weisen auf ein romanisiertes Pseudo-Französisch, das als Verbindung von Angeberei und Ignoranz[942] kritisiert wird. In der Rede des «Honigschleckers» zeigt sich ein frühes Beispiel für die Häufung der Kodeumschaltungen zwischen Romanisch und Deutsch als Mittel der Sprachkarikatur.

Gegen die naheliegende Annahme, die Komik theatralischer Mehrsprachigkeit sei von grotesk verzerrten oder wenigstens gehäuft auftretenden Fremdeinschüben abhängig, sprechen Fälle von einfachem mimetischem «Pastiche» mit offensichtlich komischer Wirkung. Die Rede des Tirolers in romanischen Farcen braucht keine Verzerrungen, um komisch zu wirken, die Präsenz von Tirolerdeutsch in einem romanischen Theaterstück, einer tirolerdeutsch sprechenden Figur auf der Bühne wird für sich zum komischen Mittel. Ein Beispiel dafür ist Cristoffel Bardolas einaktige Farce *L'utschè in chabgia* (1915), in der die erste und letzte der fünf Szenen von fremdsprachigen Dialogen mit dem «Tirolais» bestimmt sind. Die an sich nicht eben komische Handlung[943] legt die Annahme nahe, dass eben diese Dialoge das «komische Sujet» ausmachen, das die Gattungsbezeichnung rechtfertigt. Damit hätten wir, Folena paraphrasierend, nicht einfach eine mehrsprachige Farce, sondern eine Farce der Mehrsprachigkeit[944].

Ein gängiges komisches Sujet ist die durch Archaismen und gelehrte Entlehnungen (meist Latinismen und Italianismen) sich auszeichnende «Amtssprache». In einer Farce von Florian Grand wird diese Sprache von einem alten «nudêr» («Notar») mit dem signifikanten Namen «Töni Grammatica» in einem Protokoll gebraucht, das er, mangels Zuhörern, den leeren Stühlen vorliest:

> «Radunos in quaist hoz nel venerabel lö anteprelodo ils authonoros e sabis Sigrs. chos e massêrs dellas hondredas compagnias d'alp, cioè l'illustrissem e spectatissem Sigr. Duri Chanvo, antic cho della venerabla alp la Botta, collaudissem, l'illustrissem nobilissem e venerant Sigr. Sigr. Tiruli Bagiauna, [...]»[945]

Das komische Sujet der unverstandenen Sprache kann sich nur auf einzelne Lehnwörter stützen. Neben ihrer offensichtlich unvollständigen Integration zur Aufführungszeit der Komödie spielt immer auch volkstümliche Polemik gegen die schrift- und bildungssprachliche Entlehnungspraxis eine Rolle. In einem Dialektschwank (Ramoscher-Dorfdialekt) von Mathieu/Semadeni

versteht Duonn' Onna das Wort «comité» nicht, das Lüzza, auch er ein «nudêr», in seinem schriftlichen Pamphlet braucht:

S. Lüzza: Qui ésa pür al dret, quel chi'l da la botta da mort.
«Nel nom dels povers paurs: il comité agricul.»
Dn' Ona: Che es quai ün comité?
S. Lüzza: E' sun al comité.
Dn' Ona: Ah uschea, ossa bain. (1911:162)

Die nicht nur im Bereich des Romanischen ausgeprägt häufige Verbindung von theatralischer Mehrsprachigkeit mit komischen Funktionen in Komödien, Schwänken und Farcen bleibt bis in die Gegenwart vorherrschend. Flurin Speschas Theaterstück *Gaudenz* (Spescha 1995) ist eines von wenigen Beispielen für den Versuch, die Mehrsprachigkeit auf der Bühne aus ihrer festen Stereotypie herauszulösen und mit andern Funktionen zu verbinden. Welche Funktionen den verschiedenen Formen von code-switching und Übersetzung *in praesentia* zwischen Standarddeutsch und Rumantsch Grischun zukommen, bleibt zu analysieren. Umgeschaltet wird zwischen den Sätzen: «Merda. Das war falsch. Ich habe die Wahrheit gesagt. Ma pertge?» (1993:16), «Ich vergesse das Gesicht. Sia fatscha.» (ibid. 27), aber auch, sehr selten, im Satzinnern: «Ich sage: ich bin ventireivel.» (Ibid. 16). Die offensichtliche und markante Realitätsferne der Umschaltungen und ihre schwer zu erkennende Korrelation zu Personen, Situationen, Motiven und Themen hat Zweifel an der ästhetischen Funktion der Zweisprachigkeit dieses Theaterstückes laut werden lassen[946].

In *poetischen Texten* werden transkodische Markierungen zum Indiz einer durchgehenden Trennung zwischen ernster Lyrik und komisch-humoristischer, spielerischer oder satirischer Dichtung. Diese zeigt ihre grundsätzliche Zugehörigkeit zu «niederen» Gattungen durch Verfahren der Sprachmischung, die auch in «karnevalesken» Texten von Fastnachtszeitungen oder in populären, anonymen Kinderreimen[947] zu finden sind. Umgekehrt ist in der ernsten Lyrik, in der Liebes-, Natur- und Heimatlyrik[948], sprachliche Auffälligkeit häufig als Archaismus oder romanisch-neolateinischer Neologismus[949] zu finden, während deutsche Einschübe und unvollständig integrierte Lehnwörter in diesen Gattungen richtiggehend tabuisiert sind. Dies zeigt sich nicht nur in den Texten der beiden einflussreichsten «Klassiker» Peider Lansel (1863–1943) und Giacun Hasper Muoth (1844–1906), es zeigt sich auch in der modernen ladinischen Lyrik-Tradition von Andri Peer zu Luisa Famos und Rut Plouda und in der surselvischen von Hendry Spescha zu Felix Giger und Tresa Rüthers-Seeli.

Dabei lässt sich keineswegs behaupten, höchste poetologische Ansprüche, ernste Themen und feierliche lyrische «Töne» seien mit den Stilmitteln der Mehrsprachigkeit nicht vereinbar. Dafür gibt es zu viele illustre Beispiele, mittelalterliche wie die «descorts» von Rimbaut de Vaqueiras und von Dante Alighieri[950], aber auch neuere wie Giovanni Pascolis *Italy*, Ezra Pounds *Cantos*, T.S. Eliots *The Waste Land*[951]. Auch lassen sich Fragen des sprachlich-kulturellen Kontaktes durch mehrsprachige poetische Texte durchaus auf ernste, pathetische, elegische Weise thematisieren. Dies zeigen zwei von Titone (1988:17ff.) zitierte Gedichte, ein englisch-spanisches von Pedro Ortiz Vasquez, ein englisch-italienisches und ein spanisch-italienisches von Titone selber. Hier wechseln die Sprachen häufig zwischen einzelnen Versgruppen, aber auch, wie bei Chasper Po[952], zwischen einzelnen Versen. In Vasquez' *Quienes somos* geht es, wie der Titel ankündigt, um Fragen der kulturellen und persönlichen Identität. Das Gedicht beginnt:

> It's so strange in here
> todo lo que pasa
> is so strange[953].

In Titones *My Home* geht es, wie er selber festhält, um «cultural homesickness» (1988:18). Der Text beginnt:

> Qual è la mia casa
> se on a thousand homes
> scattered across the face of the earth
> da un Continente all'altro[954].

Der Zusammenhang zu explizit abgehandelten, ernsten Themen wie «Identität» und «kulturelles Heimweh» verleiht hier den Kodeumschaltungen im poetischen Text, die formal denjenigen von Chasper Po sehr ähnlich sind, eine völlig verschiedene Wertigkeit[955]. So überrascht es nicht, dass Titone code-switching als «the outcome of a deep psychological choice stemming from the Ego of the speaker as the ultimate source of Human Speech» (1988:21) aufgefasst wissen will. Diese Perspektive scheint für die komischen, spielerischen, satirischen Funktionen der in Dichtungen von Chasper Po, Men Rauch, Armon Planta, Paulin Nuotclà oder U. G. G. Derungs beobachteten Kodeumschaltungen völlig unangemessen. Die Frage ist, ob sie so unangemessen ist, wie sie scheint, ob es nicht sein könnte, dass diese Autoren «mit dem Feuer spielen», dass sie die Brisanz und das Konflikt-

potential einer asymmetrischen Situation von Sprachkontakt durch diese letztlich sehr ernsten Spiele entschärfen.

Die offensichtlich komplexen Asymmetrien und Inkongruenzen zwischen Formen und Funktionen von Fremdeinschüben und Sprachalternanzen in poetischen Texten bestätigen die Skepsis gegenüber der Möglichkeit einer Systematisierung direkter Korrelationen zwischen kontaktlinguistisch-formalen und literarisch-funktionalen Kategorien. Die von Oksaar in literarischen Texten gesuchten «Konventionen [...], die die Wahl der Interferenzkomponente in der Konstellation mit andern Komponenten der Situation bestimmen (Mitteilungsform, Thema, Register usw.)» (1971:374) lassen sich nur als lockere Tendenzen von Korrelationen[956] zwischen stereotypen formalen Verfahren, Funktionen, thematisch-ideologischen Gegensätzen (Sprachkampf, Purismus, Antipurismus) und Textsorten bestimmen.

VI.3. Literaturtypologische Fragen

Die aufgeführten Beispiele literarischer Mehrsprachigkeit und Sprachmischung belegen in aller Deutlichkeit, dass sich solche Texte im Corpus der romanischen Literatur in allen Schriftidiomen, in allen gängigen Textsorten und über lange Zeit hinweg immer wieder finden. Schon weniger eindeutig ist die Antwort auf die Frage, ob Elwerts Charakterisierung literarischer Mehrsprachigkeit als «marginales Phänomen»[957] auf die romanische Literatur zutrifft. Rein quantitativ und oberflächlich betrachtet, trifft sie auch hier mit Sicherheit zu. Wer sich romanische Texte der letzten hundert Jahre nach dem Zufallsprinzip vornimmt, stösst mit grösserer Wahrscheinlichkeit auf intendierte und vermeintliche Einsprachigkeit, auf Texte, die Mehrsprachigkeit und Sprachmischung vermeiden und ihre literarästhetischen Möglichkeiten nicht oder nur sehr spärlich nutzen. Auch in den hier besprochenen Texten und Textsammlungen ist das Vorkommen transkodisch markierter Sprache insgesamt weniger häufig, ihre Funktion marginaler als dies die interessensbedingte Massierung in dieser Bestandesaufnahme zwangsläufig suggeriert. Die festgestellte Häufung transkodisch markierter Sprache in «niederen», der mündlichen Tradition (Dialektmuster, Sprachparodie, Spottreime, Kinderreime, Pseudo-Sprache) und der Umgangssprache näheren Textsorten könnte als Indiz einer auch qualitativen Zweitrangigkeit des Phänomens gedeutet werden. Wenn sich diese Hypothese für den Bereich poetischer Texte grundsätzlich leicht bestätigen liesse, so muss sie für den Bereich erzählender Prosa, insbesondere des Romans, zurückgenommen

werden. Die von Bachtin differenziert ausgearbeitete Theorie des Romans als Gattung der Mehrsprachigkeit, Redevielfalt und Polyphonie[958] lässt sich wie erwähnt an romanischen Beispielen wie Biert (1962), Nuotclà (1991), Candinas (1993) oder Spescha (1993) gut veranschaulichen, Texte, die weder aufgrund ihrer Poetik noch aufgrund ihrer Qualität einem «niederen» Literaturtypus zugerechnet werden können. Obwohl Mehrsprachigkeit und Mischsprache in diesen Texten vor allem in ironischer, komischer, humoristischer, spielerischer Funktion vorkommen, hat die eingehende Analyse von Nuotclàs *Il tunnel* (1991) doch gezeigt, dass sie sich keineswegs darauf reduzieren lassen. Die insgesamt als konfliktuell dargestellte Koexistenz von Deutsch und Romanisch wird hier zum Repräsentanten eines sehr ernsten Ideendiskurses, der um romanische «Identität» und die Gefahren der «Kolonisation» kreist. Wenn Bachtin den Roman als Gattung bestimmt, die die «Dezentralisierung der verbal-ideologischen Welt» (1979:252) zum Ausdruck bringt, so müsste dieser im bündnerromanischen Sprach- und Kulturraum geradezu ideale Bedingungen vorfinden. Die Autorität einer Einheitssprache, die die Redevielfalt ignorieren kann[959], fehlt nicht nur historisch, sie fehlt auch dem neuen Schriftstandard Rumantsch Grischun, der in Semantik und Idiomatik auf die historischen Schriftidiome und die Umgangssprachen angewiesen bleibt. Auch die nächste von Bachtin genannte Idealbedingung des Romans, die «innere Vielfältigkeit der Rede des literarischen Dialekts und seiner ausserliterarischen Umgebung» (ibid. 253) ist im Bündnerromanischen geradezu exemplarisch erfüllt. In unserem Zusammenhang von höchstem Interesse sind Bachtins Bemerkungen zum Verhältnis von «innerer» und «äusserer» Sprachvielfalt: «Wenn die ausser-nationale Sprachvielfalt auch nicht in das System der Hochsprache und der Prosagattungen vordringt (wie die ausserliterarischen Dialekte derselben Sprache dorthin vordringen), so verstärkt und vertieft sie doch die innere Redevielfalt der Hochsprache selbst, schwächt die Macht von Überlieferung und Tradition, die das Bewusstsein noch fesseln, löst das System des nationalen Mythos auf, der organisch mit der Sprache verwachsen ist, und zerstört buchstäblich das mythische und magische Empfinden der Sprache und des Wortes. Substantielle Partizipation an fremden Kulturen und Sprachen (das eine ist ohne das andere nicht möglich) führt unweigerlich zu einer Entzweiung von Intentionen und Sprache, von Gedanken und Sprache, von Expression und Sprache.» (Bachtin 1979:253). Wie eingangs (III.1.1.) skizziert wurde, liegen nicht wenige Besonderheiten des Bündnerromanischen historisch wie synchron im Kontaktsprachlichen. Die Geschichte des Romanischen ist eine Geschichte von Anlehnungen an und Distanzierungsversuchen von den Nachbarsprachen Deutsch und Italie-

nisch, die aktuelle Situation des Romanischen ist von Zweisprachigkeit, Diglossie und einer Vielzahl von Kontakterscheinungen auf allen Ebenen der Sprache geprägt. Damit ist für den Fall des Romanischen sogar Bachtins abschwächendes Zugeständnis, dass die «aussernationale Sprachvielfalt [...] nicht in das System der Hochsprache [...] vordringt», in seiner generellen Gültigkeit in Frage gestellt. Das durch die innere und äussere «Mehrsprachigkeit» des Romans bedrohte «System des nationalen Mythos» stammt für das Romanische aus dem letzten Jahrhundert, als die Bindung zwischen romanischer Sprache und romanischer «Nation» in adaptierender Verarbeitung romantischen Gedankenguts und in Anlehnung an nationalistische Entwicklungen der Nachbarländer zum Mythos konsolidiert wurde[960]. Wenn wir in freier Adaptation von Roland Barthes Mythos-Definition[961] den Sprachmythos als naturalisierende Herauslösung der Sprache aus Geschichte und Gesellschaft betrachten, so liesse sich, Bachtin folgend, die mehr- und mischsprachige romanische Literatur als Tendenz interpretieren, die diesen Mythos zersetzt und die Sprache in ihren zeitlichen und sozialen, eben «mehrsprachigen» Rahmen[962] zurückführt. Für die komischen Varianten liesse sich die historisch gut bekannte Antithese von Mythos und herabsetzender Mythos-Parodie als Erklärungsmuster heranziehen. Die Beispiele der zur ernsten Warnung satirisch vorgeführten, «wilden Mehrsprachigkeit» sind komplexer. Hier bezieht sich die postulierte richtige Norm ihrerseits auf Mythen wie denjenigen der einmaligen sprachlichen Prägung[963], des unmöglichen Sprachwechsels, während der «Umweg» des Angriffs über die Darstellung des Übels trotz verzerrendem Spiel und daraus resultierender Ambivalenz notwendigerweise ein historischer und realitätsgebundener bleibt.

Auf die verschiedenen Gattungen zurückkommend, bleibt die Frage nach möglichen Erklärungen für die unterschiedlichen Tendenzen von Nutzung und Ablehnung literarischer «Mehrsprachigkeit» innerhalb von Dichtung und Prosa. In der Dichtung ist die hohe Tradition der feierlichen Heimat-, Natur- und Liebeslyrik nur gegenüber der versteckteren Mehrsprachigkeit in Form verschiedener Entlehnungen (adaptierte Lehnwörter, Lehnübersetzungen) aus neolateinischen Sprachen offen, während die sichtbareren Einschaltungen, besonders deutscher Elemente, tendentiell ausgeschlossen und als komische oder satirische Verfahren auf die niedere Linie beschränkt bleiben. Dieser Sachverhalt liesse sich unter Rückgriff auf Bachtins inzwischen vielfach präzisierte These vom monologischen «monodischen» Charakter der ernsten Lyrik erklären, die sich gegenüber dem fremden Wort, ausser demjenigen der lyrischen Tradition selber, abschottet, den Bezug des Romans zu andern Stimmen ausschaltet und durch den Bezug zu ihrem

«Gegenstand» ersetzt[964]. Die spezielle Form des «Sprachgedichts», das die Sprache und ihre bedrohlichen Grenzen thematisiert (oben III.2.1.), müsste als Übergangszone zwischen den beiden Bereichen betrachtet werden: die mimetische Exemplifizierung der «Mischsprache» tendiert gegen unten, ihre negative Kommentierung und das Lob der reinen Sprache tendiert gegen oben. In der Prosa ist die Trennung offensichtlich komplexer, sie verläuft hier mitten durch das Corpus später realistischer Romane und innerhalb der Gruppe der markant «mehrstimmigen» und «mehrsprachigen»[965] mitten durch die einzelnen Texte. Deutlich zu beobachten ist dies in Bierts *La müdada* (1962), wo realistisch ernste, manchmal kulturtheoretisch und philosophisch sehr prätentiöse Passagen mit Passagen komischer Imitation von «Mehrsprachigkeit» (Kataloge von Dialektmustern, zwischensprachliche Dialoge, Spiele mit Pseudo-Homonymie) sich abwechseln. Die gleiche Beobachtung lässt sich an Nuotclàs *Il tunnel* (1991) machen, wobei die «Mehrsprachigkeit» hier wie erwähnt auch eine sehr ernste symbolische Verbindung zu den zentralen Themen des Romans hat. Auch in Leo Tuors *Giacumbert Nau* (1988) wechseln sich ernste, um Natur, Eros und Tod kreisende Passagen mit polemischen, pamphletistischen Ausbrüchen ab, wobei diese Wechsel in keiner signifikanten Korrelation zu Tendenzen der Mehrsprachigkeit oder Einsprachigkeit des Textes stehen. Längere Zitate so ernster deutscher Lyrik wie derjenigen Nietzsches weisen in diesem Text symptomatisch darauf hin, dass hier nicht nur die Grenze zwischen Prosa und Poesie aufgeweicht, sondern auch die erwähnten stereotypen Sprache-Funktions-Korrelationen eindeutig verlassen werden[966]. Schon diese wenigen Hinweise deuten auf die Schwierigkeiten einer systematisierenden Unterscheidung von zwei Linien romanischer Erzählungen und Romane im Sinne der berühmten Unterscheidung Bachtins oder der «expressionistischen Linie» Continis[967].

Wer in Anlehnung an Bachtin oder Contini solche «Linien» im Bereich der romanischen Literatur ausmachen möchte, sieht sich zunächst mit der Aufteilung des romanischen Corpus auf fünf Schriftidiome konfrontiert und mit der Tatsache, dass direkte intertextuelle Bezüge nur sehr selten auch über die idiomatischen Grenzen hinweg festzustellen sind. Innerhalb der ladinischen Prosa ist eine anti-klassische Linie auszumachen, deren Anfang auf den «Orthographie-Streit» während des Ersten Weltkriegs zurückgeführt werden kann. Die vor allem von Pult vertretene Annäherung des «literarischen» Romanischen an die mündliche Umgangssprache hat in der Prosa von Men Rauch (1923, 1941, 1956 cfr. 1973) eine erste programmatische Umsetzung gefunden. Von Men Rauch ausgehend bildet sich eine «dialektnahe» Linie, die über Chasper Pult (1954) zu Cla Biert (1956,

1957, 1962) und Jon Nuotclà (1991) und, in der nächsten Generation, zu Clo Duri Bezzola (1984, 1987) oder J. A. Planta (1975) führt[968]. Der konstante Zug dieser «Linie» ist die in der Mimesis umgangssprachlich niederer Register gesuchte Expressivität, die nur zu einem Teil, wenn auch einem besonders auffälligen, auf literarischer «Mehrsprachigkeit» basiert. In der Dichtung scheint eine analoge Linie von Men Rauch und Chasper Po zu Armon Planta eher durch funktionale und gattungsbedingte Nähe zu niederen Registern als durch intertextuelle oder poetologische Tradition bedingt. In der surselvischen Literatur könnte die obstinate Mimesis umgangssprachlicher Idiomatik bei Gion Deplazes den Ausgangspunkt bilden für eine akzentuiertere, auch vulgärsprachliche Register einbeziehende Fortführung bei Theo Candinas (1986, 1993), dessen literarische Verwendung von «Umgangssprache» von Silvio Camenisch (1986), Leo Tuor (1988) oder Carigiet (1994) weiterentwickelt wird.

Bachtins Linien des Romans unterscheiden sich auch durch den unterschiedlichen Weg zur «Redevielfalt», von oben nach unten in der ersten Linie, von unten nach oben in der zweiten[969]. Wenn die erwähnte ladinische Linie tatsächlich signifikante Züge des von Pult propagierten sprachpflegerisch-stilistischen Programms aufweist, so zeigt sie sich auch in dieser Hinsicht als «zweite Linie», die von unten nach oben führt, bei der mündlichen Umgangssprache beginnt und nach Möglichkeiten einer ihr angemessenen literarischen Umsetzung sucht. Pults diesbezügliche Forderungen sind eindeutig[970], eindeutig ist auch die anfänglich grobschlächtig phonetisierende Simulation des Mündlichen[971], die sich allmählich, im Übergang von Rauch zu Biert, vom Phonetischen zum Syntaktischen verlagert.

Noch ein Wort zum Verlauf einer hohen und einer niederen Linie durch narrative und theatralische Gattungen. Die in narrative Texte eingebetteten asymmetrischen, zwischensprachlichen Dialoge sind nicht nur die deutlichsten Manifestationsformen der bachtinschen Mehrstimmigkeit des Prosawortes[972], sie bilden auch den offensichtlichsten Aspekt von Theatralität im narrativen Text. Wie konstant die Tradition der Sprachkomik ist, der sie ursprünglich zugehören, zeigen späte Formen wie Stupan (1982), die mit der «missverstandenen Fremdsprache» nicht wesentlich anders spielen als in der Tradition der Commedia dell'arte damit gespielt wird. Weiterführende, ambivalentere Formen, in denen sich komische und symbolisch ernste Funktionen verbinden, finden sich im romanisch-französischen Dialog von Bierts *La runa* (1956). Die Loslösung theatralischer Mehrsprachigkeit von stereotyper Komik und ihre funktionale «Neubesetzung» ist möglicherweise im Gange. Speschas *Gaudenz* (1995) könnte jedenfalls als entsprechender Versuch interpretiert werden.

Die Frage nach der Marginalität der literarischen Mehrsprachigkeit innerhalb der bündnerromanischen Literatur lässt sich vielleicht am ehesten mit dem Hinweis auf mehrere, vielfältig gebrochene, aber doch konstante Nebenlinien beantworten. Diese Nebenlinien bilden einen wichtigen dialogischen Gegenpol zu den programmatisch einsprachigen Gattungen und Traditionen, eine alles in allem subversive Gegentendenz, von der die Hauptströmungen nicht unbeeinflusst bleiben. Wenn der Karneval, um in bachtinscher Metaphorik zu schliessen, die Konventionen des Alltäglichen und Normalen als solche zeigt, so zeigt die mehrsprachige romanische Literatur, dass ihre einsprachige, offizielle Gegenseite auf bestimmten Konventionen beruht, die sich «dialogisch» herausfordern lassen. Die von Bachtin dem Dialog attestierte «wechselseitige Erhellung»[973] der beiden Pole bleibt auf die Mitwirkung einer Leserschaft angewiesen, die sich nicht nur für eine «hohe» Linie[974] von Literatur interessiert.

VII. Ausblick

Die im Laufe dieser Arbeit besprochenen, transkodisch markierten Texte bestätigen grundsätzlich Elwerts Einschätzung der literarischen Sprachmischung als «phénomène marginal»[975]. Andererseits sind solche Texte doch so häufig, in ihren Formen, Funktionen und Gattungszugehörigkeit so vielfältig und historisch so konstant, dass von einer gegenläufigen Tendenz zum «normalen» einsprachigen Schreiben die Rede sein kann. Interesse und Brisanz dieser Tendenz, kontaktsprachliche Phänomene in verschiedenster Weise vorzuführen, zu thematisieren und stilistisch-ästhetisch umzusetzen, ergeben sich auch aus ihrer engen Bindung an den spezifischen sprachlich-kulturellen Kontext. Ohne das allgemeine Bewusstsein einer kontaktbedingten Gefährdung der rezessiven Kleinsprache, ohne die verschiedensten Formen von Sprachpflege, besonders auch einer autoritär puristischen, sind Anlass, Ausformung und Wirkung vieler dieser Texte kaum verständlich. Literarische Funktionen transkodischer Markierungen sind also von einer Dialektik zwischen linguistisch-textuellen Phänomenen und extratextuellen, sprachbezogenen Diskursen und Ideologien abhängig. Eine weitere und weitergehende Erforschung von Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in büdnerromanischen Texten wird dieser komplexen Interaktion zwischen Text und «Rahmen» Rechnung tragen müssen. Dazu ist nur eine Literaturwissenschaft fähig, die von anderen Disziplinen lernt. Von der Linguistik wird sie hoffentlich mehr darüber lernen können, welche Formen von Sprachkontakt den mündlichen Sprachgebrauch der Rätoromanen tatsächlich prägen. In Zusammenarbeit mit Soziolinguistik, Sprachsoziologie und Ethnologie müsste rätoromanistische Literaturwissenschaft das Kontinuum auszuleuchten versuchen, das mündliche Sprachspiele (Dialektproben, Interferenz- und Alternanz-Muster) und komische, satirische, polemische Kommentierung «anderer» Sprache mit ihren entsprechenden literarischen Ausprägungen und Umdeutungen verbindet. Bei allem Respekt vor der sprachlichen «Autoreflexivität» als Indiz von Literatur ist nämlich davon auszugehen, dass literarische Texte nur einen Teil des Spiegels ausmachen, den der Gebrauch von Sprache sich selber vorhalten kann.

VIII. Anmerkungen

[1]Namentlich: Pier Giorgio Conti, Renata Coray, Gion Deplazes, Rita Franceschini, Mathias Grünert, Urs Heiniger, Daniel Kessler, Ricarda Liver, Curo Mani, Jon Mathieu, Bruno Moretti, Andrea Müller, Clau Solèr, Moritz Vögeli.

[2]Unter «hétérolinguisme» versteht Grutman «toute textualisation d'idiomes étrangers aussi bien que de variétés (sociales, régionales, historiques, ...) de la langue auctoriale. Le bilinguisme textuel et la diglossie textuelle en seraient des modalités spécifiques.» (1996:40).

[3]Im Sinne Lüdis als sämtliche «Spuren eines Kontaktes zwischen zwei oder mehreren Sprachsystemen wie Entlehnungen, Interferenzen, lexikalische Transfers, Kodeumschaltungen usw., die der Linguist auf der Textebene feststellt.» (1987:84). Weinrich verwendet Sprachmischung als «Ausdruck nur zur Herstellung eines sehr weitgefassten thematischen Rahmens» (1984:76) und erfasst damit Interferenz, Transferenz, Entlehnungen, Substrat- oder Superstratfolgen und Codewechsel (cfr. ibid.). Zu «Sprachmischung» und «Mischsprache» cfr. unten 11.1.3. Definition und Erörterung aller anderen sprach- und literaturwissenschaftlichen Begriffe unten, Kp. 11.1. und 11.2.

[4]Dazu Goetsch: «Insofern tatsächlich existierende Fremdsprachen mit der Eigensprache des Textes interferieren, ist es möglich, die sprachliche Beobachtungsfähigkeit des Autors zu überprüfen.» (1987:56). Ausführlicher unten 11.2.1.

[5]Cfr. dazu Riffaterre: «ce n'est pas dans l'auteur, comme les critiques l'ont longtemps cru, ni dans le texte isolé que se trouve le lieu du phénomène littéraire, mais c'est dans une dialectique entre le texte et le lecteur.» (1982:92). Verschiedene Leser-Konzeptionen in Braselmann 1981:15–28.

[6]Diese Erkenntnis wurde innerhalb des Russischen Formalismus und des Prager Linguistenkreises mehrfach formuliert. Cfr. etwa Tynjanov: «Il est incorrect d'extraire du système des éléments particuliers et de les rapprocher directement des séries similaires appartenant à d'autres systèmes, c'est-à-dire sans tenir compte de la fonction constructive.» (1927:124) oder die These 3.c.1. der Thesen des Prager Linguistenkreises von 1929: «Elementi oggettivamente identici possono assumere, in strutture diverse, funzioni assolutamente differenti.» (nach Prevignano 1979:129). Cfr. auch Ihwe 1972:124ff., Prevignano 1979:117–143, Horn 1981:225.

[7]Cfr. etwa Mackey (Ed.) 1982, Dechert/Brüggmeier/Fütterer 1984, Dirven/Pokuta 1994 oder die Rubrik «Multilingualism and language contact» der *Bibliographie Linguistique*.

[8]Die deutsche und die italienische Übersetzung von Bachtin 1979 lesen sich wie zwei verschiedene Texte mit ähnlichem Gegenstand. Zur schwierigen Übertragung von Bachtins Kategorien cfr. Mc Hale 1978:262f. Grutman weist darauf hin, dass Bachtins «*plurilinguisme* [...] recouvre en fait ce qui est communément appelé *la variation linguistique*.» (1990:199, Anm. 2).

[9]«Si le phénomène du mélange linguistique en littérature a été relativement peu étudié, c'est sans doute parce qu'il s'agit d'un phénomène marginal. Mais c'est aussi peut-être parce qu'on l'a considéré comme une anomalie, simple curiosité déconcertante, indigne de l'appréciation esthétique.» (Elwert 1960:409f.).

[10]«Fremdsprachliches kann, wenn es in ein Werk der Literatur eingeflochten ist, 1. sprachlich charakterisieren, 2. die Illusion fördern, 3. Träger auktorialer Aussage sein, 4. zur Einheit in der Mannigfaltigkeit beitragen, 5. komische Wirkung haben, 6. sprachspezifische Bedeutung vermitteln, 7. ein Faktor lautlicher Schönheit sein und 8. als Zitat fungieren.» (Horn 1981:226).

[11]Weitere Bibliographien und Forschungsübersichten in: Decurtins 1984:258f., Iliescu/Siller-Runggaldier 1985:23 (Nr. 150–159). Decurtins/Giger/Stricker 1977–78 erfasst auch populärwissenschaftliche und militante Beiträge und ist thematisch am breitesten: cfr. Bd. 1, 1977 die Nrr. 666–678, 702–742, 787–804, (805–911), 1430–2100. Die Forschungsübersicht Decurtins 1984 erweitert Francescato 1982 vor allem um die Gebiete Sprachplanung und Sprachpolitik. Die Forschungsübersichten Holtus/Kramer 1986, 1987 und 1994 widmen dem Bereich *Sprachkontakte und Interferenzen* eigene Abschnitte: 1986:63–74, 1987:17–20, 1994: 118–122. Eine kommentierte Forschungsübersicht geben auch Posner/Rogers 1993: 232–240.

[12]In Nelde (Ed.) 1980 ist der Beitrag von Oksaar 1980 zu Terminologie und Methode zu erwähnen, in Ammon/Mattheier/Nelde (Edd.) 1990 sind die Methoden-Diskussion von Rindler-Schjerve 1990:1–18, der Aufsatz von Denison/Tragut 1990:150–156 zu Sprachtod und Spracherhalt und derjenige von Hartig 1990:157–168 zu Minderheiten und Mehrsprachigkeit in unserem Zusammenhang besonders wichtig. Zum Problemkomplex Spracherhaltung-Sprachverfall-Sprachtod cfr. Dressler 1988 (mit umfassenden bibliographischen Angaben).

[13]Ausführlichere Literatur hierzu in Simon 1971:520, Cathomas 1977:11, Kuen 1978: 36. Zur «Rätoromania submersa» cfr. Decurtins/Giger/Stricker 1977:29–31.

[14]Cfr. Coray-Monn 1970:11,13 zu Biert 1956 oder Walther 1993:749ff. zu Biert 1962.

[15]Zu Lüdis «transkodischen Markierungen» und Weinrichs «Sprachmischung» cfr. oben 1.1. (Anm. 3). Als Oberbegriffe dienen auch «Entlehnung» (cfr. Werner, 1981:219), «Interferenz» oder «Sprachmischung» («language mixing»), wie bei Munske 1986:82 oder Poplack/Sankoff 1988:1174. Klagen über den terminologischen Wirrwarr der Lehngutforschung bezeichnet schon Schottmann als Topos (cfr. 1977:13).

[16]Die häufigsten, sich vielfach überschneidenden Kriterien sind: *Interferenz:* «unabsichtlich», «unbewusst», «synchron», «die «parole» betreffend», «individuell», «auffällig», «normwidrig», «systemwidrig», «bidirektional», «varietätenunabhängig» vs *Entlehnung:* «absichtlich», «bewusst», «diachron», «die Ebene der Norm oder der *langue* betreffend», «kollektiv», «unauffällig», «normgerecht», «systemgerecht», «monodirektional», «schriftsprachlich». Cfr. dazu Coseriu 1977:88f., Oksaar 1971:367, Mackey 1976:397, 414, Tesch 1978:34, 37f., Simon 1971:519, Schottmann 1977:16,18, Pfister 1986:53, Solèr 1983:67, Werner 1981: 220f.

[17]Entsprechende Definitionen gehen auf diejenige Weinreichs zurück: «Diejenigen Fälle der Abweichung von den Normen der einen wie der andern Sprache, die in der Rede von Zweisprachigen als Ergebnis ihrer Vertrautheit mit mehr als einer Sprache, d.h. als Ergebnis des Sprachkontaktes vorkommen, werden als Interferenzerscheinungen verzeichnet» (1977:15). Cfr. Oksaar 1971:367, Schottmann 1977:17, Tesch 1978:26,34, Willi/Solèr 1990:459.

[18]Die Frage nach «literarischen Funktionen» von Interferenz als «Stilmittel» setzen zwar eine Beziehung zwischen Stil und Auswahl (cfr. Tesch 1978:210) voraus, doch muss diese Auswahl nicht bewusst sein, um

funktional zu sein. Cfr. dazu Spillner 1974: 45ff., 48; Braselmann 1981:35–39 und die Kritik des Gruppo μ an Valérys Definition von Stil als «gewolltem Fehler» (1976:94).

[19]Zur Unterscheidung von Interferenz als «Fehler» gegenüber im Lernprozess auftretenden, blossen Irrtümern cfr. Schottmann 1977:17.

[20]In ganz anderem Sinn braucht Moser «Xenismen» für «Phänomene, die durch Imitation von Fremdem (Pseudo-)Fremdheit ausdrücken oder andeuten.» (1996:13) und für «verfremdende Rede» (1986:33).

[21]Cfr. Poplack/Sankoff: «Loanwords are traditionally thought of as being phonologically, morphologically and syntactically integrated into the recipient language and as being recurrent and widespread.» (1988:1176). Cfr. auch Willi/Solèr 1990:458f. Auf Entlehnung als Ergebnis deuten auch die Begriffe «Lehngut» und «Lehnwortschatz», wie sie in der Nachfolge von Betz gebraucht werden.

[22]Cfr. etwa Coseriu 1977:79f., wo Lehnübersetzungen als Beispiele für «Interferenz bei Hochgebildeten» aufgeführt sind. Als Unterkategorie von Interferenz wird Entlehnung auch von Weinreich (cfr. 1977:69ff.) und Dressler (cfr. 1988:1552) gebraucht.

[23]Eine erste Dreiteilung unterschiedet: 1. Lehnprägungen: 1.1. Lehnbedeutung (kein neues Wort) vs 1.2. Lehnbildung (neues Wort), vs 1.3. Lehnwendung-Lehnsyntax. Die Lehnbildungen (1.2.) werden weiter unterteilt in: 1.2.1. Lehnschöpfung (ohne Anlehnung ans Vorbild) vs 1.2.2. Lehnformung (Anlehnung ans Vorbild). Schliesslich wird die Lehnformung (1.2.2.) unterteilt in: 1.2.2.1. Lehnübersetzung vs 1.2.2.2. Lehnübertragung. Darstellung, Kommentierung und Kritik der Systematik von Betz und ihrer Weiterentwicklungen in Schottmann 1977, Tesch 1978:111–137.

[24]Cfr. unten 11.1.2.

[25]Das Betzsche Kriterium der «Übernahme» von «Material» im «äusseren Lehngut» (cfr. Schumann 1965:62) vernachlässigt die Tatsache, das dessen lautliche, morphologische etc. Angleichung durchaus auch eine (sekundäre, partielle) «Ersetzung» darstellt. Werner bestreitet die Relevanz des Begriffs «Integration» für die synchrone Systemlinguistik, weil Kriterien «[...] wie geringe oder hohe Gebrauchsfrequenz, geringer oder hoher Disponibilitätsgrad, diastratischer Stellenwert im Sprachsystem und peripherer bzw. zentralerer Ort im Sprachsystem sich synchronisch gesehen nicht von denselben Prädikaten für nicht entlehnte sprachliche Zeichen unterscheiden lassen.» (Werner 1981:233).

[26]Zur Situierung der «Norm» zwischen System und «Rede» cfr. Coseriu 1970. Zur Unterscheidung von individueller und sozialer Norm cfr. ibid. 208ff.

[27]Cfr. Rey-Debove 1973 und 1978:283–286, wo ein «stade autonyme» und ein «stade de connotation autonymique» des Entlehnungsvorganges unterschieden wird. Die «connotation autonymique» wird von Rey-Debove 1971 und 1978:286–291 als typische Form des literarischen Diskurses bezeichnet.

[28]Kritik an dieser Unterscheidung schon bei Schottmann 1977:23. Poplack/Sankoff weisen darauf hin, dass der Unterschied zwischen Neuentlehnungen und integrierten Lehnwörtern nur quantitativer Natur ist: «[...] nonce loans differ from established loanwords only quantitatively – in frequency of use, degree of acceptance, level of phonological integration, etc.» (1988:1179).

[29]Cfr. Weinrich: «Eine nicht ganz scharfe Grenze trennt die Interferenz- und Transferenzerscheinungen von den Erscheinungen des Codewechsels (Umschaltung im Code, *code-switching*).» (1984:78). Für den Fall der «nonce loans» (Ad-hoc-Entlehnung) bemerken Poplack/Sankoff: «It is doubly difficult to distinguish loanwords from code-switches when this process is prevalent [...]» (1988:1177). Weiterführendes bei Romaine 1995:142–161 und Berruto 1995:259.

[30]Zu den verschiedenen Analysemöglichkeiten von Einschüben einzelner Elemente cfr. Poplack/Sankoff 1988:1179. Schottmann unterscheidet «Einschaltung» und «Umschaltung»: erstere kann «im Gegensatz zur

Umschaltung im Integrationsprozess auch eingebürgert werden [...]» (Schottmann 1977:26). Für Kodeumschaltungen, die sich auf einzelne Lexeme oder feste Syntagmen beschränken, wird auch der Begriff «tag-switching» gebraucht.

[31]Cfr. Poplack/Sankoff 1988:1177f.

[32]Poplack/Sankoff sprechen von «pauses, ratification markers and flags, which in some conversation seem to bee entirely confined to a switch-signalling function» (1988:1178).

[33]In ihrer Rezension von Alfonzetti 1992 verweist Franceschini auf entsprechende Schwierigkeiten: «[...] si ricava l'impressione che nel *code-switching* in generale *tout est possible*: restrizioni o generalizzazioni tratte da un determinato tipo di contatto linguistico vengono confutate da dati provenienti da altri contatti di lingue.» (Franceschini 1994: 107). Berruto bezeichnet code-switching und entsprechend markierte Diskurse als «governati da principi e restrizioni anche linguistiche» (1995:258). Beim «code-mixing» (c.s. im Satzinnern) gelte für die Umschaltstellen eine «restrizione dell'equivalenza di struttura» (1995:262). Zur Gültigkeit der Restriktionen als blosse Tendenzen ibid. 263. Schliesslich weist auch Berruto darauf hin, dass sich für alle Restriktionen Gegenbeispiele finden (cfr. 1995:265). Zu den Restriktionen cfr. auch Romaine 1995:125–130.

[34]Dazu unten, 111.2.

[35]Hamon findet den Begriff Konnotation «totalement dévalorisé aujourd'hui par un emploi tous azimuts qui l'a banalisé» (1977: 262), Spinner spricht von einem «Gestrüpp unterschiedlichster Definitionen, unerkannter Missverständnisse und widersprüchlicher Modellüberlegungen» (1980:66) und gibt eine sehr hilfreiche Übersicht über 5 verschiedene Entwicklungslinien des Begriffs (cfr. 1980:67 bis 69). Zu den Überschneidungen des linguistischen Konnotationsbegriffs mit dem logischen cfr. Mounin 1963:144–153. Eine ausführliche Übersicht über die Begriffsgeschichte gibt Garza-Cuaròn 1991:5–115, die in der neueren linguistischen Diskussion ebenfalls «every sort of confusion» (153) feststellt.

[36]Nach Hjelmslev handelt es sich eindeutig um eine *Zeichen*relation: cfr. Hjelmslev 1974:115; Trabant 1970:31–33. Nach Spinner umfasst die Konnotation auch indexalische und ikonische Relationen; cfr. 1980:80. Schemen in Eco 1980:85, Spinner 1980:68, Braselmann 1981:108. Für die Abkürzung (E1 R C1) R Cx cfr. Rey-Debove 1978:251f. Spinner hält fest, dass es sich, entgegen vieler Interpretationen, bei Hjelmslevs konnotativem Signifikanten um Texte, nicht um einzelne Zeichen handelt: cfr. 1980:68, 72.

[37]Für die Inhaltsseite wird der missverständliche Begriff «Konnotator» vermieden, den Hjelmslev sowohl für die Inhaltsseite (cfr. 1974:115), wie für die Ausdrucksseite (cfr. 1974:113, 114, Braselmann 1981:107) braucht. In der Folge brauchen Gary-Prieur (cfr. 1974:105), Greimas (cfr. 1970:97), Barthes 1964 (cfr. Braselmann 1981:110) «connotateur» für die *Ausdrucks*seite der Konnotationssprache, während ihn Rey-Debove (cfr.1978:251) oder Trabant (cfr. 1970:29) für die Inhaltsseite brauchen. Kerbrat-Orecchioni braucht «connotateur» sogar für aussersprachliche Denotate, für die «objets-signes» (cfr. 1977:72–74). Eine kritische Erörterung des Konnotationsbegriffs von Kerbrat-Orecchioni in Braselmann 1981:86–95.

[38]Zum glossematischen Zeichen cfr. Hjelmslev 1974:52–62. Schematische Darstellung der fünf Konnotationstypen in Johansen 1949:289, Ihwe 1971:164. Trabant entwickelt drei konnotative Semiotiken: Substanz, Form oder Substanz-Form des denotativen Zeichens können als konnotativer Signifikant fungieren (cfr. 1970:25).

[39]Damit ist die anerkannte Nicht-Isomorphie von Denotation und Konnotation nochmals festgehalten. Cfr. etwa Greimas: «Le langage connotatif n'est pas isomorphe au langage dénotatif.» (1970:95). Cfr. Johansen 1949:294, 297, Gary-Prieur 1971:106.

[40]Für die Rhetorik cfr. Gruppo μ 1976:70, 85–91, wo Neologie, Lehnwort und Lehnprägung unter die «Metaplasmen» subsumiert werden. Mortara Garavelli spricht von

Substitutions-Metaplasmen und listet darunter auf: «gli stessi fatti lessicali già descritti come attentati all'integrità di una lingua: neologismi, arcaismi [...] forestierismi, dialettalismi» (1989:123). Cfr. auch Pletts Klassifizierung von «Fremdwörtern» als «metamorphemes» (Plett 1985:70).

[41]Cfr. das Schema in Johansen 1949:291, Ihwe 1972:164, Spinner 1980:76. Ausführliche Diskussion der Unterscheidung von Johansen bei Ihwe 1971:163–173. Hinweise auf die Grenzen solcher Modelle bei Spinner 1980:75–77.

[42]Diese sind: 1) die graphische Ebene 2) die phonematische Ebene 3) die graphophonematische bzw. phonemato-graphische Relationsebene 4) die morphologische Ebene 5) die lexematische Ebene. (Cfr. 1981:238). Cfr. auch Rösslers «Signifikatkonnotationen» (1979:48–52), dazu Braselmann 1981:103. Cfr. Ballys Unterscheidung von Zeichen, die auf der Ebene des Signifikanten, des Signifikats oder auf beiden motiviert sein können (1971²:159).

[43]Cfr. die «Metaplasmen» des Gruppo μ (1976:71) und die Abgrenzung gegenüber den «Metagraphen» (1976:75) und der Phonostilistik. Cfr. Pletts als «rule-violating linguistic operations» definierte «metaboles» mit den Ebenen: 1. phonological, 2. morphological, 3. syntactic, 4. textological, 5. semantic und 6. graphemic (cfr. Plett 1985:65). Cfr. auch Pletts Definition und Typologie von «Wortspielen», die unter anderem auf der Kreuzung der Kategorien «iso (hetero) phonic», «iso(hetero) graphic» und «iso(hetero)-semic» basiert (cfr. 1985:70ff.). Zu den «Metagraphen» cfr. Gruppo μ 1976:73– 75, 95–97 und Hess-Lüttich 1985: 192f. Cfr. auch Mosers Auflistung graphischer und graphemischer Mittel zur Markierung von Xenismen (1996:51–66).

[44]Cfr. Johansen 1949:293. Dass der Rhythmus auf der Ausdrucksform basiere, wird von Trabant bestritten, der ihn, wie den Reim, als Formung der Ausdruckssubstanz versteht (cfr. 1970:124). Trabants Beschreibung des Reims: «Das Prinzip des Reims besteht im Gleich*klang*, d.h. gerade die phonische Substanz wird einer künstlerischen Formung unterworfen.» (1970:121). Präzisierungen zum «unreinen» Reim und der «rime pour l'oeil» in Trabant 1970:122–124. Beispiele dafür unten IV.4.1.–IV.4.2.

[45]Cfr. Ihwe 1972:168 (Anm. 60), Trabant 1970:122–124. Nach Spinner hätten wir es hier nicht mit Zeichen- sondern mit ikonischen Relationen zu tun: «Schon lautmalerische Effekte, Semantisierung von Rhythmus und syntatktischen Strukturen lassen sich als ikonische Zeichenrelationen prägnanter charakterisieren als mit dem Konnotationsbegriff.» (Spinner 1980:80). Zur Komik möglicher Abweichungen im Bereich der Ausdruckssubstanz und der Ausdrucksform cfr. Stierle 1976:255f. Cfr. auch Braselmann, die Busses «connotation esthétique», als deren «connotant» die denotative Ausdrucksseite fungiert, als dem Bereich der Assoziationen zugehörig von der Konnotation ausschliesst (cfr. 1981:114ff., 119).

[46]Cfr. Munske 1986:83, wo behauptet wird, dass der Sprecher nur ausdruckseitigen Sprachkontakt zu erkennen vermöge.

[47]Cfr. Johansen 1949:293, 301, Ihwe 1972:168.

[48]Hjelmslev erwähnt das Idiom (mit den Unterklassen: Argot, Nationalsprache, Regionalsprache, Physiognomie) als konnotativen Signifikanten (cfr. 1974:112). Konnotation ist für ihn also auch (nach andern ausschliesslich) der Verweis von Zeichen auf ihre Zugehörigkeit zu sprachlichen (Sub)Kodes, «Registern» oder «Varietäten». Cfr. Trabant 1970:30, Braselmann 1981:108f.

[49]Konnotationstypen in Bloomfield 1967(1933):151–157; darunter sind soziale, örtliche, zeitliche, fachsprachliche, gruppensprachliche, schrift- vs umgangssprachliche, fremd- und lehnsprachliche, «angelernte» Varietäten aufgeführt: cfr. ibid. 152–154. Molino umschreibt diese Liste als «niveaux de langue» (1971:10), Garza-Cuaròn als: «Differences according to the speaker's social standing or his place of origin, and differences between normal forms and learned, tech-

nical, foreign, archaic, and slang forms, among others.» (1991:157). Cfr. Mounin 1963:145f. Zu Bloomfield cfr. Braselmann 1981:85; Martinet 1989:167, Garza-Cuaròn 1991:154–159.

[50]Die von Braselmann (1981) als Merkmal von Konnotation schlechthin genannte (Sub) Kodeverweisung erscheint in andern Konnotationstheorien als Unterkategorie. Rey-Debove unterscheidet «connotation mondaine» und «connotation langagière» (cfr. 1978:252), in Rösslers Unterscheidung von 8 Konnotationsarten (1979:59–104) wird die «connotation langagière» in der ersten Gruppe der «indikatorischen Konnotationen» (1979:64–71) erfasst und diskutiert. Cfr. dazu Braselmann, die nur die «indikatorischen Konnotationen» überhaupt als Konnotationen gelten lässt (cfr. 1981:95–106, besonders 105). Indikatorische Konnotationen werden auch als «indices» (Wandruszka) oder «metalinguistische Konnotationen» (Bochmann) erfasst (cfr. Rössler 1979:60). Cfr. auch Spinner 1980:67, wo die Verbindung von Bloomfields und Hjelmslevs Konnotationsbegriff zu Wandruszkas «sondersprachlichen Indikationen» gezogen wird. Diese gehören, im Gegensatz zu den «assoziativen Konnotationen» zum Bereich der «connotation langagière».

[51]Cfr. Ducrot/Todorov: «Il y a connotation en effet, pour Hjelmslev, lorsque l'élément signifiant est le fait même d'employer telle ou telle langue. Lorsque Stendhal emploie un mot italien, le signifiant, ce n'est pas seulement le terme utilisé, mais le fait que, pour exprimer une certaine idée, l'auteur ait décidé de recourir à l'italien, et ce recours a pour signifié une certaine idée de passion et de liberté, liée, dans le monde stendhalien, à l'Italie. Les langues naturelles, dans leur usage littéraire, fournissent un exemple constant de langage connotatif: c'est que, dans cet usage, le signifiant est moins le mot choisi que le fait de l'avoir choisi.» (Ducrot/Todorov 1972:41). Cfr. dazu Kerbrat-Orecchioni: «[...] Ducrot a raison de remarquer que si j'intercale, dans une conversation en français, une expression étrangère, c'est bien sur ce mot que se greffe le fait de connotation, mais ce qui véritablement signifie, c'est le fait même que j'aie choisi d'utiliser cette expression plutôt qu'un mot autochtone.» (1977:79).

[52]So sind nach Rössler Konnotationen «nur aus der Vertextung zu erschliessen. An einer isoliert gegebenen Denotation können sie bestenfalls vermutet bzw. intuitiv oder spekulativ erschlossen werden. An einer kontextuell eingebetteten Denotation können sie aufgrund des sprachlichen, situativen oder kulturellen Kontextes, aufgrund der gesamten kommunikativen Rahmenbedingungen annähernd objektiviert werden.» (Rössler 1979:66). Eindeutig und ausschliesslich als «Aspekt der Textsemantik» wird Konnotation auch von Spinner aufgefasst (1980:71, cfr. 70–73). Cfr. Braselmann 1981:138f., 143 bis 151, wo ältere Begriffe «dynamischer Konnotation» referiert werden. Cfr. auch Kerbrat-Orecchioni 1977:96–98.

[53]Cfr. Bonfantinis Spott gegen die «Metaphysik» der Kode-Semiotik, die Denotation und Konnotation als «[...] *oggetti* dallo statuto ontologico bizzarramente e arbitrariamente metafisico [...]» (1987:107) auffasse.

[54]Aufgrund empirischer Analysen kommt Scotton zum Schluss: «Code choice [...] is a symbolic statement of the form ‹take x as y›.» (Scotton 1985:117). Diese Symbolik regelt ein «set of metamaxims which detail how social symbolization is accomplished by linguistic code choice» (1985:117).

[55]«For many bilingual speakers, the unmarked choice [...] when speaking to peers who are also bilingual is more than one code, that is, code switching. Within this model, code switching has no single motivation.» (Scotton 1985:122). Cfr. Rossipal, der festhält, dass die regionale Markierung eines Lexems auf *Langue*-Ebene nur aufgrund des Kontrastes mit dem Kontext und der Empfängererwartung kommunikativ zum Tragen kommt: cfr. Rossipal 1973:19, Braselmann 1981:148.

[56]Cfr. Oksaar: «Die Kodeselektion selbst kann sememische Elemente (funktionalisti-

sche Merkmale) tragen [...]. Aber auch ihre Vertextung trägt zur Informationsbildung bei und vermittelt Bedeutung durch syntaktische Reihung. [...] Es sind also paradigmatische und syntagmatische Erscheinungen, die durch ihre Verbindung und Beziehungen semantische Werte signalisieren können, vor allem konnotativ» (1971:367f.). Gary-Prieur spricht von Überschneidungen zwischen paradigmatischer und syntagmatischer Konnotation (cfr. 1971:106), aber auch von Bereichen, in denen «*connotation* dans le texte n'a rien à voir avec *connotation* dans la langue» (1971:107).

[57]Rösslers «indikatorische Konnotationen» ergeben sich aus der «[...] Differenz zwischen paradigmatischer Erwartung und syntagmatischem Vorkommen [...]» (1979:66).

[58]Braselmann präzisiert Rösslers Angaben dahingehend, «dass das sprachliche Zeichen das betreffende Merkmal (z.B. Registerzugehörigkeit) *enthält* (= statischer Konnotationsaspekt); ob und wie es dagegen konnotativ und damit (in unserem Sinne) stilistisch wirksam wird (= dynamischer Konnotationsaspekt), ist dann eine Frage des Kontextes bzw. der kontextuellen Abweichung.» (1981: 101, cfr. 138–151). Braselmann definiert Konnotation als «kommunikative Nutzbarmachung von (sub)-kodeverweisenden Merkmalen im Sinne eines illokutionären Effekts (Kollokution)» (1981:151).

[59]Seine Theorie handelt «also nicht von den Vorstellungen sozialen oder sakralen Charakters selbst, die gewöhnlich geknüpft werden an Begriffe wie Nationalsprache, Mundart, Gruppensprache [...]» (Hjelmslev 1974:115). Trabant präzisiert den «Inhaltssinn» als «Inhaltssubstanz» (als Ideologie oder Interpretation z.B. des «Dänischen»): cfr. 1970:26f., 29. Gegenstand glossematischer Analyse sei nur die zur Zeichenfunktion gehörende, konnotative Inhalts*form*: cfr. Trabant 1970:26f., Gary-Prieur 1971:105.

[60]Gary-Prieur spricht für die Konnotationsforschung von «menace de glissement hors de la linguistique» (1971:99), was sich bei Bloomfield, Bally, Carnap oder Sörensen zeige. Auch Spinner sieht, wie «[...] linguistische Konnotationstheorie über ihren eigenen linguistischen Rahmen hinausdrängt, indem mit der konnotativen Inhaltssubstanz auf die psychische Reaktion rekurriert wird [...]» (1980:77). Braselmann unterscheidet für den Fall konnotierter «Fremdheit» zwischen Identifikation der Herkunft und der Füllung dieser Identifikation mit Assoziationen (cfr. 1981:137f.). Letztere könne nur «eine breite sozio-kulturelle Untersuchung» (1981:138) ermitteln. Cfr. dagegen Horn 1981:228. Cfr. auch Ballys Bemerkung zu den Vorstellungen zur Ästhetik von Fremdsprachen: «ces idées reposent en partie sur des comparaisons faites avec la langue maternelle, en partie sur préjugés concernant les peuples qui parlent ces langues [...]» (Bally 1970:54).

[61]Trabant verteidigt die Relation zwischen Kode und Konnotator als Zeichenrelation mit dem Hinweis auf die Intentionalität-Finalität der Kodewahl, die allerdings mehrsprachige (wenn auch fragmentarische) Kompetenz voraussetzt: cfr. Trabant 1970:33. Zur Klassifizierung von Zeichen aufgrund der Intention cfr. Eco 1980:38–42. Rey-Debove schreibt der «prononciation du midi de la France» eine «fonction de symptôme et de signal du signe (vs fonction de symbole, ou sens dénotatif)» (1978:252) zu. Zur sozialsymbolischen Funktion von Sprache cfr. Hess-Lüttich 1988.

[62]Cfr. Hjelmslev 1974:119f. Garza-Cuarón weist diese Aufgabe einer «metasemiotic of connotative semiotic» (1991:179, Anm. 18) zu.

[63]Cfr. Greimas 1970:97. Cfr. das Kapitel «Pour une sociologie du sens commun» (1970:93–102), in dem 4 Konnotationszonen unterschieden werden. In der ersten Zone ist von: «a) diverses langues nationales, b) divers types vernaculaires [...] c) diverses langues régionales [...]» (1970:97) die Rede.

[64]Cfr. Bloomfield: «Foreign speech-forms bear connotation of their own, which reflect our attitude toward foreign peoples.» (1967:153). Cfr. dazu Braselmann 1981:124 und 125, wo Barthes Erläuterung der Kon-

notation von «pâtes Panzani» referiert wird. Barthes spricht dabei von «savoir mobilisé» und weist darauf hin, dass es sich hierbei um ein «savoir proprement ‹français›» handelt. Moser ordnet der Markiertheit von Xenismen eine «besondere Bedeutung» zu: «Diese Bedeutung ist die Fremdheit, die auch einer ganz bestimmten Gruppe zugeschrieben werden kann (Latinität, Sinität, Gallizität usw.).» (1996:36).

[65]Cfr. etwa Berruto/Burger 1985, die die Einschätzung von Deutsch und Italienisch bei Tessiner-Studenten untersuchen. Die Ergebnisse (cfr. ibid. 57ff.) zeigen markant intersubjektive, zugleich völlig «irrationale» Urteile. Kerbrat-Orecchioni unterscheidet idiolektale Konnotationen von andern, die «quoique généralement reconnues comme d'authentiques connotations (les niveaux de langue par exemple) appartiennent manifestement au diasystème, et à ce titre figurent même dans le dictionnaire: parmi les connotations, certaines sont institutionalisées, d'autres sont idiosyncrasiques.» (1977:14).

[66]«Expressiv» und «affektiv» werden bei Bally (dazu Mounin 1963:147) wie bei Jakobson (cfr. Jakobson 1960) häufig synonym gebraucht. Cfr. Spillner 1974:30f.

[67]Die Identifikation zwischen «Konnotation» und «Affektivität» ist so häufig, dass Spillner von Versuchen spricht, «die Dimension der Affektivität unter dem neuen linguistischen Terminus «Konnotation» wieder in die Stiltheorie einzubringen.» (Spillner 1974: 31). Braselmann kritisiert Galinsky und Pfitzner, deren Konnotationsbegriff «den unspezifizierten Bereich der Affektivität» (Braselmann 1981:132) abdeckt. Kritisiert wird auch Havas, weil «er *emotiv* einfach mit «Konnotation» gleichsetzt [...]» (Braselmann 1981:143). Molino spricht von «sens devenu banal de connotation affective» (1971:12). Martinet sieht in der Umschreibung der «valeurs expressives» die gängigste Verwendungsart von «Konnotation»: «Dans l'emploi contemporain le plus courant, la connotation recouvre l'ensemble de ce qu'on a longtemps désigné, de façon passablement vague, comme les valeurs expressives des éléments linguistiques. C'est bien ainsi que Bloomfield utilise le terme et c'est ce qu'on aperçoit derrière les présentations abstraites de Hjelmslev.» (1989:167).

[68]Cfr. Koch/Österreicher 1985:16. Zur Unterscheidung von «schriftlich» und «mündlich» nicht nur aufgrund des Mediums, sondern auch der «Konzeption» ibid. 17ff., zur grundsätzlichen Unabhängigkeit der Opposition «gesprochen vs geschrieben» von den andern Varietäten ibid. 16. Cfr. auch Gauger 1988:18, 1990:191 und Baum 1987:48.

[69]Cfr. dazu Koch/Österreicher 1985:26f. und Segre 1984. Die besondere Expressivität des gesprochenen Romanischen wird von Vital festgestellt: «La lingua tschantschada vulgarmaing non ha ün grand s-chazzi da pleds, ma quels ch'ella posseda nel circul s'inclegia plütosta restret da sia vita sun pel solit fich expressivs e savessan dar forza e vigur alla lingua scritta.» (1919:211).

[70]Cfr. den Forschungsbericht in Braselmann 1981:126–138. Cfr. auch Tesch 1978: 210f. und Pfitzner 1978:190–221.

[71]Cfr. Weinreich 1977:110. Cfr. auch 1977:54, wo der Zusammenhang zwischen dem Transfer von Morphemen und der «Ausdrucksverstärkung» besprochen wird. Zur häufigen Verwendung von Interjektionen als «Xenismen» cfr. Moser 1996:74f.

[72]Zum euphemistischen Fremdwort cfr. Galli de' Paratesi 1973:49f., Ullmann 1975: 263, Goetsch 1987:66. Empirische Belege zur Entlehnung von Pejorativa, Kraftausdrücken und Fluchwörtern bei Hornung 1981:123ff. Cfr. auch Weinreich: «[...] durch Entlehnung kann eine Sprache auch ihren stets vorhandenen Bedarf an Euphemismen und vulgärsprachlichen ‹Kakophemismen› decken.» (1977:82). Cfr. auch Bloomfields «improper speech-forms» (1967:155). Beispiele dafür unten, besonders IV.4.1.

[73]«[...] in unserem Bestreben, das wahre Wort zu finden, das uns den Gegenstand zeigen könnte, gebrauchen wir ein weit hergeholtes, uns ungewohntes Wort, dem zumindest in dieser Verwendung Gewalt angetan

worden ist.» Entlehnte Termini sind «[...] schimpflicher, weshalb sie für diese Zwecke gern übernommen werden. Daher rührt auch, dass die Wirksamkeit eines Terminus vervielfacht wird durch das undenkbare Epitheton holländisch oder wallrössisch, welches von einem fluchenden Russen dem Namen eines Gegenstandes beigegeben wird, obwohl er weder zu Walrossen noch zu Holland die geringste Beziehung hat.» (Jakobson 1979: 132).

[74]Cfr. Bally: «Tantôt l'élément intellectuel d'un fait d'expression est entièrement absorbé par son contenu affectif; il se vide alors de toute signification réductible à quoi que ce soit d'intellectuel (représentation concrète); il devient le réceptacle d'une catégorie plus ou moins vide de sentiments, que l'entourage et notamment l'intonation précisent dans chaque cas.» (1970:271).

[75]Cfr. dazu auch Bloomfields «*pet-name* or *hypochoristic* connotation» (Bloomfield 1967:157).

[76]Cfr. auch ibid. Anm. 47 (S. 188) und Schuchardt 1971(1884[1]):86f.

[77]«Expressivität» oder «sprachliche Expressivität» wird häufig zur Kennzeichnung der Wirkung verschiedenster Formen simulierten Sprachkontaktes verwendet. Cfr. etwa Ballerini/Chiapelli 1985:198, 217.

[78]Cfr. dazu auch Braselmann 1981:434.

[79]Contini unterscheidet im *Ulysses* einen weniger wichtigen, elementareren, äusseren, von einem wichtigeren, inneren Polyglottismus: «[...] il poliglottismo fondamentale, rispetto a quello relativamente esterno, è un poliglottismo interno, sia di onomatopee nella più larga accezione contro linguaggio non motivato, sia di toni e stili e infine idioletti.» (1988:82f.). In diesem «inneren Polyglottismus» verwandle Joyce die «di per sé impressionistica onomatopea» (1988:79) in eine expressionistische.

[80]Dagegen betont Saussure die teilweise Arbiträrietät lautmalerischer Ausdrücke und Interjektionen: «[...] elles ne sont que l'imitation approximative et déjà à demi conventionelle de certains bruits [...]» (CLG(D):102, cfr. ibid. 101f., 180–184). Diskussion mit weiteren Differenzierungen bei Bally 1971:158–170. Cfr. Genette 1976:149–181. Zur Konnotation des Onomatopoetischen cfr. Bloomfield 1967:156. Bally nennt als Beispiele motivierter Signifikanten: Interjektionen, ikonische Artikulationsbewegungen, motivierende Betonung und Akzentuierung (1971:160–164), die als phonostilistische «Parole»-Erscheinungen aufgefasst und der «lingua espressiva» (S. 163) zugerechnet werden.

[81]Cfr. Jakobson 1960:89.

[82]«Die sogenannte *emotive* oder ‹expressive› Funktion [...] bringt die Haltung des Sprechers zum Gesprochenen unmittelbar zum Ausdruck.» (Jakobson 1960:89, cfr. 1983:186). Die «Haltung des Sprechers gegenüber dem Gesprochenen» ist bei Hjelmslev (cfr. 1974:112) und Braselmann (cfr. 1981:151, oben 11.1.2.) in die Konnotationsdefinition integriert. Hübler spricht von «involvement» (1987) des Sprechers.

[83]«[...] nous appellerons «énonciatives» les unités linguistiques qui apportent des informations, non sur le référent du message, mais sur son énonciateur. [...] Par définition, les faits énonciatifs relèvent de la connotation.» (1977:104). Als Unterkategorie dieser Konnotationsart figurieren die «connotations affectives» (1977:105f.). Cfr. dazu Braselmann 1981:86–95. Zur Gleichsetzung von Konnotation und Affektivität cfr. oben, Anm. 66 und Braselmann 1981:142.

[84]Darunter werden «[...] diejenigen psychischen und aussersprachlichen Mitbedeutungen verstanden, die als (positive oder negative) Bewertung, als Gefühlsausdruck (z.B. der Lust oder Unlust) von Lexemen oder Textsequenzen enthalten oder ausgelöst werden können.» (Rössler 1979:88). Dazu Braselmann 1981:95–106.

[85]Cfr. Jakobson 1960:90 und Kerbrat-Orecchionis Bemerkung zur «connotation affective»: «La connotation affective peut être envisagée, soit dans la perspective de l'encodage (elle est alors indice d'un engagement émotionel de l'énonciateur dans l'énoncé), soit dans la perspective du décodage

(et les connotateurs affectifs fonctionnent comme des déclencheurs d'une réponse émotionelle de la part du récepteur).» (1977: 106).

[86]Cfr. Bally 1971:162. Hübler bezeichnet «the non-verbal part of an utterance» als «the most obvious area of expressivity» (1987:358).

[87]So hat nach Braselmann der «Rhythmus durchaus eine denotative Funktion» (1981:90), desgleichen das Tempo als «Parameter der prosodischen Zeichen ‹Affektprogramme›» (ibid.) und auch den Insistenzakzent will die Autorin «als ausschliesslich denotativ wirksam» (ibid.) verstanden wissen.

[88]Cfr. Contini 1988, wo ein historischer von einem verallgemeinernden «Expressionismus»-Begriff unterschieden wird (cfr. 1988:41–44). Vom historischen Begriff her ergeben sich zunächst keine Verbindungen zu Phänomenen der Mehrsprachigkeit; der frühe deutsche Expressionismus ist nach Contini markant «einsprachig» (cfr. 1988:57). Cfr. auch Spitzer, für den die «Sprachmengung» bei Kerr gerade «impressionistisch» (1928: 105) ist. Der «Expressionismus, der die Sprache nach innen zerwühlt (Syntax, Metaphorik), bedarf nicht des Paillettenwerkes der Fremdwörter.» (Spitzer, ibid.). Spitzers Stilstudie über Jules Romains leitet die Verallgemeinerung des Begriffes ein: cfr. Contini 1988:70. Nach Spitzer charakterisiert Contini weitere französische Autoren wie Céline, Audiberti und Michaux als «Expressionisten» (cfr. 1988:70). In seinen Ausführungen über Céline lässt sich die Verlagerung des Begriffs von der Bezeichnung inhaltlicher, im historischen Expressionismus verankerter Kategorien wie «anthropomorpher Darstellung der äusseren Welt» (cfr. 1988:70) oder «hyperbolischer Darstellung körperlicher Funktionen» (cfr. ibid.72) in Richtung eines entsprechenden Bruches mit sprachlich-formalen Normen verfolgen. Mit der Bestimmung der Sprache Célines als «lingua fittiziamente divaricata dalla norma» (1988:75) gibt Contini eine erste allgemeinere Definition seines «espressionismo verbale», die den Vergleich mit Folengo und Rabelais erlaubt. Die Einreihung von James Joyce unter das Stichwort «Expressionismus» gibt Contini Gelegenheit, den Bezug zwischen Expressionismus und «Mehrsprachigkeit» zu spezifizieren.

[89]Cfr. dazu den Sammelband Branca (Ed.) 1985 und Segre 1984.

[90]Als Expressivität definiert Paccagnella: «tutte quelle risorse espressive della comunicazione (fra cui elementi innovativi e irregolari della lingua, costruzione della frase, allotropi, elementi di oralità, plurivocità di lingue, etc.), le cui articolazioni costituiscono la funzione stilistica di ogni scrittore (e come tale analizzata dai linguisti – a partire da Bally – e dalla critica stilistica.» (1984:18). Zum Bezug zwischen «Expressivem» und «Unnormiertem» cfr. auch Berruto 1987:77.

[91]«E' troppo semplicistico fare del plurilinguismo una manifestazione dell'espressionismo di ogni tempo e cultura. E' vero che in certe fasi ed in certi prodotti il plurilinguismo si sviluppa con finalità di tipo espressionistico, ma non necessariamente ogni forma di plurilinguismo è espressionistica. Come l'espressionismo non è sempre di necessità plurilingue così il plurilinguismo non è tanto una categoria [...] quanto una manifestazione solo eventuale e potenziale dell'espressionismo» (Paccagnella 1984:21). Mortara Garavelli sieht im «espressionismo linguistico» die stilistische Interpretation der festgestellten «Ingredienzen von Mischsprachlichkeit»: «[...] ingredienti di mistilinguismo, interpretabili da un punto di vista stilistico quali fattori di espressionismo linguistico. (Mortara Garavelli 1984:41).

[92]«[...] i più fedeli alla parola espressionismo possono riferirsi a un concetto preciso del fenomeno (che consiste a mio avviso, nell'interferenza tra due o più sistemi linguistici o registri, e conseguenti formazioni di compromesso) [...]» (1984:6).

[93]«Di solito l'espressionismo linguistico viene giudicato in base all'accostamento straniato di elementi che appartengono a livelli diversi; accostamento di cui si precisano le

motivazioni riferendosi all'atteggiamento dello scrittore verso i suoi contenuti.» (Segre 1985:187). Mit «atteggiamento dello scrittore» sind wir wieder bei der «Haltung» der referierten Konnotationsdefinitionen.

[94]Cfr. Segre 1984, wo die Ersetzung von «espressionismo» durch «espressivismo» begründet wird.

[95]Paccagnella warnt auch hier vor einer einfachen Gleichsetzung mit «Expressionismus», die sich in der einfachen Umbenennung derselben «mischsprachlichen» Phänomene zeige und spricht von «‹espressionismo› diventato ‹espressivismo›» (cfr. Paccagnella 1984:18f.).

[96]Die Umschreibung Segres: «eventuali costanti espressive di tipo non espressionistico» (1984:6) kann kaum als Definition gelten. Segre spottet denn auch über den «espressivismo» als «geheimnisvollen Gegenstand», «oggetto misterioso» (ibid.).

[97]«Doch die ‹Metasprache› ist nicht nur ein unabdingbares Werkzeug für Logiker und Linguisten; sie spielt auch eine wichtige Rolle in unserer Alltagssprache.» (Jakobson 1960:92). Cfr. Jakobson 1960:91f., 1978:92ff. Hamon bezeichnet die Metalinguistik, um die es hier geht, als «opération fondamentale, mais «banale», déprofessionnalisée, du langage quotidien [...]» (1977:262).

98«[...] nous avons des études sur le métalangage, mais non pas une discipline qui étudie la contribution du métalangage à l'activité de parler, qui est en partie langage primaire et en partie métalangage: on parle à chaque pas aussi *de* ce qu'on dit, et les modalités et normes qui y correspondent devraient être l'objet d'études autonomes.» (Coseriu 1982:15).

[99]Von der speziellen Terminologie (Silbe, Wort, Satz, Text) abgesehen, ist Metasprache mit Objektsprache identisch (cfr. Hamon 1977:262), während Autonymie als ikonische Repräsentation sprachlicher Einheiten durch sich selbst definiert werden kann (cfr. Rey-Debove 1978:34). Das Autonym: «[...] s'éloigne par ses caractères propres, du système de la langue, y compris du métalinguistique stricto sensu: sémantiquement dépendant, motivé par ses référents, rigide et non codé, c'est l'anti-signe linguistique.» (ibid. S. 121).

[100]Cfr. Hamon 1977, wo der literarische Text als «énoncé à métalangage incorporé» (1977:265) definiert wird oder Rey-Debove 1971 und 1978:287–291, wo Literarizität als Verbindung von Konnotation und Autonymie, als «connotation autonymique» definiert wird.

[101]«Dichtung und Metasprache sind aber diametral entgegengesetzt: in der Metasprache dient die Sequenz zur Aufstellung einer Gleichung, in der Dichtung hingegen dient die Gleichung zum Bau einer Sequenz.» (Jakobson 1960:95). Dagegen Hamon: «Nous supposons ici [...] que le poétique et le métalinguistique se neutralisent (ou se surdéterminent) toujours dans le texte littéraire écrit, que parler de la langue c'est, pour le texte, parler de soi, et inversement.» (1977:264). Detailliertes zur «Autoreflexivität» des Poetischen in Montani 1985:95–141.

[102]Arrivé spricht von einer Metalinguistik, die nicht auf Beschreibung, sondern auf Manipulation des Zeichens gegründet ist: «Sont considérés comme textes métalinguistiques tous les fragments, quelle qu'en soit la dimension, qui décrivent des objets linguistiques [...] certains textes comportent non à proprement parler une *description* du signe, mais une *manipulation* du signe.» (1972:45).

[103]Jakobsons «metasprachliche Funktion» wird mit dem von Habermas festgestellten Geltungsanspruch der Verständlichkeit in Verbindung gebracht: «Die primäre Funktion einer metasprachlichen Äusserung in der Umgangssprache besteht in der Interpretation und paraphrasierenden Erläuterung von nicht unmittelbar verständlichen Äusserungen.» (Holenstein 1979:18).

[104]Cfr. Hamon, der Archaismen, Neologismen und fachsprachliche Begriffe als «vide sémantique» und damit als Auslöser metalinguistischer Erhellungsfunktionen beschreibt: «Toutes ces unités peuvent être le lieu d'une interrogation de la part du lecteur, le lieu

d'un «vide» sémantique pouvant, à la limite, compromettre la lisibilité globale du message. [...] Mais certains textes [...] tendront à développer plus systématiquement au voisinage et à proximité même de ces unités, des appareils métalinguistiques adéquats destinés à prendre en charge et à neutraliser (ou, éventuellement, à renforcer) ce vide sémantique.» (Hamon 1977:270).

[105]Cfr. Berruto: «[...] la funzione metalinguistica prevale per esempio quando parliamo in una lingua straniera che non conosciamo bene [...]» (1974:51). Cfr. Di Girolamo 1978:44.

[106]Zu Übersetzung *in praesentia* und Übersetzungsspiel cfr. unten V.3.

[107]Cfr. das Kapitel «Connotation signalée par un commentaire métalinguistique» in Rey-Debove 1978:253–258.

[108]Moser sieht hierin eine generelle implizite Norm: «Zu den vielfältigen Normen, die beim Sprechen beachtet werden, gehört eine, die vielen Sprechern als so selbstverständlich und unumstösslich gilt, dass sie meines Wissens nie explizit formuliert wird: Verwende in einem Text nur eine einzige Sprache (*langue*)!» (1996:33).

[109]Cfr. das Kapitel «Comme disent les Anglais» in Rey-Debove (1978:281–286) und oben, Anm. 100.

[110] Cfr. Sora: «Wortspiele im allgemeinen werden von manchen Autoren als metasprachliche Informationen betrachtet und auch so genannt, womit wir uns einverstanden erklären könnten, insofern nicht ausser acht gelassen wird, dass die Informationen implizit oder unwillkürlich gegeben werden, da es nicht Hauptzweck der Wortspiele sein kann, Auskünfte über das Funktionieren der Sprache zu vermitteln.» (1988:67). Der «naive», «prä- oder paralinguistische», «wilde» Charakter der metasprachlichen Reflexion im Wortspiel wird von Hamon (cfr. Anm. 111) hervorgehoben. Zur Verbindung von Objekt- und Metasprache im Wortspiel cfr. Rey-Deboves «Jeux de mots et calembours métalinguistiques» (1978: 280f.).

[111]Zum Polysemie-Wortspiel cfr. Hamon: «On peut donc considérer comme appareils métalinguistiques des procédés qui, littéraires comme la *métaphore filée* [...], ou non littéraires comme la *devinette* ou l'*histoire drôle*, constituent des réflexions plus ou moins élaborées (naïves, pré- ou paralinguistiques, symptomatiques de préoccupations métalinguistiques «sauvages») sur cette donnée fondamentale mais scandaleuse de la langue, à savoir que les mots n'ont pas de sens fixe, et ont toujours plusieurs sens.» (Hamon 1977:276).

[112]Zu dieser Art Kommentierung bei Malerba cfr. Sora: «In der komischen Prosa erscheint das Metasprachliche oft zur zweiten Potenz erhoben, in dem Sinne, dass die implizite metasprachliche Aussage auch noch kommentiert wird. Es besteht also nicht nur eine objektsprachliche Formulierung, sondern auch eine zusätzliche metasprachliche. Und oft ist der komische Wert der metasprachlichen Ebene grösser als der der objektsprachlichen.» (1988:73f.).

[113]Cfr. dazu Hamon 1977:284.

[114]«Il teatro d'altra parte si occupa spesso, sia pure di riflesso, della questione della lingua come proprio oggetto e a diversi livelli di consapevolezza e di struttura, sia nei prologhi che all'interno del dialogo: una riflessione sulla lingua e sui caratteri e i «blasoni» delle diverse lingue che non va confusa con la funzione metalinguistica (o epilinguistica, come preferisco chiamarla) che riguarda la riflessione sul messaggio stesso e il suo riferimento al codice, o con quella paralinguistica, che riguarda gli equivoci verbali, i qui pro quo, i comici imbrogli della comunicazione: funzioni che hanno un larghissimo sviluppo nella lingua comica.» (Folena 1983:1492). Warum eine Abhandlung der «questione della lingua» in theatralischen Figuren-Dialogen nicht metasprachlich sein soll, ist nicht einzusehen.

[115]«Es geht nicht darum, dass bestimmte Sprachstile, soziale Dialekte u.ä. vorhanden sind, die mit Hilfe rein linguistischer Kriterien nachgewiesen werden können, sondern es geht darum, unter welchem *dialogischen Blick-*

winkel sie im Werk zusammen- oder einander gegenübergestellt werden. Dieser dialogische Winkel kann aber gerade nicht mit Hilfe rein linguistischer Kriterien festgelegt werden, weil die dialogischen Beziehungen zwar in den Bereich des *Wortes* gehören, nicht aber in den Bereich seiner rein linguistischen Erforschung. Die dialogischen Beziehungen (die des Sprechenden zum eigenen Wort eingeschlossen) sind Gegenstand der Metalinguistik.» (Bachtin 1985:203). Zur Präzisierung der Bedeutung von «Metalinguistik» bei Bachtin cfr. Mortara Garavelli 1985:93. Cfr. auch Bachtins Ausführungen zur bewussten sprachlichen «Hybridisierung» im Roman (Bachtin 1979:244– 247), in der ein «lebendiges Bild der andern Sprache» (S. 247) entworfen wird.

[116]Cfr. das Schema in Genette 1982:37, wo die zwei «Relationen» (Transformation vs Imitation) mit drei «régimes» (ludique, satirique, sérieux) gekreuzt werden. Hier interessieren «pastiche» («imitation ludique») und «charge» («imitation satirique»); cfr. dazu Genette 1982:80–177. Zum Pastiche als Imitation cfr. 1982:84f., 89f. Imitiert wird nicht ein Text: «[...] il est impossible d'imiter un texte» (1982:89), sondern ein «genre» (1982:89); die «matrice d'imitation» ist ein «modèle de compétence», ein «idiolecte», ein «code» (cfr. 1982:90).

[117]Hypotext und Hypertext im Sinne von Genette 1982. Zum Zitat cfr. Compagnon 1979.

[118]Cfr. Bachtin: «[...] die in einen Kontext eingeschlossene fremde Rede wird, wie genau sie auch wiedergegeben sein mag, stets in gewisser Weise in ihrem Sinn verändert.» (1979:227) und Genette: «La parodie la plus élégante, parce que la plus économique, n'est donc rien d'autre qu'une citation détournée de son sens, ou simplement de son contexte et de son niveau de dignité [...]» (1982:24). Cfr. auch Compagnon 1979:69ff.

[119]Dazu Gauger: «Der Versuch, die wirklich gesprochene Sprache hereinzuholen in den literarischen Text, ist [...] eine Chimäre. Er scheitert am Medium der Schriftlichkeit selbst» (1990:206). Zum «Nähesprachlichen» in literarischen Texten halten Koch/ Österreicher fest, «dass es sich hier immer nur um eine mit Hilfe einzelner nähesprachlicher Kennzeichen hergestellte Nähe handelt.» (1985:24). Cfr. auch Genette 1983:34.

[120]Cfr. Hilty: «La *conditio sine qua non* du style direct n'est pas la reproduction pure et textuelle, mais l'identité de l'origine des systèmes personnel et temporel dans la production et dans la reproduction.» (1973:41). Cfr. auch Mortara Garavelli: «Quando si tratta di riportare parole altrui, è ingenuo pensare che il modo diretto sia *di per sé* garanzia di ‹testualità›, intesa come autenticità, come conformità in tutto e per tutto all'originale: pensare che davvero il DD ci dia le parole altrui ‹tali e quali sono state pronunciate.›» (1985:74). Die generelle Unabhängigkeit deiktisch-syntaktischer von mimetischer «Authentizität» wird in Sternberg 1982 nachgewiesen.

[121]Cfr. Mc Hales Beschreibung der direkten Rede: «Direct discourse: the most purely mimetic type of report, though of course with the reservation that this «purity» is a novelistic illusion; all novelistic dialogue is conventionalized or stylized to some degree. Straightforward transcription would be intolerable in a novel, since the «normal non-fluency» of ordinary speech has the appearance of illiteracy in print.» (1978:259).

[122]Zur indirekten Rede als Transkription des «Sinns» (des Inhalts und nicht der Zeichen) der referierten Äusserung cfr. Vološinov 1975:194; Compagnon 1979:85, 141. Zum «Mimesis-Grad» der indirekten Rede cfr. Rey-Debove: «Le système indirect est incapable de prendre en charge toutes les paroles rapportées des phrases isomorphes: une gradation se présente, pour le passage du discours direct au discours indirect, entre la réécriture grammaticale, qui n'ajoute que des mots et morphèmes grammaticaux (*que, de, si, -ait,* etc.) et la paraphrase sémantique libre où l'on reconnaît à peine la phrase source, la plupart des mots lexicaux étant changés, jusqu'au blocage complet (/?/). Il devient alors précaire de parler de synonymie des discours

direct et indirect.» (1978:225). Cfr. auch Sternberg 1982:115f., 120.

[123]Zur freien indirekten Rede cfr. Mc Hale 1978, Genette 1983:35–39, Mortara Garavelli 1985: 104–146. Zur Funktion des Mündlichen und Nähesprachlichen in der freien indirekten Rede cfr. Cohn: «Il y a une accumulation de questions, d'exclamations, de répétitions, d'affirmations outrées, de tournures familières, en nombre bien plus grand que dans un récit normal.» (1981: 124). Cfr. auch Stanzel 1989:251.

[124]Erklärungen für das komische Potential der wirklichkeitsnahen Reproduktion lassen sich aus den von Bergson hergestellten Beziehungen zwischen Komik und «mechanischer Wiederholung» herleiten: cfr. dazu Ferroni 1974:30ff.

[125]Cfr. die folgende Bemerkung Hess-Lüttichs, der Sperrs literarisches «Bayerisch» mit einer phonetischen Entsprechung vergleicht: «A literary text is not, of course, a phonetic transcript – that is not the point. But the comparison allows one to show exactly which alterations in the text are responsible for the aesthetic effect of ‹realistic› dialect and pseudo-authentic dialogue.» (Hess-Lüttich 1985:147). Zur Notwendigkeit, linguistische Analysen alltäglicher Dialoge in die literaturwissenschaftliche Analyse literarischer Dialoge einzubeziehen cfr. Hess-Lüttich 1981:97, 108.

[126]Zu dieser überaus komplexen Problematik, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, nur zwei Feststellungen. Eine von Adorno: «Umgekehrt ist das Moment des Unwirklichen, Nichtseienden in Kunst dem Seienden gegenüber nicht frei. Es wird nicht willkürlich gesetzt, nicht, wie das Convenu es möchte, erfunden, sondern strukturiert sich aus Proportionen zwischen Seiendem [...]» (Adorno 1973:18) und eine von Eco: «Ed ecco dunque che anche il mondo più impossibile, per essere tale, deve avere come sfondo ciò che è possibile nel mondo reale. Questo significa che i mondi narrativi sono parassiti del mondo reale.» (Eco 1994: 101). Cfr. auch Moser 1996:19.

[127]«Le discours imité est un discours fidèle, proche du discours direct. Le pastiche, au contraire, est un faux, au sens où l'imitateur prend grand soin de ne pas reproduire le texte d'un auteur mais d'en inventer un autre qui en soit digne (comme Van Meegeren peignant un nouveau Vermeer). Cette connotation est celle du comme il dirait [...]. On peut interpréter cette situation on disant qu'un discours inventé connote autonymiquement le discours probable d'un autre, ou rejeter l'interprétation autonymique en disant qu'un discours inventé connote l'idiolecte d'un autre.» (Rey-Debove 1978:269).

[128]Cfr. oben, Anm. 116.

[129]«Car imiter, en littérature comme ailleurs, suppose toujours [...] la constitution préalable [...] d'un modèle de compétence dont chaque acte d'imitation sera une performance singulière [...].» (1982:89f.). Zwischen imitierten und imitierenden Texten «s'interpose inévitablement cette *matrice d'imitation* qu'est le modèle de compétence ou, si l'on préfère, l'idiolecte du corpus imité, destiné à devenir également celui du mimotexte.» (1982:90). Cfr. oben, Anm. 116.

[130]Cfr. Genette: «[...] l'état idéal commun au pastiche et à la charge peut être défini comme un état d'imitation *perceptible comme telle*. La condition essentielle de cette perceptibilité mimétique me semble être ce que la description triviale baptise l'*exagération*. Chacun sait intuitivement qu'une imitation comique «exagère» toujours les traits caractéristiques de son modèle: c'est ce procédé que les Formalistes russes baptisaient, d'un terme plus technique mais encore sommaire, et d'ailleurs équivoque, la *stylisation*. Le terme le plus juste et le plus précis serait peut-être celui de *saturation* [...]» (1982:94f.).

[131]«Ortsneckereien» nach Macha 1995, der ihre «Spannweite [...] von eher harmloser Imitation bis hin zum derb abwertenden Sprachspott» aufzeigt. Die berühmteste romanische Sammlung von Dialektmustern ist diejenige von Barblan (1909). Nach Moser wären die «Ortsneckereien» als «intralinguale Xenismen» (1996:22) einzustufen.

[132]Cfr. dazu Decurtins 1989:299ff., Moser 1996:38 und 156ff.: «Sprachimitierende Glottonyme und Ethnonyme».

[133]Zu den methodischen Implikationen solcher Klassifikationen cfr. Paccagnella: «[...] è impossibile pretendere di isolare e descrivere per sé singolarmente le diverse occorrenze, in quanto i fenomeni non si ritrovano mai isolati in asepsi ma si intrecciano e si inquinano sotto ogni etichetta nei diversi momenti cronologici. [...] la realtà è quella di una maglia euristica in cui valgono piú i nodi di intersezione che i singoli fili.» (Paccagnella 1983:111). Auch Baetens Beardsmores Unterscheidung zwischen «Mixed language usage» (1978:93–97) und «Linguistic fiction» (ibid. 97–100) ist nur eine graduelle.

[134]Ducrot/Todorov bezeichnen erstere als «Stilisierung», letztere als «Pastiche»: «Le pastiche et la stylisation se caractérisent par l'unicité du texte évoqué; mais l'un inverse ironiquement la tendance du discours imité, l'autre la conserve.» (1972:386). Zur Ambivalenz der im Russischen Formalismus gerade als Übertreibung definierten «Stilisierung» cfr. Genette (1982:94f., oben, Anm. 130). Bei Bachtin ist die «Stilisierung» ein Typus der «dialogisierten wechselseitigen Erhellung von Sprachen», die «ein freies Bild der fremden Sprache» entwirft (1979:248).

[135]Zur Definition von Ironie als Zitat cfr. Sperber/Wilson 1978; zur Ironie als Interdiskursivität cfr. Mizzau 1984:43–71.

[136]Cfr. Spitzer: «Die bewusste Absichtlichkeit der Verwendung dialektaler oder andersprachlicher Zitate zu Zwecken der Charakterisierung hat sehr viel mit Nachahmung, oft Karikatur der dargestellten Personen und Zustände zu tun.» (1928:84). Martinet unterscheidet zwei Arten von sprachbezogenen «traits révélateurs»: «[...] ceux qui sont à la disposition du locuteur pour nuancer son énoncé, et ceux qui lui sont imposés par des habitudes acquises [...]» (1989:168). Cfr. Bachtins Unterscheidung von bewusster und unbewusster «Hybride» (Bachtin 1979:244f.).

[137]Cfr. dazu Oksaar: «Die Stilforschung hat sich mit Sprachkontaktphänomenen schon immer beschäftigen müssen. Die Handbücher weisen auf die falsche Aussprache der Ausländer als ein beliebtes Mittel für humoristische Zwecke hin, meistens für Ironie und Spott». (1971:374). Cfr. auch Horn 1981:226.

[138]Zur Alltäglichkeit sprachlicher Ausgrenzung cfr. Thun 1988:468. Dass Nachahmungen lautlicher Xenismen als verletzend empfunden werden, bestätigen die Aussagen einer von Egloff interviewten Bünder-Oberländerin in Chur: «Nus tschintschein halt buca tudestg sco quels da cheu, per exempel havein nus breigias cugl «r», nus sgarein igl «r». E cura ch'ins tschontscha, tschontschan ei mintgaton suenter ed imiteschan quei «r» [...] e lu han ins schon il sentiment ch'ins vegni ris ora.» (Egloff 1982:30). Ballerini/Chiappelli weisen darauf hin, dass die «italoamerikanischen» Benutzer der auf uns komisch wirkenden, adaptierten amerikanischen Lehnwörter «[...] non li trovano avvilenti né caricaturali né comici, ma semplicemente idonei alle necessità referenziali della propria cultura.» (1985:196).

[139]Zur Verbingung von Komik und Übertreibung cfr. Propp 1988:77–82. «La rappresentazione comica, caricaturale di un carattere sta nel prendere una qualche proprietà della persona e nel rappresentarla come esclusiva, cioè esagerandola.» (Propp 1988:77).

[140]Cfr. dazu Stierle: «Schon auf der Ebene der ‹Ausdruckssubstanz› gesprochener Sprache ergeben sich Möglichkeiten der Normabweichung, die im Zuhörer eine Ablenkung der Aufmerksamkeit vom intendierten Sinn zu dessen Manifestation bewirken können.» (Stierle 1976:255). Stierle stellt auch fest, dass «[...] der Ebene der graphematischen Ausdruckssubstanz, dem individuellen Schreibstil, kaum Möglichkeiten des Komischen anhaften. Dies mag seinen Grund haben in der im Vergleich zum Sprechen reduzierten sinnlichen Präsenz und ‹Körperlichkeit› des graphematischen Ausdrucks.» (Stierle 1976: 255). Zur «Ausdruckssubstanz» als Konnotationsauslöser cfr. oben 11.1.2. Beispiele romanischer «Dialektmuster» in Decurtins 1989.

[141]Coseriu spricht von «Nachahmungsmundarten»: «Die Kenntnis anderer Sprachsysteme kann durchaus ein richtiges Wissen sein. Oft ist es aber nur ein annäherndes Wissen, das zur Entstehung von hybriden Sprachen und Mundarten und von Nachahmungsmundarten führen kann.» (Coseriu 1988:152). Cfr. dazu Thun 1988:472.

[142]Dazu Mignani: «In some instances, this simulated language is further modified by the devices that are used to characterize a ‹foreigner›, who speaks some broken standard, with improbable mistakes in the most common grammatical markers and in syntax. Examples of this method are exceedingly numerous in all literatures and the devices [...] are quite uniform. [...] In some instances, of course, even social dialects, argots and trade languages are being simulated, either by excess or defect in their special features, but so is all real speech in fiction.» (Mignani 1978:661).

[143]Die Komödie gehört zu den gegenüber der Mehrsprachigkeit offensten Gattungen. Cfr. Elwert: «Si l'emploi des patois et des langues étrangères a son domaine naturel dans la comédie où il sert à caractériser les personnages et à créer des situations comiques, il n'est pas un procédé limité à la comédie.» (1960: 421). Cfr. auch Weinrich 1984:81, Goetsch 1987:56.

[144]Cfr. Folena 1983. Der Autor unterscheidet zwischen einem «plurilinguismo organico», als Beispiel nennt er die anonyme Komödie *La Venexiana* (cfr. Folena 1983: 1508) und einem äusserlichen, manieristisch stilisierten, selbstzweckhaften Plurilinguismus in den Komödien von Andrea Calmo, die als «commedie delle lingue» einzustufen sind (cfr. 1983:1509f.).

[145]«[...] si passa per vari gradi dalla realtà al blasone popolare e alla tipizzazione giocosa, che si fissa nella Commedia dell'arte fino al «Balletto delle nazioni» nel *Bourgeois gentilhomme* di Molière e ai rinnovati figurini esotici di Goldoni [...]» (Folena 1983: 1501). Zur literarischen Reproduktion von «non-standards» cfr. auch Mignani: «The method of reproducing non-standards, especially regional dialects, without change, simply by providing them with a graphic system, has a very long history. It works best when the speech community intended as a public is small, when the work is not expected to be translated, and when a comic effect is desired, since this has been the custom from Aristophanes to Molière, from Petronius to Balzac and Mark Twain.» (Mignani 1978: 661).

[146]Cfr. Cortelazzo: «[...] la tendenza letteraria, sì, ma a tutti i livelli, d'imitare e parodiare le parlate difformi, quasi che il solo possederle ed impiegarle potesse costituire un automatico tratto comico, ha avuto uno straordinario sviluppo ed una sfrenata esplosione [...] nel nostro ed altrui Rinascimento.» (1976:175). Cfr. auch Paccagnellas Bemerkung zum Bergamaskischen in der Komödie: «[...] automaticamente comico per la sua estraneità ma immediatamente comprensibile al pubblico e riconoscibile quale mezzo stilistico di caratterizzazione di un milieu sociale ben determinato [...]» (Paccagnella 1984:224f.).

[147]«[...] il teatro dialettale perde ogni carattere di spontaneità locutoria ed entra nell'ambito di un edonismo formale [...] dove il comico si risolve tutto nel linguaggio, nella parola non in quanto strumento argomentativo ma in quanto *fantaisie verbale* portatrice in proprio di comicità, di un comico del significante. [...] la commedia dialettale diventa commedia dei dialetti e delle lingue – nel senso che i diversi linguaggi sono per se stessi protagonisti e i personaggi non sono che i portatori, il canale fonico, delle diverse lingue [...]» (Paccagnella 1984:182f.).

[148]Paccagnella definiert «Parodie» als: «[...] trasformazione contestuale di un testo precedente: contesto culurale, letterario ma primariamente linguistico, all'incontro di culture e di realizzazioni linguistiche vicine cronologicamente e/o geograficamente. Ne è estrinsecazione più immediata l'opposizione bilingue, l'inserimento vario e graduato di una lingua diversa in un contesto linguistico

estraneo: in questo quadro rientrano gli inserti esotici, i motteggi fondati su blasoni di lingua, la caricatura dei contrassegni dialettali, realizzando la parodia nella contraffazione [...]. Non si deve ipotizzare solo un testo di secondo piano ma più esattamente una lingua di secondo piano; anche ammesso che sia individuabile solo la lingua del parodiato, vi è sempre sottesa quella del parodiante. (Paccagnella 1983:165, cfr. auch 157ff.). Zur komplexen «situazione linguistico-culturale» als «Hypotext» cfr. ibid. 166.

[149]Zu den Grenzen einer nur auf die Ausdruckssubstanz gestützten Komik cfr. Stierle: «Doch ist die mögliche komische Wirkung der Normabweichung auf dieser Ebene nur flüchtig, wenn sie nicht durch andere Formen der Normabweichung auf den höheren Ebenen der Sprachkonstitution oder der übergreifenden Gestualität des komischen Subjekts gestützt ist.» (Stierle 1976:255). Cfr. Olbrechts-Tyteca zur Komik des Verstosses gegen die Orthographie: «Ma il comico diventa particolarmente accentuato quando l'errore dà luogo a un'omofonia alla quale non avremmo mai pensato.» (1977:62).

[150]Cfr. oben 11.1.4. Zur «Fremdbestimmtheit» als Definition des Komischen cfr. Stierle 1976. «Die Quellen der Fremdbestimmtheit des Handelns sind ganz allgemein die Quellen des Komischen.» (1976:239). Cfr. auch Horn 1981:234.

[151]Neben der dem Subjekt unbewussten «Fremdbestimmtheit» nennt Stierle die Folgenlosigkeit und die «Enthebbarkeit» des Komischen als dessen wesentliche Eigenschaften (cfr. 1976:250ff.). Wichtig ist auch der Aspekt des Episodischen und Isolierbaren: «Das komische Ereignis bleibt prinzipiell Episode, auch wenn es noch so oft wiederkehrt. Dies gilt auch für die Verstrickung in komische Zufälligkeit. Gerade indem sie belacht wird, ist ihre bedrohende Seite, die Seite des chaotischen Gegensinns der Dinge unter Kontrolle gebracht.» (Stierle 1976:250). «Gegenstand des Komischen ist, was eine Kultur als System bedroht: einerseits der Rückfall in Natur, andererseits die Abgeschnittenheit der Kultur von Natur, ihre unvermittelte Absolutsetzung.» (1976:260).

[152]Zu «Gegenstand», impliziter oder expliziter «Norm» und «Indirektheit» der Satire cfr. Brummack 1966:602, Preisendanz 1976:413f., Schwind 1988:69ff. Präzisierungen zum «positiven Ideal» der Satire in Preisendanz 1976a.

[153]Cfr. Elwert: «D'autre part, il n'est pas dit que le mélange linguistique se limite à l'emploi de langues établies; on rencontre comme élément hétérogène aussi des langues mixtes artificielles ou des langues inexistantes auparavant et inventées de toutes pièces.» (1960:416).

[154]Umfassende Typologiesierungen als «imaginäre Sprachen» («lingue immaginarie») in Albani/Buonarroti 1994, als «Unsinnspoesie an den Grenzen der Sprache» in Liede 1992. Cfr. auch Baetens Beardsmores Abschnitt «Linguistic fiction» (1978:97–100). Nach Albani/Buonarrotis Typologie geht es hier um die nicht-sakralen und nicht der sozialen Kommunikation dienenden imaginären Sprachen, die als «sperimentazioni più o meno artistiche motivate da un puro gioco espressivo» (1994:8) gekennzeichnet werden. Liede ordnet diese Phänomene in verschiedenen Subkategorien seines (problematischen) Oberbegriffs «Unsinnspoesie» ein: «Maccaronische Poesie» (1992: 205ff.), «Künstliche Sprachen» (230f.), «Spielerische Lautdichtung» (231ff.). Moser charakterisiert «Nonsens-Sprachen und Glossolalie» als Extrembeispiele von «vagen Xenismen» (cfr. 1996:28).

[155]Heterogenität und Ambivalenz gehören auch zu den meistgenannten Indizien des Komischen, was zu Abgrenzungsproblemen führt. So definiert etwa Stierle das Groteske als «komische Erscheinung, angesichts deren komische Enthebung nicht möglich ist.» (1976:267). Für Propp sind die drei Grundformen der Übertreibung: «la caricatura, l'iperbole ed il grottesco» nicht komisch, weil sie keinen Fehler blossstellen: «[...] l'esagerazione è comica soltanto quando mette a nudo un difetto.» (1988:77). Definitionen des Gro-

tesken cfr. unten. Kritik verschiedener Definitionen des Grotesken und ihrer ungenügenden Abgrenzung gegenüber dem Komischen in Liede 1992:11–14.

[156]Cfr. auch Plutos «Papè Satan, papè Satan aleppe!» (*Inf.* VII,1), das von Vergil verstanden zu werden scheint und von den Kommentatoren unter Rückführung aufs Hebräische, Griechische, Französische in verschiedener Weise erklärt wird. Zu diesen Stellen und der mittelalterlichen Tradition der imaginären, unbekannten Sprache cfr. den Abschnitt «Invented Languages» in Dronke 1986:46–49 und Souriau 1965:32f., der auch das «Irimiru Karabrao!» aus Berliozs *Damnation de Faust* zitiert und zu den Interpretationen der Dante-Stelle festhält: «Aucune de ces interprétations ne s'impose.» (S. 33).

[157]Cfr. Souriaus entsprechende Definition von «baragouin»: «[...] tout langage apparemment dépourvu de sens, mais donné comme appartenant à une langue étrangère existante [...]» (1965:34).

[158]Cfr. *Pantagruel Roy des Dipsodes,* II, IX, 1955:207–213. Drei der dreizehn Sprachen Panurges sind «erfunden»: «Al barildim gotfano dech min brin alabo dordin falbroth ringuam albaras.» (S. 208); «Prug frest frins sorgdmand strocht drhds pag brlelang [...]» (S. 209); «Agonou dont oussys vou denaguez algarou, nou den farou zamist vou mariston ulbrou, [...]» (S. 212), die ersten zwei ohne erkennbare «Basis», die letzte in einem «baragouin de fantaisie où l'on reconnaît quelques mots» (S. 212, Anm. 1). Cfr. dazu Souriau 1965:41, Paccagnella 1984:18, Goetsch 1987:51 und besonders Elikan 1987. Zur erfundenen Sprache in Swifts *Gullivers Travels* cfr. Goetsch 1987:47f., 50, 53f.

[159]Cfr. Aristophanes, *Acharner* (V. 100; dazu Souriau 1965:34); Ruzzante, *La Moscheta* (II, 4), zur Pseudo-Lingua franca cfr. Cortelazzo 1976:176, Goldoni, *La famiglia dell'antiquario* (I, 16–17); Molière, *Le bourgeois gentilhomme* (IV,3), wo entsprechende Übersetzungsspiele Jourdain den Ausruf: «Voilà une langue admirable que ce turc!» entlocken. Zu Molières Pseudo-Türkisch und seiner Vorlage in Rotrou cfr. Souriau 1965:35f. Mignani charakterisiert diese Sprachen als «Completely invented languages which are similar to those of children's games [...]» (1978:662). Zum Pseudo-Norditalienischen in Dario Fos *Mistero buffo* cfr. Folena 1983:1486.

[160]Bloomfield spricht von «mock-foreign forms»: «This flavor is turned to facetious use in mock-foreign forms, such as *nix come erouse* (mock-German) [...]» (1967:153).

[161]Kayser verweist auf den von Morgenstern gemachten Unterschied zwischen Parodien und Grotesken. Letztere wären frei vom Karikaturistischen: «Die Welt dieser Gedichte entfaltet sich eigenwillig, nicht aber als spiegelnde Verzerrung fremder Vorbilder zum Zweck der Verspottung.» (1957:162). Liede weist darauf hin, dass «Kinder [...] in freier Schöpfung eine eigene künstliche und geheime Sprache schaffen» können, und lässt «mit solch spielerischer künstlicher Sprache [...] die spielerische Lautdichtung» (Liede 1992:231) beginnen. In der Anmerkung weist der Autor aber darauf hin, dass «[...] die Freude am Geheimnisvollen und Geheimen oder die Nachahmung von Fremdsprachen [...]» bei der freien, spielerischen Schöpfung mitwirken können.

[162]Cfr. Folenas Bemerkung zu Ruzzante: «Il Ruzzante è un impetuoso creatore di lingua, avvicinabile ai nostri più grandi dialettali e al Folengo: e soprattutto a Rabelais. L'espressionismo linguistico si manifesta spesso nell'evasione dalla lingua, nel ricorso a mezzi pregrammaticali, come nelle gioiose effusioni onomatopeiche di Vezzo[..]» (Folena 1983:1505). Zum «espressionismo linguistico» cfr. oben II.1.3.

[163]Cfr. Souriaus Unterscheidung von «baragouin» und «charabias» (1965:34ff.). Zum «charabias» gehört das, durch reine Metagraphie produzierte, «français camouflé» (ibid. 37). Auch das Armenisch von Goldonis Arlecchino ist teilweise «maskiertes Venezianisch»; cfr. *La famiglia dell'antiquario* (I, 17).

[164]Dazu Segre 1979, Burke 1989.

[165]Cfr. Segre: «Questo mélange dev'essere comprensibile, godibile, efficace. [...] continua a rinnovare la comicità del contrasto tra lingue, stili, argomenti.» (1979:177). Zur «Herabsetzung» cfr. ibid. 176, zur Komik als «ersparter Aufwand» cfr. Freud 1958.

[166]Zu mot-valise und mot-sandwich cfr. Gruppo μ 1976:81, Todorov 1978:291, Mortara Garavelli 1989:129; zu calembour und Paronomasie cfr. Hausmann 1974:76ff., Todorov 1978:292f. Zur Verbindung von tarnender Metagraphie und Neusegmentierung im «charabia» cfr. Souriau 1965:37.

[167]«Si aggiunga che l'operazione allusiva si svolge, oltre che dall'inglese all'inglese e verso numerose altre lingue, anche all'interno di queste: poliglottia che non è necessariamente alienante [...] ma anzi in qualche punto, del resto ravvicinato, riesce peculiarmente confidenziale a ogni lettore.» (Contini 1988:84).

[168]Die in Liede 1992:43ff. exemplifizierten Reim-, Etymologie- und Segmentierungsspiele sind im Inhaltsverzeichnis als «Wortungeheuer» angesprochen. Cfr. Souriaus Charakterisierung des «charabia» als «déformation grotesque» (1965:38, Anm. 20) und seine Beschreibung idiosynkratischer Kunstsprachen (ibid.).

[169]Cfr. Sora 1988:71. Dass normgerechtes, von den Gebrauchswörterbüchern aufgeführtes «chiacchiericcio» als «grotesk» interpretiert wird, zeigt die Gefahr einer unkontrolliert impressionistischen Einschätzung des Fremdsprachlichen.

[170]«Demgegenüber ist *Il pataffio* gänzlich in einer künstlichen Sprache geschrieben, genauer aus mehreren nicht existierenden, durch die Verballhornung des Lateinischen, des mittelalterlichen Italienisch und Dialekts des Latium geschaffenen Sprachen zusammengesetzt; hier wird der Leser buchstäblich von solchen Wortungetümen angesprungen wie: «cognosce»; «letigare»; «ce semo» [...]» (Sora 1988:69).

[171]I, Kp. XVII, 1955:54, Anm. 5. Die Stelle findet sich nur in den ersten Rabelais-Ausgaben. Weitere Beispiele für «Schimpfwettbewerbe in verschiedenen Sprachen» bei Goetsch 1987:66.

[172]Cfr. Bachtin 1979a:208–211.

[173]I, Kp. LIV, 1955:151. Zu Spitzers Definition des Grotesken cfr. Kayser: «Diesen Stil, der es vermag, eine ‹zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit schwankende› und ‹zugleich lachende – wie schaudernmachende Welt› zu schaffen, nennt Spitzer ‹grotesk›» (Kayser 1957:168). Zu Rabelais Sprachgroteske, besonders seinem «lanternois» cfr. Souriau 1965:40ff.

[174]Cfr. Bachtin 1979a:24ff., 1985:15–31. Das «Karnevaleske» wird von Bachtin auch als Grundlage des Grotesken bezeichnet: «Das Moment des Lachens, das karnevalistische Weltempfinden, die der Groteske zugrundeliegen [...]» (1985:28).

[175]«Die bestehende Welt wird zerstört, um sich in einer neuen Geburt zu erneuern. Die Welt gebiert sterbend.» (Bachtin 1985:27). Todorov fasst zusammen: «L'essence du carnaval est dans le changement, dans la mort-renaissance, le temps destructeur-créateur; les images carnavalesques sont fondamentalement ambivalentes.» (1981:122). Cfr. auch Bottiroli: «L'ambi-valenza accenna a mostrarsi come poli-valenza, come mescolanza, confusione; si potrebbe parlare di un regime confusivo, di una logica del confusivo.» (1990:152).

[176]Zum Phantastischen und Imaginären cfr. Isers Bestimmung des «Karnevalesken», in dem «[...] alle Formen der Repräsentation im Zustand des Überschwemmtwerdens durch ein Imaginäres präsentiert» (Iser 1984:188) werden. Zur Vermengung des Getrennten cfr. Tschizewskij 1976:274ff., Almansi 1976:79ff., Schwind 1988:106.

[177]Nach Schwind kann «[...] das Groteske auch als «Angriff auf die Kategorien der eigenen Weltorientierung» verstanden werden, was einerseits das vielbeschworene «Grauen» oder anderseits Lachen oder sogar ambivalent beides interferierend hervorrufen mag: je nachdem, ob ein solcher Verlust der «Kategorien» als (bedrohliche) Orientierungslosigkeit oder als (lustvolle) Freiheit oder in der gefor-

derten Neufindung von Bedeutungen als Gewinnung anderer, horizonterweiternder Wahrnehmungsperspektiven erfahren wird.» (Schwind 1988:107).

[178]Cfr. dazu Osswald 1988 und Kraas 1992. Diskussion des Begriffs in Rindler Schjerve 1990:ff. «En résumé, on peut définir le terme de «minorité linguistique» sur la base d'éléments tels que le statut subordonné d'un groupe, son sentiment d'être menacé, la limitation fonctionnelle de sa langue et son combat pour la reconnaissance de son identité et de sa langue qui peut parfois mener au nationalisme.» (Rindler Schjerve 1990:5). Nach einer Unterscheidung von Muljačić steht das Bündnerromanische als «Nicht-Verdrängesprache» dem (Schweizer)Deutschen als «Verdrängesprache» gegenüber (cfr. 1984:139f.). Im Gegensatz zum Dolomitenladinischen und Friaulischen ist das Bünderromanische zudem nicht «scheindialektalisiert» (cfr. Muljačić 1984:140, 144).

[179]Cfr. Haas: «Finalmein vegn el a duvrar «lungatg» sco term abstract per in diember idioms parentai. En quella davosa muntada san ins p.ex. plidar dil ‹lungatg romontsch› (‹la quarta lingua›), schegie che quei lungatg exista concretamein negliu, ei dat gie mo in diember d'idioms parentai ch'ins tschaffa cul num ‹romontsch›» (1978:42). Zum Bündnerromanischen als «Ausbausprache» im Sinne von Kloss cfr. Haas 1978:45, Muljačić 1984. Zur Gliederung des Bündnerromanischen und der Vielfalt seiner Idiome cfr. Arquint 1982, Lutz 1982, Diekmann 1986. Nach Muljačić ist das Bündnerromanische als «pluri- oder polyelaborierte Sprache» (1984: 138) einzustufen. Zum unterschiedlichen Entwicklungsgrad der kleinen bündnerromanischen Ausbausprachen cfr. Muljačić 1984: 142.

[180]Cfr. Haas 1978:47, Lutz 1982:267, Camartin 1985:87, Deplazes 1991:39. Zu den als «Bündnerdeutsch» umschriebenen südalemannischen Mundarten cfr. Willi/Solèr 1990:448ff. Als Standarddeutsch dient das «Schweizerhochdeutsch»; cfr. dazu Willi/Solèr 1990:454 (besonders Anm. 49).

[181]Cfr. Kramer 1976:44, Biert 1979a:23. Zur verschiedenen Sozialisierung mit Standarddeutsch und/oder Schwyzertütsch der Generation um 1900 und derjenigen um 1980 cfr. Willi/Solèr 1990:456f. Zum Schweizerdeutsch der Rätoromanen cfr. auch Ebneter 1988:172, 176f.

[182]Cathomas stösst auch auf Beispiele von Romanen, die ein «akzentfreies», von Churer *native-speakern* nicht als markiert identifiziertes Churerdeutsch sprechen (cfr. 1977: 102). Sprecher mit ausgeprägtem Akzent müssen mit Spott rechnen: «Oberländer mit sehr deutlichem, stigmatisierendem schwzd. Akzent gibt es jedoch relativ wenige, unter den Jungen fast keine [...]» (1977:102f.). Egloff stellt die Identifizierbarkeit von Oberländern der Unterschicht aufgrund ihres «Akzentes» fest (cfr. 1982:29). Die Reaktion auf die entsprechende Stigmatisierung kann in ostentativer Vorführung der «perfekten» Beherrschung der Zweitsprache bestehen. Cfr. dazu Kramer 1976:45; Egloff 1982:33.

[183]«[...] *bilinguismo comunitario* si ha nei repertori dove coesistono due Abstand- e Ausbausprachen, con uso di entrambe le varietà nel parlato quotidiano, senza una netta differenziazione funzionale delle due varietà, con una certa sovrapposizione nei domini. Esempi: Svizzera romancia, Valle d'Aosta [...]» (Berruto 1987:69).

[184]Cfr. Kramer 1976:45, Cathomas 1981: 112, Deplazes 1991:39.

[185]«[...] in Svizzera romancia abbiamo bilinguismo comunitario tedesco/retoromancio più eventuale diglossia tedesco/Schwyzertütsch-retoromancio più eventuale bidialettismo romancio.» (Berruto 1987:71). Zu den Begriffen «dialettalità sociale o bidialettismo» cfr. ibid. 70, wo auch die Diskussion, ob die Opposition Standarddeutsch/Schwyzertütsch im engen Sinn als Diglossie zu bezeichnen ist, referiert wird. Cfr. dazu auch Franceschini 1993:96 (Anm. 9).

[186]Cfr. Haas 1978:61 (Anm. 8), der auf die sehr «enge Verwandtschaft» («parentella [...] fetg stretta) zwischen Umgangssprache und Schriftidiomen verweist. Kramer unter-

scheidet: keine Diglossie in Disentis-Mustèr, Diglossie in Sedrun oder Curaglia (cfr. 1976). Cathomas belegt seine Diglossie-These mit dem Beispiel des Tavetscherromanischen, «eine Varietät des Oberländerromanischen, die sich relativ stark vom geschriebenen Oberländerromanischen unterscheidet» (1981: 112). Deplazes verweist in diesem Zusammenhang auf die Medelser-Mundart (cfr. 1991:39), Solèr 1994 belegt die «differenza diglossica» (177) zum Schriftsurselvisch mit Formenlisten aus Lumbrein, Breil, Flem und Tujetsch (cfr. 176). Zum Unterschied zwischen Emser-Romanisch und Schriftsurselvisch cfr. Spescha 1987:98.

[187]«Car sa valeur d'échange et de consommation est limitée au domain familial des connaissances ed au domain littéraire (surtout folklorique), c'est à dire à la sphère affective des usagers romanches. Le romanche prend ainsi presque la fonction de quasi-dialecte» (Di Luzio 1977:265). Cfr. auch Ebneter: «Was nun den Gebrauch der zwei Sprachen anbelangt, konnten wir feststellen, dass die angestammten Bereiche wenn möglich in Romanisch, moderne Lebensbereiche hingegen in Deutsch ausgedrückt werden.» (1988:177). Willi/Solèr stellen fest, dass die Romanen «in vielen Fällen und bestimmten Domänen besser Deutsch als Romanisch» (1990:459) können.

[188]Diskussion teilsynonymer Begriffe wie «Halbsprache», «Ausbaudialekt» und «Kulturdialekt» in Haas 1978:62, Anm. 15. Cfr. auch Willi/Solèr 1990:446.

[189]«[...] il lungatg pign vegn stuschaus a cantun e sto surprender las funcziuns reservadas [...] als dialects. Ferton ch'il romontsch pretenda teoreticamein vinavon d'esser lungatg d'amplificaziun [...] daventa el adina pli fleivels cu ei setracta da realisar sias pusseivladads.» (Haas 1978:47). «Cumparegliaus culs basegns da comunicaziun cumplettamein midai dalla societad moderna ston ins denton segiramein plidar d'ina *‹reducziun dall'amplificaziun›*» (Ibid. 48). «Il romontsch ed il tudestg svizzer s'avischinan adina pli e pli en lur funcziuns.» (Ibid.).

[190]Zum «Folkloristischen» cfr. Di Luzio, oben Anm. 187, zur Folklorisierung bedrohter Sprachen cfr. Dressler 1988:1558, Denison/Tragut 1990:152. Der Parallelismus zwischen romanischer und schweizerdeutscher Dialektliteratur wird von Haas hervorgehoben: «l'elecziun dil romontsch duei intermediar ina significaziun speciala, numnadamein en emprema lingia quella da «tiara e tschespet». Co san ins declerar auter, che practicamein l'entira litteratura romontscha ei situada «en la tiara dils Retoromans» («im Lande der Rätoromanen»), che schizun translaziuns vegnan «naturalisadas» (ina procedura ch'ei fetg currenta era en la litteratura dialectala svizra), ch'ei setracta adina da problems specifics, oravontut era linguistics, dalla societad pintga?» (Haas 1978:55).

[191]Eine Literatur, die ihren Wert «der Einmaligkeit des Instrumentes verdankt» gehört nach Kloss (1981:2) zu einer «wertkonservativen Einstellung» gegenüber der Sprache, die noch häufig, aber längst nicht mehr ausschliesslich anzutreffen ist. Ausführlicheres dazu auch in Riatsch/Walther 1993:662ff., 829–841.

[192]Zu Kloss' Kriterium der Sachprosa cfr. Muljačić 1984:135f., der auch das Klosssche Modell zur differenzierten Einschätzung eines Ausbaustatus interpretiert: 1984:137ff. Nach Bossong lässt sich in keinem bündnerromanischen Schriftidiom (wie auch im Friaulischen, Ladinischen, Sardischen) «eine Entwicklung von Fachregistern oder von Gebrauchsprosa in nennenswertem Umfang beobachten [...] – und dies trotz einer zum Teil sehr beachtlichen literarischen Produktion.» (Zitat nach Muljačić 1984:143).

[193]Cfr. C.D. Bezzola: «Eu sun persvas cha la gronda part dals Rumantschs as rechattan in ün stadi tanter las linguas chi probabelmaing as schlova in pac temp a favur da quella chi's demuossa sco plü resistenta, forsa il tudais-ch.» (1992:200).

[194]«Dal punto di vista di possibili relazioni evolutive, si possono ipotizzare ad es. come piuttosto normali e spontanei i passaggi bilinguismo comunitario → diglossia (dato

che una delle due lingue può non ‹reggere› ad usi estesi e diversificati in concomitanza con l'altra – il che sarebbe una sorta di ‹lusso› sociolinguistico –, e specializzarsi quindi verso l'alto o verso il basso) [...]» (Berruto 1987:71). Cfr. Haas: «Ei cunterschess als principis economics, sche dus idioms differents vegnessen duvrai per exact ils medems intents.» (1978:43). Cfr. dazu auch Camartin 1985:87f., 1986:3f., Schweickard 1986:264.

[195]Darstellungen dieser auf Betz zurückgehenden Dichotomie in Schottmann 1977:21, Tesch 1978:111ff.

[196]«Das Rtr. als Adstrat des Dt. ist labil, da es sich dem dt. Einfluss weit öffnet, das Dt. expansiv. Doch lässt die Übersicht bedeutende Stabilitätsreste erkennen: die Wiedergabe, vor allem der grosse grammatische Muster der Sprache betreffenden Modelle mit rtr. Material manifestiert den Willen der Sprachgemeinschaft, am Rtr. festzuhalten.» (Simon 1971:531)

[197]Cfr. Dresslers Bemerkung zum code-switching: «Dieses Phänomen muss keinesfalls ein Zeichen für Sprachzerfall sein [...], da es auch bei stabiler Mehrsprachigkeit auftritt [...], wird aber doch besonders stark bei Sprachverschiebung/zerfall beobachtet» (Dressler 1988:1553).

[198]Weitere Beispiele in Willi/Solèr 1990: 460. Ebenso Clarkson: «These results show clearly that the younger generation have a firm grasp of the basic structures of their language and are entirely capable of being creative in it.» (1986:159). Die Aussagen beziehen sich auf eine Feldstudie der Universität Mannheim zur Sprachkompetenz junger Rätoromanen (cfr. Diekmann 1982a), die sich unter anderem für «den Grad der eigensprachlichen Bildungsweise oder aber das Ausmass der Anlehnung an die Zweitsprache» (Diekmann1982a:141) interessiert. Die zitierten Aussagen beziehen sich auf die Wiedergabe des transparenten Kompositums «Fussgängerstreifen» durch junge Romanen. Zu den Ergebnissen cfr. auch Clarkson 1986.

[199]Typologie der Lehnübersetzungen in Runggaldier 1981:210. Von Verb-Adverb-Verbindungen, die nur aus der Kenntnis des Deutschen verständlich, nicht aber «wirklich fremd», «propi estras», seien spricht Vellemann 1931:94. Zur Verbalperiphrase zwischen Lehnübersetzung und einheimischer Entwicklung cfr. Gsell 1982.

[200]Solèr 1994a:16. Nach Willi/Solèr «stellen Interferenzen mit der deutschen Syntax den Hauptteil des sprachlichen Importes dar». Die Beispiele zeigten, «dass es sich nur um ein einziges Grundsystem mit sprachbezogenen lexikalischen Oberflächen handelt.» (1990:459). Zum theoretischen Hintergrund cfr. Berruto 1995:266.

[201]Cfr. etwa Gaudenz: «Plü difficila amo co cunter singuls pleds esters ais la cumbatta cunter construcziuns tudais-chas, causa cha'l mal ais plü zoppà, ma tendscha tant plü chafuol.» (1945:60). Cfr. auch den Titel *Tudais-ch vesti rumantsch* von Kettnaker 1991 oder die Polemik von Furer 1985:8ff. Ausführlicheres unten 111.1.3.

[202]Besonders ausführlich Billigmeier 1983. Cfr. auch Wunderli 1966, Viletta 1984: 142–146; Kraas 1992:127–194, Osswald 1988:25–38. Synthesen in Cathomas 1981: 106, Catrina 1983:15–19, Clarkson 1986: 155–157, Marti 1990:25–27, Willi/Solèr 1990:448f., Coray 1993:8–19.

[203]Zur Entstehung der bünderromanischen Schriftsprachen cfr. Liver 1969, Arquint 1982:277–280, Billigmeier 1983:82–116, Diekmann 1986:542f. und besonders Darms 1989.

[204]Zahlen nach Marti 1990:27 und Coray 1993:14–16. Willi/Solèr geben für 1880 einen Anteil von 40.3% Romanen an der Kantonsbevölkerung (1990:448). Definitionen eines «traditionellen romanischen Sprachgebiets» in Furer 1981:12, Kraas 1992:118f. Gemeindeweise erfasst wird die Sprachzugehörigkeit 1850, haushaltsweise 1860 und 1870, nach der «Muttersprache» fragen die Volkszählungen von 1880–1980, nach der «Hauptsprache» diejenige von 1990. Zu den Sprachstatistiken cfr. Kraas 1992:36–41, Marti 1990:27. Zur veränderten Fragestellung und Interpretation der Volkszählung 1990 cfr. Franceschini 1993.

[205]Cfr. die Abbildung «Raumverlust und -konstanz des rätoromanischen Sprachgebiets» (1880 und 1980)» in Kraas 1992:311 und die Graphiken «Sprachen des Kantons Graubünden», «Sprachverteilung 1860», «Sprachverteilung 1970», «Sprachverteilung 1980» in Dörig/Reichenau 1982:44–47. Detaillierte Auswertung der Ergebnisse der Volkszählungen 1888, 1920 und 1960 in Wunderli 1966. Denison/Tragut bezeichnen das Romanische als «gravely threatened by German today» (1990:154).

[206]Cfr. die Liste von Tscharner in: B.Z. 1994:3. Cfr. auch Diekmann 1982a:134f., Willi/Solèr 1990:449. Für eine systematische Ordnung möglicher Gründe für Sprachverschiebung cfr. Dressler 1988.

[207]Cfr. Mathieu 1986:10. Zur Schule als Instrument der Zwangsgermanisierung cfr. Muoth 1893:26–31. Ohne die Einwanderung von Deutschsprachigen wäre der Schule die Germanisierung im Hinterrheintal, im Domleschg, im Albulatal, im Oberengadin nie gelungen: «la scola persula havess mai podiu supprimer il romontsch» (Muoth 1893:30). Zum Deutschunterricht in romanischen Schulen des 19. Jahrhunderts cfr. Collenberg 1992:11ff.

[208]Cfr. dazu Billigmeier 1983:167ff., 240ff., 328ff., Mathieu 1986:10ff., Deplazes 1990:85. Deplazes spricht auch von «rätoromanischer Klassik oder Wiedergeburt» (1991:485). Zum Zeitraum zwischen 1919 und 1938 cfr. Derungs-Brücker 1974.

[209]Egloff unterscheidet «drei Erfolgsphasen» der romanischen Bewegung: «Die erste Phase (von etwa 1880 bis 1914) wird als «rätoromanische Renaissance» bezeichnet und ist die regionale Spiegelung und Spielart des gesamteuropäisch wirksamen Nationalismus.» (1987:28). «Einer Periode eher interner Aktivität nach dem Krieg [...] folgte als zweiter Höhepunkt die Anerkennung des Romanischen als vierte Landessprache (nicht als Amtssprache) in der eidgenössischen Volksabstimmung von 1938.» (ibid.). «Eine dritte Konjunktur erlebt das Rätoromanische seit etwa 1975 im Rahmen von geistigen Strömungen, welche in allen hochentwickelten Industriegesellschaften zu beobachten sind: Regionalismus, Dezentralisierung, Öko-Bewegung, Aufwertung ländlicher Kultur, Stadtfeindlichkeit sind einige Stichworte dazu.» (Egloff 1987:28f.)

[210]«Die Rätoromanen der etwas gebildeteren Schicht sind die Träger der rätoromanischen Sprachbewegung.» (Cathomas 1981: 115). Cfr. Egloff 1987:30–35.

[211]Mathieu bringt die bündnerischen Kulturbewegungen historischen Rezessionsphasen in wirtschaftlich schwachen Regionen in Verbindung: «[...] ihre Kulturbewegungen hatten von vornherein defensiven Charakter. Einen defensiven Charakter wie der Heimatschutz, die Trachtenvereine, die Denkmalpflege und andere Organisationen, mit denen die Spracherhaltung oft zusammenarbeitete, sei es in geistiger oder personeller Hinsicht. Auch mit Bezug auf die historische Konjunktur scheint sich ein konservativer Grundzug abzuzeichnen: Die romanische Bewegung, zum Beispiel, hatte in den 1880er, 1930er, 1980er Jahren recht deutliche Aufschwungsphasen beziehungsweise ein vermehrtes öffentliches Echo – jedesmal befand sich die Wirtschaft in einem grösseren Wellental und die Gesellschaft in einer Periode rückwärtsorientierter Stabilisierung.» (Mathieu 1986: 14). Cfr. auch Camartin: «Die konservierende Präokkupation ist [...] gleichsam der Grundtrieb von Randkulturen» (1985:17).

[212]Cfr. Billigmeier 1983:167ff. Zur Literatur cfr. unten 111.2.

[213]Cfr. Darms 1989:839, Deplazes 1991: 90ff.

[214]Seit 1904 in der Verantwortung der *Societad*, erscheint das *DRG* seit 1939 und ist jetzt beim Buchstaben «i» angelangt. Zum *DRG* cfr. Camartin 1985:130–139 und Decurtins 1993(1):255–278. Zur sprachpflegerischen Tendenz des *DRG* cfr. Diekmann-Sammet 1981, zu seiner Bedeutung für die romanische Lexikographie cfr. Diekmann 1986:544.

[215]Eine romanische Einheitssprache war schon von Joseph Planta (1744–1827) und von

P. Placidus a Spescha (1752–1833) postuliert worden. Bühler propagierte sein «romonsch fusionau» in einem Schulbuch von 1865 (*BR* nr. 2151), in literarischen Übersetzungen, aber auch in eigenen Werken, die er in seiner Zeitschrift *Il Novellist* (1867–1868, *BR* nr. 5970) und in den *ASR* veröffentlichte. Zu Placidus a Spescha cfr. Müller 1976, Decurtins 1995. Bühlers Einheitssprache wird von P. Tuor als «ina specia de volapük romontscha» (1912:327) eingestuft. Zu Bühler cfr. Billigmeier 1983:295–305, Darms 1989: 839f., Deplazes 1991:92ff., 98–101.

[216]Zur Vorgeschichte des «Rumantsch Grischun» (RG) cfr. Decurtins 1985. Zu Uffers «interrumantsch» cfr. Darms 1989: 849f., und *SR* nr. 2039–2062; zum RG cfr. Diekmann 1986:550–554, Camartin 1986: 10–14, Darms 1989:850f.

[217]Cfr. Decurtins e.a. (Edd.) 1888–1919. Zu Leben und Werk von Caspar Decurtins cfr. Deplazes 1990:50–54.

[218]Den Anfang macht die surselvische *Romania* (1894), es folgen die engadinische *Uniun dels Grischs* (1904), die *Uniun rumantscha da Schons* (1914), die *Uniun romontscha de Cuera* (1915), die *Renania romontscha* (1920), die Vereinigung der protestantischen Surselva, die sich 1921 mit der *Uniun rumantscha da Schons* zur *Uniun romontscha renana* oder *Renania* vereinigte. Ausführlich dazu Billigmeier 1983:256–283.

[219]Das «Abstandsproblem» gehört zu den zentralen Problemkreisen der über hundertjährigen «questione ladina» cfr. dazu Decurtins 1965:84f., Goebl 1982 (dazu: Holtus/ Kramer 1986:64), Liver 1987:53–56, Pellegrini 1991 (dazu Liver 1992).

[220]Zum Irredentismus cfr. Derungs-Brücker 1980. Zum Anfang des Streites cfr. Deplazes 1991:184ff. Auf die Artikel von Salvioni und Del Vecchio aus dem Jahre 1912 antwortet Tuor 1912:336ff. Zu den ersten «Provokationen» gehört auch die Veröffentlichung romanischer Texte durch Battisti in seinen *Testi dialettali italiani* von 1914; cfr. dazu R. Planta 1915. Emblematisch für den Abgrenzungswillen gegenüber dem Italienischen wie dem Deutschen sind die Titel von Lansel 1913 und 1917. Alig 1938 unterscheidet eine erste wissenschaftlichere Phase der Auseinandersetzung von einer nur noch polemischen in den Dreissiger Jahren, Derungs-Brücker spricht von einer «fasa filologica» (1980:51ff.) und einer «fasa irredentistica» (53ff.). Zur ersten Phase cfr. P. Tuor 1912, Pult 1917. Einen Eindruck der letzteren vermitteln Salvioni 1936, Battisti 1937 und, auf der Gegenseite, Anonym 1931, Pult 1931. Zu Salvioni cfr. aber Decurtins 1965:73.

[221]Zum Sprachkontakt zwischen dem Bünderromanischen und dem Italienischen cfr. Diekmann 1981, 1982, Kristol 1985. Zur «italianisierten» ladinischen Schriftsprache cfr. Arquint 1982:287–290, Diekmann 1986: 542. Im Surselvischen ist der Einfluss des Italienischen weit geringer: cfr. schon Tuor 1912:344f.

[222]Entsprechende Forderungen stellt schon Melcher 1906. Cfr. Billigmeier 1983: 308, 316ff. Zur Darstellung der Auseinandersetzung aus der Perspektive der Orthographie-Reform cfr. Darms 1989:841.

[223]Die italianisierende Schreibweise wird von Pult in verschiedenen Metaphern als «unnatürlich», «affektiert», «artifiziell» angeprangert: «qualchosa d'affectà» (1915: 159), «inzücherar [...] con zücher italian» (1915:185), «staifa rüzzia» (1918:5), «nos romantsch dellas domengias» (1918:7), «rumantsch scrit imaginari» (1941:16), «rüzia artificiala» (1941:25). Die Gegenposition vertritt Vital: «[...] tuot quellas fuormas censuradas e denunziadas sco italianas sun patrimoni prevalent e quasi exclusiv in tuot nossa litteratura daspö passa tschient ans» (1919: 187). Zum Argument der Tradition des Italianisierens cfr. Pult 1918:5. Zur Position von Pult und Lansel gegenüber derjenigen von Vital cfr. Riatsch/Walther 1993:24–28.

[224]«Das Jahr 1927 ist für beide Schreibidiome ein wichtiges Datum [...]: für die engadinische Schreibsprache brachte es eine selbstbewusste Rückbesinnung auf eine dem eigenen Kulturgut und Kulturraum angemessene und angepasste Sprachform [...], für die

surselvische Schreibsprache bedeutete es die Fusion der beiden konfessionell getrennten Schreibvarianten [...]» (Diekmann 1986: 543). Cfr. Darms 1989:844ff.

[225]Ausführliche Belege und Analysen dieser Metaphorik in Coray 1993:34–59. Zur Problematik der Voraussage eines Sprachtodes cfr. Dressler 1988:1552.

[226]Zu ihrer Geschichte cfr. Diekmann 1986 und Darms 1989:843–847.

[227]Dazu Diekmann 1986:543ff., Darms 1989:847–849.

[228]Cfr. Arquint 1982:282f., Camartin 1986:10, Deplazes 1991:48f.

[229]Cfr. Camartin: «Hauptsorge ist längst nicht mehr die Pflege dessen, was man traditionsgemäss unter eigener Kultur versteht, sondern die Funktion der Sprache im modernen Alltag, ihr natürlicher «Sitz im Leben», an welchem der Aktualitäts- und Gebrauchswert der Sprache allein abzulesen ist.» (1986:7).

[230]Cfr. dazu Schweickard 1986:263–265.

[231]Cfr. A Flugi, *Als romaunschs ladins* (1861, unten 111.2.1.). Tuor verweist auf die Notwendigkeit des Ausbaus des Lexikons «per tener pei al progress modern». Bei den Neologismen soll man sich an «nossa mumma, la latina» und an «nossas soras, il talian e franzos» erinnern (1912:349). Dagegen beklagt Muoth schon 1893, dass die Germanismen der Umgangssprache schriftsprachlich durch Latinismen, Italianismen und Gallizismen ersetzt würden statt durch alte romanische Wörter und eigensprachliche Neologismen: «Denton secontentan ils auturs perenconter cun plaids empristai dal latin, talian, franzos, enstagl de *recuvrar* ils buns plaids vegls romontschs ni de *derivar* tenor il *spert* de nies lungatg *novs plaids*, – e quei ei medemamein in *menda*.» (Muoth, 1893:27). Latinismen, Gallizismen und Italianismen machen bis heute einen grossen Anteil der Neologismen aus.

[232]Zur verschiedenen Akzeptanz semantischer Neologismen bei der älteren und der jüngeren Generation cfr. Decurtins 1976:217, Diekmann 1982a:142.

[233]Analyse der Arbeit der «Commissiun per neologissems» in den Spezialwörterbüchern «Sport», «Professiuns» und «Biologia» in Schweickard 1986:266ff. Als Ergebnis hält der Autor fest, «dass das Rätoromanische im Hinblick auf die potentiell zur Verfügung stehenden lexikalischen Mittel durch die Arbeit der *LR* und durch den Beitrag der Massenmedien die Voraussetzungen für die Ausbildung einer modernen (regionalen) Verkehrssprache in hohem Masse erfüllt.» (1986:278).

[234]Cfr. dazu Cathomas: «Unsere Chance ist es heute [...], die Zweisprachigkeit so gezielt und bewusst zu fördern und zu pflegen, dass der Rätoromane das Rätoromanisch als zusätzliche Auszeichnung neben dem Schweizerdeutschen und dem Hochdeutschen empfinden kann. Der Weg zu diesem Ziel führt über die Förderung der Zweisprachigkeit, über die Betonung der Vorteile und der Bereicherung, die die bewältigte Zweisprachigkeit haben kann.» (1981:116). Cfr. auch Lutz: «Der fortschreitenden Alemannisierung traten die Begründer der *Romanischen Renaissance* mit untauglichen Mitteln entgegen. Statt die Bündnerromanen zur bewusst gepflegten Zweisprachigkeit zu führen, versuchten sie, das Volk vom Schweizerdeutschen abzuhalten – ein unter den gegebenen Wirtschaftsverhältnissen unrealistisches Vorhaben, das bloss dem Romanischen schaden konnte. Daran änderte auch die spätere Erhebung des Bündnerromanischen zur «Sprache des Herzens» nichts.» (1982:269). Camartin stellt fest, «dass das Eingeständnis irreversibler Zweisprachigkeit nicht allen Teilen der bündnerromanischen Sprachbewegung gleich leicht fällt.» (1986:4).

[235]Cfr. Schottmann: «Der alte Begriff Sprachmischung [...] ist als inadäquat aufgegeben» (1977:16). Cfr. aber Weinrich 1984, Wandruszka 1984 und oben 11.1.1.

[236]Cfr. Weinrich 1984:76 (oben 1.1., Anm. 3) und Munske: «Laguage mixing as a process in speech (parole) comprises: interference on all levels, transference, switching and integration.» (1986:82). Von «Sprachmi-

schung» spricht auch Havránek 1966, der ihre Resultate als Interferenz bezeichnet (cfr. 1966:81).

[237]Posner braucht «language-mixing» als Kode-Alternanz im Bereich einzelner Äusserungen im Gegensatz zu code-switching, das sie (unüblicherweise) nur als partner-themen-situationsspezifische Sprachwahl definiert. «‹Language-mixing›, on the other hand, refers to a way a speaker changes from on language to another in the course of an interaction, an utterance, or even a sentence, and is much more problematic.» (1993:63f.).

[238]Cfr. Schuchardt 1922:131. Im gleichen Sinn auch Wandruszka: «Sprachen [...] sind, so weit wir überhaupt in der Geschichte zurückblicken können, immer schon Mischgebilde.» (1984:66). Weinrich sieht zwischen Schuchardts Satz und Max Müllers «Es gibt keine Mischsprachen» «[...] durchaus keinen Widerspruch» (1984:76). Cfr. auch Szadrowsky 1931:1, Decurtins 1980a:77 und Munske: «Only the degree of mixing varies greatly with respect to the number of languages involved (or their specific systems) and to the degree of mixing i.e. the number and frequency of elements and rules.» (1986:81). «Mischsprache» nach Munske: «Mixed languages are languages the lexicon of which leads to the creation of subsystems on the expression plane in phonology, graphematics and morphology which in part overlap mutually.» (1986:82). Zum Deutschen als «Mischsprache» ibid., 83ff.

[239]Weinrich stellt eine auf die Antike zurückgehende «negative Evaluation und Verurteilung der Sprachmischung vor dem Hintergrund einer geltenden sprachlichen Norm» (1984:80f.) fest. Cfr. die von Gumperz referierten Ansichten zum «conversational code switching»: «Some characterize it as an extreme form of language mixing or linguistic borrowing attribuable to lack of education, bad manners or improper control of the two grammars.» (1982:62). Zu den abwertenden Begriffen «Tex-Mex» und «joual» sowie dem Slogan *Bien parler est bien penser*, ibid. 62f. Nach Lüdi ist eine durch code-switching gekennzeichnete Rede «[...] bar jeglichen Prestiges; man wird verlegen, wenn man von ihr spricht, und hat für sie nur despektierliche Namen: Durcheinander, mélange, minestrone, parole mezze e mezze usw.» (1987:77). Die Einsprachigen sind «[...] allzu gern bereit, Kombinationen als Verballhornung der beteiligten Sprachen abzulehnen und sie als sichere Anzeichen für eine ungenügende Sprachbeherrschung oder gar beginnende Sprachverwilderung, für eine drohende doppelte Halbsprachigkeit zu interpretieren. | Hinter diesen ablehnenden Reaktionen verbirgt sich eine für unsere heutigen Gesellschaften typische sprachideologische Grundeinstellung. Als «normal» gilt die nach bestimmten Gesprächsregeln erfolgende Konversation zwischen gebildeten einsprachigen Sprechern einer als Muttersprache erworbenen und perfekt beherrschten internationalen Prestigesprache.» (ibid., 78).

[240]Diez 1836–1843 (I):71. Cfr. dazu Decurtins 1965:61–63. Italienische Wörter im Schriftromanischen bezeichnet Pult als «bastards chi non as pon accordar con lur frars» (1915:192).

[241]«Per ciò che si attiene alla frase e al lessico, e massime a considerar la letteratura piuttosto che la favella del popolo, può dirsi che ormai da quasi tre secoli qui s'abbia un linguaggio come doppio» (Ascoli 1880–1883:407). Decurtins kommentiert: «Eine Doppelsprache, die Ascoli [...] aus seiner besonderen Sicht als eher fragwürdiges Gebilde wertet. Diese Doppelsprache mit ihren zahlreichen Variablen ist bezüglich des Bündnerromanischen ohne Zweifel eine Realität.» (Decurtins 1980:189, cfr. Id. 1980a: 77). Clarkson übersetzt Ascolis «linguaggio come doppio» als «two-dimensional language»; mit Bezug auf den dazukommenden italienischen Einfluss auf das Engadinische könnte man von «three-dimensional language» (1986:156) sprechen. Zu Ascoli cfr. Decurtins 1965:72–75.

[242]Ascoli 1880–1883:407, cfr. ibid. 556–573. Cathomas korreliert die drei Kategorien plausibel mit Lehnprägung, Lehnwort und

Fremdwort der Systematisierung von Betz (cfr. 1977:10). Decurtins identifiziert die «materia romana e spirito tedesco» mit heutigen «Bedeutungslehnwörtern» (bzw. «Lehnprägungen», «Lehnbildungen»)» (1980:180).

[243]Cfr. Decurtins: «Die Lage von Romanischbünden in den Alpen zwischen Mittel- und Südeuropa bringt es ferner mit sich, dass Fragen des Sprachkontaktes und der Interferenz hier besonderes Gewicht haben.» (1984: 258). Cfr. auch Schmid 1993, der Ascolis «linguaggio come doppio» als Motto hat. Für die Rückführung der inneren Gliederung des Bündnerromanischen auf die verschiedenen Kontaktsituationen cfr. Diekmann 1986:540.

[244]Cfr. Billigmeiers verständnisvolle Kommentierung puristischer Tendenzen einheimischer Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts: «Sprachwissenschaftern in Graubünden war die Tatsache deutlich bewusst, dass einige Philologen des 19. Jahrhunderts, so etwa Diez, die romanische Sprache fälschlich als zu sehr mit fremden Elementen vermischt ansahen, um sie für eine eigene, unverwechselbare Sprache zu halten, die es wert ist, neben den andern neolateinischen Sprachen zu stehen.» (1983:322).

[245]Melcher stellt integrierte deutsche Lehnwörter als «giuvens vaschins» («Eingebürgerte») einer ganzen Reihe von lautlich nicht integrierten, nur schriftsprachlich gebrauchten Italianismen und Latinismen als «esters» («Fremde») gegenüber: cfr. 1906: 198f.

[246]«Ed era nua che influenza tudestga semuossa, ha il Romontsch, oravantut el temps miez, capiu de s'assimilar il plaid jester, far ordlunder in plaid cun tun e contegn romontsch [...]. Tgi ch'ei buc in jertg purist, vegn buc a sestermentar de duvrar e scriver ruasseivlamein tals plaids tudestgs romantschai» (Tuor 1912:348).

[247]Chasper Pult zieht integrierte, umgangssprachlich häufige Lehnübersetzungen aus dem Deutschen italianisierenden Neologismen vor. Viele deutsche Lehnwörter seien integriert und gehörten zu den interessantesten Elementen unserer Sprache: «sun dvantats cumplettamaing vaschins, anzi appartegnan tanter ils elemaints ils plü interessants da nossa favella» (Pult 1915:191).

[248]Vellemann verteidigt selbst Verbalperiphrasen vom Typ «pigliêr tiers», «as dêr giò (cun qualchün u cun qualchosa)», die er zwar als «spürs germanissems, traducziuns verbêlas our dal tudais-ch» charakterisiert, aber nicht als «propi estras» eingestuft haben will; cfr. 1931:94. Bifrun habe sie gebraucht, sie seien puristischen Latinismen aus dem 19. Jahrhundert vorzuziehen: cfr. 1931:95. Bifrun brauche auch «buns vegls pleds tudais-chs da lönch innò assimilos» (1931:104) und achte damit die «originalited» des Romanischen. Zur komplexen Verbindung einheimischer und kontaktsprachlicher Entwicklung der Verbalperiphrase cfr. Gsell 1982.

[249]Cfr. Liver 1989:800. «Germanisch (auch alemannisch)» erscheint mit etwa 5% für das Surselvische, mit 3–4% für das Vallader an fünfter Stelle nach dem Lateinischen (um 28%), nach lateinisch-romanischen Neubildungen und Internationalismen (beide um 15%), nach gelehrten Latinismen (um 14%) und nach dem Italienischen mit unterschiedlichen Anteilen am Vallader (um 10%) und am Surselvischen (unter 5%). Cfr. dazu auch Diekmann-Sammet 1981:61 (Anm. 1).

[250]«Am sinnfälligsten und für jedermann leicht fassbar zeigt sich die doppelseitige Orientierung Romanischbündens wohl im Bereich des Wortschatzes. Dabei gilt es allerdings, die Proportionen nicht aus den Augen zu verlieren. Auch wenn im Laufe der Zeit viel anderes dazugekommen ist und das lateinische Sprachmaterial mancherlei Veränderungen unterworfen war, springt doch die grosse quantitative und qualitative Bedeutung der einst aus Italien importierten Grundschicht sofort in die Augen» (Schmid 1993:103f.).

[251]«Gia Muoth scheva, e cun raschun: ils perderts lavagan il Romontsch» (Tuor 1912: 348).

[252]Zu «Kunst» cfr. die Belege in *DRG* s.v. «cunst» und Gadola: «[...] schebi ch'el veva mai schau encorscher zatgei de quei «kunst

della scola nera.» (1956:138). Zu Verstand cfr. Barblan: «Gliéss, farstond hásch schon pác avónda!» (1909:287).

[253]«[...] alchüns dals cuntrasegns germanais cha preschainta la lingua ladina, cuntrasegns caracteristics chi contribueschan a la disfarenzcher d'oters idioms neo-latins. Il pövel nu vezza dal rest in els ünguott'ester: al cuntrari, ils sforzs fats da tscherts purists e refuormatuors bain intenziunos per sbandir tuot ils elemaints tudais-chs nun haun, fortünedamaing, gieu grand success.» (Vellemann 1931:98).

[254]Anonym, 1924, o.S. Puristische Ansichten, wonach «eine durch Sprachmischung verderbte Sprache auch auf verderbte Sitten schliessen» lasse, referiert Weinrich (1984: 81).

[255]Gaudenz spricht in diesem Zusammenhang auch von «caricatura»: cfr. Decurtins 1975:23ff., wo darauf hingewiesen wird, dass auch die puristische Ersetzung gängiger «Internationalismen» zur «Karikatur» führen kann.

[256]Cfr. Camartin 1985:86f., 115: «Der schlechte Repräsentant blamiert nicht nur sich selbst, sondern zieht auch das von ihm Repräsentierte mit in die Tiefe. Benimmt er sich unwissend und uninteressiert, wird er zum eigentlichen Saboteur des Prestiges seiner Sprache.» (115). Dazu Egloff 1987:32f.

[257]Cfr. Raisigl 1994, der auf Kettnaker 1994 reagiert. Die Kritisierten könnten in Zukunft deutsch schreiben, um nicht mehr öffentlich als Ignoranten gescholten zu werden: «[...] cun quist permanent metter a bastöch nun as fo oter cu fer passer la buna vöglia eir auncha a quels pochs chi vessan la volunted da scriver rumauntsch, e tuot quels chi discuorran scu cha lur pical es creschü.» (Raisigl 1994:3). Als notwendig und interessant wird Kettnakers Arbeit u.a. von Klainguti (1982:17) eingestuft.

[258]Cfr. D. Gaudenz 1994:2f., der Raisigl 1994 unterstützt. Laut Gaudenz drängt sich jetzt die Frage auf, ob die Romanen bis «im Innersten ihrers Herzens» («fin aint il fuond da nos cour») solche seien; die Zeit der «Überlebensprobe» («prova da surviver») sei da. Der Kritiker Kettnaker mache selber Fehler und solle endlich, da das Deutsche voller Anglizismen sei, «vor der eigenen Türe wischen» («scuar davant sia aigna porta»).

[259]Cfr. Andry 1995a, der auf Kettnakers Kritik (Kettnaker 1995) von Andry 1995 reagiert: «Per ironia nu para dad esser lö in sia visiun manicheistica, ingiò cha tuot es o alb o nair, bun o nosch, dret o fos, s-chet o na s-chet. [...] Dal rest, nu vuless eu, sco scudader da stram vöd, avair da dombrar ils muoschins ch'El tuonda, ha tus e tuondarà sainza remischiun ma cun pedantaria e perseveranza e sainza remischiun.» (Andry 1995a:7). Wie Kettnaker von Romanen zu seiner Arbeit ermutigt wurde: «aderind als argumaints: ‹ün Tudais-ch hegia il nes pü fin per ösner germanissems›», ist in Kettnaker 1994 nachzulesen.

[260]Zum Romanischen als alte, pflegebedürftige, sterbende «Mutter» cfr. Coray 1993:35–39, zum «Patienten» ibid. 39–43.

[261]Cfr. Camartins Analyse der «Untergangslegende» (1985:166ff.) und das Kapitel «Todesprophetie» in Coray 1993:43–45. Zur Häufung von Transferenzen als Indiz von Sprachverlust cfr. Weinrich 1984:80, Dressler 1988:1552f.

[262]G.M. Nay 1902:148f. Cfr. auch Camartin 1985:88. Ein literarisches Beispiel für diese Argumentation bei Caratsch unten IV.5.1.

[263]Cfr. Billigmeier 1983:323.

[264]Ausführlicher dazu unten III.2.

[265]Die Verwendung von «kommen» als Hilfsverb anstelle von «werden», «fragen» mit Dativ-Objekt, nicht belegte «falsche Artikel, falsches Deklinieren und Konjugieren» (cfr. 1893:30f.).

[266]Cfr. Gieré 1935:206, Cathomas 1977: 16, Camartin 1985:98.

[267]«La «schiradadad spirtala» introducida dad in romontsch decadent vegn mo ad esser pli gronda. E quei forsa per decennis e tschentaners! La realitad ellas contradas tudestgadas els davos decennis verifichescha deplorablamein quella vardad.» (Derungs 1967: 130).

[268]Cfr. Cavigelli 1969:133–163, 285ff., 576–592. Dazu Burger 1972:316, Cathomas 1977:15f., Egloff 1987:35–41, Deplazes 1991:26, Coray 1993:72f. Rolshoven kritisiert zu Recht, dass Cavigelli das Bonaduzer-Deutsch nicht als eigenständiges deutsches, sondern lediglich als korruptes romanisches System im Auge habe (cfr. 1977:21, Anm. 6).

[269]Cfr. Cathomas 1977:13–18.

[270]Cfr. aber A. Peer 1957. Die sich *ausschliesslich* mit der romanischen «Sprachfrage» befassenden, literarischen Prosatexte sind seltener und kündigen dies seltener im Titel eindeutig an.

[271]Flugi auch in Decurtins e.a. (Edd.) 1888–1919: VIII:129–131 und 153f. Zu Caratsch und Cadieli, cfr. Walther 1993: 315–324, 334–341.

[272]Der Titel vereinigt 5 Gedichte Armon Plantas zur Situation des Romanischen (Planta 1973:11–17) und ist ein parodistisches Zitat der ersten Zeile von Barblans *Alla lingua materna* (1908): «Chara lingua della mamma», die unter diesem Titel und mit der Musik von Robert Cantieni als engadinische, neuerdings auch als romanische «Hymne» gesungen wird.

[273]Zu Bezzola, Ruth, Bardill cfr. Walther 1993:324–334, 341–343.

[274]Zu Person und Werk von Flugi cfr. Bezzola 1979:329ff., Deplazes 1990:60–63. Lansel lässt mit Flugi «la poesia ladina moderna» (Lansel [Ed.] 1918:XXXI) beginnen.

[275]Flugi 1845, V.26ff. Für das Lehnwort «varlass» wurden keine Belege gefunden.

[276]Cfr. V.39f., wo Lateinisch, Spanisch und Italienisch als Sprachen angegeben werden, «die zu uns passen»: «Tiers vos paraints il pü fazil chattais/Que chi tuna, e chi 's distingua;/Il latin, il spagnöl, e l'italiaun/Quist sun ils linguachs chi per nus as afaun.»

[277]Zur «Schlüsselsprache» cfr. Piguet-Lansel 1934:56, Furer 1985:7; Coray 1993: 118–122.

[278]Zu Person und Werk cfr. Bezzola 1979:370–372, Deplazes 1990:69–71.

[279]Cfr. V.25ff. Weitere Belege zum «Schlüssel»-Argument in Walther 1993:338, Coray 1993:58f.

[280]Zu Giovannes Mathis cfr. Bezzola 1979:372–379, Deplazes 1990:72–75.

[281]Cfr. die folgenden Verse, wonach sich der Bauer als Philologe fühlt, wenn er ein paar deutsche Wörter kann: «Il pur sesenta «philolog»/Sa'l in per plaids germans!» (V.87f.). Cfr. auch Gaudenz: «Bain blers as han adüna vuglü dar üna tscherta importanza, in dovrand tanter aint pleds tudais-chs, per muossar che ch'els sapchan tuot! Our da la bocca da Bifrun avain nus però fingià udi ch'ün tal masdüglöz deriva dad ignoranza – cha minchün fetscha meglder dad imprender il prüm inandret sia aigna lingua.» (1945:59).

[282]Entstehungsgeschichte in Deplazes 1988, Charakterisierung als «credo rumantsch» in Deplazes 1990:147f. Zu den biblischen Hintergründen Rolshoven 1977. Zur Wirkung dieses Textes cfr. Deplazes 1991:126 und 1993:76. Zur Defizit-Hypothese Cathomas 1977:13ff.

[283]Unterscheidung einer «Defizit-» und einer «Pathologie-Hypothese» in Cathomas 1977:172. Erstere meint nur sprachliche, letztere auch intellektuelle, psychische, moralische mit dem Sprachwechsel oder der Mehrsprachigkeit verbundene Defizite.

[284]Das «Alter» der Sprache bezeichnet Rolshoven als «topos fetg derasaus denter appartenents a minoritads linguisticas» (1977:20). Dass «vegl» *deswegen* hier nicht «alt», sondern «vorgegeben», «aprioristisch» bedeuten müsse, leuchtet nicht ein. Zu den biblischen Hintergründen der Sprache-Seele-Analogie cfr. Rolshoven 1977:20f.

[285]«Tiu cor, tiu spert ein umbrivai/Dal vierv romontsch e vegnan mai/A concepir in auter senn,/A parturir in niev talent;» (Muoth 1887, V.15ff.). Cfr. auch V.40, wo das Ende des Romanischen mit dem Ende der individuellen Begabung gleichgesetzt wird: «Ruina tiu talent cun sia fin». Zur biblischen Herkunft des «überschatteten» Geistes cfr. Rolshoven 1977:20.

[286]Zum Ursprung dieser Auffassung im deutschen Idealismus, in Sturm und Drang und Romantik cfr. Cathomas 1977:14, Rolshoven 1977:20, Walther 1993:334ff. Rolshoven verweist darauf, dass hier Sprachwechsel als «cuntradicziun agl uorden dau avon, agl uorden divin» (1977:20) vorgestellt wird. Deplazes glaubt, «Natur» mit «Identität» ersetzen zu können: mit der Sprache haben die Ex-Romanen «[...] ihre eigentliche Natur – wir dürfen heute Identität sagen – verloren/aufgegeben [...] Noch nach Jahrhunderten haben sie keine reine Sprache, keine Selbstfindung, sondern ein Sprachgemisch.» (1991: 125).

[287]Zur «Mutter» cfr. Coray 1993:35–39, zur «Pflanze» ibid. 49–51.

[288]Auf das anaphorische «Romontsch» am Anfang von 6 der 7 Strophen folgen Epitheta wie: «alte bündnerische Sprache», «vegl lungatg grischun» (V. 13), «sonore Alpensprache», «lungatg alpin sonor» (V. 17). Der Schluss «naturalisiert» die Dauer der Sprache: «Solange auf unsern Bergen der Mai frisches Gras grünen lässt: «Schiditg sco sin nos quolms il Matg/Verdegia nova jarva!» (V. 27f.).

[289]«Il pievel agricol e campagnard snega buca sesez e siu vargau, el ei conservativs sco la natira: el tegn vid sia tradiziun, lai buca curdar il lungatg della patria [...]». (1907: 383). Im Selbstzitat (aus Camathias 1906, V. 15f.) bezeichnet Camathias 1907:386 das Romanische als «niebel dun de nossa tiara biala», «edle Gabe unserer schönen Erde/Heimat».

[290]«Sche la prosa della veta garegia il tudestg sche recloma la poesia dil cor il lungatg mumma per l'oraziun e canzun.» (1907:380). Sakralisierung des Romanischen als Gebetssprache auch in Mathis 1887:350, Tuor 1912:341, Cadieli 1910, V. 35f.

[291]Cfr. die Belege in Coray 1993:69–70. Cfr. auch Cathomas 1981:113, Sprecher 1994:4, B.Z. 1994 (2.8.94), Wittmann 1995: 97, 99. Die letzten drei brauchen die paronomastische Variante dieser Antithese: «Muttersprache» vs «Futtersprache».

[292]«Il pur, el duvrava ni 'l Schuob ni la Frontscha,/Per sia casada nutrir cun dil siu.» (V. 11f.). Die Behauptung einer Autarkie ist im Sprachlichen so realitätsfern und ideologisch wie im Ökonomischen. Die Bezeichnung «il Schuob» für Deutschland (Schwaben) liefert den sprachlichen Gegenbeweis, die zur Zeit der Entstehung dieses Gedichts noch nicht ganz vergangene «Schwabengängerei» (cfr. dazu G. Deplazes 1993:214–223) den ökonomischen. Cfr. die Bemerkungen von L. Deplazes zur Emigration von Bündnerromanen in Cadieli 1993:386f.

[293]Zum Materialismus-Vorwurf cfr. Coray «Idealismus versus Materialismus» (1993: 64–66). Zu dieser Stelle cfr. L. Deplazes in Cadieli 1983:387f.

[294]L. Deplazes sieht in dieser Vorstellung «in auter element essenzial dall'ideologia dalla Renaschientscha: il viv sentiment per ina viarva cultivada. La visiun d'in lungatg malsaun-moribund fa al poet pli grond sterment che la mort dil romontsch [...]» (in: Cadieli 1983:389).

[295]«Met dem Züüg vo fröndte, gstolne Bröcke/wömmer d'Sprooch nöd mische – 's wär e Sönd;/dammer denn emol met üsre Totne/wider rede chönnt, dass üüs verstönd.» (in: Lozza 1951, o. S.).

[296]«Lingua materna/Jau rov per il dret da murir/Il dret da murir cun dignità» (1987, V. 16ff.)

[297]«Romontsch/Lungatg el qual mia historia/sa mai vegnir raquintada;/leu ei ‹amitg› enzatgei miez tschuf [...]» (V. 20ff.). Cfr. dazu Walther 1993:342f. Als Sprache der Tabus und der repressiven Moral wird das Surselvische auch in Camartin 1978:13f. kritisiert.

[298]Cfr. dazu Camartin: «Die oft in den Dienst ideologischer Aufrüstung genommene Literatur hatte von Anbeginn auch die beiden zusätzlichen Aufgaben, die trivialliterarischen Bedürfnisse der kleinen Leserschaft zu befriedigen sowie die Schönheitsfähigkeit einer kleinen Sprache darzutun.» (1985:174). Cfr. auch G. Decurtins: «Tier nus stat la lectura secapescha era el survetsch dil manteniment

dil lungatg, e sut quei pretext san ins defender bia rauba mediocra ed aunc mendra.» (1992:38).

[299]Cadieli *O viarva romontscha* (1910, nach Cadieli 1983:4, V. 29ff.). Cfr. dazu Walther: «Das Phrasendreschen macht selbst vor dem Widerspruch zwischen dem Entfliehn der Sprache (‹svanir› ‹verschwinden› – nicht gerade eine grosse Gebärde) und ihrem Untergehn ‹im Prunkgewand› nicht halt.» (1993:339).

[300]Die «gehobene» Schriftsprache wird von Vital mit einem «Sonntagskleid» und einem «Festkleid» verglichen (cfr. Vital 1919:203f.). Thöni definiert Literatur als «varsacants partratgs vistgias an lungatg da dumengias» (1968:5). Cfr. Camartin: «Doch seit je hatte die Literatur auch die Aufgabe, der Sprache gleichsam die Sonntagsuniform anzulegen.» (1987:173). Cfr. auch Camartin 1991:17.

[301]In: Lansel 1966:87f. Lansels *Poesia rumantscha* wird in Bezzolas *Rumantsch – eu't gratulesch* (1978) parodistisch zitiert.

[302]In: Lansel 1966:7–11. Cfr. auch Peers Kommentar (ibid. 369–371).

[303]Spegnas 1951:3. Zu Gion Not Spegnas (Pseud. von Otto Spinas) und seiner auf das Drängen sprachpflegerischer Kreise hin verfassten Lyrik cfr. Walther 1993:279–289.

[304]A. Peer 1954:7, im Vorwort zu Pult 1954. Ausführlicheres in Riatsch/Walther 1993:36ff.

[305]«Vergessen wir nicht, dass unsere grössten Dichter das Romanische gründlich studiert haben [...], sie haben mit feinem Ohr auf die Verve der Alten gehört und auf die Rede ihrer Zeit, in aller Bescheidenheit zu den Quellen zurückgehend, um sich den Mund zu spülen. Sprachgemisch haben sie vermieden.»

[306]Zur Intertextualität von Peers Lyrik cfr. Peer 1982:152. Die Verbindung von Archaismus und Surselvismus entspricht der Ansicht, in der älteren Sprache seien die Unterschiede zwischen den Idiomen geringer gewesen: cfr. Pult 1941:12, Billigmeier 1983:326.

[307]Cfr. Köhler: «Als sprachliche Besonderheiten entdeckt man in Peers Prosa neben der Verwendung von Archaismen zwei auffallende Merkmale: der häufige Einsatz von Fachausdrücken und fremdsprachlichen Einschüben.» (1985:73). Die häufigsten Belege liefern romanische Einschübe in der Funktion «Lokalkolorit» in deutschen Prosatexten Peers (cfr. Köhler 1985:75f.). Zu den italienischen (eher realistischen) und den französischen (eher literarischen) Einschüben ibid. S. 76.

[308]Diskussion der entsprechenden Theorie Bachtins und ihrer Gültigkeit im Bereich der bündnerromanischen Literatur unten VI.3.

[309]Dieselbe Argumentation bei O. Peer: «Il rumantsch [...] spordscha enormas pussibiltats. El es p. ex. bler main fixà e reglamentà co il tudais-ch o co il frances; el as lascha fuormar plü ferm, el es amo bler plü avert [...]» (1988:103). Andry Peers literarisches Lob der Texte Cla Bierts ist auch ein Lob des «Rohstoffes», des «gesunden und duftenden Holzes» der Sprache: «I'm paran ün intagl ingio cha tuot eira fingià a lö, inventà cun indschign müravglius, in lingias natüralas e püras e s-chalprà in in lain san e savurus d'ün cresch privilegià.» (A. Peer 1961:65). Cfr. dazu Köhler 1985:79f.

[310]Cfr. auch Camartin 1981:148, 1991:17 und 1986: «Es steckt unglaublich viel Eitelkeit hinter den Fabulierern, die in ihren immer gleich uninteressanten Geschichten und Gedichten die Vorräte ihrer Wörterbücher neu vermischen.» (1986:25). Diese Tendenz stützt das Urteil eines «folkloristischen» Charakters der romanischen Literatur: dazu oben III.1.1.

[311]Cfr. dazu Haas, der die Bedeutung der Literatur für den Sprachausbau hervorhebt, ihre praktische Auswirkung auf die Spracherhaltung aber, zu Recht, relativiert: «Las litteraturas da tut ils idioms che ston subsister sper in auter lungatg pli pussent seconsidereschan sco defensuras e promoturas da lur idiom. La litteratura gioga senz'auter ina rolla impurtonta en l'amplificaziun d'in lungatg, cheutras ch'ella tscherca novas pusseivladads d'expressiun, ch'ella vala sco model per il lungatg ed aulza la stema da quel./Ils effects pratics dalla litteratura biala sil man-

teniment dil lungatg astgan denton buca vegnir survaletai.» (Haas 1978:56).

[312]Cfr. Klainguti 1982:16. Das Beispiel stammt aus einem stereotypen Pastiche des Emser-Romanischen: «Ils da Domat han fatg il beschliessen da metter las telegrafenstangas en ina reia (oder: da metter tut ils highels en ina reia)» (Version Gion Deplazes, Brief 14.10.96). Cfr. oben 11.1.3.

[313]Es geht um «möds da dir chi guardan our rumauntsch chi sun in vardet ponderaziuns tudas-chas tradüttas in rumauntsch» (Klainguti 1982:17).

[314]«ROMANISCH – [...] Du verleidest mir,/wenn du erwartest,/dass meine Wörter weiss seien wie Flocken,/weisst du,/bisweilen glaube ich,/dich sprengen zu müssen,/um deine Scherben liebkosen zu können.». Übersetzung von Lucia Walther 1993:327.

[315]Nach Billigmeier ist «der Grundsatz, wie Tista Murk (1959) ihn formuliert, allgemein anerkannt [...]: ‹Der romanische Schriftsteller muss in der Kritik den gleichen Kriterien wie Schriftsteller jeder andern Literatur unterworfen werden›» (1983:340). Für die Mittelmässigkeit («mediocrità») romanischer Autoren will Nuotclà das Argument «cha la tradiziun e la cultura sajan massa restrettas» («dass Tradition und Kultur zu klein seien») nicht mehr gelten lassen (cfr. 1987a:10f.). Dagegen findet L. Deplazes, romanische Literaturkritik müsse «reconuscher la situaziun precara d'ina minoritad linguistica. La veta e l'ovra da biars da nos poets e scribents romontschs ei signada dalla necessitad da producir alla sperta litteratura da diever.» (in: Cadieli, 1983:338).

[316]Zur Verknüpfung von RG und Ironie cfr. Spescha: «Certes, on peut encore écrire de bons livres en se servant d'un seul idiome. Mais seul le rumantsch grischun, à mes yeux, permet la distance. Et c'est la distance qui nous ouvre les portes vers l'ironie. Et que serait la littérature sans l'ironie?» (1995:9).

[317]Gadola 1960:82–84. Der Disentiser Benediktiner P. Baseli Carigiet (1811–1883) ist vor allem als romanischer Gewährsmann von Eduard Böhmer (cfr. Billigmeier 1983: 289f.), als Verfasser einer romanischen *Ortografia* (1858, cfr. *BR* 1126) und eines surselvisch-deutschen Wörterbuchs (1882, cfr. *BR* 1127) bekannt.

[318]Cfr. oben 11.2.2. Anm. 152.

[319]Cfr. Billigmeier 1983:150–166.

[320]Im Übergang zur Polemik verlässt die Satire die «Umwege» ihres Angriffs: cfr. Tschizewskij 1976:269ff. Der tatsächliche Dialog kann als Bestätigung der impliziten dialogischen Struktur der sehr variationsreichen Textsorte «Satire» (cfr. Tschizewskij 1976:271) verstanden werden.

[321]Cfr. Sperber/Wilson 1978, Mizzau 1984:64–71.

[322]Cfr. Muoth 1887, oben 111.2.1.

[323]Die Vorstellung, das Romanische als Erstsprache verhindere den sozialen Aufstieg, ist noch immer aktuell: cfr. Kramer 1976:46, Egloff 1982:32.

[324]Simon spricht von «[...] «Generaldominanz» des Deutschen [...], die, durch Streben nach Vornehmheit und Eleganz, zu Interferenzen treibt.» (1971:528), Billigmeier nennt «[...] ein wachsendes Bewusstsein der Prestigeunterschiede zwischen dem Romanischen und seinen grossen Nachbarn» (1983:321) als Gründe für die Übernahme von Lehnelementen. Polemik gegen den Einschub deutscher Elemente: «Ins aplichescha plaids tudestgs/Per sia sabientsch' mussar» auch bei Caduff 1920:125. Baseli Carigiet polemisiert auch im Vorwort zu seinem Wörterbuch gegen die «Ignoranten», die der romanischen Mutter das Grab schaufeln: cfr. Coray 1993:36.

[325]Cfr. Cathomas: «Eine sehr bequeme Art, schweizerdeutsche Verben in romanische Sätze einzubauen, funktioniert gar nach dem Muster: *far il* + deutsches Verb, z.B. *far il leugnen, far il rennen, far il diktieren* usw.» (1981:108). In Interviews von Egloff finden sich «far il bestätigen» und «far il usflippen» (cfr. Egloff 1982:28). Bei Men Gaudenz findet sich «vulaiva el far il «jodeln» per verer co chi tuna.» (1979:149), bei Dazzi «uschè ün licör fa «l'ifara» a mort» (1994:7); Secchi Malfroy kommentiert: «i ‹fa il flimmern›, sco

chi's disch.» (1991:125). Dasselbe Muster belegt Weinreich für portugiesisch-englisches «fazer o find-out» (1977:57).

[326]Zur Beschränkung der Häufigkeit von Kodeumschaltungen cfr. Mc Clure 1988:44, zur Funktion dieser Häufung Lüdi 1987:90f. Zur Polemik gegen die «Bastardisierung» des Romanischen durch gehäufte deutsche Einschübe cfr. oben II.1.3., wo ein entsprechendes Beispiel von Vellemann (cfr. 1931:112) zitiert ist. Ein neueres Beispiel bei P. Nuotclà: «Herr magister! Dörft'ich las clevs da la Turnhalla ha?» (in: Guidon (Ed.) 1981:63).

[327]Cfr. oben, Anm. 312.

[328]Grossvater Michel Padnal muss zu seinem Sohn ins Dorf ziehen, wo er an seinem Enkel Michel eine Sprache beobachtet, die nicht mehr diejenige seiner Jugend ist (1982:19). Michel träumt, dass sein Enkel im Jenseits erscheint und sich mit seinen Ahnen nicht verständigen kann, da er ihre Sprache nicht versteht. Daraufhin hängt er eine Affiche an die Schulhaustüre, die vor einer «ansteckenden Krankheit» (Titel) warnt, die von den deutschsprachigen auf die romanischsprachigen Dorfbewohner übertragen wird und deren Gesundheit und ewiges Leben bedroht. Die Rede von zwei Mitbürgern, die die Affiche abreissen wollen, zeigt ihm, dass sie schon angesteckt sind; Michels Warnung zeigt den andern, dass auch er angesteckt ist (S. 23). Michel entdeckt, dass das Fernsehen die Ursache der Krankheit ist (S. 24). Er hängt eine neue Affiche an die Schulhaustüre, die vor dem Fernsehen warnt. Im Wartezimmer des Arztes ist er dem schädlichen Einfluss von schriftlichem und mündlichem Deutsch ausgesetzt. Beim Arzt fürchtet sich Michel davor, das Gehirn operieren zu müssen; der Arzt beruhigt ihn mit dem Hinweis, das «Zentrum des guten Willens» sei noch nicht infiziert. Als Arznei verschreibt er ihm ein deutsch-romanisches Wörterbuch (S.25). Michel empfiehlt das Wundermittel den andern Dorfbewohnern (S. 26).

[329]Cfr. Weinreich 1977:31 und besonders die Anmerkung von A. de Vincenz: ibid. 164f. Anm. 5*. Berruto/Burger dokumentieren Vorurteile gegen das Schweizerdeutsch bei Tessiner-Studenten: «lingua orribile» (1985:56); «aspro», «sgradevole», «freddo» (1985:58).

[330]Dass die Frau mit dem älteren Mann hochdeutsch spricht, ist aufgrund reeller Gegebenheiten plausibel (cfr. unten IV.6.2., Anm. 706). Dass die Frau mit dem Jungen schweizerdeutsch spricht, ist mehr als wahrscheinlich: der Junge antwortet auf schweizerdeutsch, der zur Lautbeschreibung herangezogene «Katarrh»-Vergleich passt schlecht zum hochdeutschen [h]. Die Auffälligkeit des [h] im Romanischen ist durch dessen Vorkommen im Anlaut integrierter Lehnwörter (cfr. *DRG*, Bd. 8, S. 730f. (2., 3. a–c, 4. a–b, 5. a–b) vermindert.

[331]Weiterer Beispiele zum Xenismus am Eigennamen unten VI.1. (Anm. 894f.).

[332]Zu dieser Stelle cfr. Riatsch 1994:59. Zu den Markierungs- und Kontrastierungsarten cfr. unten V.1.1. und V.1.2. «Tirascrauvs» ist als integriertes, als solches nicht mehr bewusstes Lehnwort zu betrachten: cfr. «tirascrauvs» in *P* und *T*.

[333]Analoge Argumentation bei Lozza 1951. Cfr. oben III.2.1.

[334]Indizien der Ersetzung-Adaptation gelten, gegenüber der reinen Übernahme, meistens als Indizien der «Lebendigkeit» und «Kraft» des Romanischen. Andererseits gelten aber Ersetzungs-Typen wie die Lehnübersetzung als besonders gefährliches «Deutsch in romanischem Gewand». Dazu unten V.3.5. und V.3.6. Zu Transkription und Transliteration als Integrationsschritt entlehnter Einheiten cfr. Werner 1981:226–228.

[335]Zur Kombinierbarkeit der entlehnten Einheit mit grammatikalischen Morphemen der Empfängersprache als Integrationsschritt cfr. Werner 1981:229.

[336]Cfr. Raisigl 1994:3 und Gaudenz 1994:2, die gegen den bekannten «Germanismus-Kritiker» M. Kettnaker «mendas i'l artichel dal meidi», «Gebrechen im Artikel des Arztes» (Gaudenz, ibid.) ins Feld führen. Unter Vernachlässigung des Unterschiedes zwischen praktischer sprachlicher und theo-

retischer metasprachlicher Kompetenz wird auch das sprichwörtliche «Critichar ais plü facil co meglder far.» (Lössi (Ed.) 1986:57; nr. 563) zitiert.

[337]Cfr. etwa Gumperz 1982:62.

[338]Das Phänomen wird von Puristen als «sünitis» (cfr. Belsch 1991:19) oder «Sün-Itis» (Kettnaker 1993:2) gegeisselt. Kettnaker erwähnt «warten auf jd.» und schlägt dafür, als «fuorma s-chet rumantscha» («reine romanische Form») ein problematisches «spettar *per* qchn.» vor (ibid.).

[339]«Komik» hier im Sinne der allgemeinen Definition von Stierle: «Gegenstand des Komischen ist, was eine Kultur als System bedroht.» (1976:260). Sowohl Stierles «Fremdbestimmtheit» des Komischen (1976:239, 244), wie Freuds «Aufwanddifferenz» (1958: 192f. u. passim) liessen sich zur Erklärung dieser «romanisierenden Schreibweise» heranziehen. Unkommentierter Gebrauch von «pidera» in Nuotclà 1991:233.

[340]Cfr. oben III.1.3. und IV.1.1.

[341]«Versuche, das Schwyzertütsch zu verketzern und das Romanische zu verherrlichen, sind kontraproduktiv. [...] Immerhin hat man in den letzten Jahren einige Ansichten revidiert, einzelne Tatsachen akzeptiert und eingesehen, dass mit der «Taktik der Verketzerung» einer im Alltag dringend notwendigen Sprache – eben des Schwyzerztütsch – auch der romanischen Sache nicht gedient ist. Das Heil-Unheil-Schema ist heute nicht mehr akzeptabel.» (Cathomas 1981:113). «Das positive Verhältnis zum Schwyzertütsch ist also die Voraussetzung für eine positive Einstellung zum Rätoromanischen.» (ibid. 114).

[342]Zur Definition von «Thema», «Aktions-» und «Ideendiskurs» cfr. Segre 1985a: 331–359, besonders 346ff. Die wichtigsten Sequenzen der *Fabula* des Romans: – im Dorf Chatratsch («chà»-«tratsch» «terratsch»]: «Haus»-«Scholle») überbaut der Spekulant Pierin Foppa «Quadras» mit einer Feriensiedlung; der Jungbauer Armon Felsch verliert damit ein wichtiges Stück Pachtland; – der in «Quadras» weilende Pharma-Student Herbert Sanzin verführt Armons Schwester Clergia Felsch; – Clergia wird schwanger, Herbert kehrt nach Deutschland zurück und begeht Selbstmord; – als Oberleutnant der Schweizer Armee lässt Armon, ohne Befehl seines Hauptmanns Pierin Foppa, «Quadras» von seiner Einheit «zurückerobern»; – Armon wird im Dorf immer mehr zum Aussenseiter; – Mutter Neisa Felsch stirbt, Vater Niculo Felsch muss ins Altersheim, Dorftrottel, Prophet und «Seele des Dorfes» Stianin soll versorgt werden; – Clergia Felsch bringt ein Mädchen zur Welt, das nach der Grossmutter Neisa heisst; – Armon Felsch und Hildegard Sanzin, Herberts Kusine, verlieben sich ineinander; – Armon Felsch schreibt Clergia einen Abschiedsbrief und verlässt Chatratsch in Richtung Kanada, wo auch Hildegard für ein Jahr weilt. Der Ideendiskurs fragt nach den Beziehungen zwischen Boden, Arbeit, Menschenschlag und «Heimat» als sprachlich-kulturell, aber auch biologisch-genealogisch definierte «Identität».

[343]Zu dieser Tradition cfr. Rossbacher 1975, Hein 1976. Ein Versuch des Verfassers, bündnerromanische Texte unter den Stichworten «Dorfgeschichte», «Bauernepik», «Heimatliteratur» einzureihen in Riatsch/ Walther 1993:829–877. Zur heimatliterarischen Stereotypie gehört ein offener «Blut-und-Boden-Diskurs», der freilich nicht der faschistischen, sondern der neuen, humanistisch-ökologischen Linie des von Mecklenburg definierten «literarischen Terrismus» (Mecklenburg 1986:81) folgt. Der Bauer staunt, dass aus der vom Bagger aufgeschürften Erde kein Blut fliesst (cfr. Nuotclà 1991:66); in den Adern der Felschs floss, bis zur fatalen Blutmischung, «s-chet sang da Chatratsch» («reines Chatratscher-Blut»); «masdar il sang» («das Blut mischen») ist nur bei der Tierzucht förderlich, dem Menschen und seiner Kultur aber abträglich (cfr. Nuotclà 1991:270).

[344]Handlungsort ist das Unterengadin am Anfang der Achtziger-Jahre (einziges Datum ist 1982 auf dem Grabmal der Mutter Felsch; cfr. 1991:275). Damit ist für die Figuren Armon und Clergia Felsch von Zweisprachig-

keit und doppelter Diglossie (Dorfdialekt-Schriftromanisch; Standarddeutsch-Schwyzertütsch) auszugehen (cfr. oben III.1.1.). Ihre Partner Herbert und Hildegard sind einsprachig deutsch, mit Bezug auf Herbert ist einmal von «bayerischem Dialekt» die Rede (cfr. 1991:111; unten Bsp. 5). Asymmetrische Zweisprachigkeit auch in Bierts *La runa* (cfr. unten IV.3.1.).

[345]Cfr. dazu Rey-Debove 1978:222f., Mortara Garavelli 1984:38, Goetsch 1987: 44f., wo ein Beispiel expliziter Kommentierung der Personenrede als Übersetzung aus Dickens *Little Dorrit* erörtert wird. Cfr. auch unten VI.2.

[346]Eine Variante dieser Wendung: «*trar* ün sigl» findet sich *in absentia* und als Morph-für-Morph-Übersetzung (cfr. Runggaldier 1981:210) in Paulin Nuotclàs *Das tragliun:* «zieht er dindet ein Satz» (V. 16; aus: «tira el dindet ün sigl»). Cfr. unten IV.6.3. Zur Lehnübersetzung cfr. unten V.3.5.–V.3.6.

[347]Cfr. dazu Wunderlich 1976:87, 107, der auf die eingehendere Untersuchung Ehlich/Rehbein 1972 verweist.

[348]Begriff nach Greimas 1970:97, cfr. oben II.1.2. Nach Kerbrat-Orecchioni wäre diese Art Information als «connotation énonciative» (cfr. 1977:104f.) einzustufen.

[349]Komische Funktion liegt dagegen in der von Rey-Debove (1978:223) zitierten Textstelle aus R. Queneau vor: «Ce qu'on se fait chier ici, dit Rubiadzan en langue anglaise».

[350]Geistesschwäche und Seele werden durch Berufung auf das Bibelwort in Verbindung gebracht (cfr. S. 11). Die archaische Vorstellung besonderer Gaben der Geistesschwachen wird einer alten Frau übertragen, die Stianin bewundert, als wäre er ein Heiliger, eine Kassandra: «sco sch'el füss ün sonch, ün predilet dal char Segner, cun forzas profeticas, ün mas-chalch da Dieu chi annunzcha buns e noschs evenimaints in cumün – plüchöntsch però ils noschs.» (S. 13). Bei Vollmond und vor fatalen Ereignissen hackt Stianin nächtelang Holz (S. 13, 137, 153). Sein Holzgehacke begleitet als «sunasoncha» (hier: «Totengeläut») Neisa Felsch auf den Friedhof (cfr. S. 174). Zum Übernamen «Seele des Dorfes» cfr. S. 10f., 13f., 29, 153.

[351]Jaronas Cazet (Anspielung auf «KZ»?), hinterhältiger Bösewicht und Hauswart von «Quadras», schlägt Stianin brutal ins Gesicht (S. 224), Spekulant Pierin Foppa gehört zu jenen, die ihn unbedingt in die Klinik abschieben wollen (S. 174, cfr. auch S. 13f.). Armon Felsch dagegen beschenkt Stianin, hört ihm zu, staunt über die besondere Philosophie des Geistesschwachen (S.162f.), verteidigt ihn gegen den «cumplot perfid» (cfr. S. 289f.) derjenigen, die ihn der Brandstiftung beschuldigen und versorgen wollen.

[352]«[...] das Stottern, bei dem ein sprechendes Subjekt mit einer ungreifbaren Tücke des Objekts zu kämpfen scheint. Die subjektive Hemmung hat hier den Anschein einer objektiven Widerspenstigkeit des Mediums, das sich gleichsam der Verfügung entzieht.» (Stierle 1976:257). Zur Verwendung des Stotterns als komisches Motiv in der Literatur (Abriani, Belli) cfr. Elwert 1970:213f.

[353]Cfr. *DRG* s.v. «crabot». Das entsprechende Verb «crabottar» wird auch zur Kennzeichnung von Realisierungen gebraucht, in denen die Unterdifferenzierung ([r] als [l]) im Vordergrund steht: «Lapro crabottaiva'l lura: «L'olma dda Chatlatsch.» (S. 153). Zur Assoziation von Fremdsprache mit sprachlicher Behinderung cfr. unten (9) und (10) und oben II.2.2. (cfr. unter Anm. 361).

[354]«Fremdbestimmung» ist bei Stierle (1976; cfr. auch Anm. 349) wichtig, Mechanik und Automatismus sind schon in Bergsons Auffassung des Komischen wichtig: cfr. dazu Ferroni 1974:32f.

[355]Zu den Pausen cfr. Kerbrat-Orecchioni 1977:62f. Einen Katalog der Defizienzen des Geschriebenen gegenüber dem Gesprochenen erstellt Gauger 1988:19f. Unter den «materiellen Defizienzen» figurieren auch die Pausen (1988:20).

[356]Zur Definition von Rhythmus cfr. Kerbrat-Orecchioni 1977:64. Unterscheidung von «Sprachrhythmus» und «Sprecherrhythmus» bei Gauger 1988:20.

[357]Cfr. auch Nuotclà 1991:146, 258.

[358]Der Rhythmus der Rede kann im Sinne von Kerbrat-Orecchioni den psychischen Zustand des Sprechers indizieren: «rythme heurté, avec des ruptures, des décrochements, des syncopes: il se prête à suggérer la violence, le tumulte intérieur, les bouleversements de l'âme [...]» (Kerbrat-Orecchioni 1977:64). Nach Stierle kommen solchen Abweichungen in der Sprechphysiognomie nur flüchtige Wirkungen zu; cfr. 1976:255 (oben, Anm. 149).

[359]Zur Konnotation der «phonostylèmes» cfr. Kerbrat-Orecchioni 1977:25ff. In Rösslers Klassifizierung handelt es sich hier um «Toneme», an denen sich Prosodie, Kinesik und Proxemik überschneiden können (cfr. 1979:65).

[360]Damit steht das «Missverständnis» in einem Kontinuum zum inner- und zwischensprachlichen Scherz mit (Pseudo)Homonymie: cfr. unten IV.3.2. Zur Häufigkeit des «Missverständnisses» in der Komödie cfr. unten VI.2. Zum Missverständnis in den humoristischen Sonetten Bellis cfr. Elwert 1970:213.

[361]Cortelazzo spricht von «aperta e permanente manifestazione d'etnocentrismo, derivata da la radicata convinzione d'eccellenza naturale della propria lingua nei confronti di quella dei popoli estranei, definiti barbari, cioè ‹balbuzienti›, [...]» (Cortelazzo 1976:175). Cfr. «crabot», oben (6a).

[362]Cfr. oben IV.1.2.

[363]Cfr. die Wiederholung: «Landroura ha'l strat las fotografias da la Brüna püschlada ed eir a sar Sanzin, quel tudais-ch entusiasmà dal ‹bodenständiges Brauchtum›» (1991:233).

[364]Cfr. oben IV.1.2. die Verschiebung von: «Michèl» zu «Mìchel». Dass eine Transparenz der etymologischen Verwandtschaft von «Armon» und «Hermann» mitspielt, scheint eher unwahrscheinlich.

[365]Ehlich unterscheidet vier Formen des Umgangs mit Xenismen: prozedurales Überhören, Fehlertoleranz, Fremdkorrekturen und eine Strategie, «die Xenismen als «exotisch» behandelt und ihnen dadurch einen besonderen kommunikativen Reiz abzugewinnen sucht. Dies geschieht besonders im Blick auf das phonologische Teilsystem in der schon genannten Charakterisierung von Xenismen als «Akzent», der in bestimmten gross- und kleinbürgerlichen Kreisen für bestimmte Sprachhintergründe als «liebenswert» bezeichnet wird.» (Ehlich 1986:53).

[366]Auffällig ist dieses [ę] besonders in den Infinitiv-Formen, während in Formen wie «paun», «giains» etc. das lange offene [ę] auffällt.

[367]Zur realen Grundlage cfr. Weinreich 1977:34. Zur Stereotypie Gruppo μ 1976: 77f., Cortelazzo 1976:177. Ausführlicher dazu unten IV.6.1.

[368]Zentral ist dieses Motiv in Bierts *La runa*; cfr. unten IV.3.1. und Goetsch 1987:46.

[369]Cfr. die Liste in Weinreich 1977:31.

[370]Cfr. Rey-Debove, «L'autonyme n'est pas innocent» (1978:109f.).

[371]Cfr. etwa: «5555 Gemsen»; «Tschinchmillietschinchtschient chamotschs». Bausinger spricht für solche Fälle von «Phonationsformeln» (1980:94). Die folgende Stelle aus C. D. Bezzolas *Rudi* (1987:91–98) bestätigt, dass der Unterschied zwischen den beiden Phonemen als «Detektor» sprachlicher Fremdheit, besonders des «deutschen Akzentes» dient: «‹Apaina deliberà as mettaiva Rudi a scuffuondar ed a blastemmar – intant avaiva'l imprais dret bain rumantsch – invers seis cumpogns chi repetivan tuot sco ün rimbomb, cumprais l'accent tudais-ch cha Rudi tradiva amo adüna culla pronunzcha dal ‹ch› e'l ‹tsch›». (S. 92). Cfr. unten VI.1.

[372]An der folgenden Stelle sogar *in praesentia*: «Et allora dumm bin ich nicht, stupido son io no!» (Eco 1994:244)

[373]Im Nominalsystem kennt das Romanische keine Kasusflexion. Entsprechende Standard-Fehler auch in Bierts *L'an 2071*; unten IV.6.2.

[374]Durch fachsprachliche Lehnwörter gekennzeichnetes «Soldatenromanisch» und durch Einschaltungen aus dem Schweizerdeutschen gekennzeichnetes «Soldatendeutsch» werden von C. D. Bezzola imitiert. Im Zug hört eine Deutsche romanischen Sol-

daten zu: «O ha l'armada svizra forsa üna lingua secreta? E tuottüna, las «blindas», il «Sturmgewehr», las «hages» e'l «Feldweibel» tradivan üna tscherta parantella cun si'aigna favella cha ün dals unifuormats ha identifichà sco Hochdeutsch, davo s'avair aftürà cun ün curaschus «Fräulein, auch e chli unterwegs», in üna pusiziun strategica plü avantagiusa.» (1987:59).

[375]Ausführlicheres dazu unten IV.4.1.

[376]In Entsprechung zur wortmorphologischen Integration vom Typ «killen» (Werner 1981:22) oder zu «Transformen» vom Typ: «Die Amerikaner sollen selbst carefully driven» (Oksaar 1971:371) wird hier eine unwahrscheinliche grammatikalische Teil-Angleichung des schweizerdeutschen «schlofa» ans Schriftdeutsche simuliert. Als realitätsnäheres, von Schweizer Kabarettisten oft persifliertes Modell dürfte das Deutschen in den Mund gelegte Halb-Schwyzertütsch dienen, wo Formen vom Typ: «Wir Dütschen sind vo dr Vorussetzung usgangen» etc. häufig sind.

[377]Im Sinne von Gauger 1990:191.

[378]Cfr. Paulin Nuotclà, *Das tragliun*; unten IV.6.3. In einem Dialog hält Cla Biert fest, das Schriftdeutsch älterer Romanen sei für das Romanische eine viel geringere Gefahr als das schlecht beherrschte Schwyzertütsch, das er als «tudais-ch volapüc» bezeichnet: «*Din*: Ils idioms tudais-chs infiltreschan il rumantsch bler plü malamaing co'l tudais-ch da scrittüra./*Jon*: Quai es vaira. Scha'ls Rumantschs discurissan tudais-ch da scrittüra, sco plü bod, impè da tudais-ch volapüc, lura il rumantsch füss bler main in privel./*Din*: Che tudais-ch volapüc?/*Jon*: Eu manai: ils Rumantschs be crajan da savair tudais-ch. I discuorran ün dialect tudais-ch da tour e mütschir, cun fich pacas excepziuns.» (1979a:23).

[379]Zu Einseitigkeit, phatischer Funktion und «Konversation» in diesem Dialog cfr. Riatsch 1994:61f.

[380]Die Funktion der «romanisierenden» Metagraphie «commense» ist hier nicht auszumachen.

[381]Cfr. das emblematische «il cartello col ‹zu verkaufen›» in G. Orelli 1980:69. Cfr. auch «Neubau Hôtel Mareng», in: Men Rauch 1923:9. (Dazu Riatsch 1993:865).

[382]Zur «Brot-» und «Herzenssprache» cfr. oben III.2.1. (Anm. 291). Zur Folklorisierung cfr. oben III.1.1. (Anm. 190).

[383]Cfr. unten VI.2.2. zu Chasper Pos *Retuorn* (dazu auch Riatsch 1994:57f.). Cfr. auch Kerbrat-Orecchionis Beispiel: «le stationnement ici est «verboten»: «verboten» fonctionne comme un superlatif d'»interdit», et cette information dénotative vient se greffer sur l'opposition connotative.» (1977:102).

[384]Wohl eine euphemistische Kontamination aus «Porca Madonna!» und «Per bacco!». Cfr. «Perbacco» (Caratsch 1983:52), «corpodibacco!» (Caratsch 1950:18), «orpadibacco» (Biert 1979:70).

[385]Zur Expressivität entlehnter Interjektionen, Kraft- und Fluchwörter cfr. oben II.1.3. Beispiele aus Chasper Po unten IV.4.1.

[386]Cfr. *DRG* s.v. «fuotter» und s.v. «futü», wo als feste Syntagmen nur «barun futü» und «bech futü» angegeben werden, während das umgangssprachlich häufige «porco fottuda» nicht aufgeführt ist.

[387]Cfr. dazu Deplazes 1991:252–263. «Dieses Lied schuf den Mythos vom freien Bauern.» (Ibid. 252; Text mit Übersetzung, ibid. 260f.) und wurde auch häufig parodiert (cfr. Eichenhofer 1986). Cfr. auch Biert 1962: 216, wo über den «pur suveran» im Lied und in Wirklichkeit diskutiert wird.

[388]Weitere literarische Beispiele von «Reaktionen auf [...] linguistischen Imperialismus» bei Goetsch 1987:45f.

[389]«Tiu lungatg ei schelbs.» (1988:33).

[390]Cfr. ibid. «Stericas ein ellas vegnidas cun maridar.» (1988:89), wo die Polemik gegen die Heirat als Tod durch den Bezug auf den zitierten Vorkontext unterstrichen wird.

[391]Weitere Beispiele von Metagraphie cfr. unten IV.3.1. Metagraphie von französischem «Tais-toi!» als «Tè-Tuà» im Titel und vielen Textstellen von Candinas 1993. Zum Romanendeutsch der Bündner Oberländer cfr. oben III.1.1.

[392]Die ironische Selbstdefinition des Erzählers als dokumentierender Beobachter: «Jeu hai scret tut sco jeu hai udiu e viu.» (1988:10) löst diese Überlagerung keineswegs auf.

[393]Trotz dokumentiertem «coh» (cfr. *DRG* s.v.) und vereinzelt belegter Ableitung «cóher» («kochen») ist hier von einer neueren Entlehnung auszugehen: kein Eintrag für «coher» in *VD* und *HR*. Die Graphie «coher» («Kocher») ist damit, auch wenn sie archaisierend ist, als Metagraphie zu werten. Diekmann-Sammet verweist auf die puristische Ersetzung von surs. «coh» durch «cuschinier» in den Wörterbüchern (cfr. 1981:57).

[394]Die Notwendigkeit einer textbezogenen Bestimmung der Auffälligkeit literarischer Neologismen betont Riffaterre 1979.

[395]Cfr. Riffaterres Bemerkungen zur «surdétermination du néologisme par calque» (in: 1979:72f.)

[396]Beispiele aus dem *DRG* («betlerverc», «cumaraverc», «parleraverc») bei Diekmann-Sammet 1981:56, die darauf hinweist, dass diese Bildungen aus puristischen Gründen in *VD* fehlen. Im Gegensatz zum suffixähnlichen Charakter in deutschen Komposita «scheint dem surselv. *-verc* in den zitierten Ableitungen zusätzlich eine negative Komponente zuzuwachsen, die auch teilweise durch die Grundwörter, an die es sich fügt, mitbestimmt wird.» (ibid.).

[397]Cfr. oben II.1.3.

[398]Cfr. *DRG* s.v. «huder» und davon abgeleitete «hudliar», «hutlergiar». «Huder» s.v. auch in *VD* und *HR*.

[399]Zu «coga» < schwdt. «Chog», «Chogen» cfr. *DRG* und *HR* s.v. Cfr. auch «el coga sulegl» (Tuor 1988:104).

[400]Cfr. *VD*, *DRG* und *HR* s.v.

[401]Keine Einträge in *VD* und *HR*, während *Pa* (1895) noch den Eintrag «schelm» m. Schelm (dtsch.) hat.

[402]«Spieghelar» zu «spieghel» (cfr. *VD* und *HR* s.v., wo die Einwirkung des Deutschen «zumindest auf ausl. -el» betont wird). «Muoti», «blut», «fiehti», «tier», «libroc», «vieti», «luft» (in *VD* mit Verweis auf «aria») finden sich in *VD* und *HR*, «malschuber» nur in *VD*, «schreg» nur in *HR* (mit besonderem Hinweis: «dieser Germanismus wird von den Wb. *LR* nicht aufgeführt.»). «Scharf» und «rofass» (aus: «Rauchfass») haben keinen Eintrag. Bei «aber» verweist *VD* auf «mo»; cfr. *DRG* s.v. und Diekmann-Sammet 1981:56. «Ruaus» wird, gegen die Etymologie (aus: «ruassar» < REPAUSARE, cfr. *HR* s.v.) volksetymologisch auf «Ruhe» zurückgeführt. Die Integration von «tier» belegt das Zitat aus «Pugns della roda 1805» (in: Tuor 1988:89). Cfr. auch integriertes «butzegiar» in Darms 1968:24.

[403]Der Engadiner, der dem Oberländer seine von Germanismen durchsetzte Sprache am Beispiel «libroc» (aus: «Leibrock») vorhält, muss von diesem das ähnliche Beispiel des ladinischen «brastoc» (aus: «Brusttuch») entgegennehmen. Cfr. unten v.3.2. Anm. 841.

[404]Cfr. die Belege in *DRG* (s.v.), wo vermerkt wird, dass «futsch» aus puristischen Gründen in den Gebrauchswörterbüchern fehlt.

[405]Zur «farrer» cfr. *DRG* s.v., «oberkeit» ist in *HR* als Archaismus aufgeführt.

[406]Keine Einträge in *VD* und *HR*.

[407]Cfr. dazu Tesch 1978:212, Galli de' Paratesi 1973:49. Deckformen zu DIABOLUS in Decurtins 1989:306. Zur «Hölle» als «tegiasut» cfr. unten IV.5.1.

[408]Cfr. Deplazes 1987:101–115. Dante, der im *Giacumbert Nau* in der Übersetzung von U. G. G. Derungs (1978) zitiert ist (cfr. Dante, *Commedia*, *Inf.* III. 61–64, Tuor 1988:81), dürfte allenfalls für die Vorstellung des «Cornuti», nicht aber für die Verbreitung von «limbo» in der Surselva von Bedeutung sein.

[409]Hundenamen wie «Bello», «Caro» sind nach wie vor verbreitet. Zu «Bello» cfr. *DRG* s.v. «bel»: «Als Hundenamen sind weitverbreitet: *Bello* und f. *Bellina*, aber niemals *Bel*. Der Zusammenhang mit ital. *Bello* wird nicht immer empfunden.» Die Motivation des Namens der Katze von Giacumbert Nau wird im Text erläutert: «Jeu vevel dau num ad el Lumin. Quei era in plaid lom sco siu fol.» (1988:54).

[410]Cfr. Porta 1975:120, V. 24. «Fôrt foeura di ball» kann als lombardische Entsprechung der im Romanischen verbreiteten synonymischen Doppelformel «furt e davent» betrachtet werden.

[411]Cfr. dazu Kristol 1985.

[412]Ausführlicher dazu unten IV.4.1.

[413]Cfr. *DRG* s.v. «claviglia» und s.v. «dominum», wo die ebenfalls häufige Form: «per dominum nostrum» (ebenfalls: «vergeblich») erläutert wird. Interessant ist die Zernezer-Form «per dominosters», die durch Assoziation an «paternoster» («Rosenkranz») zustandegekommen sein soll.

[414]Cfr. auch Tuor 1988:109. Weitere Beispiele hierzu in U. G. G. Derungs' *Sogn Placi*: cfr. unten IV.4.3. Anm. 554.

[415]Cfr. dazu «Les faits prosodiques comme signifiants de connotation» in: Kerbrat-Orecchioni 1977:58–65.

[416]Cfr. oben, Anm. 392. «Ses plaids ein i en miu saung senza ch'jeu capeschi adina els.» (1988:10).

[417]Ein Beispiel (unter vielen) ist die Sequenz, die vom Ausmessen, dem Verschwinden und der Rückkehr der Katze erzählt (cfr. 1988:41, 50, 54, 58). Der Anfang ist heterodiegetisch: «Il giat da Giacumbert ei exactamein 74.5 cm liungs.» (S. 41). Im gleichen Segment wird die Figur auch in der 2. Person angesprochen: «Nuot di tiu giat e nuot di tiu tgaun [...]» (ibid.). Der Rest ist homodiegetisch: «Fetsch vess che quei giat lai buca seveser.» (S. 50), «Jeu vevel dau num ad el Lumin.» (S. 54). Die zweite Person bezeichnet: 1. die Figur im «inneren Monolog» («Dialog mit sich selbst»), 2. die Figur im Erzählerdiskurs, besonders in simulierten Fragen, 3. den Erzähler im «inneren Monolog («Dialog mit sich selbst»), 4. den Leser, 5. die Figur bzw. ihre Dialogpartner in der erzählten Welt. Zwischen den Varianten 1–4 kommt es zu den verschiedensten Überschneidungen: «Daco has mazzau la miur, Giacumbert?» (1988:65).

[418]Zu Nietzsche cfr. auch Tuor 1988:66f., wo *Die fröhliche Wissenschaft* als Hypotext aufgerufen wird.

[419]Schon der Untertitel: «cudisch e remarcas da sia veta menada» ist ein Zitat des von Muoth veröffentlichten *Cudisch e Remarcas de mia vetta menada da Duitg Balletta de Breil* (cfr. *ASR* VII, 1892:226f. Weitere Zitate: Tuor 1988:5, 40, 102, 114 (*Chrestomathie*), 18 (Muoth, *Gioder*), 28 (Schiller, *Wallenstein*), 29, 66 und 134 (Sontga-Margriata-Lied), 52 (A. Tuor, *Il semnader*), 56 (Muoth, *Mesiras:* Quellenangabe im Text), 62 («Wanderer, kommst du nach Sparta»), 64 und 118 (Placidus a Spescha), 81 (Dante, *Commedia, Inf.* III. 61ff.), 74 und 89 (*Pugns della roda 1805*), 92 und 98 (*Cudisch della Doctrina Catholica*), 93 (Dekalog), 94 (Derungs, *Sault dils morts*), 112 (Brecht, *Galilei*).

[420]Zitiert nach 1956[1]. Analyse und surselvische Übersetzung des Textes bei Coray-Monn 1970, Hinweise auf die Wirkung der «erotischen» Erzählung, die «damals noch oft nur verschämt und mit rotem Kopf gelesen und genossen wurde» bei Deplazes 1991: 500, cfr. 499.

[421]Der von Hjelmslev auf den sprachlichen Ausdruck bezogene Konnotator «Physiognomie»: «(was den Ausdruck betrifft, verschiedene ‹Stimme› oder verschiedenes ‹Organ›)» (1974:112) wird von Greimas präzisiert: für die Ausdrucksseite werden «Stimmentypologie» und Graphologie, für die Inhaltsseite die antike Charakterologie als mögliche Bezugssysteme angegeben (cfr. Greimas 1970:98). Beispiele literarischer Verwendung des Französischen als «Sprache der Erotik und Verführung» bei Goetsch 1987:66.

[422]Nach der Typologie von Posner 1972 hätten wir eine Variante (Frage/Antwort statt Gesprächsstoff/Kommentierung) des «einseitigen» Dialogs (cfr. Posner 1972:192). Zum «asymmetrischen Dialog» der Psychologie mit Kriterien wie «Dominanz der Persönlichkeit», «Partnerinteresse», «kommunikatives Engagement» cfr. Hess-Lüttich 1981:101.

[423]«E nun ha tschüblà be uossa inchün nan dal god? I guardaran bain cul spejel amo, schi va bain.» (S. 55). Der Bauer fürchtet sich vor einer Menge «nicht adressierter Zu-

schauer [...] (die also visuell das Faktum, nicht akustisch den Inhalt des Dialogs wahrnehmen können)» (Hess-Lüttich 1981:113, v) und davor, P2 könnte diese Menge durch zu lautes Reden («Dalur, ella sbraja cun tuotta forza.», S. 64) auch noch zu nicht adressierten Zu*hörern* machen (cfr. Hess-Lüttich ibid., IV). Diese Konstellation ist für die Retizenz des Bauern entscheidend mitverantwortlich. Ein «Dritter» ist auch der das Liebespaar aus nächster Nähe belauschende Erzähler, der sich selbst signifikanterweise mit dem kollektiven «i's» («man», cfr. S. 63) bezeichnet, doch ist dieser für die Figuren dieses Textes ohne Metalepsen selbstverständlich inexistent.

[424]Noch deutlicher zeigt sich dies in Stupan 1982 (unten IV.3.2.). Cfr. Thuns Bestimmung des «Dritten» als «Gruppe derer, die als sprachlich normal oder als voll zurechnungsfähig betrachtet werden» (1988:474). Zur grundsätzlich doppelten Adressatenorientierung literarischer Dialoge cfr. Hess-Lüttich: «ein an sein Gegenüber gerichteter Redebeitrag ist immer auch und zugleich, implizit oder explizit, für einen hypothetischen Dritten [...]» (1981:110).

[425]Coray-Monn sieht die besondere Leistung dieses Dialogs darin, dass er auch von Lesern ohne Französischkenntnisse verstanden wird: «Cumponer quei dialog aschia ch'era in lectur senz' enconuschientscha dil franzos vegn suenter, gliez presumescha inschign. En «La runa» ei quei realisau.» (1970:13). Weitere Beispiele für «Sprachlektionen» in literarischen Texten bei Goetsch 1987:64.

[426]Die eindeutige Fokalisierung auf die Person (Selbstrechtfertigung, Überdruss an der Fragerei von P2) schliesst, trotz der Ambivalenz auf «Voix»-Ebene (unpersönliches «man»), einen Erzählerkommentar aus.

[427]Dies hängt auch damit zusammen, dass der Dialog vor allem durch Fragen und Bitten von P2 immer wieder neu initiiert wird. Die Themeninitiative liegt signifikanterweise erstmals in der «Essensszene» (S. 69ff.) bei P1. Hier hat er endlich sachlich und, als Handlungkommentar, auch sprachlich «etwas zu bieten».

[428]Statt «chaud» (*DRG* s.v. E 21–23: Ardez, Guarda, Lavin) müsste P1 in Übereinstimmung mit dem Dialektprofil seiner Reden (cfr. «Uschea», S. 64) «chod» sagen, das zudem der Lautung von frz. «chaud» näher wäre.

[429]Zwischen Zeichen verschiedener Sprachen kann es nach Heger keine eigentliche Homonymie geben: «Von einer echten Homophonie wird hier allerdings nirgends die Rede sein können, da zur Identität zweier Phoneme nicht nur die Identität ihrer phonetischen Realisierung, sondern auch die Identität der sie enthaltenden phonologischen Systeme Voraussetzung ist [...]» (1963:473).

[430]Zu den Metagraphen cfr. oben II.1.2. (Anm. 43). Die markante Graph-Laut-Differenz des Französischen bietet sich für Metagraphien an: Cfr. Souriau 1965:38, Hausmann 1974:44ff.

[431]P1 zitiert aus P2 S. 57 und S. 63. Zu diesen Zitaten bemerkt Coray-Monn: «Per l'emprema gada plaida el franzos. El ha acceptau ed integrau la sentupada cun la Franzosa, sia veta continuescha» (1970:11).

[432]Eine Uneinheitlichkeit der simulierten Kompetenz (P1 versteht: «tuer» (57), «matelas» (62), «alumettes» (64), «mignon» (65), «paresseux» (67), «fatigué» (67), während er «Dommage» (57), «trou» (58), «fâché» (59) nicht versteht) lässt sich schon aus Gründen der Kontextabhängigkeit des Verständnisses nicht nachweisen. Ferner ist wohl jede Argumentation vom Typ: Wer «X» versteht, muss auch «Y» verstehen, von vornherein unsinnig.

[433]Die diachrone Gemeinsamkeit von «gugent» und «volontiers» ist durch die Lautentwicklung verdeckt, im *DRG* s.v. wird das Wort als «ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal des Alpenrom.» gekennzeichnet.

[434]Cfr. unten: «Amo ün *zich*?»/«Volontiers.» (S. 60). Statt der Analog-Form «ün pa» braucht P1 hier das synonyme «ün zich», das seine Frage ohne die starke situative Einbindung unverständlich machen würde.

[435]Zur Verständnissicherung cfr. Wunderlich: «Der minimale Umfang der voll angewendeten Prozedur umfasst [...] drei Schritte: die Bezugsäusserung, die Bestätigung und die Rückbestätigung» (1976:352). Als Bestätigung dient häufig die Frage von P2, die den Beitrag von P1 als Hypothese zu dessen Sinn vollständig übersetzt.

[436]Cfr. unten IV.3.2.

[437]Cfr. Mukařovskýs Beschreibung von «Arbeitsdialoge(n), die durch starke Situationsverschränkung gekennzeichnet seien» (Hess-Lüttich 1981:101) oder Hallidays «primäre Situationsdefinition durch motorisch-operative Tätigkeit, die durch sprachliches Handeln organisatorisch begleitet wird [...]» (ibid. 102–103). Cfr. auch Bühlers «empraktische Redeweise» (Hess-Lüttich 1981:103).

[438]«Begibt sich der Witz in den Dienst entblössender oder feindseliger Tendenzen, so kann der psychische Vorgang zwischen drei Personen beschrieben werden, welche die nämlichen sind wie bei der Komik, aber die Rolle der dritten Person ist eine andere dabei; der psychische Vorgang des Witzes vollendet sich zwischen der ersten, dem Ich, und der dritten, der fremden Person [...]» (Freud 1958:116f.).

[439]Zur Verzögerungsfunktion cfr. Coray-Monn: «Savens entscheiva il discuors direct dil pur cun «mo(o)». Ultra dalla caracterisaziun da quei pur, da siu esser plitost plaun, ha quei «moo» era funcziun frenonta el decuors dil raquent, ei in ritardando.» (1970:13). Die Funktionen von «Mo» und «Moo» (cfr. S. 56, 58, 63, 65) reichen von «Verzögerung», «Abschwächende Bejahung», «Beschwichtigendes Entgegenkommen» – häufig in Verbindung mit der Wiederholung: «Moo, schi schi» (S. 56, 58) oder «Mo schi schi» (S. 56, 65) – bis zu emphatischer Affirmation im Sinne von «allerdings»: «Tu es fatigué?»/ «Moo!» (S. 67). Cfr. auch das verzögernde, überbrückende «Hm» (S. 58, 60, 61). Zu «Hm» cfr. Ehlich 1979.

[440]Cfr. S. 56 , S. 57, S. 59, S. 64, S. 65. Cfr. das Beispiel Posners aus Shakespeares *Heinrich IV* (II,v/4) mit dem Kommentar: «Durch den überbetonten Ausdruck seiner Zustimmung [...] legt Schaal Falstaff den Abschluss des Themas nahe [...]» (Posner 1972:196).

[441]«Verständnisfragen» nennen wir: 1. Fragen nach dem Sinn des als ganzen unverstandenen Beitrags von P1: «Tu dis?» (S. 59) oder nach der Bedeutung einzelner als zentral selektionierter Lexeme (cfr. S. 56, 57, 64) oder Syntagmen (S. 56). 2. Fragen nach der Richtigkeit der Übersetzung-Bestätigung (S. 59, 63). Der Übergang zu Fragen nach dem Wahrheitswert: «Hai, lat.»/«Elle lui donne du lait, c'est vrai?» (S. 65) oder zu Hypothese-Fragen nach dem «Symptomwert» des Gesagten: «Tu es fâché?» (S. 59) ist fliessend. Zwischen «Wort-» und «Sachfrage» gibt es viele Zwischenformen. Cfr. die Beiträge von P1, S. 57, 58, 59.

[442]«Auch in den meisten erfundenen Dialogtexten (wie Dramen, Drehbücher usw.) wird nur relativ wenig von ihnen (den Prozeduren der Verständnissicherung C. R.) Gebrauch gemacht [...]» (Wunderlich 1976: 362)

[443]Abweichungen von der orthographischen Norm: «Alloo!» (51), «Uu!» (63, wohl: «Ouou!»), der Druckfehler «Partuot» (S. 63) und der grammatikalischen Norm: «hereuse t'avoir trouvé» (S. 56), «il s'*en* connaît, lui!» (S. 59, für: «il s'y connaît»).

[444]Die grundsätzliche Tendenz zur Kooperation hebt Lüdi hervor: «Kodedivergenzen bergen die Gefahr vom Nicht-Verstehen oder, schlimmer, von Missverständnissen in sich. Dessen bewusst, bedienen sich beide Partner besonderer Kommunikationsstrategien zu ihrer Überbrückung: – zunächst werden jene Sektoren des Sprachwissens extrem ausgenützt, von denen anzunehmen ist, dass sie von beiden Partnern geteilt werden (z.B. die Tempora des Präsens, eine nominale Syntax, regelmässige Verben, einfache Satzbaupläne, Parataxe, usw.); – daneben wird oft vermehrt auf non-verbale Ausdrucksmittel zurürckgegriffen [...] – dabei kann sehr häufig ein kooperatives Zusammenwirken beider Partner am Gelingen der Kommunikation beobachtet werden [...]» (Lüdi 1987:79f.). Cfr.

auch Lang 1981:199. Ein Gegenbeispiel, Wegauskunft an einen Ausländer ohne *foreigner talk*, gibt Wunderlich: «Zweifellos ist es denkbar (und kommt auch oft vor), dass sich der Auskunftgebende auf den Ausländer «einstellt», indem er von Anfang an einen foreigner talk produziert; dies muss aber nicht so sein. Gerade die etwas statische Vorstellung des «Register-Ziehens» wird durch das Beispiel infragegestellt [...]» (Wunderlich 1976:364).

[445]Cfr. Webers Analyse des Dialogs zwischen «Lewin» und «Kitty» in Tolstois *Anna Karenina* (1988:43f.). «Dabei impliziert ‹Verstehen› eine symmetrische Interaktionsstruktur und eine optimale Übereinstimmung im sozio-psychischen Bereich. Dies bewirkt, dass «Lewin» und «Kitty» es sich leisten können, linguistische Elemente auf ein Minimum zu reduzieren. Sie verstehen sich gewissermassen ohne Worte bzw. bereits bei Wortbeginn.» (1988:44).

[446]«Eir eu nun ha chattà ningüna megldra via co da dramatisar ün raquint ch'eu n'ha scrit avant divers ons». (Stupan 1979: Umschlag o.S.). Im folgenden bezeichnet H 1979 das Hörspiel, E 1982 die Erzählung.

[447]Was er genau verkaufen will ist unklar: zuerst ist von «prà e fuond», «Grund und Boden» (1979:104) die Rede, dann von «bain pauril cun bler terrain», «Bauerngut mit viel Land» (105); die Frau dagegen spricht von «acla», «Maiensäss» (107), der Mann von «chasa», «Haus» (110). Zur Fabel «gescheiterter Verkauf-Wiederaussöhnung mit der Frau» cfr. S. Vonmoos' Erzählung *La vacha cranzla* (in: 1954:47–72), wo ein Bauer die Lieblingskuh seiner Frau verkauft und versehentlich wieder zurückkauft.

[448]Nach Genette handelt es sich um eine «transmodalisation» (cfr. 1982:323–340). Die Hörspielfassung (eine «dramatisation», cfr. ibid. 323–327) ersetzt den homodiegetischen Erzähler durch den heterodiegetischen «Pledader». Bestehende Dialoge werden gekürzt, neue hinzugefügt (cfr. Genette 1982:314–323). Neben der Textsorte wechselt auch der Adressat: im Radioscola-Hörspiel werden Schulkinder direkt angesprochen.

[449]Sein Verhalten erfüllt die von Stierle als Bedingung des Komischen genannte Verbindung von Fremdbestimmtheit und Naivität: «Erst unter der Voraussetzung dieser Naivität, d. h. der Bewusstlosigkeit des Subjekts mit Hinblick auf seine Fremdbestimmtheit, wird diese wirklich komisch.» (Stierle 1976:241).

[450]Zu den Metagraphen cfr. oben IV.3.1. und II.1.2. (Anm. 43).

[451]«Missverständnisse sind für die Dialoganalyse von grundsätzlichem Interesse, weil sie besonders deutlich zeigen, dass der Hörer nicht einfach als Spiegelbild des Sprechers modelliert werden kann, sondern den Äusserungen des Sprechers seine eigenen, mehr oder weniger verschiedenen Bedeutungen zuordnet.» (Faust 1989:137).

[452]Weggelassen ist der Turn. «Monsieur, j'achète...»/«Co, mösa dscheta?». Zu den schwer zu erklärenden Modifikationen gehört die Dialogeröffnung (in allen Dialogen) durch den Bauern: «Hallo!» (1982)/«Allo!» (1979), die Wiederholung von «qui parle?» als «Che kip*a*rl» (1982), «Che kip*e*rl?» (1979). Auf Anfrage erklärt der Autor, es müsste beide Male «kiperl» heissen (Brief 3.2.93).

[453]Zur «Fehlertoleranz» als mögliche Reaktion auf Xenismen cfr. Ehlich 1986:53. Sie wäre hier umso angebrachter, als dass der «Fehler» die Verständigung nicht beeinträchtigt, ja nicht einmal erschwert.

[454]Im Hörspiel (cfr. 1979:7) dagegen und in der Wiederholung des Turns in der Erzählung macht der Deutsche zweimal denselben Fehler: «Jatschen». Der Autor hält fest, dass das erste «Jaschen» kein Druckfehler ist (Brief 3.2.93).

[455]Gegenstand dieses Staunens ist gleichzeitig die Grösse der Welt – der sesshafte Bauer kennt die Geographie nicht- und die diese «verkleinernde» moderne Technik. Im Hörspiel ist die Inkompetenz des «Hinterwäldlers» akzentuiert: «Hamburg? Moment...Moment...wo ist das?»/«Doch in der Bundesrepublik, Herr Jatschen!» (1979:7).

[456]Der Xenismus im Eigennamen ist offensichtlich ein Topos: cfr. oben IV.1.2. und IV.2.1.

[457]In der Erzählung sagt der Deutsche: «Der Preis spielt überhaupt keene Rolle nicht!» (1982:110) erst im Schlussdialog.

[458]Als Abweichung von normgerechterem «einfach so» kann «nur so» («und jetzt möchten Sie den Hof kaufen... nur so» (1982:107) auf wörtliche Lehnübersetzung von üblichem und häufigem «be uschea» zurückgeführt werden. Ob dies die entsprechende Streichung im Hörspiel (mit) begründet hat? Das auffällige «*von* Hamburg» (für: «aus Hamburg») übernimmt der Bauer aus der Rede des Deutschen (Cfr. 1982:107); es liegt hier also ein Xenismus des Erzählers vor, nicht dessen Simulation.

[459]«Ums Himmels Willen» (1982:107) ist im Hörspiel korrigiert: «Ums Himmels willen» (1979:7), «Ahà» (1982:107) kommt im Hörspiel nicht vor.

[460]Die Dekodierung von «schutlaic» als chinesisch ist vielleicht durch die lautliche Ähnlichkeit von isoliertem «Schu» («Chou») und «Lai» begründet. Zu Pseudo-Sprachen oder imaginären Sprachen cfr. oben II.2.3.

[461]«Aha, Italiener», denke ich, «da muss man aufpassen.» (1982:108), im Hörspiel verdichtet zu: «Ohà, talians!», «Oha, Italiener!» (H:10). Dass sich bei der Bearbeitung auch Fehler einschleichen können, zeigen falsches «piutosto» (H:10) gegenüber richtigem «piuttosto» (E:108) und falsches «voliamo» (H:10 und E:109) gegenüber richtigem «vogliamo» (E:109).

[462]Der konnotative «Inhaltssinn» (oder die «Inhaltssubstanz»), die mit Sprachen verbundenen sozialen Vorstellungen, Urteile etc. werden von Hjelmslev als Gegenstand der Konnotationstheorie ausgeklammert. Die hier konnotierte «Italianität» wäre nach Trabant als «Inhaltsform» (cfr. 1970:28f.) zu betrachten. Ausführlicher dazu oben II.1.2.

[463]Cfr. Spillners Typologie von «Gesprächssituationen hinsichtlich des Faktors ‹Zahl der Gesprächsteilnehmer›» (1980: 280f.). Cfr. Hess-Lüttich 1981:113, wo diese Konstellation als eine der «typischen Grundkonstellationen des Dramas» aufgeführt ist. Im Hörspiel hat die «Kollektiv-Szene» weniger Teilnehmer (der Romane fehlt), die Schlägerei fällt weg, die Fremden verabschieden sich: «Talian: Adio, (sic!) signor Carlino./ Inglais: Good bye, Mister Carline./Frances: Bonjour Monsieur./Tudais-ch: Wiedersehn... Herr Jatschen!» (1979:12).

[464]«Da vender – ün bain pauril cun bler terrain, in pusiziun bella ed accessibla, cun garanzia per ün cumadaivel attachamaint a l'infrastructura! [...] «He», n'haja fat be dapermai e dat üna risadina da satisfacziun. La prüma jada in ma vita tegna in man alch agen stampà, ed eu sto dir cha quaist text am para dad esser portà dad ün stil... dad ün stil elevà: accessibel... infrastructura!» (1982:105). Im Hörspiel entwickelt sich ein Streit zwischen dem Bauern und seiner Gattin, weil diese das Inserat als «tarlondas» («Geschwätz») bezeichnet (1979:6). Den Hinweis, der Stil sei «elevà», quittiert sie mit: «Elevà! (Suosda) Huaa! Buna not.» (1979:7).

[465]Zum dialektischen Verhältnis von Dialog und Handlung im Drama cfr. Pfister 1988:24.

[466]«Wortverdrehungen» im Munde von Bauern cfr. etwa Ruzzante, *Moscheta* (Prolog und passim); signifikanter Gegensinn (der Bauer missversteht «Pan» als «pan», «Brot») in Ruzzante, *La Pastorale* (Scena XI). «Wortverdrehende» Diener z.B. in Aretino *La Cortigiana*. «Wortverdrehungen» auch in G.C. Croce, *Bertoldo Bertoldino* (1608), vor allem aber in den Reden Arlecchinos und Pulcinellas in der Commedia dell'arte.

[467]Cfr. unten VI.2.

[468]Cfr. Walther 1993:278f. Zum Reim cfr. oben II.1.2. (Anm. 44).

[469]Cfr. die Typologie von Plett: oben II.1.2. (Anm. 43). Metagraphie, Homonymie und Synonymie können auch in «zwischensprachlichen» Wortspielen vorkommen und im Sinne von Pletts «context-bound metamorphemes» (1985:70) rhetorisch wirksam werden.

[470]Die übliche Definition beinhaltet nur die Homophonie: «Der Reim (la rima) besteht im vollkommenen Gleichklang des Versendes vom letzten betonten Vokal an: pianto – tanto. Ist der Gleichklang nicht vollkommen, so liegt Assonanz vor.» (Elwert 1984:79). Zu entsprechenden Konzessionen cfr. ibid., S. 80. Reimdefinitionen, die «positionsbedingte (rhythmische) und euphonische (klangliche) Äquivalenzen» verbinden, referiert Lotman 1986:179f.

[471]Auffällig wären also: 1. weder homophone noch homographe «Reime»; 2. nur homophone Reime; 3. nur homographe Reime. Cfr. Braslemanns Typen der Abweichung vom Normalparadigma (1981:238, oben 11.1.2.). Graphisch auffällig sind sowohl korrekte Graphien von fremden Einheiten, wie durch «phonetisierende» oder andere Metagraphie abweichende Graphien romanischer Einheiten. Zur Beurteilung der Homophonie wird von der Norm des zeitgenössischen Lesers ausgegangen, was im Falle von Planta, dem Reime wie «fin»-«Engadin» mit Sicherheit als «unreine» bewusst waren, keine Schwierigkeiten macht. Bei Chasper Po kann ein Reim wie «patriot»-«Verbot» aufgrund der Deutschkenntnisse des Autors und seiner Generation durchaus als homophoner intendiert sein. Zur interferentiellen Angleichung der Vokallänge cfr. Weinreich 1977: 33. Nach Ecos Unterscheidung zwischen «intentio auctoris», «intentio operis», «intentio lectoris» (cfr. 1990:22–25 und 110–113) wird die erste also nicht berücksichtigt. Wie üblich wird nicht nach der Intentionalität, sondern nach der Funktionalität gefragt.

[472]Als Reimspielereien werden in den Reiminventaren «sprachinterne» Abweichungen durch Vokal- und Konsonantenersetzung, Sistole-Diastole, Spaltreim und Tmesis etc. aufgeführt. Cfr. die Systematisierung in Elwert 1984:89–98 und Mortara Garavelli 1989:123.

[473]Cfr. Lotman 1986:181–183, wo vorgeführt wird, dass wir den Klangwert (phonetisch und rhythmisch identischer) tautologischer und homonymer Reime verschieden auffassen. Daraus schliesst Lotman: «der musikalische Klangwert des Reims leitet sich nicht nur aus der Phonetik, sondern auch aus der Semantik des Wortes her.» (ibid. 183).

[474]Beccaria spricht von «relazione semantica tra le parole-rima, che coinvolge non solo i due termini che la costituiscono, e non solo l'intera linea del verso (poiché le parole-rima emergono semanticamente connotate dal contesto), ma l'intero àmbito contestuale di un componimento il quale interviene a potenziare i significati linguistici delle parole in rima.» (1975:32, cfr. ibid. Anm. 25).

[475]Cfr. Po 1996. Zur Biographie von Chasper Po cfr. Ch. Pult 1938, Augustin 1938, J. Pult 1975. Generelle Einflüsse der italienischen Literatur auf Pos Werk hebt Ch. Pult hervor (cfr. 1938:24). Zur Anlehnung seiner Sprache ans Italienische cfr. J. Pult 1975:220. Zu sprachlicher Zensur und «Entitalianisierung» in den gedruckten Texten von Chasper Po cfr. Riatsch 1995.

[476]Famos betont den humoristischen Charakter von Person und Werk Pos und den umgangssprachlichen Stil seiner Texte: «Bain il meglder rapreschantant da l'umur illa poesia ladina es Chasper Po, da Sent. [...] Chasper Po es poet umoristic tras e tras. Tant in seis cuntgnü sco in seis stil. El douvra la vaira lingua chi's doda sün via tanter duos chi vöglian as far rier tanter pêr.» (1965, o.S.). Augustin verneint den satirischen Charakter der Verse mit dem Hinweis, dazu sei Po zu gütig gewesen: «Satira? Na, per quai eira Chasper bler massa bun, massa resguardus, el nun avess mai vuglü ne pudü far per mal a qualchün [...]» (1938:66). Zum «Humor» von Po cfr. A. Peer 1966:436. Chasper Pult legt den Akzent auf die Satire: «[...] seis gener bod exclusiv ais la satira.» (1938:23). Bezzola kombiniert die beiden Attribute in einem Hinweis auf intertextuelle Einflüsse: «Po avaiva bger imprais dals sonetists taliauns umoristics e satirics.» (1979:381).

[477]«Il poet scugnoschü da no. Forsa pervia cha as soula fosamaing taxar la poesia umoristica sco inferiura.» (Famos, 1965: o.S.). Im Jahre 1930 betrachtet Bezzola die beiden

Poeten Eduard Bezzola (1875–1948) und Men Rauch (1888–1958) als «ils duos sulets umoristics da valur cha possedains hoz in Engiadina.» (1930:52).

[478]«Quella serainità d'orma e quella constanta buna glüna l'accumpagnettan fin la fossa e dettan naschentscha a bleras – bler plü bleras co quellas cognoschüdas e publichadas – da sias poesias, fand dad el il Giusti da la litteratura rumantscha.» (Augustin 1938:169). «E quel umur e quel spiert! Ingio ir a chattar tant temp e tant palperi per metter in scrit be üna pitschna part da tuot quellas filistoccas e glünas ed inspiamaints chi faivan squassar dal rier a tuot la cumpagnia?» (Ch. Pult 1938:23).

[479]*A Peider Lansel in risposta ad ün seis sonet. Sonet a P. J. Derin.* Text nach undatiertem, allographem Manuskript aus dem Nachlass Po (cfr. 1996:55). Variante in *ASR*, IL 1935:100. Cfr. dazu Lansels Text in A. Peer (Ed.) 1966:150 und Peers Kommentar: ibid. 436f. Zum «rimader» cfr. Augustin 1938:167.

[480]*1. Nicht homophone, nicht homographe Reime:* «desperar» : «Piquart!», «Transvaal» : «pal», «kanoppel» : «Constantinopel» (1899); «J. C. Heer» : «bacher» (1900); «Kevlaar!» : «tadlar» (1904); «tiran» : «defiliren», «plaschü» : «Merci!», «autograf» : «paff» (1913); «malefiz» : «Moritz!», «rigur» : «Dufour» (1900). *11. Homophone, nicht homographe Reime:* «pro no» : «Droz», «tregants» : «cranzs» (1899); «Rousseau» : «sü da cho!», «lö» : «monsieur», «ais» : «edelweiss», «Tagblatt» : «il fat», «Achselklappen» : «clappan» (1900), «colonel!» : «Tell», «fö e sang» : «Engadinerbank», (1913), «Fahrplan» : «furlàn» (1915); «svelt» : «Kirchenfeld», «Postbureau» : «inavò» (1917); «ghiribiz» : «Moritz», «Moritz» : «afflitts», «grits» : «Moritz», «pizz» : «Moritz», «Moritz» : «stitts», «witzs» : «Moritz», «Moritz» : «witzs!» (1920); «fazil 's rimess» : «l'embarras de richesse» (1925); «stuts» : «Prutz» (1933/34); «comme il faut» : «Chasper po» (sic! 1935). *3. Homographe, nicht homophone Reime:* «chanzun» : «Thun» (1899); «tenentin» : «Berlin», «plaschessa» : «tressa», «Rat» : «aristocrat», «declamand» : «Heldenvaterland» (1913); «deblet» : «Dekret», «Dekret» : «schluppet», «wohlgemut» : «tut» (rom.) (1917); «fierr» : «miltonerr!», «So etvas!» : «sün mes nas!», «metter?» : «Himmelherrgottdonnerwetter», «Sent?» : «Potzsakerment!» (1920); «patriot» : «Verbot», «C. Pò» : «da bürò» (1933/34, 1935). Fälle wie «ais» : «Edelweiss», «Moritz» : «witz», «witz» : «Moritz» können durch Interferenz oder rhetorische Diastole (dazu Elwert 1984:52f., Mortara Garavelli 1989: 125f.) zu homophonen Reimen werden.

[481]Reime zwischen schriftsprachlichen und «dialektalen» Einheiten: «fadia» : «ja» (statt: «giaja», cfr. Po 1996:44); Reimspielereien mittels Vokalersetzung: «srantuns» : «gramofuns» (1935); Konsonantenersetzung: «galopps» : «foxtropps!» (Po 1996:23); Reime mit autonymen Morphemen: «col ‹em›, col ‹mus›, col ‹mo›» : «vegna pro» (Po 1996:59); «errurs, opür erruors,» : «plurals con «urs» co quels cun «uors» (Po 1996:44).

[482]Zu den «Namenentlehnungen» cfr. Tesch 1978:136f. Zur Entlehnung von Fluchwörtern und Kraftausdrücken cfr. oben 11.1.3.

[483]Cfr. Po 1899. Auszugsweise publiziert und kurz kommentiert in Po 1996:64–68.

[484]Zu «kanoppel» cfr. *DRG* s.v. «canipel» mit der u.eng. Form «canoppal», die als Lehnwort aus tirolerdeutschem «*Knoppl*, Dim. zu *Knappe*» beschrieben ist. Zum Vokaleinschub zwischen [k] und [n] wird auf den analogen Fall «canedel» (aus: «Knödel») verwiesen. Zu «-òppel» cfr. «moppel» Taggart (s.v.), das allerdings [o̤] hat. In den Suffixlisten des *DRG* finden sich unter: -el (dt. ; l-tirol.) «campel» und «haspel» als einzige Beispiele für eine «p-el»-Endung eines tirolerischen, bzw. schweizerdeutschen Lehnwortes. Für das Surselvische ist die Wortendung «-oppel» nicht belegt: cfr. Lutz/Strehle 1988.

[485]Die deutsche Form des Ortsnamens ist um die Jahrhundertwende schriftsprachlich weit geläufiger als heute, nach der konsequent durchgesetzten «Reromanisierung» der Ortsnamen. «Scuol» («Scuol sot») findet sich

zweimal in Chasper Pos *Per l'album dal Restaurant Biert*. Cfr. Po 1996:23.

[486]Text nach undatiertem Typoskript; Po 1996:84f. Variante in Chasper Po 1933/34:23.

[487]J. Pult spricht von «vers [...] dvantats bod proverbials.» (1975:220) und scheint damit Chasper Po als Urheber dieses allgemein verbreiteten «Sprichwortes» (cfr. Lössi (Ed.) 1986:63, nr. 613) anzunehmen.

[488]Cfr. Ch. Po 1899:346, wo die Eisenbahn als «Institution» mit dem Italianismus «las ferratas» bezeichnet wird, der Zug mit «tren»: «Gnarà il tren sün lungas glischas schinas,» (S. 346). Spescha bemerkt, dass die «Dorfältesten» von Domat/Ems trotz aller Sprachpflege «für den Zug weiterhin i zug [...]» sagen. (1987:96).

[489]*Silvester 1900*, in: *ASR* XV, 1900:283–298, S. 285 (10. Strophe). Die Rede ist vom französischen Ministerpräsidenten Pierre Waldeck-Rousseau (1846–1904), der 1899 als Ministerpräsident des «bloc républicain» (Radikale und Sozialisten) an die Macht kam und bis 1902 im Amt blieb. «Cha *l'oter* [...]»: vielleicht die Dreyfus-Affäre (cfr. Po 1899:343f.). «Realist» hier im Sinne von «Royalist».

[490]Cfr. Elwerts Bemerkung zum Reim in der Barocklyrik: «Schwierige Reime und seltene Reimwörter wurden in der Barocklyrik wieder beliebt, als Überraschungseffekt und als Lautspielerei.» (1984:82).

[491]Cfr. Mortara Garavelli, die auf den Reimzwang zurückgeführte Fremdwörter, Dialektismen, Archaismen als «metaplasmi per sostituzione» unter die rhetorischen Figuren einreiht (cfr. 1989:123).

[492]Chasper Po, *A la brunzina presidenziala* (1938[1], 1996:22). «Regretter» ist ein belegtes Lehnwort: cfr. *Pa* s.v., dessen Fremdheit hier durch die ironische Kodezuweisung reaktualisiert wird.

[493]Manuskript 1920, erste Veröffentlichung in J. Pult 1975:221–236, jetzt in Po 1996:112–129. Ob endbetontes «Morìtz» auf interferenzbedingte Angleichung oder auf rhetorische Diastole zurückgeht, ist nicht zu entscheiden.

[494]Weder von *Pa* noch vom *DRG* registriert. Italienisches «ghiribizzo» wird auf althochdeutsches «Krebiz» (Krebs) zurückgeführt.

[495]Cfr. Po 1996:112, 121, 124, 125, 126; im Binnenreim 1996:128. Das Lehnwort: «witz» (auch: «wiz» und «viz» geschrieben) ist von den Wörterbüchern (*P*, *T*) nicht registriert. Für «Witz» gibt *PG*: «spass», «sgnocca», «spiert». In homophonen, aber nicht homographen Reimen findet sich «Moritz» mit romanischen Einsilbern: «grits»:«Moritz» (1996:115); «pizz»:«Moritz» (1996:120), aber auch mit gelehrten Entlehnungen aus dem Italienischen: «afflitts»:«Moritz» (1996:123) und «malefiz»:«Moritz» (1996:117). Zu «afflitt» cfr. *Pa* s.v. «afflict-a». «Malefiz», zu it. «malèfico» ist von *Pa* nicht aufgeführt (cfr. aber «malefici», «Missethat» und «maleficier»).

[496]Text nach Manuskript Ch. Po 1920; cfr. Po 1996:127. Die von J. Pult korrigierte, gedruckte Fassung hat die Einschübe der graphischen Norm des Französischen angepasst: «Quist es massa, *sacrebleu*, [...] Eu nu'm lasch far our cul fier,/*sacrebleu* e *mille tonnerres*!» (1975:226). Die Metagraphie ist gerade im Zusammenhang mit französischen Elementen ein beliebtes (komisches) Mittel: cfr. oben IV.3.1.

[497]Cfr. oben II.1.3. Im Unterschied zum Paten spricht Tolstois Waniuscha französisch, «nur, wenn er guter Laune ist» (Horn 1981:230).

[498]Text nach Manuskript 1920. Cfr. Po 1996:123f.

[499]Text nach Manuskript 1920. Cfr. Po 1996:116.

[500]Bei «filaus» handelt es sich nicht um das vom *DRG* (s.v. «filau») registrierte Adjektiv, sondern um einen adaptierten Surselvismus: von surs. «vilau»: «zornig, aufgebracht» (*VD* s.v.), der weder vom *DRG* noch von den engadinischen Wörterbüchern registriert ist. Auf die surselvische Herkunft deutet auch das «-s» am prädikativen Adjektiv, das nach Moser als «morphematischer Xenismus» (cfr. 1996:67ff.) einzustufen

wäre. Cfr. dazu Arquint 1982:282 (unten, Anm. 609).

[501]Cfr. unten zu *Advertimaints*, wo von einer für Fremdeinschübe verhängten Strafe die Rede ist. Zu Moderierung und Selbstkorrektur unten v.2.2.

[502]Die ironische Zuweisung der Verantwortung an die Figur verstärkt die Fiktionswirkung des Textes und könnte in narratologischer Hinsicht als «Metalepse» beschrieben werden.

[503]Chasper Po 1933/34:20f. Eine zweistrophige Variante davon in *ASR* IL, 1935: 115. Cfr. Po 1996:20f.

[504]Ausführliche Erörterungen hierzu und zur ganzen Strophe in Riatsch 1994:57f.

[505]Cfr. Kerbrat-Orecchionis Erläuterungen zu «le stationnement ici est ‹verboten›» (1977:102, oben Anm. 383).

[506]Offenbar auch in vorbetonter Silbe: cfr. die phonetisierende Transkription von «Vermessungszeichner» als «FARMESSUNGXZAIHNER» in Andry 1982:7. Cfr. unten v.2.2.

[507]Text nach allographem Manuskript aus dem Nachlass von Chasper Po. Datum: «Triest 26 Mai 1915». Cfr. Po 1996:25.

[508]Zu den Diastole-Reimen oben, Anm. 480.

[509]Cfr. Freuds Erörterungen über die «mehrfache Verwendung des gleichen Materials» (1958:26ff.).

[510]«D' tamburs srantun, fanfaras e paradas/Que in Germania ais pan d'imminchadi:/ Là as festeggia tuot con chanunadas:» (1900:287). «Pero que as sto dir: sch'eir aint nell'ossa/Han ils Tudais-chs il microb militar, /Els non neglegian, sco l'istoria muossa,/Que cha d'ün stat modern 's po dumandar,» (1900:287).

[511]Realistisch wäre hier die Lehnkonstruktion: «fat il drillen». Zwischen Hilfsverb-Adverb und Partizip habe ich noch nie eine Kodeumschaltung beobachtet. Cfr. E. und M. Mc Clure 1988:41, wo eine Umschaltung zwischen Hilfsverb und Verb (sächsisch/deutsch) als «violation of the constraint on switching between auxiliaries and main verbs» (1988:43) eingestuft wird.

[512]Der Text findet sich auf einer Einladungskarte zur Versammlung der «Uniun dels Grischs secziun Triest» (Sonntag, 7. Dezember 1913). Cfr. Po 1996:86.

[513]Text nach undatiertem Typoskript aus dem Nachlass von Chasper Po. Cfr. Po 1996: 43f.

[514]Der Gebrauch von Neologismen, Archaismen, Fremdwörtern und Dialektismen wird von Mortara Garavelli u. a. auf den Reimzwang zurückgeführt: «Tutti quanti legittimati o dalla necessità di introdurre parole nuove per nuovi oggetti e nozioni [...] o da esigenze letterarie (per es. di rima, dal Medioevo in poi [...])» (1989:123). Cfr. die folgende Stelle aus Pos Busch-Übersetzung, wo eine «um des Reimes willen» falsche Angabe ironisch kommentiert wird: «el nu dumandeva letta/co fümar sia püpetta.../Mo quest di be per la rima: –/esser derla üna da s-chima» (Po 1996:117).

[515]Cfr. oben III.1.2.

[516] Vallader: «ieu»:[iou] vs Puter: «ieu»: [ia]. Cfr. die unorthodoxe Schreibweise: «Adiou» in V.35.

[517]Nach undatiertem Typoskript aus dem Nachlass Chasper Po. Cfr. Po 1996:59.

[518]Der Streit fällt in die Zeit der «Orthographie-Reform». Pult fasst ihn zusammen: «Per granda furtüna ans gratiet da far acceptar a seis temp *-issem* al lö da *-ismo* chi nun ais neir ella üna soluziun propi ideala, dumandand nossa fonetica ün *-isem* cun *s* sonor sco in rösa, mo vis las düras resistenzas da bleras varts, as pudaiva esser cuntaints d'esser rivats almain tant toc inavant.» (1941:18). Pallioppi gibt die beiden Formen: «reumatismo» und, als volkssprachlich, «rumatismo». Melcher fordert schon 1906, schriftsprachliche Endungen auf auf -o/-u/-e seien als nicht-romanische zu eliminieren (1906:204).

[519]Text nach *ASR*, IL 1935:118. Eine Variante davon lautet: «Ils vers non sun güst «comme il faut»/Ma minchün fa be quai ch'el/Po.» Als Motto auf einem undatierten Typoskript von C. P. *Our da la Stradella.*

[520]Von Mortara Garavelli unter den Substitutions-Metaplasmen aufgelistet: «Hanno le carte in regola per entrare nella sottoclasse dei metaplasmi per sostituzione parziale molti calembour, poetici, enigmistici, o confezionati per alimentare motti di spirito, barzellette, equivoci e doppi sensi satirici ecc.» (Mortara Garavelli 1989:130). Cfr. Gruppo μ 1976:71–97.

[521]«Besonders gern werden lobende und tadelnde Ausdrücke genannt, die zu einer Wortfeldbereicherung führen: *nett, famos, süperbe, grandios.*» (Tesch 1978:210). Cfr. oben 11.1.3.

[522]Nach einem Typoskript aus dem Nachlass von Chasper Po mit dem Datum 10/VIII/17. Jetzt auch in Po 1996:89f. Laut Augustin fiel Po das Verfertigen von Reimen sehr leicht: «Chasper Po avaiva üna straordinaria facilità da chattar per sias poesias l'argumaint e la rima, eu crai ch'el faiva vers cun main fadia co nus prosa, scrivand be adüna inavant.» (Augustin 1938:170). Entsprechend häufig seien daher gereimte Briefe: «[...] uschè fluids cuorran quels vers, e tuot las producziuns occasiunalas e tuot sias infinitas chartas scrittas in rima, eu craj bod plü co da quellas in prosa!» (Augustin 1938:171).

[523]Gedruckte Fassung mit dem Titel: *Per il I chamuotsch/cha meis neiv Cla, als 8 corrent ha sajettà. (Our dal daquint da Barba Chasper.) 29.9.1917.* in: *Gazzetta Ladina* 1934, nr. 38. «A Bern, al svizzer parlamaint,/ qua sezzan cumischiuns,/per far il provisiunamaint (da lat, chaschöl, schambuns)./Ma'l resultat ais spess deblet:/Suvent vain our be ün decret. [...]» etc.

[524]Die Korrektur ist eine typische «Entitalianisierung», wie sie von den Herausgeber-Korrektoren von Chasper Po in sehr vielen Fällen vorgenommen wurde. Ausführlicher dazu Riatsch 1995.

[525]Die Regelmässigkeit ist sehr weitgehend, aber nicht vollständig: V.9–10 sind romanisch, in den Versen 15 und 25 wird innerhalb des Verses umgeschaltet, Vers 27 enthält einen mit Anführungszeichen markierten deutschen Einschub.

[526]Die Schaltstellen fallen auffallend häufig mit syntaktischen «Schnittstellen» zusammen: Nach Satzende: v.4/5; 8/9; 10/11; 12/13; 18/19; 29/30; in Einschüben zwischen Klammern: V.22; zwischen Antezedent und Anapher: V.1/2; nach (kataphorischem) Doppelpunkt: 3/4; 5/6; zwischen HS und NS: V.19/20; 27/28.

[527]Solche wären eher in den deutschen als in den romanischen Segmenten zu finden. Die Graphien: «wolgemut» (V.11), «ein bischen» (V.15) gehen wohl auf Tippfehler zurück, «Comissionen» (V.2), «per Paquet» (V.16) zeigen möglicherweise tatsächliche orthographische Unsicherheiten, «im Beiz» (V.22) ist weder ein interferenzbedingter, noch ein simulierter Fehler.

[528]Mit der Variante: «Hoz faina fest'a Sent – mit Musikanten». (Notiz in *Fögl Ladin,* mardi, 25.8. 1992). Text in Stupan 1975: 107, wo der Text einem «Cla Stupan, nomnà Cla da Porta» zugeschrieben wird. M. Bardola sieht darin einen Fehler oder einen «campanilismo stupaniano» und schreibt denselben als «*pasquil* (poesia sfottente)» (1987:87) bezeichneten Text Chasper Bardola (1831–1919) zu. In Chasper Pults *Papparin* singt die Sentner Jugend ein Lied, das die Sprachen ebenfalls versweise alterniert: «Ein grosser Herr des Richteramts,/quel get üna vouta a Tschlin» (1954:25). Beispiele für «alternating stanzas in Dutch and French» in einem niederländischen Volkslied gibt Baetens Beardsmore 1978:93.

[529]Augustin spricht von einer grösseren Anzahl unpublizierter und unbekannter Gedichte des Autors: «bleras – bler plü bleras co quellas cognoschüdas e publichadas – da sias poesias [...]» (Augustin 1938:169).

[530]Zu Leben und Werk cfr. Bezzola 1979: 623f., Deplazes 1993:10, 14, 22–24, 271, Catrina 1983:194f.

[531]Cfr. die folgende programmatische Erklärung Plantas: «[...] eu cumbat be per amur da la chosa; per la dostanza da nossa schlatta rumantscha, da nossa val, da nossa patria, mo eir per ün pa daplü güstia sül muond.» (Planta 1973:9f.). Von «fast mani-

scher Kritik» an der Umweltzerstörung spricht Planta selber: «[...] s'impaissa ch'eu pudess schmetter da critichar in möd bod manic tuottas variantas da la destrucziun da l'ambiaint cun tuot sias consequenzas [...]» (Planta 1975:10). Bezzola spricht von: «rimas satiricas e polemicas cunter il sdischagiamaint da la natüra, cunter la degeneraziun da la cultura rumauntscha, ma chi tuochan eir otras dumandas da caracter naziunel ed internaziunel.» (1979:623). Deplazes sieht in Plantas Werk die neuzeitliche Tendenz des Tabu-Bruchs verwirklicht: «Im Geiste der Neuzeit begann auch in der romanischen Literatur der Kampf gegen Tabus und heilige Kühe. Einer dieser Streiter war Armon Planta mit seinen Satiren.» (1991:496).

[532]«Displaschaivelmaing sun bleras poesias satiricas, quella jada amo actualas, intant dvantadas be plü commentars dal passà [...]» (Planta 1982:9) Cfr. dazu Walther 1993:814.

[533]In seinen *Tampradas* hält der Autor fest: «Ün premi litterar per las «Amarellas» chi loda specialmaing mia lirica, m'ha dat il curaschi da publichar quista jada daplü poesias da quel gener. I's tratta per part da roba fich persunala [...]» (Planta 1975:9). Bezzola lobt den elaborierteren Charakter von Planta 1975 und findet zu den «lyrischeren» Gedichten: «In fat haun quaistas poesias da caracter pü intim e persunel, inua cha tschauntscha l'orma e na be il spiert critic, ün caracter pü poetic.» (1979:624). Zu *Pommaraida* schreibt Gartmann: «I's invlida suvent cha davo l'autur da satiras, poesias politicas e criticas as zoppa eir ün liriker sensibel chi tocca chantins plü fins, bainschi sainza dvantar sentimental.» (1982:270).

[534]Im Vorwort zu *Pommaraida* heisst es: «Tuottas duos collecziuns ed uossa eir quista terza cuntegnan sper üna part lirica eir üna part divertaivla. Zuond quista nu voul esser alch «non plus ultra». [...] Lura daja in quista sparta eir tagninarias divertaivlas chi's permettan da giovar culla lingua.» (Planta 1982:9).

[535]*1. weder homophone noch homographe Reime:* z.B. «tmüch»:«Tütsch», «gredt»:«net», «stupend»:«establishment», «Baal»:«chapital» (1973); «aviun»:«schewinggum», «S-chanf»:«Kampf», (1975), «Haidiländ»:«chaunt»:«rumauntsch», «bler»:«blaghör»; *2. homophone, nicht homographe Reime:* z.B. «viz»:«pizs» (1973, 1975, 1982), «BS. AG»:«bê!», «Marx»:«Marks», «tric»:«Wick», «bê»:«VW», «Lebewohl»:«Tirol!» (1973); «ardits!»:«viz», «Schlumpf»:«trumf», «pail»:«Heil», «trax»:«magliacs», «salvà»:«Allah», «majestà»:«il schah», «Sep»:«handicap», «zvic»:«Blick», «St. Moritz»:«viz» (1975); *3. homographe, nicht homophone Reime:* z.B. «potent»:«establishment», «fin»:«Engadin», «fort»:«schmort», «Oberengadin»:«Savognin», «mérit»:«quit», «pop»:«autostop», «Irac»:«perbac!» (1973); «destin»:«Oberengadin», «Potemkin»:«Engadin», «pair»:«Jeanmair», «boc»:«schmoc» (1982); *4. Homophone und homographe «zwischensprachliche» Reime:* z.B. «effet»:«net» (für dt. «nett»), «svilup»:«tup», «viz»:«piz», «sgrafit»:«nit» (1973); «Cuoira»:«Planoira», «Kultur»:«suotsur», «Handel»:«schandel», «schaics?»:«spaics?», «creanza»:«panza» (1975); «tip»:«dschip», «barmör»:«schofför», «pnö»:«nö», «sbrü»:«paraplü», «stress»:«jess», «keu»:«darcheu», «ajatolla»:«es be nolla», «blaghör»:«malör» (1982).

[536]Cfr. *1.* «dumond»:«querulant», «schaschin»:«suldüm», «dumengia»:«laungia», «ans»:«vaunz» (1973); «baschattas»:«adequatas», «zoppa»:«Europa» (1975); «sâts»:«bainplazzats», «privlus»:«Russ» (1982); *2.* «via»:«Dieu», «undschieu»:«bürocrazia», «Silvaplauna»:«sauna»:«crema» (1973), «Zernez»:«dalets» (1982); *3.* «sport»:«tort», «botta»:«fotta», «baroc»:«barloc», «malquiet»:«let», «mera»:«bobera» (1973), «barloc»:«boc», «parturescha»:«far pescha», «cudaschet»:«let» (1975); «servis»:«skis» (Diastole), «crom»:«süsom», «Sar Taloc»:«cuora amoc», «spinus»:«luxus», «lengia»:«Dumengia» (1982). Cfr. auch *Reime zwischen Schriftsprache und «Dialekt»:* «carikettas!»:«spettas?» (Scuol), «applaus»:«faus» (1973); «Begver»:«scregver»:«beg-

ver» (1973, 1975); «bear»:«dar» (1975), «âts»:«qualitats» (1982).

[537]So etwa: *Vokalersetzung:* «Adom»: «prüm hom», «svaneccal»:«pecal», «ché»: «tscharvé», «microfun»:«tel'vischiun», «ünguotta»:«pamparuotta» (1973); «prograss»:«schlass», «Cuira»:«parsuira», «cultüra»:«gianüra», «vain söla-»:«maing l'öla», «ide-ol»:«unic pol», «nöbel»: «automöbel», «nossa bomb'»:«il culomb», «Samignun»:«savun»:«benzun», «Jon Carl»:«marl» (1975); *Konsonantenersetzung:* «sonata»:«inventata», «Suprastonza Romonza» (Binnenreim im Titel) (1982); *Sistole und Diastole:* «pac flà»:«e cet e cetera!» (1975); *Spaltreim:* «Malögia»:«lö già»:«alögia» (1975); *Tmesis:* «vain söla-»: «maing l'öla», «dumanda»:«vain be Chalanda-/marz...» (1975); «in gamba»: «stramba»-/rias», «Per ir in Sviz-/ra- che viz-/na- scandal» (1982). Schliesslich finden sich auch *Reime mit Archaismen und Neologismen:* «Deis»:«peis», «blamascha»:«curascha»:«bagascha» (1973); «chativs»:«subversivs» (1975); «extremità»:«pet spailà» (1973), «lobbyists»:«pro-grassists», «scrupels»:«quadrupels», «trax»:«magliacs» (1975); «autoist»:«da quist», «uder»:«bögl chüler», «spera»:«Cincera» (1982). Zu «spera» cfr. Walther: «um des Reimes willen erfindet er Wörter (z.B. ‹ed orma spera/Ernst Cincera›; wahrscheinlich *disperà* ‹verzweifelt›)» (1993:815). Eine andere Möglichkeit wäre die weibliche Form zu: «spêr» adj. «ungerade, unpaar» (*P* s.v.).

[538]Im Falle von «tip»:«dschip» steht die Schreibweise in Kontrast zu *PG* «jeep», während die Homophonie die interferenzbedingte, nicht immer eindeutige Kürzung des [i] voraussetzt.

[539]Cfr. das auffallend häufige Reimwort «viz» («Witz»; bei Po noch «witz»), dessen Stilwirkung vom Unterschied zwischen umgangsprachlicher und schriftsprachlicher Norm (kein Eintrag in *P, T, PG*) herrührt. Die Schreibweise «viz» kann als Indiz der Integration des Lehnwortes oder als Indiz von «Indirektheit» («‹viz›, wie P. schreiben könnte») gelesen werden. In Reimposition kann der Bezug zum andern Reimwort und zum Kontext den Witzcharakter der «viz»-Reime manchmal eindeutig hervorheben.

[540]Für «Pneu» geben die Wörterbücher alle: «pneu» (*PG, P, T*). Die sukzessive Integration von «Chauffeur» zeigt sich darin, dass «chauffeur» in *T*, aber noch nicht in *P* als romanischer Eintrag figuriert. Im *PG* sind zu deutschem «Chauffeur» nur «manischunz(a)» und «autist(a)» aufgeführt. Zur Integration von «chauffeur» cfr. Biert 1979: 59, 60, wo Frauen um 1920 von «chafför» sprechen.

[541]Cfr. etwa Reime wie «stucs»:«mucs» und «schnuz»:«cuz» (1973). Zu «mucs» cfr. Planta 1982:119, wo im Reim zu «flux»: «mux» geschrieben wird. Cfr. auch: «feghers»:«neghers», «bonder»:«tonder» (1973); «trabiccal»:«sticcal» (1982). Zum Fall von «perdond»:«farstond» cfr. oben, Anmerkung 252. Während die synchronen Wörterbücher (*P, T*) keinen Eintrag haben, wird im *DRG* (s.v. «ferstan») sentnerisches «farstond» unter Verweis auf Pult als «ironisch» charakterisiert. Im Falle von «tier»: «giardinier» (1975) dagegen ist die Integration unzweifelhaft, zu fragen bleibt, ob es nicht zu einer kontextbedingten «Wiederverfremdung» von «tier» aufgrund von deutschem «Tier» (cfr. 1975:56) kommt. Cfr. auch «tiers»:«viers» (1982:111) und: «pover tier!»:«hotelier»:«uster» (1982:98). Zu «tier» cfr. oben IV.2.2. (7).

[542]«Sbrü» gegen «sbrüj» (*P, T* s.v.) reimt mit dem erfundenen Gallizismus «paraplü», der als Lehnwort «paraplövgia» (*P, T*) längst integriert ist. Bei «Irac»:«perbac!» erfährt die aus dem Italienischen entlehnte Interjektion «perbacco» zur Herstellung des Reimes eine einmalige Adaptation.

[543]Zur Diskussion über den «Wirklichkeitsbezug» der Satire cfr. Schwind 1988: 44–56. Die «Indirektheit» des Angriffs gilt seit Brummack (cfr. 1966:602) als Kriterium des Satirischen. Cfr. Schwind 1988:56–62 («Umcodierungsoperationen»). Cfr. oben II.2.2.

[544]Zur Nähe des Satyrischen zum Polemischen cfr. Genette 1982:39. Cfr. Walthers Einordnung von Plantas Lyrik unter die «Agitproplyrik»: «Die Sprache der ‹Agitproplyrik› – um nun auch Planta dieser ‹Gattung› zuzuordnen – ist nicht eine rein denotative Sprache, aber sie bedient sich plakativer Mittel, um auf die (gewollten) Konnotationen hinzuweisen.» (1993:816; cfr. 797–817).

[545]Text nach Planta 1973:16f., wo 1967 als Jahr der Entstehung-Erstveröffentlichung angegeben wird. Erläuternde Fussnote im Text. Zur Kodeumschaltung am Ende dieses Textes cfr. auch Riatsch 1994:58.

[546]«[...] der schöpferischen Methode der Satire liegt der *unmittelbare* Gegensatz von Wesen und Erscheinung zugrunde» (Lukács 1932:90). Cfr. ibid. 88, wo die Hegelsche Umschreibung des Lächerlichen als «Kontrast von Wesen und Erscheinung» referiert wird.

[547]«Cultuoira»:«cultura» und «Cuoira» («Chur»):Chur als Ort der romanischen «Kulturmacher». «Pürich»:«Pü rich» («reicher») und «Turich», «Zürich».

[548]Zur Geschichte der Trachten und ihrer folkloristischen Verbrämung cfr. Egloff 1987:104–125. «[...] Heimatverständnis und Selbstbild der Trachtenleute orientieren sich in ihrer rückwärts gerichteten Sicht an vorindustriellen Bildern und sind doch gleichzeitig ein Sekundärprodukt der Industriegesellschaft, deren Zwängen man mindestens zeitweilig in der Tracht und einer durch sie symbolisierten heilen Welt zu entkommen sucht. Die neuere Volkskunde hat für diese Erscheinungen den Begriff «Folklorismus» geprägt. Damit wird eine «Volkskultur aus zweiter Hand» bezeichnet, welche in zeitlichen, örtlichen und sozialen Zusammenhängen erscheint, in die sie ihrer Herkunft nach nicht gehört [...]» (1987:125). Zur Folklorisierung cfr. oben III.1.1. (Anm. 190).

[549]Zur Grussformel cfr. Vigne 1994, unten VI.1. Weitere Beispiele in Planta 1975:15, 47.

[550]Auf dem gleichen Prinzip beruht Faletts *Nadal 1988* (Falett 1988), wo die Signifikanz des Reims ebenfalls kommentiert ist: «Puchà/cha pasch/as rima cun travasch/e cha Nadal/as rima cun regal.»

[551]In der Ausgabe 1986 (*orte* II. nr. 55, 1986:38–43) ist diese Zeile (61) in die vorhergehende (60) integriert. In *Sogn Placi* 1986 findet sich auch eine deutsche Übersetzung des Textes.

[552]Unterscheidung von «Intertextualität» und «Interdiskursivität» nach Segre 1982: 23f.

[553]Das Gedicht hat 82 Verse, 10 Strophen unterschiedlicher Länge (die kürzeste hat 2, die längste 28 Verse). «Pumfate» insgesamt 14mal als Zeile, im Stropheninnern in den Zeilen: 12, 18, 36, 43,45. (Cfr. *VD* s.v. pumfat*a*! interjec, plumps!).

[554]Neben dem «Anfangsgebet» (cfr. Anm. 555) «Herr öffne meine Lippen» (V. 3), haben wir die «lexikalisierte», mit dem «Amen» verschränkte Formel: «Bap fegl spért sogn» (V. 4) und das, ebenfalls mit dem «Amen» verschränkte Ende der «Vaterunser»-Zeile: «ma spendra *nus dal mal*» (V. 21), «Mortàm, *Malàm.* [...]» (V. 8), «Nossamortàm, *nusdalmalàm.*» (V. 82), in umgekehrter Reihenfolge: «*Malàm*, mortàm.» (V. 23, 42, 62, 74). Zur «Verschleifung» cfr. Luigi Meneghellos: «Pafiò-san-sìa.» (1986:54) und die Erklärung: «Per urgente necessità di andare a giocare mentre si sta pregando [...] la formula «Nel Nome del Padre...» ecc. si condensa [...]» (ibid. 295). Weiter haben wir Messe-Einsätze mit «Kyrie eleison» (V. 6,20), «Sanctus» (V. 7), «Gloria in excelsis» (V. 8) und ein Teilzitat aus der Antiphone der ersten Vesper zum Fest der Heiligen Placidus und Sigisbert: «Placidus pius et fortis, calcatis mundi illecebris, Christum humilem humilis ipse secutus, pro iustitia mori non dubitavit.» (cfr. V. 39–41).

[555]Zur situativen Aktualisierung des «Domine, labra mea aperies» in einer theatralischen Szene cfr. Giordano Bruno, *Candelaio*, 1.4.: POLLULA: «Vi prometto che costui, quando dice l'officio di Nostra Donna, non ha bisogno di pregar Dio col dire: ‹Domine, labra mea aperies›» (1978:162). Cfr. ibid. Anm. 4: «[...] è la preghiera con cui il sacerdote dà inizio alla recita del breviario.»

[556]Der Text von *Dec.* 1. 124–127 könnte die Vorlage sein; ob sie direkt konsultiert wurde, ist nicht zu entscheiden. Direkte Entsprechungen mit kleinen Abweichungen finden sich an folgenden Stellen der beiden Texte: V. 1–V. 11; V. 2–V. 17; V. 8–V. 69; V.21–V.28; V.9–V.54; V.42–V.60; V.81–V. 81; V.60–V.61; V.66–V.72; V.198–V.77. Vers 34 unseres Textes hat trotz entsprechender Markierung: «La frau doctra cul Mercedes. ‹En sempla paupradad›» keine direkte Entsprechung im Sogn-Placi-Lied (indirekt entsprechen sich V.21 und V.28).

[557]Vers 11: »Ei gl'ei in liug da vegl enneu». Cumpignia, adatg, stai!» ist zwar zugleich Liedanfang und Erstzitat, nicht aber die «Liedangabe» durch den Dirigenten, der eine Aufführung durch die «cumpignia» («Kompanie») folgt.

[558]Cfr. hierzu L. Meneghello: «E così, senza usare termini impropri, pulitamente come in un questionario («Quante volte?» «Nove.» «Da solo o con altri?» «Con altri.» «Con altri o con altre?» «Con altre») ci si trovava ad aver finita la confessione [...]» (1986:7).

[559]Zur Predigt gehören (ganz oder teilweise) die Verse: 19, 25, 27, 30f., 46, (48), 49, 51, 53, 55f., 60, 66f., 76, möglicherweise auch 78.

[560]Zum Restaurant als «Handlungssystem» cfr. oben IV.2.1. (Anm. 347).

[561]Cfr. die sprechende Bezeichnung «Küchenlatein» oder «latino macaronico». Eine «Predigt» mit küchenlateinischen Elementen ist in Derungs 1988:51 zu lesen: «Lu vegnan ils advocats vidlunder. In tegn il suandont priedi: Eni capeni/capumpertè,/divi divi dominè,/alv ei ner/e su ei sut./Creis ti buc/eis ti in tgutg,/eni capeni/capumpertè.»

[562]Zur Situation Restaurant cfr. die Verse: 3, 10, 23, 28, 33, 50, 54, 56, 73, 80. Zu «Konsum» auch: 14, 47.

[563]Explizite Erörterung der mit dem Lateinischen verbundenen konnotativen Inhalte in Derungs 1988:47: «Schizun il plaid «Libertas» sesplenghiava tscheu e leu denter ornaments viado, screts el lungatg etern sco per vegnir salvaus dalla svaneivladad humana. | Aber «Libertas» ei in plaid jester, screts el lungatg de quels che camondan. E quels ein vid las preits, nuntuccabels, davon e davos, dretg e seniester, e dicteschan cun la geometria della sala tgei che giustia hagi ded esser, la giustia officiala, bein de luxus che buca mintgin astga selubir.»

[564]Erstausgabe unter dem Pseudonym Fortunat a Griatschouls (Caratsch 1949). Genaueres zur Erstausgabe in Ramming (1990:68), der auch über die Entstehung, Editionsgeschichte und Rezeption der *Renaschentscha* informiert (1990:66–79). Hier wird nach der Zweitausgabe Caratsch 1983:23–118 zitiert.

[565]Bezzola bezeichnet «il muvimaint per il mantegnimaint da la lingua svess cun sieus excess, sas cuntaisas e dispüttas internas» (1979:497) als Gegenstand der Satire, Camartin ortet ihn im «Missverhältnis zwischen Anspruch und Leistung in rätoromanischen Angelegenheiten» und charakterisiert den Text als «bis heute vergnüglichste Auseinandersetzung mit rätischer Selbstüberschätzung, die wir besitzen» (1985:202). Ramming definiert die *Renaschentscha* als «Funktionärssatire» (1990:54).

[566]Bezzola spricht von «travestimaint grotesc» (1979:498) und «travestimaint burlesc» (500), Camartin von «Travestie» (1985:202), Andri Peer von «raquint semiutopic» (in: Caratsch 1983:119). «Travestie» liegt hier im allgemeinen Sinn der «Maskierung», nicht aber im Sinne intertextueller, gattungsspezifischer Definitionen vor: cfr. dazu Genette 1982:64ff., Stauder 1993:37–39. Die Verfremdung dient hier als Mittel der Indirektheit des satirischen Angriffs (cfr. oben II.2.2.). Cfr. C. E. Gaddas *La cognizione del dolore* (1938–1941), wo Italien als südamerikanisches «Maradagàl» figuriert. In der Einleitung spricht Manzotti von «procedimento classico della estraneazione geografica» (1987:XII).

[567]«[...] illa situaziun d'ün innozaint novellist chi invainta libramaing sias figüras, las urdind be dad ajer e füm, ma cur cha'ls

lectuors haun suot ögl la sfarinella schi exclamane: ‹Perbacco, que es ün roman da clev!›» (1983:52). Aufschlüsselungen bei Bezzola (1979:501) und A. Peer (Anmerkungen zu Caratsch 1983).

[568]Am Beispiel von Voltaires *L'ingénu* und Mark Twains *Ein Yankee am Hofe des Königs Artus* erläutert Lukács: «Beide gehen von einem formell ähnlichen, in der Satire übrigens sehr häufig angewandten Einfall aus; indem sie einen Menschen in eine räumlich, zeitlich, sozial, geschichtlich weit entfernte Umgebung versetzen, erhalten sie die Handhabe dazu, das geschilderte Gesellschaftsmilieu (eventuell *auch* die Verhältnisse jenes Menschen, der in dieses Milieu versetzt wird) durch die satirischen Kontraste, die durch die unmittelbare Berührung zweier unmittelbar beziehungslosen Welten entstehen, zu durchleuchten.» (1932:94).

[569]Diese dürften die Rezeptionsgeschichte (cfr. Ramming 1990:70–79) der *Renaschentscha* entscheidend beeinflusst haben. Die wenigen direkten Reaktionen mussten von Caratsch mit pseudonymen Selbstrezensionen provoziert werden. «Diese gesamthaft gesehen doch magere öffentliche Reaktion lässt sich sicher mit dem Argument Peers, dass viele aufgrund fehlender Informationen die ‹Patagons› nicht verstanden haben, erklären.» (Ramming 1990:71). Die literarisch-intertextuelle «Ausstrahlung» von Caratschs Satire zeigt sich in Gian d'Urtatsch (Pseud.) 1979.

[570]Zur «Renaschentscha rumantscha» cfr. oben III.1.2. Nach A. Peer, der sich als Informant des in Paris lebenden Autors zu erkennen gibt, gilt Caratschs Satire insbesondere der romanischen Sprachbewegung zwischen 1935 und 1949 (cfr. Vorwort zu Caratsch 1983:20).

[571]Zum Spiel mit sachlicher und metaphorischer Bedeutung im Witz cfr. Freud 1958: 29, zur Komik dieses Verfahrens Olbrechts-Tyteca 1977:57ff.; mit Bezug auf Malerba cfr. Sora 1988:77f.

[572]«An die allgemein gebräuchliche Stammbaum-Metapher anknüpfend wird die romanische Sprache im romanischen Metadiskurs häufig mit einem Baum verglichen.» (Coray 1993:49). Cfr. das Kapitel «Romanische Pflanzen» (ibid. 49–51). Cfr. auch Andry: «Tenor il püt da vista da blers dals noss (chi chaminan sün truojs battüts da generaziuns da scossas d'armaints neopostromantics) es la lingua ün organissem natüral, pelplü vegetal, ün bös-ch o perfin plüs bös-chs, üna sort jürada o god da Tamangur [...]» (1995:7). Cfr. Candinas: «Eine Sprache muss natürlich gewachsen sein, wie ein Baum.» (in: Wittmann 1995: 97).

[573]Zu Gegenstand, impliziter oder expliziter Norm und Indirektheit der Satire cfr. oben II.2.2. (Anm. 152).

[574]Cfr. Camartin: «Ähnlich macht sich Caratsch über die Bemühungen lustig, die Sprache der Patagonier von fremden Einflüssen reinzuhalten. Er lässt zwei Experten der Sprachmedizin durchs Land ziehen.» (1985: 205). Die Angst um ihre Zähne «[...] bringt die Patagonier dazu, sich bastardisierter Redeweisen zu enthalten und einer sauberen, einheimischen Diktion zu befleissigen.» (ibid.)

[575]Anspielung auf die von Notaporta Gaudenz herausgegebene Beilage des *Fögl Ladin* mit dem Titel *S-chet rumantsch* (1941 bis 1962) cfr. *BR* nr. 6004.

[576]Cfr. Coray 1993:39–43 («Der Patient») und oben III.1.2. Weitere literarische Beispiele bei Nuotclà, oben IV.1.2.

[577]Cfr. Textbeispiel (5) und Corays Belege zur Antithese «Herzsprache versus Brotsprache» (1990:69f.).

[578]Angespielt wird auf die im 19. Jahrhundert in diesen Gebieten versuchte Zwangsgermanisierung durch die Schule; cfr. oben III.1.2.

[579]Cfr. Ramming 1990:59f.; Coray 1993: 64–66 («Idealismus vs Materialismus») und oben III.1.2.

[580]Die erste Fassung des *Program da Schlarigna* ist von 1951, eine zweite, überarbeitete Fassung folgt 1954: cfr. Caratsch 1983: 220–238. Cfr. dazu Ramming 1990:115 bis 131. Das Programm wird von Caratsch selber als nicht revolutionär, sondern als «re-

staurativ» (cfr. Ramming 1990:121) bezeichnet. Zur «Opferspende» Ramming 1990: 116, 124f., Coray 1993:67. Angestrebt wird letztlich eine Erneuerung der Drei Bünde: cfr. Decurtins 1984a:23.

[581]Cfr. Camartin: «Sein *Program da Schlarigna* [...] ist ein minderheitenpolitisches Manifest erster Güte, wenn auch nicht frei von jenem hochfliegenden Idealismus, den er bei seinen Patagonen karikierte.» (1985:204).

[582]Cfr. dazu Taub: «With this sense of futility was a feeling of inferiority toward the comparatively more modern, and in their eyes, more refined German language and culture.» (1987:67)

[583]Cfr. Corays Belege zur Defizit- und Pathologiehypothese: «Sprechen versus Stottern; Intelligenz versus Verblödung» (1993: 70–73).

[584]Der Begriff stammt von Peter Egloff 1987:32. Cfr. Coray 1993:124f.

[585]Der Begriff kommt häufig in Antithese zur «Brotsprache» (das Deutsche) vor: cfr. Coray 1993:69f. Ausführlicheres dazu oben III.2.1.

[586]Lieber ein Sprachwechsel als eine «bastardisierte» Sprache: zu diesem Argument oben III.1.3.

[587]Folena 1983:1502.

[588]Cfr. die folgende Stelle aus Caratschs *Commissari:* «Ratschümer ans ratschümaronsa pür cur cha nu pigliarons pü nos rumauntsch per ün apparat linguistic, dimpersè per la fuorma da nossa existenza, per il stil da nossa vita.» (in: 1983:151).

[589]Es handelt sich wohl um: Steivan Brunies, *Nossas plauntas e bes-chas. (Tevlas in mappas) 1946–1952*; cfr. *BR*, nr. 747.

[590]Cfr. dazu Ebneter 1973:15, 41, 105ff., 123ff., 146f., 155f.

[591]Zur «Entitalianisierung» cfr. oben III.1.2.

[592]«Schicken wir endlich einmal den künstlichen Ramsch ins Pfefferland und kehren wir zu unserem Travers und Bifrun und Champell zurück.» (Pult 1941:24).

[593]Für «bild» verweist der *DRG* auf «pilt», «grim» wird vom *DRG* als «veraltet» eingestuft.

[594]Zu Leben und Werk Gangales cfr. M. Uffer 1986.

[595]Cfr. den folgenden Turn aus Gangale 1950 («Meer» ist ein Pseudonym Gangales): CATREGNA: «Entschuldigen Sie, ich muss jetzt einen Hagenbuttentee kochen für diesen *tun carpiest* (= leidigen Faulpelz)» MEER: «*Carpiest.* Dieses Wort gefällt mir. Was ist das?» (in: Uffer 1986:139).

[596]«Man spannt gleichbedeutende Wortgestalten aus beiden Sprachen zusammen zu gemischten Doppelgespannen, z. B. bei den Rätoromanen für ‹Eifer›: *zel e ifer*, für ‹Strafe›: *strofs e castitgs*, für ‹Streit›: *span e debat.*» (Szadrowsky 1931:23). «Furt e davent» auch in Caratsch 1983:124 und Guidon 1996:22. Eine Variante davon bei de Castelberg: «Miu cor ei naven – furt eisel – furt.» (1888:384). Cfr. «brüller e sbragir» (Bundi 1901:351), «discletg e sfortuna» (Gadola 1934:53). Cfr. auch am Heinzenberg belegtes «adigna toujours» und «schwiipiertg» (Information Ricarda Liver).

[597]Den Wirklichkeitsbezug dieser Stelle bestätigt Gangales Bericht über die Romanisch-Lektionen, die er bei einer Scharanserin nahm: «Auf meine Beteuerung hin, dass ich nicht Deutsch könne, war sie genötigt, Scharansisch zu sprechen. Sie tastete unsicher während einiger Tage, nahm meine verächtlichen Abweisungen jedes Fremdwortes mit einem schockartigen Schrecken entgegen und versuchte, sich an etwas Besseres zu erinnern.» (in: Uffer 1986:133f.)

[598]Schon von *Pa* (s.v. «inguariner») als veraltet aufgeführt. Als einziger moderner Beleg ist im *DRG* (s.v. «inguarinar») diese Caratsch-Stelle aufgeführt.

[599]«Die [...] affektiv aufgeladene synonyme Doppelformel (‹anvelgi'e hass›, ‹trost e cunfiert› usw.) ist in der Literatur nach 1860 selten geworden, vielleicht weil eines der Glieder deutsch (bzw. deutscher Herkunft) zu sein pflegt, ein Einfluss, den man zu vermeiden bemüht ist.» (Walther 1993:208).

[600]Cfr. die idiomatisierten Formeln «schuber e net» (1983:33) oder «dir schimmel e blass!» (1983:25); cfr. «suber net» bei Planta

(1982:80). Als Entsprechungen zu den von Jaberg (1950) beschriebenen elativen Doppelformen können «müda-müdaglia» (1983: 54), «bletsch bletscham» (1983:76), «vegls vadrüschs» (1983:94) aufgeführt werden. Onomatopoetische «Doppelformeln» sind: «razzacazza!» (1983:38), «rix rax» (1983: 64), «tarlippa tarloppa» (1983:65), «enna gabenna» (1983:75), «rac e fac» (1983:87), «per stic e per stoc» (1983:93), «picudè picudà» (1983:95), «zumpa darumpa» (1983: 113), «mazzalarazza» (1983:114). Cfr. auch «rampchna sü zipzip» (1983:24). Zu «enna gabenna» cfr. Biert: «Ena gabena/gariffal garoffal [...]» (1957:10).

[601]Hinter dem Pseudonym verstecken sich Eugen Facetti und Domenica Messmer. Ihr Pseudonym wird von Caratsch als Janus-Zwitter-Figur «konkretisiert» (cfr. 1983:60). Cfr. das Gedicht *Stradin Stradella* in Rauch 1953:27.

[602]Cfr. oben 11.1.2. (Anm. 61).

[603]Moser spricht diesbezüglich von «konventionellen Xenismen» (1996:26) und gibt ausführliche Beispiele für «sprachimitierende Glottonyme und Ethnonyme» (156–179).

[604]Cfr. Decurtins 1989:299ff. zu den Übernamen «Jauers» (299), «Igls Eus», «Giegès», «Ils Schilafès», «Scheschès» (300) und «Quaclès» (301). Cfr. Schmitt zu Pontresina: «ils pietigots» (die «behüt' di' Gott» sagen)» (1986:185, 188f.), zu Domat: «ils ecas» (191).

[605]Auskunft Annetta Ganzoni. Cfr. das folgende Pastiche des Zernezer-Romanischen: «Il prüm intret sco resposta üna «chärta» da Zernez. Ella contgnaiva prunas da «Jous», «uschinuns», «uschinas», «uschetta», «uschenas» ed «uscheias». (in: Giovannum-Not Nair (Pseud.) 1922:2).

[606]Cfr. *DRG* s.v. «eu»; «aja» ist für Samedan, Champfer und Bivio belegt. In Champfer lautet die Form aber «eja».

[607]Dagegen ist diese Lautung das wichtigste Merkmal im Puter-Pastiche des vallader schreibenden Peider Lansel; cfr. *Il cocr da mia chera* (Versiun caricaturala putera) (Lansel 1966:293), wo in den ersten 4 Zeilen: «cocr», «tegn'ocr», «privlucs» und «marucs» (als Reimwörter) zu finden sind. Zur Diphthong-Verhärtung cfr. Schmid 1985:60–71.

[608]Cfr. Barblan 1909:270–316.

[609]Cfr. Arquints Bemerkungen zum surselvischen Lehnwort «vilaus» im Ladin: «Mit seiner dem Engadiner fremdartig klingenden Endung auf *-aus* war das Wort für die Erweiterung der Palette im gefühlsbetonten Sprachbereich besonders geeignet.» (1982:282).

[610]In einem 1946 auf sutselvisch gehaltenen, auf deutsch veröffentlichten Vortrag verlangt Gangale ein Gesetz «zum sprachlichen und kulturellen Schutze der gefährdeten Gebiete Romanischbündens» (in: Uffer 1986:185). Decurtins erwähnt das «[...] (concept Gangale cun reit da scolettas egl intschess periclitau).» (Decurtins 1984a:23).

[611]Die «Eule» erscheint schon im thematischen Teil des Untertitels der *Renaschentscha*: «Üna sfarinella cun intent serius davart la clev e la tschuetta [...]». Cfr. auch das Kapitel «Sulagl, Tschuetta e Clev» (in: Caratsch 1983:52–55). Der Gegensatz zwischen der Sonne und der Eule wird auch dadurch akzentuiert, dass diese in der Selvas-chüra, in Form einer hölzernen Brunnenfigur, als regenbringede Gottheit verehrt wird (cfr. Caratsch 1983:53). Dunkelheitsmetaphern sind besonders seit der Licht-Metaphorik der Aufklärung in antikatholischer Polemik häufig.

[612]Cfr. dazu Rey-Debove 1978:283–286.

[613]Cfr. Simon: «Die Einwirkung des Dt. auf das Rtr. ist geographisch verschieden stark. Am stärksten unterliegt ihr nach allgemeinem Urteil das Obw., weniger stark das Zentralbd., dann das Eng. [...]» (1971:521).

[614]Surselvisches «chezer» neben «hazer» aus schwzdt. «chetzer» (cfr. *DRG* s.v. «chazzer») wird in der Verbindung mit «gotlos» als Lehnwort wieder transparent. Das Adjektiv «gotlos» ist vor allem im Altsurselvischen häufig (cfr. *DRG* s.v.).

[615]Cfr. dazu Egloff 1982:30f., 34; Decurtins 1989:303. Zur Darstellung der Oberländer als «prämodern» cfr. Caratsch 1983:72f., wo ihnen das Motto der französischen Revolution nicht gefallen will.

[616]Cfr. Caratsch 1983:68f., 111.

[617]Der Vers findet sich in der Rede des «hom sulvedi», des «wilden Mannes»: «[...] cun ün appetit banadieu barbottet l'hom sulvedi: «Uss plai ella puspei a mi, la mi biala Selvastgira. Quei ei miu grep, quei ei miu crap.» (1983:66). Zum «hom sulvedi» cfr. Ramming 1990:60–62; zu Huonder cfr. oben Anm. 347. Zu Folklore und Karnevalisierung dieser Figur cfr. Camporesis Kommentar zu G. C. Croces *Bertoldo* (1608/1978:30, Anm. 3).

[618]«Chi nu füss impreschiuno cur cha'ls scrivaunts da Mustèr prorumpan in lur clam: ‹Dei cul zappun!›. Sgür sun els homens cordiels, quels da leusi, be ch'els managian ch'a s-chadün chi nun es da lur idea tuocha ün' energica fracascheda cul zappun giò pel cupigliun» (Caratsch 1983:137). Zu den auf idiomatischen Formen von Ortsadverbien beruhenden Übernamen cfr. Decurtins 1989:300.

[619]«Nus liagnt» entspricht dem Ortsadverb-Übernamen «quels da liaint», «schmagagnieus» ist ein erfundenes Derivat von oberengadinischem «magagna» (Krankheit), «surtagn» müsste «sortagn» heissen. (Auskunft von Curo Mani, der eine Mit-Autorschaft Andri Peers an diesem Pastiche vermutet).

[620]Cfr. *BR* (Musica vocalica) nrr. 1842, 2167, Deplazes 1990:88. Cfr. auch die Parodie von A. Bezzolas *Adieu a l'Engiadina:* «Ma bella val, mi' Engiadina» (cfr. *ASR* XXIII, 1909:45). Daraus wird: «Tuots psalmodiaivan: ‹Ma bella val dal Rio Mayo›» (Caratsch 1983:58).

[621]Ausführlicheres hierzu in Riatsch/ Walther 1993:676–684.

[622]Cfr. dazu Segre 1979. Zur Funktion der «Herabsetzung» besonders Paccagnella 1984:155ff.

[623]Cfr. dazu Wiesmann: «[...] den Familiennamen Pisaeus legte er sich zu, wohl nicht nach dem italienischen Pisa, sondern vielleicht in Anspielung auf die altgriechische Stadt Pisa bei Olympia [...] tatsächlich aber nach dem romantischen Wasserfall «Pischa», der im Münstertal auf dem väterlichen Gute rauschte, und wer weiss, ob er dabei nicht an die romanische Grundbedeutung von «Pischa» dachte [...]» (1970:118).

[624]Von Bischof Tello ist v.a. sein Testament aus dem Jahre 765 bekannt.

[625]Cfr. Weinreich 1977:34, Kramer 1982:11f. Zur Desonorisierung im Französischen und Italienischen im Munde der Gothen im Comics *Astérix et les Gotes* cfr. Moser 1994:42. Cfr. auch unten IV.6.1.

[626]Cfr. Caratsch 1983:85f. Ausführlicheres dazu in Riatsch/Walther 1993:361ff.

[627]Cfr. Contini 1988:82f. oben II.1.3. Entsprechende Bildungen Caratschs cfr. oben Anm. 600. Zur sprachlichen Innovativität Caratschs cfr. Bezzola: «[...] ün vair Rabelais rumauntsch, chi sbuorfla d'invenziun da nouvs pleds e nouvas fuormas chi renova il spiert da la veglia lingua dal 16avel tschientiner cun expressiuns our da dialects locals u cun inserziun da möds da dir inüsitos [...].» (1979:504). Klainguti findet «stupendas variaziuns originelas» in der Sprache von Caratschs *Commissari* (cfr. 1983:122), D. Gaudenz charakterisiert Caratschs Sprache als «puter-caratschin cun schurmas da viervs mâ vis e mâ dudits» (1991:5).

[628]Cfr. die von Vital als *Rimas d'infants e simlas chosas* gesammelten Reime, die in die *Renaschentscha* eingehen: «Tun, tun, tramagliun,/Trais utschellas sün balcun, [...]» (Vital (Ed.) 1899:210), «Tun tun tramagliun/ ils utschlins our sün balcun» [...] (Caratsch 1983:32); «Peder, Peder, chaschöl veder,/ Chaschöl asch e chaschöl müf,/Ossa maglia, Peder püf.» (Vital (Ed.) 1899:188); «Pegder Pegder chaschöl vegder/chaschöl vegder chaschöl müf/ maglia maglia Pegder püf!» (Caratsch 1983:110); «In dön döpf Pucla mana snöpf,/Pucla mana isa töna,/In-döndöpf.» (Vital (Ed.) 1899:176), «Bil bal boc, puclamanna schoc!/Puclamanna isatanna, bil bal boc!» (Caratsch 1983:50, cfr. auch Caflisch 1934:637). Cfr. «min tin poppalin» (Caratsch 1983:32).

[629]Nach Tschizewskij ist die Polemik der Satire inhärent: «Dass eine jede Satire ein offen oder versteckt *polemisches* Werk ist, kann man nicht leugnen.» (1976:269).

[630]Cfr. Candinas 1988:41. Zum Bauerngerät gehören: «[...] benas, rodas da filar, talers [...]» (ibid.). Cfr. dazu Paulin Nuotclàs *Das traglìun,* unten IV.6.3.

[631]Cfr. Caratsch, *Il commissari da la cravatta verda* 1983:121–182 (1950[1]). Cfr. dazu Riatsch/Walther 1993:869–876.

[632]Mimetische Varianten dieser «Sprachutopie» in Biert 1981 (unten IV.6.2.) und Paulin Nuotclà 1984 (unten IV.6.3.).

[633]Dasselbe polemische Stereotyp findet sich auch in Nuotclà 1991:286, cfr. oben IV.2.1., Textbeispiel (3).

[634]Cfr. Billigmeier: «Die Renania hat kürzlich in Luven die Bevölkerung dazu angeregt, die Hausfassaden durch Inschriften zu verschönern; man bemühte sich, Wendungen oder Verse zu finden, die besonders gut zu dem einzelnen Gebäude passen oder die einen wichtigen Aspekt seiner Vergangenheit hervorheben oder etwas für seine Zukunft ankündigen.» (1983:432).

[635]Cfr. Nuotclà 1991, oben IV.2.1., Textbeispiel (10).

[636]Zu Caratschs Kritik an der «Renaschentscha» cfr. oben IV.5.1., Textbeispiele (1) und (2); zur «Renaschentscha» cfr. oben III.1.2.

[637]Cfr. in diesem Zusammenhang Egloffs Kritik der «Vielfalt»-Mythen (in: 1987:45).

[638]Cfr. Billigmeiers Bemerkungen zu den romanischen Beschriftungen von Scuol: «Der untere Teil von Scuol insbesondere hat den traditionellen Charme beibehalten, und dennoch finden die heutigen Touristen fast alle notwendigen Einrichtungen.» (1983:431f.). Trotzdem fehlt es nicht an Widerstand: «Die örtlichen Komitees der Romania und Renania müssen gegen den Widerstand nichtromanischer Geschäftsleute, aber auch von Romanen ankämpfen, die hartnäckig der Ansicht sind, dass die deutschen Beschriftungen und Reklametafeln in Sedrun und Ramosch einen Vorteil für sie darstellen.» (1983:432). Zur Romanisierungs-Kampagne cfr. Catrina 1983:107.

[639]Cfr. Cathomas: «Es gibt in der modernen bilinguistischen und psycholinguistischen Literatur *keine* Hinweise darauf, dass eine solche Zweisprachigkeitssituation unter günstigen bzw. normalen Bedingungen schädigende Auswirkungen für die Sprachträger hat.» (1981:116f.). Cfr. Lutz 1982:268, Deplazes 1991:26f.

[640]Cfr. Ratti: «Einige Schriftsteller und Akademiker können es sich noch leisten, eine Art Luxussprache zu pflegen, aber für die mittleren und unteren Schichten ist es eine mit objektiven ökonomischen Benachteiligungen verbundene Zumutung, am Romanischen festzuhalten.» (1972:25). Cfr. Egloff, der in diesem Zusammenhang nachfragt, «ob das Romanische nicht bisweilen auch die Rolle eines «Sündenbocks» für andere Benachteiligungen übernimmt [...]» (1987:34).

[641]Cfr. I. A. Tschen 1922 und *BR* nr. 6023. In seiner Einführung zu Rauch 1992 spricht Guidon von nur zwei Nummern der *Tschuetta* (1992:18). Reproduktionen aus der *Tschuetta* ibid. Bd. 11:283f.

[642]Dasselbe Verfahren liegt den Pseudonymen «P. I. Derin» («Peiderin» i.e. Peider Lansel) und «C. H. Asper» («Chasper» i. e. Chasper Po) zugrunde.

[643]Zur geographischen Lage cfr. die Karten in Ritter 1981:4–10. «Tenor la tradiziun dess l'intera val esser statta rumantscha fin vers l'an 1820.» (Schorta 1938a:59). Diese Tradition korrigierend vermutet Schorta eine «pitschna minorità tudais-cha già intuorn il 1700» (ibid. S. 60). Ritter datiert den Übergang von romanischer Einsprachigkeit zu romanisch-tirolischer Zweisprachigkeit zwischen 1800 und 1830 (cfr. 1981:25).

[644]Cfr. Schorta 1938a:59, Ritter 1981: 24ff. Ritter (1981:25) und Kramer (1982:9) datieren die Phase der Zweisprachigkeit zwischen 1830 und 1870.

[645]Cfr. die Bildlegende in Schorta 1938a: 59 und die Angaben von Ritter 1981:25. Cfr. auch Malloth 1890. In der Schlussbemerkung von Gross zu Malloth (1890:127) wird festgehalten, dass in Samnaun noch höchstens 5 Romanischsprechende leben, Pult spricht 1915 von «ün pèr persunas dellas plü veglias» (1915:172). Im Jahre 1929 stellt Bar-

dola fragmentarische Romanischkenntnisse nur noch bei wenigen Samnaunern fest, die im Engadin gearbeitet haben: «Hoz san be pacs abitants, chi han passantà ün tschert temp in servezzan pro engiadinais, ün pa rumantsch.» (1929:91).

[646]Cfr. Ritter 1981. Schorta (1938a) und Ritter (1981) arbeiten mit Aufnahmen, die Robert v. Planta und F. Melcher zwischen 1899 und 1910 im Samaun gemacht haben. Zusammenfassung der Ergebnisse von Ritter und Vergleich mit dem ebenfalls ans tirolerische Sprachgebiet grenzenden, aber nicht gefährdeten Romanischen von Müstair in Kramer 1982. Schorta spricht von kontaktbedingter, starker Nivellierung der beiden phonetischen Systeme: «L'influenza da la fonetica tirolaisa as fa sentir i'l dialect da Samagnun sün tuot la lingia. Id ais chapibel cha ün uschè lung temp da bilinguità sco quel ouramai passà in Samagnun stuvet nivellar fermamaing ils duos sistems fonetics.» (1938a:60). Cfr. Bardola: «La populaziun [...] ais daspö bundant 100 ans germanisada e s'ha appropriada il dialect tudais-ch e la pronunzcha s-chet tirolaisa, la quala avaiva fingià influenzà fermamaing la ladina da lur perdavants [...]» (1929:91).

[647]Cfr. Ritter 1981:204, 124f., Kramer 1982: 11. Beispiele «tschil» (für «chül») und «sitta» (für «sütta») auch in Bardola 1929:91, «gist» für «güst» in Barblans Imitation des Dialektes von Champatsch (Barblan 1909:283).

[648]Ritter 1981:59ff., Schorta 1938a:60.

[649]Cfr. Weinreich 1977:34, Kramer 1982:11f.

[650]Ritter 1981:243ff., 316, Kramer 1982:12.

[651]Cfr. Ritter 1981:209f., Kramer 1982: 12. Der Beleg «turmir» (für: «durmir») in Bardola (1929:91) findet bei Ritter keine Bestätigung.

[652]Cfr. Ritter 1981:276ff. Dieses [w] sei ein «eigentümlicher Laut, den man weder als Verschlusslaut noch als Reibelaut bezeichnen kann.» (ibid. 279). Cfr. Kramer 1982:12f. und Bardolas Beispiele: «Salbona» (salvona); «Vazida» (bazida) (1929:92).

[653]Cfr. Ritter 1981:282f. Bardolas Beispiele, die – ohne entsprechende Behauptung des Autors – eine Desonorisierung von anlautendem [b] zu [p] zeigen: «In pocca d'luf» (für: «in bocca d'luf»), «Potta sitta» (für: «botta sütta)», «Spatla da la pell'avra» (ueng. «da la bell'avra») (1929:91) finden bei Ritter keine Bestätigung.

[654]Transkription von Schorta 1938a:61. Nach Kramer wird [ł] durch [l]; [ñ] durch [n] ersetzt (1982:13). Mit Bezug auf romanische Lehnwörter im Bündnerdeutschen hält Szadrowsky fest: «das rätische mouillierte *l* gibt man durch einfaches *l* wieder: rät. *gliet* wird zu *littä* f. ‹Wasserstein› [...]»(1931:22). Zu intervokalischem [g] cfr. Ritter 1981:327ff.

[655]Bardolas Beispiele: «tschil» (für: «chül») (1929:91), «Va in tschil dal diäbel!» (1930: 86), «pantsch» (1929:92), «Diou'ns pertschira!» (für: «perchüra») (1930:86). Schorta: «La differenza tanter tsch e ch get natüralmaing a perder fich svelt. Quaista sperdita ais insomma ün dals prüms sintoms da la decadenza fonetica rumantscha.» (1938a:61).

[656]Schortas wiederholte Behauptung (1938: 68, 1938a:61) einer Generalisierung des [č] im ganzen Samnauntal findet in Ritter 1981 keine Bestätigung. Dass die Aufnahmen von Plantas und Melchers diesbezüglich falsch sein könnten, schliesst Kramer (1982:15) aus.

[657]Cfr. Hess-Lüttichs Bemerkungen zum Vergleich von authentischem mit literarisch simuliertem (bayrischen) Dialekt: oben 11.2.1. (Anm. 125).

[658]Das 50 Zeilen lange, handschriftliche Original wurde unverändert transkribiert. Korrigiert wurden einzig «CHarta» (für: «Charta») und «Tshuettas» (für: «Tschuettas»).

[659]Ritter 1981:209, Hervorhebung C.R.

[660]Cfr. oben 11.2.1.–11.2.2.

[661]Cfr. oben Anm. 647. So wäre das «plü» der zweiten Zeile eher ein «pli» (Ritter 1981: 160, 499), das «ün» der letzten Zeile ein «in» (cfr. Ritter 1981:161).

[662]Cfr. die Ersetzung von [d] durch [t] (Ritter 1981:210), von [b] durch [p] (Ritter 1981:278, 282).

[663]Cortelazzo listet auf: «precipui tratti fonetici sistematicamente applicati, come l'assordimento di *v* (> *f: fin tonde* ‹vino tondo›, *pofer* ‹povero›, *foller* ‹volere› [...]) [...] e più raramente di *b* (> *p*: procchiere) e d (> t: fetute), l'alterazione vocalica in fine di parola (culacce ‹culaccio›, solde, stocche), l'abuso dell'infinito di tipo franco, evitante la flessione verbale (Noi afer cantate tante, star falente fenturier), qualche raro tedeschismo [...]» (1976:177). Weitere Beispiele ibid. 179. Zur Schliessung von [o] zu [u] und zur Abschwächung von [o] zu [e] cfr. ibid. S. 180. Unter den Metaplasmen nennt des Guppo μ das folgende Beispiel einer Desonorisierung: «In una frase come «Foi non afete folontà» è la eliminazione della caratteristica di sonorità alla fricativa labio-dentale che consente di avere il *pastiche* della pronuncia tedesca.» (1976:77f.). Weitere romanische Beispiele cfr. oben IV.2.1. und unten IV.6.2.

[664]Le Suisse: «[...] Que veul dire sti façon de fifre? [...] Sans que je pouvre afoir ein lifre;» (Acte V, scène VI). Cfr. Grutmans Bemerkungen zum Französischen von Balzacs Nucingen: «Car si la tendance à fermer les voyelles et à neutraliser l'opposition phonologique entre consonnes sourdes et consonnes sonores caractérise effectivement l'accent tudesque, elle est rarement aussi absolue que chez Nucingen.» (1996:42).

[665]Zur Auffälligkeit des «k» im Französischen und seiner Funktion als «Fremdheit evozierendes Signal» cfr. Braselmann 1981: 242. Die Konnotation «deutsch» haftet dem Buchstaben schon durch seine volkstümliche Bezeichnung «k tudais-ch» («deutsches k») an. Die entsprechende Verwendung in Bardola: «tokkalins» (burlins) [...] «Pizokkals in pantsch» [...] «Tschunkla» (1929:92) könnte durch Anlehnung an die phonetische Schrift («k» für stimmloses, velares, okklusives [k]) zu erklären sein. Entsprechend könnten die Beispiele aus unserem Text als «phonetisierende Schreibweise» betrachtet werden.

[666]Zum Irrealismus der Ersetzung von anlautendem [g] durch [k] cfr. Ritter 1981:241f.

[667]Lang 1981:201. Zu den von Lang aufgezählten Formen gehört die «Generalisierung des Gebrauchs der infiniten Verbformen, im Extremfall des Infinitivs als der neutralsten Verbform überhaupt. Aber auch z. B. Generalisierung gewisser Formen der Deklination oder der betonten Personalpronomina auf Kosten der unbetonten usw.» (1981:201).

[668]Dem belegten Normalparadigma von «avair»: «na, asch, a, váin, váiva(t)-vái, an» (*DRG* s.v. «avair») stehen in unserem Text die Formen: «hä» (1.Sg.) und «hafain», «afain» (1.Pl.) gegenüber; dem zu erwartenden «ayast» (Ritter 1981:46, 338) entspricht «habtschast». «Hafain» («havain») und «afain» («avain») finden sich in alten engadinischen Texten (cfr. *DRG* s.v. «avair» l.c.).

[669]Rohlfs hält fest, dass die Inversion im Bündnerromanischen nicht an satzeinleitende Adverbien gebunden ist, «sondern sie wird zu einer allgemeinen Regel, wenn der Satz auf eine andere Weise eingeleitet wird, die nicht dem Subjekt entspricht. Das bedeutet: die Inversion folgt dem gleichen Gesetz, das auch für die deutsche Wortstellung bestimmend ist.» (Rohlfs 1982:243). Für Rohlfs ist «an deutschem Einfluss auf die Anwendung der Inversion im bilinguen Graubünden nicht zu zweifeln» (ibid. 244), von deutschem Einfluss gehen schon Vital (1919:198) und Vellemann (1931:98) aus. Skeptischer ist Simon: «Die Annahme, dass diese Stellung erst durch Interferenz mit dem Dt. ermöglicht wurde, wird schwer zu beweisen sein.» (1971:525f.). Zur Inversion im Altfranzösischen cfr. Rohlfs 1982:244.

[670]Die vollständigen Texte in Vital (Ed.) 1898:300f., und Id. 1899:207. Beide Texte auch in: *Dec.* IX:254. Beispiele aus der Surselva für solche beliebten «Reimspiele mit der betonten Silbe des Gemeinde- oder Dorfnamens» gibt Decurtins (1989:308).

[671]Die interferenzbedingte (Pseudo)Homonymie verleiht der Rede einen zweiten, vom Sprecher nicht beabsichtigten, fatal «falschen» Sinn. Cfr. unten VI.2. und Macha 1995:382ff. Die zwischensprachliche Vari-

ante dieser (Pseudo)-Homonymie findet sich in «Übersetzungsspielen» (cfr. unten v.3.4.) und ist ein beliebtes Mittel zur Herstellung komischer «Missverständnisse» (cfr. oben IV.3.2. und IV.4.1.).

[672]Bardola 1915:141, Hervorhebung C.R. Zu den auf sprachlichen Unterscheidungsmerkmalen beruhenden Übernamen der Rätoromanen cfr. Decurtins 1989: 299ff., 306f. Beispiele für Übernamen, die auf Ortsadverbien zurückgehen ibid. 300f., oben Anm. 604. Auf einen idiolektalen «Tick» zurückgeführt wird der folgenden Übername aus Rauchs *Il nar da Fallun*: «Dal rest tuot la populaziun nun il nomnaiva ne Jachen Bischa ne Giovanni Bisio, dimpersè «Eccotä!». Per qualas chaschuns aise leiv ingiovinar: minch'oter pled, ch'el dschaiva, d'eira il pled: ecco te! Dunque: Eccotä [...]» (1923:8).

[673]Für «confederats» («Eidgenossen»). Ob eine kalauernde Identifikation mit «Vetter» und eine Segmentierung «con-fetter-ats» («Mit-Vetter-ler») vorliegt, ist nicht zu entscheiden.

[674]Zu Pater Maurus Carnot cfr. Deplazes 1990:151 und Deplazes 1991: 156–176, wo die Bedeutung des «sprachlichen Konvertiten» (cfr. 1991:157), der erst im Kloster Disentis romanisch lernte, für die romanische Sprachbewegung gewürdigt wird. Deplazes zitiert auch Carnots *Die verlorene Muttersprache*, ein Sonett, in dem der Dichter dem Samnauner-Romanischen nachtrauert: «Doch mir, mir war das Saitenspiel zersprungen,/ Die Saiten Latiums so reich und klar; [...] Ich zürne, dass aus meines Dorfs Gefild/Der alte Mutterlaut sich liess verdrängen:/Ein Heimweh ist's, das kein Jahrhundert stillt.» (Zitat nach Deplazes 1991:160). Der als Autor des «Epigramms» (cfr. *La Tschuetta* MCMXXII, Ann. 11a, 1922:7) angeführte «No Ca» (S. 7 aber: «P. NO-CAR») verweist als Hypogramm ebenfalls auf P. M. Carnot.

[675]Zu den Romanischkenntnissen Carnots bemerkt Deplazes: «Pater Maurus hatte als Autodidakt noch in späten Jahren etwas Mühe mit der Aussprache, nicht mit der Sprache selber. Offenbar hatte ihn am Anfang niemand korrigiert.» (1991:161).

[676]Cfr. Rauch 1941:34–37. Ein Jäger legt eine Zigarre zur sicheren Aufbewahrung in den Gewehrlauf, vergisst sie und schiesst auf ein Eichhörnchen, das er nicht findet. Später erzählt ihm ein Jagdkumpan, er habe ein Eichhörnchen gesehen, das eine Zigarre rauchte.

[677]Cfr. dazu Lang 1981:198.

[678]Beispiele von Mehrsprachigkeit und Gebrauch phantastischer Fremdsprachen in englischen Utopien bespricht Goetsch 1987:47ff.

[679]Biert 1981. Original in «Kinderhandschrift». Das Gleichheitszeichen (=) wird als Trennungszeichen gebraucht, an den mit (*) bezeichneten Stellen sind durchgestrichene Buchstaben. Zur geringen Wirkung der graphematischen Ausdruckssubstanz cfr. Stierle 1976:255 (oben, Anm.140). Weitere Beispiele für «literarischen Kunstdialekt unter Anlehnung an eine Substratsprache» bei Goetsch 1987:49f.

[680]Die Abweichungen bilden die konnotative Ausdrucksform, «Sprachwechsel» die konnotative Inhaltsform: cfr. oben II.1.2.

[681]Zum Text als nicht-linguistisches Objekt cfr. Gruppo μ: «[...] il testo è anche un oggetto e la lettura non è un'operazione esclusivamente linguistica: chi legge un testo può essere colpito non solo dalla disposizione delle parole ma anche dal formato e dal colore dei caratteri, dalla grana della carta, dall'impaginazione» (1976:96).

[682]Weitere romanische Beispiele: Clo Marulaun 1986, Falett 1983 und 1985.

[683]»Das [...] zwangsläufige Dehnen von Vokalen in bestimmten Positionen und ihre Kürzung in bestimmten andern ist ein weiteres Hauptmerkmal von rätoromanischem «Akzent» im Schweizerdeutschen.» (Weinreich 1977:33). «Als Grundmerkmale eines rätoromanischen ‹Akzentes› im Schweizerdeutschen können die Dehnung und Kürzung von Vokalen entsprechend ihrer Umgebung vorausgesagt werden.» (1977:34).

[684]Cfr. die entsprechende «Korrekturformel» in romanischen Schulen: «Das ischt

Mischt», mit der Lehrer auf die unangemessene Realisierung von «ist» durch lesende Schüler aufmerksam machen.

[685]«Unzureichende oder mangelnde Stimmbeteiligung ist das Hauptmerkmal schweizerdeutschen ‹Akzentes› im Rätoromanischen.» (Weinreich 1977:34). Cfr. oben IV.6.1.

[686]Schon in der venezianischen Komödie des 16. Jahrhunderts ist das [e] zum Emblem der Sprache des Deutschen geworden. Cfr. die Redebeiträge Corados in Calmos *Rodiana*: «Lécheme 'nore ti e le patrune vecchie matte!» («Lasciami andare tu e il padrone vecchio matto!» II, 3). Im Comics *Sturmtruppen* ist ein an italienische Einheiten angehängtes «-en» («il capitanen tedeschen») das Hauptmerkmal des Deutschen.

[687]Zur Problematik syntaktischer Restriktionen des code-switching cfr. oben II.1.1.

[688]Zur «Inversion» cfr. oben IV.6.1. Anm. 669.

[689]Zur Komik als Bedrohung des Systems cfr. Stierle 1976:260, Bottiroli 1990:156.

[690]Cfr. oben III.1.3.

[691]Zur Definition des «Mythos» als «naturalisierte Geschichte» cfr. Barthes 1957.

[692]Zur Musik cfr. Klainguti: «Musikelmaing am plescha cò cu cha la prüveda melodia populera dvainta adüna pü moderna e cha al mumaint cur cha Riet dvainta modern – el ho ün swimming-pool e vo i'l tighers-club – schi cha's masda aint üna guitarra stupendamaing rocha.» (1985:12).

[693]Vereinfachend wurde von der Anzahl Anschläge (2257) ausgegangen. Davon wurde die Anzahl rein romanischer Signifikanten (502) abgezogen. Damit sind weder integrierte Lehnwörter, noch Lehnübersetzungen und syntaktische Interferenzen berücksichtigt. Die angegebene Verteilung wird also der «Mischsprachlichkeit» nur sehr grob gerecht. Zum Problem der Zuweisung «mischsprachlicher» Texte zu einer Sprache cfr. Baetens Beardsmore 1978:95.

[694]Dazu oben III.1.3.

[695]Zum Karneval als «verkehrte Welt» cfr. Burke 1981:199–205; Bachtin 1985a:48.

[696]Zum realen Hintergrund von Interferenzen aus dem Romanischen ins Bündnerdeutsche cfr. Willi/Solèr 1990:461ff. Die auffälligste Ebene unseres Textes, die lexikalische, ist gerade nicht betroffen: «Lexikalische Interferenzen sind in der Richtung Romanisch-Deutsch eher selten zu beobachten. Wie die lexikalischen Transferenzen im Bündnerdeutschen zeigen, muss dies in früheren Phasen des Sprachkontakts anders gewesen sein.» (Willi/Solèr 1990:464).

[697]Cfr. Bachtin 1985a, Bottiroli 1990 und oben II.2.3.

[698]Literaturhinweise in Simon 1971:520. Zu den romanischen Relikten hält Simon fest: «Hierbei handelt es sich jedoch fast ausschliesslich um Material, das anders zu bewerten ist als das dt. Lehngut im Rtr.: das Rtr. stellt Relikte in einem ehemals romanischen Gebiet, Reste einer alten Primär-Sprache dar (wegen der zahlenmässig starken dt. Zuwanderung ist hier von zwei Primär-Sprachen zu reden), das Dt. im Rtr. ist aus der Sekundär-Sprache importierte Neuerung. Dort ist das Rtr. Substrat, hier labiles Adstrat.» (Simon 1971:520).

[699]Cfr. *DRG* s.v. «arader» und «aradè», dazu Muoth 1893:31. Cfr. Jud 1946 zu «furgge» (1946:89f.) und «stadál» (1946: 91f.). Als romanische «Lehnwörter» im Bündnerdeutschen des Rheinwald nennt Planta «Furggä» (rom. «fuortga») «Heugabel», «Robi» (rom. «roba») «Ware, Hausrat» oder «Zapun» (rom. «zapun» / «zapin») «Pickel» / «Eisenhebel mit Holzstiel zum Holzen» (cfr. 1983:61ff.). Cfr. Jud 1946:82ff. und Willi/Solèr 1990:453. Die Plausibilität eines entlehnten «tragliun» wird durch dessen Einfachheit gegenüber dem Kompositum «Schleifwagen» verstärkt. Cfr. dazu Szadrowsky 1931:18, Weinreich 1977:80.

[700]Cfr. Szadrowsky: «Die Walser in Obersaxen, wo Ehen zwischen Walsern und Rätoromanen häufig sind, brauchen *Tat* ‹Grossvater›, *Tattä*, ‹Grossmutter› entlehnt aus rät. *tat* und *tatta*, nur dann, wenn rätische Grosseltern vorhanden sind und in Gegensatz zu den deutschen gestellt werden

sollen: diese heissen *Eeni, Aanä, ds Aani.*» (1931:18).

[701]Cfr. Niggli: «Auch gemeinsamer Romanischeinfluss liesse sich in beiden Mundarttypen Bündens nachweisen: är chund bläich.» (1983:55). Genauere Erklärungen gibt Szadrowsky: «*Cho(n)* ‹kommen› für ‹werden› teilen die Deutschbündner mit den Wallisern und andern Hochalemannen [...]. Die Sinnentwicklung ‹kommen – werden› hat sich schon innerhalb der deutschen Sprache angebahnt; entscheidend war aber für das Durchdringen und Typischwerden und Dauern solcher Anwendung von *chon* schon im Wallis romanischer Einfluss und in Graubünden besonders rätoromanischer [...]» (1931:9). Cfr. auch Pfister: «Diese Verbalperiphrase mit venire hat sich in der Sprache der seit Jahrhunderten germanisierten Deutschbündner erhalten.» (1986:54). Cfr. dazu schon Muoth 1893:30.

[702]Cfr. Szadrowskys Beispiel aus dem Walserdeutschen: «Über de(n) Vilán ist häre(n) g'wallet d'Wätter-Bränte(n), über den Vilan ist der Wetternebel hergewallt» (1931:14). Cfr. dazu auch Simon 1971:526. Unser Beispiel zeigt die Wirkung der romanischen Verbalklammer, die im heutigen Romanischen Einschübe zulässt: cfr. dazu Solèr/Ebneter 1988:126.

[703]Cfr. Willi/Solèr: «Die Ursache dieser Interferenz liegt darin, dass der oblique Kasus des Bündnerromanischen die Funktionen übernimmt, die im Deutschen Dativ und Akkusativ teilen. Dass das Romanische die Ortsnicht von der Richtungsangabe differenziert, trägt zu dieser Interferenz bei.» (1990:464). Als Beispiel nennen die Autoren «ich gehe im Wald» (ibid.). Szadrowsky sieht walserisches «im Bett gaa(n)» von romanischem «ir el letg» gestützt. Zu Sätzen wie «ma(n) tuet d's Fläisch im Salzwasser und im Chäller» erklärt er: «Dass sie nicht nur zustande kommen, sondern auch Bestand erhalten und zwar in allen Walsergegenden [...], dazu hilft natürlich die von romanischer Vorstellungs- und Ausdrucksweise herrührende Unsicherheit in der Unterscheidung des wo und wohin. Die macht sich auf Schritt und Tritt geltend, wenn Rätoromanen deutsch reden [...]» (1931:12). Cfr. Falett: «Eu n'a scrit warum ich im Institut gehe.» (1983:17) und Spescha: «Es mag sein, dass sich der romanische Dativ in Zürich besser behauptet und im Deutschen den Akkusativ ersetzt. Rettet dem Dativ, ist meine Devise. Die Unterländer korrigieren ohnehin rechtzeitig.» (1986:204).

[704]Falsche Präposition, falscher Artikel, Kumulation von Dativ und Akkusativ in der Präposition-Artikel-Verbindung.

[705]Es handelt sich um eine Morph-für-Morph-Übersetzung (cfr. Runggaldier 1981:210): «zieht er dindet ein Satz»: «tira el dindet ün sigl». Eine Variante *in praesentia* findet sich in J. Nuotclà 1991:285; cfr. oben IV.2.1. (3). Zur Lehnübersetzung cfr. unten V.3.5.–6. Zur Einreihung von Lehnübersetzungen unter Interferenzen cfr. Coseriu 1977.

[706]Cfr. Lutz: «Wer immer in rein romanischsprachiger Umgebung gelebt hat und beruflich selten oder kaum mit dem Schweizerdeutschen in Kontakt kommt [...], spricht mit starkem Akzent einen Schweizerdeutschen Mischdialekt, der auch in der Schule gelernte standarddeutsche Elemente aufweist.» (1982:267). Zum sprachhistorischen Hintergrund bemerkt Cathomas: «Vor einigen Jahrzehnten noch sprachen die Rätoromanen mit den Deutschschweizern Hochdeutsch, wie sie es in der Schule gelernt hatten. Heute wäre das Hochdeutsche als Kommunikationssprache zwischen Rätoromanen und Deutschschweizern unvorstellbar.» (1981:114).

[707]Die vollständige Integration dieser beiden Formen wie vieler anderer vom Typ: «passiert», «forciert», «traktiert» (historische Lehnwörter italienischer Herkunft wie «perdonniren» und «manteniren» bei Pfister 1986:59) stellt ihre Transparenz und damit die Analogiewirkung in Frage. Diese wird auch dadurch geschwächt, dass diese Lehnwörter (neo)lateinischer, nicht aber bündnerromanischer Herkunft sind. Beispiele integrierter rätoromanischer Lehnwörter im Walserdeutschen bei Planta 1983:60ff. und in *L–B* s.v. «bruttle», «runnje», «ermüfere» etc.

[708]Cfr. *DRG* s.v. «buonder», bes. «(as) dar (da) buonder» und «as piglier da buonder».

[709]Zur Problematik solcher «Diagnosen» cfr. oben II.1.1. (Anm. 33).

[710]Mc Clure referiert Lipskis «frequency constraint which limits the number of code shifts that may be accomodated in a given stretch of discourse» (1988:44). Weitere Beispiele extrem häufiger Umschaltungen oben IV.1.1.

[711]Cfr. v.63: «das sait der RIET und: «Tü pover gross,». Dazu das dokumentierte Beispiel: «Ich säg em: ‹Non ti fanno male le gambe?›» (Pizzolotto 1991:98, cfr. Franceschini 1994:108).

[712]Cfr. oben IV.4.1.

[713]«Metaphorical» und «conversational code switching» nach Gumperz 1982:60f.

[714]Cfr. dazu Klaingutis Kritik, die sich vor allem an den unwahrscheinlichen Deutschfehlern stört: «[...] cun tadler pü suvenz am pera il text memma superficiel ed inconsequent: Il quinteder dominescha in bod tuot il text fich bain la lingua tudas-cha. Expressiuns scu ‹do ziaht dar Riet an Satz› (Riet ho trat ün sagl) sun excepziuns, ma in generel sun las frasas tuottafat tudas-chas e'l quinteder semna be da temp in temp aint pleds rumauntschs. Quelo nu'm disturbess otramaing, sch'el nu fess dandettamaing sbagls grös in tudas-ch, sbagls cha ün chi dominescha uschigliö uschè bain il tudas-ch nu fess mê pü, p.ex. ‹Flinta für dar (= der) Jagd›» (1985:12).

[715]Cfr. Billigmeier: «Vielleicht erreichen die Wertschätzung anderer Leute und der Gebrauch traditioneller Gegenstände in den Schaufenstern der elegantesten Geschäfte von Chur, Zürich und Bern genauso viel wie Vorträge und Ermahnungen an die romanischen Familien, ihren Besitz zu pflegen.» (1983: 428)

[716]Cfr. die Szene in Cla Bierts *La müdada*, wo Tumasch den Estrich räumt und aus altem Gerät Kleinholz zu machen versucht (1962:273–287). Ausführlicheres dazu in Riatsch/Walther 1993:850–854. Polemik gegen den Verkauf und die entfremdende Wiederverwendung von alten Sachen in Salvet 1989: «id han surlaschà/la chà – avdanza veidra da/lur stirpa –/als spierts dals morts/ ed – als cromers vivs.» [...] Il glüster halogen/ cun la rouda da filadè/sclerischa lur/bainstar-» (1989:21).

[717]Cfr. die Metagraphien in Bierts *L'an 2071*, oben IV.6.2.

[718]Ausführlicher dazu oben II.2.3.

[719]Als Autor zeichnet R.Z. Erstausgabe in: *Fögl d'Engiadina. Deutsche Ausgabe für das Engadinerfest des Lesezirkels Hottingen*, Zürich, 1910. Zitiert nach *Chardun*-Nachdruck 1983.

[720]Spanisch: «los sünders» (V. 52), Pseudo-Spanisch: «mingo» (V. 7), «Hanno vistos» (V. 25). Englisch/«Skandinavisch» findet sich nur in der Metagraphie: «conterdenz» (V. 14) und im Morphem «-ing»: «Snörring, kjöring [...]» (V. 13).

[721]Unverändertes Vallader auch in den Versen 9 und 41, geringfügig verändertes auch in V. 2, 4, 8, 17, 23f., 28, 36, 42f., 47, 49f., 53f.

[722]«[...] ging flöten ganz» nach romanischem «[...] get flöten dal tuot». «Ir flöten» ist eine integrierte Lehnwendung.

[723]Cfr. den Kommentar des Herausgebers: «Quista poesia barlocca nun ha plü gnü lö aint il nummer da tschaiver. Oramai tilla publichaina quista jada. Chi ha dudi alch da quist circul e dad Abraham a Santa Clara?» (in: *Il Chardun*, Ann. 12, nr. 7, avrigl 1983:25).

[724]Abraham a Sancta Clara, eigentlich: Johann Ulrich Megerle (1644–1709), Augustiner-Barfüsser, Kanzelredner, Volksschriftsteller, bekannt für seine drastischen, von Witzen und Wortspielen durchsetzten Predigten.

[725]Schiller 1982:23 (V.484f.). Von «mots vides» spricht Souriau 1965:33, der entsprechende Beispiele aus der französischen Literatur zitiert. Romanische Beispiele in Vital (Ed. 1899):198, n. 78.

[726]Der Komet findet sich schon in Schillers Hypotext, bei Abraham a Sancta Clara: «[...] dergleichen gewest jener grosse Comet, wel-

cher ein ganzes Jahr wie ein feuriges Schwerd am Himmel gehangen, und ein Vorbott gewest der erschrecklichen Zerstörung zu Jerusalem.» (1683:24).

[727]Zu den drei Kometen des Jahres 1661 cfr. J. P. Salutz, *Nouva Relatiun et Vaira Informatiun, davart quellas trais cometas* [...] (in: *Dec.* VI:440–465), wo auch der Komet von 1618 (ibid. 412) erwähnt ist.

[728]Cfr. Deplazes 1987:101–115, wo auch weiterführende Literatur zu finden ist.

[729]Ausführlicheres zu diesem Aspekt cfr. oben IV.4.1.

[730]Cfr. auch gängiges «Creti pleti» (V.6) und unwahrscheinliche «Bobs e snobs» (V. 10), «Snörring kjöring» (V. 13).

[731]Zu dieser Funktion des «Makkaronischen» cfr. Burke 1989:48; zu seiner Beziehung zum klerikalen Latein cfr. Curti 1993: 153ff. Beispiele der makkaronischen Herabsetzung sakraler Texte: Boccaccios «Donna Bisodia» («dona nobis hodie»), florentinisches «porta delle miserie» («opportet misereri») in Gadda 1958:91. Cfr. auch Ruzzante, *Moscheta*: «A furia rusticorum liberamum Dominum» (Prologo, 1982:9). Romanische Beispiele bei H. Spescha: «[...] zatgei sc'in «oremus», da quei da bass e tras la barba, pauc entelgeivel, mo per franc latin sco: «Oremus, graziam tuam, furmiclam furmiclorum, calzeram calzerorum», ed autras caussas sontgas ch'ins capescha buc.» (1984: 194) oder Derungs (1988:51, oben Anm. 561).

[732]Erste Zeile von Gudench Barblans *Alla lingua materna* (in: Barblan 1908). Cfr. oben III.2.1. Anm. 272.

[733]Ohne Berücksichtigung der Inhaltsebene wurden jene Einheiten herausgestrichen, die keine Wörterbucheinträge haben und nicht entsprechende, normalparadigmatische Derivate darstellen. Die übriggebliebenen Zeichen wurden als romanische gezählt.

[734]Zu «tuonder» cfr. *P* und *T* s.v. «tonder»: «Teufel (Sache), Teufelei, verflixte Sache», und die Form «tonder aint!»: «Donnerwetter». Aus: «Donner» (tirol. «Tonner»).

[735]Aus dt. «Rippen». Analoge, belegte Lehnwörter wären etwa das französische Lehnwort «il zip» oder der Internationalismus «il tip/ils tips».

[736]Cfr. *DRG* und *HR* s.v. «grad» (Adj. und Adv.).

[737]Cfr. *DRG* s.v. «inter» die Form aus Andiast (S. 24).

[738]Cfr. *DRG* s.v. «fözzel».

[739]Rom. «sblach» geht auf schwd. «bleich» (*HR* s.v.) zurück, rom. «smort» auf it. «smorto» (HR s.v.).

[740]Cfr. *DRG* s.v. «dandet».

[741]Der rückläufige Index des *HR* verzeichnet keine «-özler» und «-üstrüm»-Auslaute.

[742]Cfr. *HR* s.v. «schlora»: «liederliche Frau, Luder, Hure». Cfr. auch ladinisches «scorza», «Rinde».

[743]Das Fehlen von «-unzel»-Belegen in den rückläufigen Indices von *HR* bestätigt die von «mortunzel» konnotierte Fremdheit. Die (nicht nachweisbare) Herleitung aus «Rapunzel» wird von der Textsorte «Märchen»-«Sage»-«Legende» suggeriert.

[744]«Modell-Leser» nach Eco 1994:25f., 36. «Autore e lettore modello sono due immagini chi si definiscono reciprocamente solo nel corso e alla fine della lettura. Si costruiscono a vicenda.» (ibid. 30).

[745]*Il malur da la fuorcl*a: cfr. *La rimur da Chapella. Üna legenda* (Bundi [Ed.] 1904: 294), *Gl'omet dalla mar* oder *La dunschella della motta de Valac* (*Dec.* Bd. X, 644 [nr. 4], 654 [nr. 37]).

[746]Cfr. *Igl He, He egl uaul de Cumbel.* «En igl uaul de Cumbel setegn ei si in aschi numnau ‹He, He!› [...]» (*Dec.* Bd. 11:144, nr. 11).

[747]Franz Hohler hat Romanischkurse besucht (mündliche Auskunft Arnold Rauch) und war an den «Segunds Dis da Litteratura 1992» in Domat/Ems zu Gast, wo er eigene Texte auf romanisch (in der Übersetzung von Flurin Spescha) vortrug. Cfr. *Litteratura* 15/2, 1993:91–105.

[748]Oksaar erwähnt «Anführungszeichen und kursiv zur Markierung der Übernahme freier Morpheme» (1971:370), zur Häufigkeit äussert sich Rey-Debove: «[...] on a tendance à mettre les marques de l'autonymie à la séquence connotée: guillemets ou typo-

graphie spéciale (mais plutôt les guillemets, en souvenir du discours direct).» (1978:258).

[749]Cfr. Rey-Debove, «Le faux problème des guillemets», in: 1978:141f. Cfr. auch Segre: «Le virgolette, è noto, non sono affatto un sigillo di garanzia.» (1985b:5). Ausführlicher dazu Bachtin: «La parola usata tra virgolette, cioè sentita e usata come altrui, e quella stessa parola (o qualsiasi altra parola) senza virgolette. Gradazioni infinite dei livelli di estraneità (o di appropriazione) delle parole, loro diverse distanze dal parlante.» (Bachtin 1959–61:156).

[750]Cfr. Rey-Debove 1978:268ff., 286f. Cfr. auch oben 11.1.1.

[751]Cfr. dazu Mizzau: «Virgolettare, per scritto o oralmente, prendere distanza dalle parole altrui, è anche un modo di non correre rischi, di non farsi vedere troppo coinvolti, di anticipare la critica, di evitare ogni attribuzione di ingenuità, ogni vaga minaccia di ridicolo, ogni possibile sospetto di connivenza che si può annidare dietro un'affinità di parola.» (1982:25). Cfr. auch Compagnon: «En revanche, je tente une esquive avec les guillemets, je demande au lecteur qu'il m'accorde le bénéfice du doute. Je lui dis: ‹A prendre comme tu voudras, mais avec des pincettes, ce n'est pas moi qui suis à reprendre› ou ‹Je ne voudrais pas le dire, mais quand même, je ne peux pas faire autrement›». (Compagnon 1979:41; cfr. ibid. 42).

[752]Ähnliche Paraphrasen bei Mortara Garavelli 1985:68.

[753]Ohne Anführungszeichen oder typographische Markierung finden sich, innerhalb des Erzählerdiskurses, etwa: «schlagher» (Derungs 1988:42); «vienar schnizzals» (Guidon 1989:82), «vellasittih» (Guidon 1989: 101), «knock-outs», «zuckiada» (Guidon 1989:102); «stibizzavan» (Maissen 1987:4); «motocicletta» (Caratsch 1983:100); «luisdor» (Gadola 1956:115); «voyeur» (Guidon 1989:27). In der Figurenrede: «chef de réception» (Caratsch 1983:139).

[754]Cfr. oben 11.1.3. Cfr. auch Mortara Garavelli 1985:68, Rey-Debove 1978:286f.

[755]Cfr. Rey-Debove 1973: «La phase métalinguistique autonymique» (112–116), «La phase à connotation métalinguistique autonymique» (117–120) und «L'aboutissement de l'emprunt» (120f.). Cfr. Rey-Debove 1978: 283–286. «Stade autonyme» (283f.); «Stade de connotation autonymique» (284ff.).

[756]«Allerdings scheint die Definition des Begriffs ‹Integration› für die synchronische Systemlinguistik keinen Sinn zu haben, weil solche systemlinguistisch relevanten Prädikate für sprachliche Zeichen, die bisher auch als Kriterien für verschiedene Integrationsgrade (bzw. Integration vs Nicht-Integration) herangezogen worden sind, wie geringe oder hohe Gebrauchsfrequenz, geringer oder hoher Disponibilitätsgrad, diastratischer Stellenwert im Sprachsystem und peripherer bzw. zentraler Ort im Sprachsystem sich synchronisch gesehen nicht von denselben Prädikaten für nicht entlehnte sprachliche Zeichen unterscheiden lassen.» (Werner 1981:233).

[757]Cfr. Tesch 1978:211, wo Zindlers Beispiel unterschiedlicher Atmosphäre zitiert wird: «[...] wenn man vergleichsweise einen Blick in das Pub einer Londoner Vorstadt, in ein Bistro von Clignancourt, eine Trattoria oder Espressobar in Ravenna, oder in ein Drugstore in New Yorks Third Avenue wirft». Zu den Effekten «Kolorit», «Exotik», «Atmosphäre» cfr. Braselmann 1981:136ff. Zu «Milieukongruenz, Lokalkolorit» cfr. Oksaar 1971:372f.

[758]Cfr. *PG*, s.v. «Espresso»: «espresso». Cfr. «Rückläufiger Index Surselvisch», wo andere «-o»-Auslaute wie «velo», «kilo», «capo», «scopo» aufgeführt sind.

[759]*PG* s.v. «Musikbox»: «automat da musica» ist ein lancierter Neologismus.

[760]Als Kontrast dazu ein «tualetta» im Vorkontext: «La sera da disco entscheiva gia en tualetta avon il spieghel.» (Alexander 1994:16). Die sukzessive graphische und lautlich-grammatikalische Integration von «toilette» über «toiletta» zu «toaletta» und «tualetta» belegen etwa: «toaletta» (Vital 1919:203); «tualetta» (Guidon 1989:54). Ohne Markierung findet sich «after shave» in

einem Text von Guidon: «Per la paja ha'l miss sü ün tschert after shave chi stuornainta bod.» (Guidon 1989:55).

[761]Cfr. die entsprechende Umkehrung: «Tenorhorn»:«corn tenor» (*PG*, s.v.) und Livers Bemerkungen zu den vergleichbaren surselvischen «il pauperesser» («das Armenwesen») und «il forestalesser» («das Forstwesen») (1989:799). Zu den Nominalbildungen mit dem Suffix «-ist» cfr. A. Decurtins 1982:251–254.

[762]Cfr. die Bemerkungen von Decurtins zur Anziehungskraft deutscher Lehnwörter. Diese «gelangen zu uns in einer prägnanten und zugleich bedeutungsmässig durchschaubaren Form, die für die Rätoromanen ihre Tücken hat. Verglichen mit den eher abstrakt wirkenden italienischen oder französischen Bildungen, sind die deutschen Zusammensetzungen ihren Bestandteilen nach erkenntlich und verständlich. Darüber hinaus zeigen sie sich aus einem Guss, selbst wenn sie zuweilen lang geraten sind.» (Decurtins 1976:231).

[763]«Heiglaria» ist ein von den Wörterbüchern nicht aufgeführtes Derivat des surselvischen Lehnwortes «heighel» (cfr. *DRG* s.v. «chejel» und *HR* s.v. «heighel»). «Pecharia» ist ein Derivat des schwzdt.-tirol. Lehnwortes «pec» bzw. «pecar» (kein Eintrag in *VD*, cfr. *HR* s.v. «pec»). «Gerbaria» ist ein v.a. im Engadin gut belegtes Lehnwort, das im Surselvischen von «gerb(r)a» und «cuntscha» (cfr. *DRG* s.v. «chöntschar») konkurrenziert wird (cfr. *DRG* s.v. «gerber»; *VD* verweist beim Eintrag «gerba» auf «cuntscha», *HR* hat keinen Eintrag).

[764]«Entlehnungen aus dem Deutschen/ Schweizerdeutschen, wie *chelnera, moler, pec, schnider, sennaria, vagner*, halten sich umgangssprachlich noch immer.» (Decurtins 1976:197). Cfr. ibid. 214f., wo die romanischen «Reaktionen» auf diese Lehnwörter: E *pastriner, furner*; S *pasterner, furner* aufgeführt und erörtert werden.

[765]Cfr. *DRG* s.v. «handel» mit einem Beleg aus dem *Fögl Ladin:* «Meis fradgliuns pitschens han provà da cumprar üna chavra [...] ma nu sun gnüts a tir cun quist ‹hondel›» (1980).

[766]Ein Hinweis auf die mögliche Auffälligkeit des Signifikanten ist die Tatsache, dass ein «Rückläufiger Index Unterengadinisch» für die Endabfolge «-ONDEL» keinen andern Eintrag als «hondel» hat. (*HR*, Index-Band, S. 1475).

[767]*HR* s.v. «handel» gibt für u. eng. «far hondels» «Geschäft*chen* machen». Die unterengadinische «Gruppe Handel», die auf deutsch wirbt, wird von Armon Planta (1975:54) polemisch als «la gruppa dal Hondel» angesprochen: cfr. oben IV.4.2.

[768]Zur doppelten Ambiguität cfr. Genette: «‹style indirect libre›, que je présente comme une simple ‹variante› du style indirect, et dont je me borne à signaler, après d'autres, la double ambiguïté: confusion entre discours et pensée, entre personnage et narrateur» (Genette 1983:35). Die Ambiguität zwischen anlehnender Sympathie und ablehnender Ironisierung ist, wie Mc Hale festhält, für die freie indirekte Rede ebenfalls typisch: «FID may serve as vehicle for lyric fusion with the character or ironic distancing from him, or, most interestingly of all, may be equivocal between the two.» (1978:275). Wenn die freie indirekte Rede «durch ein der Umgangssprache angenähertes Stilniveau begünstigt» wird (Stanzel 1989:251), so ist mit einer entsprechenden Funktion der Fremdeinschübe zu rechnen. Die Frage der Auflösbarkeit der Ambiguität der freien indirekten Rede diskutieren Genette 1983:37f. und Mortara Garavelli 1985:127.

[769]Weitere Beispiele unten V.1.2., wo kontextuelle Kontraste als Markierungsform erörtert werden.

[770]Zu «huora» cfr. *DRG* s.v. «Entlehnung von schwd. *Huer*. Die Verwendung als verstärkende Beifügung ist ebenfalls schwd.» Cfr. auch Candinas: «Tgei huorrha canerrha par quella fuuerrha nauscha». (1987:22). Die graphische Auffälligkeit von «druck» wird durch graphisch integrierte Formen wie «ils druccars» (Guidon 1989:53) bestätigt.

[771]Cfr. Rey-Deboves Interpretation markierter Sequenzen: «[...] et même un cumul

du «comme je dis» sur le «comme on dis», lorsque l'auteur présente une séquence avec des marques.» (1971:93).

[772]Ausführliche Begründung der weitgehenden Unabhängigkeit der mimetischen Eigenschaft der Redewiedergabe von ihrer grammatisch-syntaktischen Form bei Sternberg 1982, cfr. besonders 112, 119f., 125, 147. Das aus dem Rahmen der grammatikalischen Möglichkeiten der indirekten Rede fallende «Gie» («ja») am Satzanfang verschiebt diese indirekte Rede in Richtung «Direktheit». Eine weitere Markierung innerhalb der indirekten Rede: «[...] e sch'els fussien buca stai als cunfins, fussi il Hitler segir vegnius, e lu vessien quels ‹huora comunists› buca tanienta bucca oz cheu tier nus [...]» (Candinas 1986:18).

[773]Zu «halt» cfr. *HR* s.v. «Lehnwort < schwdt. halt; Lemma fehlt in den Wb. LR aus purist. Gründen, wird in der Literatur vermieden, ist aber ugs. sehr gebräuchlich.»

[774]Im Surselvischen stehen spezielle Paradigmen zum Ausdruck von Indirektheit zur Verfügung. So ist: «vevi deferdau» ein «indirektes Plusquamperfekt» (indirekte Entsprechung zu «veva deferdau»). Umfassend hierzu Grünert i.D.

[775]«Die Spaltung der Hochsprache, ihre Redevielfalt, ist also die notwendige Voraussetzung des humoristischen Stils [...] Der Autor hat gleichsam keine eigene Sprache, doch er hat einen eigenen Stil, sein organisches, einheitliches Gesetz des Spiels mit Sprachen [...]» (Bachtin 1979:201).

[776]Zur kommentierten Selbstkorrektur unten v.2.2.; zur glossierenden Synonymie unten v.3.1.

[777]«-ais» < ENSEM, unbetontes «-er» < dt. «-er»: cfr. *DRG*-Indizes und Diekmann-Sammet 1981:55. Zu den Suffixdubletten cfr. Kristol 1985:117f. Die umgangssprachliche Dominanz von «Tiroler» zeigt sich in scherzhaften idiomatischen Wendungen wie: «I vegnan ils Tirolers» («Die Tiroler kommen»; in Tschlin für: «müde werden»).

[778]«Tschiccar» aus it. «ciccare» cfr. *HR* s.v. «tschiccar». «Bocha» aus it. «boccia» (cfr. *DRG* s.v. «botscha», 11); Cfr. auch Bezzola: «Impustüt in secundara d'eira bod superbi, scha meis pluoders am clomaivan Bocha. Perche nu saja amo hoz bricha. Eu sa be cha Francesco, ün manual da fabrica bergamasc, gniva eir nomnà uschè, ma meis Bocha stuvaiva avair ün'otra parschandüda. Bocha d'eira simplamaing lässig». (1984:71).

[779]Zu den italienischen Einschüben in der deutschen Übersetzung dieser Erzählung von Peer bemerkt Köhler: «Sie beziehen sich auf Situationen aus der Arbeitswelt und geben wohl meist eigene Erfahrungen des Autors wieder, Erinnerungen an bestimmte Vorkommnisse.» (1985:76).

[780]«Tirolais» findet sich in der (metadiegetischen) Erzählung des Italieners Ramponi, die vom Ersten Weltkrieg handelt: «Ils Tirolais d'eiran nöglia mal illa fam, e l'istess resistivan in blers lös [...]» (Peer 1947:41). In diesem Zusammenhang bezeichnet das metonymische «Tirolais» als semantisch-stylistisches Synonym von «Austriac» (ibid. 42) den militärischen Feind. Im Erzählerdiskurs werden die getöteten Österreicher dann aber als «Tirolers» (43) bezeichnet, derselbe Josef Oberhofer abwechslungsweise als «Tiroler» (43) und «Tirolais» (44).

[781]Beide: «betteln»; cfr. *DRG* s.v. «betlager» und *HR* s.v. «betlegiar» (Aus dt. *betteln* erweitert mittels -IDIARE «. Cfr. Nuotclà: «I vaivan scumandà a Stianin da petliar.» (1991:77).

[782]«Tirascrauvs» ist als integrierte, als solche nicht mehr bewusste Lehnübersetzung zu betrachten: cfr. «tirascrauvs» in *P* und *T*. Zur Kommentierung von Fremdeinschüben als «Krankheit» in diesem Text von Nuotclà cfr. oben IV.1.2.

[783]Cfr. *T* s.v. «infirmière»: «fliunza, sour d'amalats», *BT* s.v. «Krankenpflegerin»: «flajunza, fliunza, sour charitataivla». Cfr. dazu aber Solèr/Ebneter 1988:128 (oben III.1.1.).

[784]Zur «Entitalianisierung» des Ladin cfr. oben III.1.2.

[785]«Ma la metafora non mette in gioco solo similarità, bensí anche opposizioni.» (Eco 1984:178, cfr. 161–165).

[786]Cfr. auch das pejorative «la bes-chatscha» (1979:67); «la carogna» (68); «la limargia da fier», «il bies-ch», «l'armaint» (68).

[787]Cfr. «Sar Jonpitschen ha dit cha las giallinas mettan ouvs in pel da la temma, cur chi dodan *la trumbetta;* savai, id es para davantvart *üna sort trumbetta,* per far mütschir la glieud.» (1979:60). Cfr. auch die Präzisierung: «la charozza *chi va suletta*» (65).

[788]Cfr. oben II.1.2.

[789]Zum Lehnwort aus dem Schweizerdeutschen «glissnerem» cfr. *DRG* s.v. «glisnergiar», wo ein unmarkierter Beleg für «glisnergem» aus dem Jahre 1850 aufgeführt ist. Die mangelnde Verständlichkeit gebildeter Lehnwörter kann zum Gegenstand expliziter Polemik werden: cfr. unten V.3.1. (17).

[790]Cfr. *BT* s.v. «Schrebergarten»: «üert da champ» (nicht: «da chomps»).

[791]Cfr. oben IV.1.1. (Anm. 326) und IV.1.2.

[792]Kein Eintrag für «Halbrenner» in *PG*.

[793]Cfr. *DRG* s.v. «buraler». «Das Wort ist mit ital. Fremdarbeitern nach dem Surmeir und der Surselva eingewandert.» Dass es sich um einen Archaismus handelt, bestätigt die Tatsache, dass es in *VD* s.v. «buraler»: «Waldarbeiter», aber nicht mehr in *HR* aufgeführt ist.

[794]«Hörer (a. Telephon)»: «artschaividur» (*BT*); «Hörer»: «corn», («Hörer» [tel.]: «receptur») (*PG*). Kein Eintrag in *DRG* und *T*.

[795]Zur Diskussion der aus der sprachlichen Kreativität einzelner Sprecher hervorgegangener Neologismen cfr. Decurtins: «In Phase II setzen die noch wenig aufeinander abgestimmten Versuche ein, der Herausforderung zu begegnen. Der neu eingebrachte Vorschlag kann okkasionell und kurzlebig sein» (1976:215). Cfr. auch Andry 1993:2.

[796]Ausführlicheres dazu in Riatsch/Walther 1993:174–182. Cfr. auch unten V.2.2.

[797]«Le mode du *Comme on dit* est le mode de la norme linguistique [...] , celui qui intègre l'énonciateur à la communauté parlante.» «On» c'est tout le monde, et pour l'énonciateur tantôt «nous», tantôt «ils» [...].» (Rey-Debove 1978:269). «*Comme on dit* représente souvent la norme OPPOSÉE au système.» (Rey-Debove 1978:270).

[798]Cfr. *DRG* s.v. «Aus lat. CELLA ‹Kammer›, [...] erst in neuester Zeit über dt. *Zelle* eingewandert.»

[799]Cfr. Köhler 1985:2f. und die Beispiele für Surselvisch-Pastiche in Caratsch (oben IV.5.1.).

[800]«Amunt»: «hinauf» ist synchron nicht mehr transparent und im Sinne der Etymologie (AD MONTEM), im Gegensatz etwa zu dt. «bergwärts», nicht mehr ‹motiviert›. Cfr. *DRG* s.v. «amunt» und «aval».

[801]Nach der Klassifizierung von Rey-Debove liegt hier der Fall «Le M1 qu'ils appellent M2» (1978:283) vor. «Cet emploi autonyme est intéressant parce qu'il reproduit la formule du dictionnaire bilingue dans le sens du thème (un M1 s'appelle M2). Le producteur du discours est soucieux d'apprendre un signe au décodeur [...]» (ibid. 284).

[802]Cfr. die folgende Stelle aus einer Polemik von Zisler: «Che dschess la glieud in ün lö tudais-ch scha per ün'ufficina – in rumantsch dischan werkstatt – füssa scrit «Schreinerai» impè da «Schreinerei»?» (Zisler 1990:1).

[803]Cfr. Koch/Oesterreicher 1985:20, 23 und 27, wo «Korrektursignale» als Indizien des Nähesprachlichen aufgeführt sind. Korrekturen als Indizien gesprochener Sprache auch bei Baum 1987:35.

[804]«Diese Entschuldigung (etwa mit der Formel ‹si licet dicere›) heisst *correctio* und kann der schockierenden Äusserung als *praecedens correctio* [...] vorangehen oder als *superioris rei correctio* [...] folgen.» (Lausberg 1963:41).

[805]«Les commentaires métalinguistiques de ce mode sont essentiellement: *si je puis dire, si j'ose dire, pour ainsi dire, passez-moi le mot, l'expression, si vous voulez bien, avec votre permission,* etc. [...] Lorsque l'excuse est nécessaire quel que soit l'allocutaire, c'est que le locuteur s'exprime en néologue.» (Rey-Debove 1978:286).

[806]«Dies ist wohl ein Indiz dafür, dass Autokorrekturen nicht bloss in der Schulsituation (Vorwegnahme einer Richtigstellung durch den Lehrer), sondern auch in «natürlicher» Umgebung eine Form von Sanktionsprophylaxe darstellten.» (Lüdi 1987:83).

[807]Cfr. Gal: «Some communities or subgroups, often in the grip of puristic linguistic ideologies, monitor their codeswitching, indirectly alluding to a perceived switch before it occurs or in subsequent talk.» (1988:246).

[808]Cfr. auch oben v.2.1. (15).

[809]Zum verstärkenden, aber nicht ausschliesslichen deutschen Einfluss auf solche Verb-Adverb, Verb-Präposition-Verbindungen cfr. Jaberg 1939:287ff., Vellemann 1931: 94ff., Simon 1971:521, Holtus/Kramer 1987:5f. Zum Fall «dir si» allerdings bemerkt Gsell: «Ebenso haben surs. *dir si*, bad. *di sö* wohl unter dem Druck des Deutschen sich auf «her-, aufsagen» spezialisiert [...]» (1982:73).

[810]Cfr. *BT* s.v. «abmachen», wo neben «as perincleger» auch «far giò» angegeben wird.

[811]Andry 1982. Untertitel: «Tragedia in 1 act. Lö: auto da posta in Engiadina bassa. Persunas: Duonna A, Duonna B, Duonna C, Duonna D.»

[812]Die Moderierung dient hier offensichtlich dem Ausfüllen von Planungspausen: cfr. dazu Wunderlich 1976:347. Für «Vermessungszeichner» gibt *PG* ein offensichtlich nicht integriertes «dissegnader geometer».

[813]Cfr. Caviezel (Ed.) 1888:305–325. Cfr. oben 111.1.2.

[814]Cfr. Caviezel (Ed.) 1888:310–316. Beschreibung des Manuskripts aus «Donat en Schons» ibid. 316.

[815]Kein Eintrag in *Pa.* Nach Weinreich widerspräche italienisches «ùpupa» dem romanischen Muster, das keine proparoxytone Betonung kennt (cfr. 1977:31). Cfr. aber surs. Lehnwörter wie «cólera» und Endungen auf «-àunera» in Lutz/Strehle.

[816]Keine Einträge für «fanel» (it. «fanello» [Carduelis cannabina]) in *DRG* und *Pa.* «Zisli» geht wohl auf ein dt. «Zeisig» mit schwzdt. Diminutivsuffix «-li» zurück.

[817]Die übersetzende Erläuterung gehört in die rhetorische Kategorie der «glossierenden Synonymie»: «Die ‹glossierende Synonymie› ist die (manchmal vorgeschaltete, meist aber nachgeschaltete) Erläuterung [...] eines ‹dunklen› Ausdrucks durch einen ‹klareren› Ausdruck. Der zu erläuternde dunkle Ausdruck kann sein: 1) ein Tropus [...] 2) ein Fremdwort [...]» (Lausberg 1963:92). Für die Verbesserungsfunktion scheint sich die *correctio* anzubieten, für die Lausberg jedoch vorwiegend inhaltliche, semantische Beispiele gibt.

[818]Cfr. dagegen die «normalen» funktionalen Verteilungen in Rey-Debove 1978:285.

[819]Cfr. Malloth 1890. In der Schlussbemerkung von Gross (ibid. 127) wird festgehalten, dass in Samnaun noch höchstens 5 Romanischsprechende leben. Ausführlicheres zum Samnaunerromanischen oben IV.6.1.

[820]Die Erklärungsbedürftigkeit des heute geläufigen «intivar» könnte damit zusammenhängen, dass es erst im 19. Jahrhundert aus dem Nordostitalienischen entlehnt wurde; cfr. *DRG* s.v. «intivar».

[821]Viele Beispiele für die Glossierung dorfdialektaler Lexeme durch Synonyme aus der regionalen Koine finden sich in der «Dialektprobe» von Gross 1866 (Dialekt von Tschierv, im Münstertal): «fêa spica (parada)», «ommens àisals (lavurius) rizzêan (cumadaivan)», «e bras-chèr (chöttal)», «schuegliet (sdasdet)» (1886:339).

[822]Cfr. aber die Bemerkung von Decurtins: «Entlehnungen aus dem Deutschen/Schweizerdeutschen wie *chelnera, moler, pec, schnider, sennaria, vagner*, halten sich umgangssprachlich noch immer.» (1976:197).

[823]Kein Eintrag in *DRG* und *P*, *PG*: «Hauswart» : «pedel(la)». Aufgrund etwa von «gauardalingia» : «Bahnwärter, Streckenwart» (*P* s.v.) schiene «guardachasa» problemlos integrierbar.

[824]Cfr. *DRG* s.v. «gialaidas» : «Hüftweh».

[825]Zum Typ der «connotation autonymique» der Fälle: «M1 ou M2 – M1(M2) – M1, M2» cfr. Rey-Debove 1978:284.

[826]Cfr. dazu oben 11.1.1.

[827]Cfr. Wunderlichs Bemerkung zu den «Prozeduren der Verständnissicherung» in Dialogen: «Sie werden gemäss dem allgemeinen Kommunikationsprinzip angewendet: tue alles, um dich verständlich zu machen und dem Partner verständlich zu machen, ob bzw. dass du ihn verstehst, aber tue nichts Überflüssiges darüber hinaus.» (1976:363).

[828]ETH-Zürich, Juni 1993. Beispiele aus Mitschrift C.R.

[829]Zum Fremdwortgebrauch als Verstoss gegen die *puritas* cfr. Lausberg 1963:44–50. Zur didaskalischen Funktion der Fehlerzensur seit der Antike cfr. Mortara Garavelli: «L'antica scienza del linguaggio con la censura degli errori assolveva la sua funzione didascalica di guida al parlar bene, inconcepibile senza il requisito della correttezza grammaticale, e nello stesso tempo stabiliva (o accettava) i parametri sui quali misurare il tipo e l'entità delle deviazioni consentite.» (1989:122).

[830]Cfr. *DRG* s.v. «Hufen, Haufa, Hufa» mit den Bildungen «Hufnada», «Hufenada», «Hufenar», «Hufnegiar». Im Ladin ist «haufas» geläufig, auch in der synonymischen Doppelung «haufas e mantuns».

[831]Cfr. die Definition von Rey-Debove: «La figure autonymique est une figure de mots par laquelle une phrase de forme libre, en parlant du monde, exprime une contradiction, une opposition, une différence (un changement) entre deux choses qui ne diffèrent que par l'expression, opposition justifiée sémantiquement par le fait que les éléments opposés ont un sens connotatif différent.» (1978:279f.).

[832]«Per *Sieb* è *coul* igl pled legal.» (1981:3); «*Bettfläschas* èn navot pils peis!» (1981:4); «Ties *Zahnschmelz* è prest tot svania!/Ma la *glasura* digl ties *daint* ò strousch pitia.» (1981:123); «*Hirschpfeffer* toffa gio dagliunsch,/ma *tscherv an asch* ins maglia tgunsch.» (1981:115).

[833]Zur Kritik der Beziehungen zwischen Purismus, Nationalismus und Rassismus cfr. Bichsel 1994.

[834]Cfr. Anonym 1917.

[835]Ebenso *BT* (s.v. «Selbstversorger») und Biert 1962:218 (in der Rede des Bauern Joannes). *PG* dagegen «autoproveditur».

[836]In: Men Rauch 1992 (11):287f. Aus Rauchs *Diari da chatscha e pes-cha* (1934).

[837]Cfr. Andri Peers Umschreibung von Verlusten beim Übersetzen seiner romanischen Lyrik: «[...] alch va tuottüna a perder, quella savur da füm e da scorza d'larsch quel tun prüvà [...]» (1983:183). Die von Kettnaker zitierte Metapher «ösner germanissems» verweist auf den Geruchssinn, der das sprachlich «Fremde» aufspürt: «Ün Tudais-ch hegia il nes pü fin per ösner germanissems» (Kettnaker 1994:2; cfr. oben III.1.3.).

[838]Cfr. den Absatz «L'autonyme n'est pas innocent» in Rey-Debove 1978:109f.

[839]Die Argumentation riskiert hier eine fahrlässige Gleichsetzung des aktuellen *état de langue* mit demjenigen der Entstehungszeit des Textes. So ist etwa «Reh» (V. 25), das synchron fast vollständig durch «chavriöl» ersetzt ist, in der Entstehungszeit des Textes ein häufiges Lehnwort, was für «Zweig» und «Braten» nicht der Fall ist. Behauptet wird dies aufgrund eigener Kompetenz der «Sprache der Grosseltern»; das Fehlen der beiden Lexeme in der umfangreichen puristischen Fremdwortauflistung kann die Behauptung allenfalls stützen.

[840]Cfr. dagegen *PG* s.v. «punct da resistenza».

[841]«Bastuir» geht auf schwzdt. «Brusttuech» zurück (cfr. *DRG* s.v. «brastoc»), «libroc», deutlicher erkennbar, auf «Liibrock» (cfr. *HR* s.v. «libroc»). Zu «brastoc» und «libroc» cfr. Walther 1987:54ff. Cfr. auch oben IV.2.2. (Anm. 403).

[842]Cfr. dazu Decurtins 1975 und 1976, Andry 1993.

[843]Zur Diskussion dieses Problems in der Übersetzungswissenschaft cfr. Coseriu 1988: 297ff., Jakobson 1959:483. Zur Verlagerung der Äquivalenz-Frage von der «Langue» auf die «Parole», vom System auf den Text, cfr. Stein 1980:29.

[844]Inzwischen scheint auch dieses Interesse gefestigt, obwohl die vom *PG* aufgeführ-

ten «lefzagl» und «bellet da lefs» synchron gegen den immer noch gängigen «Lippenstift» keine Chance haben.

[845]Gian Fontana 1971, Erstveröffentlichung zwischen 1922 und 1935. Deutscher Titel im Original.

[846]Polemik gegen den «Bubikopf» als «tgaus-stubla» findet sich auch in Fontana 1932a:10.

[847]In Cadieli 1983:127. Erstveröffentlichung 1930 (cfr. Cadieli 1983:413).

[848]«Il bi plaid romontsch «tgau-pop» vegn evitaus forsa perquei ch'el era pauc currents en Surselva. Tenor il poet mava il plaid jester «Bubikopf» schi mal a praus culla tschontscha romontscha sco la frisura cuorta cul tgau dalla mattatscha.» (in: Cadieli 1983: 401).

[849]Cfr. dazu Freud 1958:29, Todorov 1978:305f.,

[850]Cfr. dagegen die Polemik im Kapitel «Elektrizitätswerke» von Giovanni Orellis *Il giuoco del Monopoly* (1980), wo, gegen den lexikalischen Befund, behauptet wird, die Tessiner hätten kein italienisches Wort für «Elektrizitätswerke», weil die Sache den Deutschschweizern gehöre: «Ma come Poggio (sec. xv) dice dai bagni di Baden che gli alemannici ignorano il termine di gelosia perché non conoscono la cosa, così è un po' per noi quanto a imprese idroelettriche. Poiché le nostre acque ce le hanno portate via [...]» (1980:41).

[851]Die Existenz einer zwischensprachlichen Homophonie wird von Heger bestritten; cfr. oben IV.3.1. (Anm. 429). Macha braucht für solche «systemtranszendente Klangähnlichkeit» den Begriff «Homoiophonie» (cfr. 1995:386). Entsprechende «Sprachkontaktwitze» in Macha 1995:382–387, ähnliche Beispiel zwischen Englisch und Spanisch in Nilsen 1981.

[852]Cfr. die oben (II.1.4.) referierten Wortspiel-Definitionen, insbesondere diejenige von Hausmann (1974:126). Cfr. auch Cortelazzo 1971:169 (unten VI.2.).

[853]Cfr. auch die von Todorov zitierte Definition Liedes, der die verschiedenen «Wortspiele» in der persischen Dichtung auflistet: Liede 1992(II):59; Todorov 1978:299.

[854]«Die rtr. Interferenzen haben ein gemeinsames negatives Kennzeichen: sie entstehen (fast?) alle nicht aufgrund formaler Ähnlichkeit («on the basis of [...] their phonemic constituents» [...] Typ: schw. *Ljungkvist* mit *ljunk* «Heide» ins Engl. als *Youngquist*), sondern aufgrund von Bedeutungsvergleich. Interferenzen wie Youngquist zeugen von wenig tiefgreifender S-Beherrschung; dass sie im Bdr. nicht (oder kaum?) vorkommen, stimmt zu den bisherigen Beobachtungen. Umgekehrt lassen sich Beispiele für diese Art der Lehnübersetzung vorm Rtr. ins Dt. finden: *Val di Cuoira – Churwalden*, also wieder «Übersetzungsfehler», aber volksetymologisch, durch schlechte S-Kenntnis.» (Simon 1971:531).

[855]Cfr. Bottiroli 1990:164, wo gefragt wird, ob in Fällen mangelnden dialogischen Kontaktes nicht gerade die «Unfähigkeit zu übersetzen» («incapacità a tradurre») zum Gegenstand der Parodie werde.

[856]Zu (Quasi) Homophonie und komischen Missverständnissen cfr. oben IV.3.2. und unten VI.2.

[857]Cfr. «peter» < «bitter», oder «pitter», das Toponym «Padavanna» < «Badewanne», surs. «toch» < «doch». Cfr. dazu Weinreich 1977:33. Im Falle von «past» – «Bast» tritt die übliche Umwandlung von [s] zu [š] (vor [t]) als realitätsnahes Element hinzu. Cfr. «pella fal» oben IV.6.2.

[858]Cfr. Weinreich 1977:33, oben IV.6.2. (Anm. 683).

[859]Die Nachahmung des schweizerdeutschen Akzentes der Bündner Oberländer beruht u. a. auf die Realisierung der Herkunftsbezeichnung als «Oberländer» (mit offenem [ǫ]). Der Witz des Schülers, welcher der Aufforderung, einen Satz mit «galoppieren» zu bilden, mit: «Gelobt sei Jesus Christus» oder eben «Galoppt sei Jesus Christus» nachkommt, beruht auf der Karikatur ebendieser Interferenz.

[860]Romanisch «mailinter» bedeutet «Kartoffel», aber auch «Dummkopf». Zur Auffäl-

ligkeit romanischer Proparoxytona cfr. Weinreich 1977:31 (oben Anm. 815).

[861]Cfr. Lehnwörter wie: «las bonas» (dt. «die Bohnen»)

[862]Cfr. das bekannte, von Weinreich (cfr. 1977:48) aufgeführte Beispiel: «Hamburger» (dt. «Hamburg-er»), das im englischen «hamburger» als «ham-burger» analysiert wird und damit analoges «beef-burger», «cheese-burger» etc. produziert. Auf Analyseverschiebung beruhen Wortspiele Plantas vom Typ: «balcunada» = «divertimaint ritmic cun üna da nom insolit» (also: «bal cun Ada»); cfr. Planta 1982:56f.

[863]Cfr. Coseriu: «Es stimmt auch nicht, dass man bei der Interferenz aus der ‹Sprache A› in die ‹Sprache B› übersetzt. [...] Es würde sich übrigens um eine Übersetzung der Bedeutung handeln, d.h. um das Gegenteil der Übersetzung im eigentlichen Sinne, da diese nicht die *Bedeutung* (die einzelsprachlich gegebenen Inhalte), sondern die *Bezeichnung* im Sprechen und den *Sinn* des jeweiligen ‹Textes› betrifft. Die ‹Lehnübersetzung› ist keine ‹Übersetzung›» (1977:98).

[864]«Durch Lehnformung (*loanshift creation, loan translation*, Syntagmenreproduktion, Äquivalenzinterkatenat) entsteht ein neues Sprachzeichen, indem ein aus mindestens zwei Morphemen bestehendes Modell in seinen Teilen durch äquivalente und analog dem Vorbild verknüpfte heimische Morpheme wiedergegeben wird.» (Schottmann 1977:27). Cfr. die Diskussion in Tesch 1978:112ff. Eine feinere Typologisierung der «Lehnübersetzung» in Runggaldier 1981: 210. Listen von Lehnübersetzungen, die nur durch Rückgriff auf das Deutsche verständlich sind, in Solèr/Ebneter 1988:128 und Furer 1985:9.

[865]Solèr/Ebneter 1988:128. Ebenso Gian Belsch (Pseud.), der die Wendung nur am Radio hört, aber in den Grammatiken und Wörterbüchern vermisst cfr. 1991:19.

[866]Cfr. oben III.2.

[867]«Metter a glüm» (wörtlich: «ans Licht legen») ist eine Lehn-Übersetzung/Übertragung des deutschen «an den Tag legen». Weitere Beispiele unmarkierter Lehnübersetzungen: «nu füss stat bun da stordscher ün chavè» (Pult 1954:14); «menau ella davos la cazzola» (Deplazes 1964:55); «Gio lavoura la nossa fantascheia, sa malegiond or, tge evenimaints [...]» (Thöni 1983:116), «O chels èn immediat sa tratgs davent [...]» (ibid. 149).

[868]Als Analogie zu «vegnir cun» aus: «mitkommen», im Sinne von «mitmachen» von Solèr/Ebneter registriert: «*far cun* ‹mitmachen›; im Romanischen muss nach der Präposition *cun* immer ein Objekt folgen.» (1988:128, Anm. 297). Nach Runggaldiers Terminologie handelt es sich um eine «syntagmatische Lehnübersetzung» (cfr. 1981: 210).

[869]Cfr. oben III.1.3.

[870]Die Verse 3–4 bilden eine «figure autonymique»: «wer nicht mitmacht» für: «wer den lehnübersetzten Ausdruck ‹far cun› nicht braucht» (cfr. Rey-Debove 1978:279f., oben v.3.2., Anm. 831). Zur Unterschiebung, Fremdeinschübe dienten Ignoranten dazu, sich als gebildet zu verkaufen, cfr. oben III.1.3.

[871]In seiner Rezension von Durscheis *Flurs tardivas* (1985) kritisiert U. G.G. Derungs die Reime: «remas [...] banalas e fattas, senza caracter e senza musica, monotonas e freidas [...] trarì e trarà.» (1985:122). Dem Reim werde, gegen eine Regel der guten Poesie, fast alles geopfert (cfr. ibid.), dieser sei «mo memia savens caschun e necessitad de far depli plaids» (ibid. 123). «Demai ch'ils patratgs mauncan, vegn la rema en agid.» (ibid.).

[872]Nach Runggaldier haben wir eine «Syntagmatische Lehnübersetzung» (1981: 210). Zur wörtlichen Auffassung von Redewendungen als komisches Verfahren in Texten von Luigi Malerba cfr. Sora 1988:75ff. Allgemein dazu Freud 1958:29f., 33ff., 97.

[873]Bei integrierten Lehnübersetzungen vom Typ: «einer Arbeit *nachgehen*»:«*ir suenter* ina lavur» (cfr. Simon 1971:523) wird die «figurative» Bedeutung als Lehnbedeutung für Nicht-Linguisten unauffällig. Jaberg sieht

darin ein Kriterium deutscher Herkunft: «la signification concrète des adverbes s'est plus ou moins obscurcie: il s'agit d'emplois détournés ou figurés des expressions verbales en question, et c'est là un des critères qui permettent d'évaluer la possibilité de l'influence allemande.» (1939:289). Nach Gsell behindert die fehlende semantische Motivation deutscher Präfixe die Nachprägung (cfr. 1982:72, 74). Lehnübersetzungen vom Typ: «vorstellen»:«metter avant»; «vorbeikommen»:«gnir speravia» können durch Wörtlich-Nehmen und Variation zensuriert werden: «metter avant o metter davo?», «gnir speravia o clomar?» Syntagmatische Lehnübersetzungen im Grödnerischen bei Runggaldier 1981:211.

[874]Cfr. Chasper Po 1996:90, V.30. Cfr. oben IV.4.1.

[875]Chasper Po 1935:115. «Morph-für-Morph-Übersetzung» nach Runggaldier 1981:210.

[876]In der Terminologie von Betz handelt es sich um eine «Lehnwendung», als «Nachbildung einer fremden Redensart» (cfr. Tesch 1978:113f.). Weitere Differenzierung der «Lehnwendung» ibid.

[877]Cfr. aber die von Simon diskutierte These Weinreichs, wonach Lehnübersetzungen ein typisches Indiz von stabiler Zweisprachigkeit wären (cfr. Simon 1971:531). Cfr. oben III.1.1.

[878]Zur indirekten Rede als formal unzuverlässige Inhalts-Paraphrase cfr. Maas/Wunderlich 1972:161, 168, Compagnon 1979: 85, Rey-Debove 1978:230, 239, Mortara Garavelli 1985:30f. Die grundsätzliche Unabhängigkeit zwischen der Form der Redewiedergabe und ihren mimetischen Eigenschaften wird von Sternberg 1982 vertreten. Cfr. oben II.2.1. (Anm. 120).

[879]«Meritaivel» bedeutet eigentlich «verdienstvoll» (cfr. *P* s.v.), während «wohlverdient» «merità» oder «marità» entspricht.

[880]Der Zusammenhang zu andern, im selben Buch vereinigten Texten macht klar, dass das Verkaufsgespräch am Wohnort des Autors, dem zürcherischen Oetwil am See stattfindet. Einschlägige Einschübe in der Rede des Agenten machen klar, dass dieser Zürich-Deutsch spricht.

[881]Zum Realismus-Problem von Texten mit verschiedensprachigen Personen cfr. unten VI.2. Zur Lehnübersetzung fester Syntagmen, bei der ein «coefficiente di estraneità» zum «fatto stilistico» werde cfr. Ballerini/Chiappelli 1985:209f.

[882]Cfr. *DRG* s.v. «benna». Als Etymon wird gallisches BENNA angegeben. Planta listet «Bänä» als romanisches Lehnwort im Bündnerdeutsch des Rheinwalds auf (cfr. 1983:60); cfr. *L–B* s.v. «Bännä».

[883]Cfr. oben III.1.3. Anm. 239.

[884]Cfr. oben V.3.3.

[885]Beispiele aus Caduffs *La vusch dil Rein* und aus einem Traktat von J. U. Gaudenz, oben III.2.1., aus Carigiet oben IV.1.1.

[886]«Krankheit» und «Ansteckung» gehören zum festen metaphorischen Inventar konservativer Polemik gegen Fremde und Fremdes. Cfr. die folgenden Verse aus Muoth 1908 (geschrieben ca. 1885): «Ils jasters spazzegian per pizzas e vals,/Admiran la grippa sco mils e vadials,/Tuffentan si l'aria cun étgs e pommadas,/Impestan cun tuoscher entiras valladas [...]» (1908:219f.). Cfr. auch Deplazes 1991:441f.

[887]Ausführliche Dokumentation und Analyse dieser Metaphern bei Coray 1993. Die Mutter (35–39), der Patient (39–43).

[888]Ausführliche Zusammenstellung und Erörterung romanischer Texte, die sich mit Tourismus befassen, in Deplazes 1991: 392–444.

[889]Die «Sprachlandschaften» der Dialektologie und das «Territorialitätsprinzip» der Sprachpolitik deuten auf die allgemein starke Verbindung zwischen sprachlichen und räumlichen Kategorien. Cfr. auch Durschei 1992:19.

[890]Cfr. dazu Walther 1993:747f., wo die Beschimpfung der Dorfgenossen durch den konservativen Bauern als «calfacters» auf Muoths Pieder de Pultengia zurückgeführt wird, der die auch sprachlich abtrünnigen Untertanen des Urseren-Tals als «calfacters»

beschimpft. Zu Fontanas *Sidonia Caplazi* cfr. auch Deplazes 1991:411–414.

[891]Cfr. das 7. Kapitel *Il bal da gala* in Biert 1962:174–196 und die entsprechenden Analysen von Deplazes 1991:422–425 und Walther 1993:749–756.

[892]Mit Schweigen reagiert in Bierts *La müdada* (1962) der Bauer Michel Curdin auf die stereotyp sinnlosen Fragen eines deutschen Touristen: «‹Freia Schweiza Baua, was?› El dà dal cheu da schi, be plan e bainquant disfiduoss.» (Biert 1962:109). Verständnisverweigerung und Zurückweisung deutscher Fragen auf romanisch in Nuotclà 1991:72, oben IV.2.1. (15). Obstinates und sprachkämpferisch-demonstratives Romanischreden eines Bauern in der Kantonalbank in Chur in Gadola 1934:71.

[893]Die «Überbrückbarkeit» des Unterschiedes zwischen Romanisch und Französisch steht im Zentrum der Dialoge in Bierts *La runa* (oben IV.3.1.). Romanischsprechende Figuren verstehen durchwegs italienisch und sprechen ein intuitiv erschlossenes Pseudo-Italienisch. Dieses wird in Bezzola 1984a kommentiert: ELLA: «Un campari con acqua minerale per favore.» EL: «Ed a mi ün piat da spaghet cun furmasch ed ün quintin ross.» ELLA: (Sto rier) EL: Per postar ün plat da spaghets nu voula sgüra bricha Polyglotts e crom.» (2. purtret, S. 6). Cfr. das Pseudo-Italienische, Pseudo-Bergamaskische in Dolf 1959:203, Biert 1962:199.

[894]Cfr. Nuotclà 1982, IV.1.2. (1, 2) und 1991, IV.2.1. (12a); Stupan 1982, IV.3.2. (2).

[895]Man solle sich an romanische Namen halten: «senza prender nums tschagrun/sco sch'ins fuss in perdertun.» (Durschei 1992: 152). Zur alten Polemik gegen die «Eindeutschung» romanischer Namen cfr. den von Salvioni zitierten Aufruf der *LR*: «[...] il seguente appello della Lega Romancia: ‹Tieu nom rumaunc' do a tia persuna il dret caracter. Nu lascer tradür quel in tudas-c' [...]›». (Salvioni 1936:12). Zur «Aufgabe einheimischer Namensgebung» als Indiz von Sprachzerfall cfr. Dressler 1988:1552.

[896]In: Bezzola 1987:91–98.

[897]Cfr. oben IV.2.1. (12a–12d).

[898]Der Gebrauch des romanischen Lehnwortes «tabalori» (dazu *HR* s.v. «tappalori») zeigt, dass «Kraftwörter» auch umgekehrt, vom Romanischen ins Deutsche, entlehnt werden.

[899]Die Germanisierung von «Vallada Nova» ist in Candinas 1988 (cfr. oben IV.5.2.) vorweggenommen.

[900]Den wenigen, noch lebenden Romanen von Tschlin: «Giò Tschlin glüscha üna reclama da glüsch chi invida als giasts cun seguainta parola: ‹Tschlin, das besterhaltene Engadinerdorf! Hier können Sie noch vereinzelt Romanisch hören.›» (CASA 1986:7) entsprechen einige noch grüne Bäume in der Gegend von Ramosch; die Roboter, die für Geld einige romanische Wörter sprechen (cfr. CASA 1986:7), finden ihre Parallele in den grün angestrichenen Betonbäumen (ibid. 8). Deutlichstes Beispiel der Sprache-Wald-Metaphorik ist Lansels *Tamangur* (1929, in: 1966:77f.), wo die Rezession des Romanischen mit der Bedrohung eines Arvenwaldes parallelisiert wird. Zur Sprache-«Pflanze»-Metaphorik cfr. Coray 1993:51–53.

[901]Cfr. oben IV.3.2. Auch Stereotype der Sprachkomik wie Stottern kommen durchaus nicht nur in komischer Funktion vor, wie das Beispiel von Stianin in Nuotclàs *Il tunnel* (IV.2.1.) zeigt. Das Stottern wird hier nicht nur als Behinderung ernst genommen, sondern zum besonderen Kennzeichen dieser Figur stilisiert, die Geistesschwäche, «Seele» und prophetische Gabe in sich vereint. Trotzdem sind behinderte Artikulation oder Rezeption von Sprache als Quelle von Kommunikationsstörungen in komischer Funktion ausserordentlich häufig. Zu ihren Hauptfunktionen zählt die Produktion des Missverständnisses, der falschen Homonymie, Cfr. oben IV.2.1. (Bsp. 8a–8b).

[902]Beispiele aus Chasper Po oben IV.4.1., Beispiele aus Caratsch oben IV.5.1.

[903]Keine Einträge für «tousel», «standerl», «traccagnottel», «strüffel», «schiloner» in *HR*. Zu «puzlain» cfr. *HR* s.v., zu «strüzzel»

HR s.v. «strüzla», zu «canedel» *DRG* und *HR* s.v. «Füesels» ist eine ironische Litotes für «grosse Füsse» aus einem tirolerdeutschen Diminutiv (kein Eintrag *DRG* und *HR*). Für «bizokels» schliessen die Etymologen die vom Dichter behauptete Herkunft aus dem Deutschen aus: cfr. *DRG* s.v. «bizoccal» und *HR* s.v. «biziechel», wo gotisches oder langobardisches «bizzo», «pizzo» als Etymon angegeben wird. «Schiloner» wird von einem Anonymus auf «Spielhahner» («Spielhahn»: tirolerdt. für «Hutfeder») zurückgeführt (cfr. *Gazetta Ladina* 1932, nr. 38).

[904]Belleau spricht in diesem Zusammenhang von «narratori che [...] si lasciano contaminare dai linguaggi altrui» (1986:287). Cfr. dazu Stanzel: «Neben der Tendenz zur Differenzierung zwischen Erzählersprache und Figurensprache ist im modernen Roman aber auch eine gerade entgegengesetzte Tendenz, nämlich zur Kolloquialisierung der Erzählersprache, zu beobachten; durch sie werden die Unterschiede zwischen Erzählerrede und Figurenrede eingeebnet» (1989:251).

[905]Zum Realismus in der historischen Erzählung cfr. Walther 1993:685–828.

[906]Cfr. oben IV.2.1. (4). Zur Übersetzung der Figurenrede ibid. Anm. 345.

[907]Cfr. dazu Walther 1993:699f. Cfr. auch oben IV.2.1. (4) und Anm. 349. In A. Peer 1961 wird die Sprache des Immigranten als «ün da quels rumantschs tschecs, masdüglià da pleds talians [...]» (90) beschrieben. Im folgenden spricht diese Figur dann normales Romanisch (cfr. ibid. 96).

[908]Cfr. Biert 1962:176, 184. Die als englisch angekündigte Rede der Dame wird auf romanisch «zitiert»: «Mo la veglia fa segn cul man e disch per inglais: ‹Ün momaint, he he, pac glatsch, per plaschair [...]›» (1962:184). Ironische Plausibilisierung der Romanischkenntisse fremdsprachiger Figuren in Pos Wilhelm-Busch-Übersetzung: «quai d-era ün scort'om i da slantsch;/('laveva imprais perfin rumantsch)» (Po 1996:125). Zu den manchmal absurden Erklärungen der Sprachkompetenz oder Lernfähigkeit literarischer Figuren cfr. Goetsch 1987:44, 63f.

[909]«Co dschaivat a quista flur in vossa tschantscha?» disch ella e ria darcheu cun öglins chi fouran. «Machöja», disch Tumasch. «Quai es rar da quist temp, machöjas.» «Machöja», repetta la giuvna, «che bel: ma-chö-ja.» (1962:162, cfr. auch 245).

[910]«[...] schi ha'l dumperà: ‹Und ihr Onkel, hat der auch Kühe?› ‹Ja›, ha dit Karin, ‹viersig S-tück.› Sar Balser ha tschögnà sü per Jon ed ha continuà: ‹Aha, mo Seis bap, che fa Seis bap?› ‹Meis bap es mort giuven›, ha dit Karin [...]›» (Biert 1962:240). Cfr. auch die folgende Stelle aus Oscar Peer: «La dama blonda passa speravia, tilla guarda: ‹Je regrette – vous n'avez pas de chance!› Lura disch'la amo: ‹Sch'Ella füss rivada be üna mezza minuta avant co quel hom [...]›». (1993:16). Mimetisch unplausible Kopräsenz von Romanisch und Deutsch auch in Deplazes 1960:75, 99, 105; von Romanisch und Französisch auch in Gadola 1956:116.

[911]Cfr. Camartin: «Cla Bierts umfangreicher Roman *La müdada* ist eine Art «summa philologica» des Unterengadinischen dieses Jahrhunderts; er schildert eine in Auflösung begriffene Dorfgemeinschaft, die diesen Sprachreichtum einmal immerhin ermöglichte.» (1985:176f.). Detaillierte Auflistung der innerromanischen Varietäten von Bierts *La müdada* in Riatsch 1993:54–64.

[912]Cfr. 1962:108f. Kurze Interpretation in Riatsch 1994:61.

[913]Aufgrund der Tatsache, dass Curdin Riola, über den sie lästert, Musik macht, reinterpretiert Donna Boscha das Sprichwort «Müssiggang ist aller Laster Anfang»: «Basta ch'el scriva poesias e fa chanzuns, he he, Musikgan ischaller Laschte ramfan!» (1962:48).

[914]Cfr. dazu Walther 1993:749ff.

[915]Im Zentrum steht ein Drogenkrieg der CIA gegen die romanische Jugend, die die neue Schriftsprache «Rumantsch Grischun» befürwortet, damit den bündnerischen, schweizerischen und europäischen Gemeinschaftssinn stärkt, der nicht im Interesse der USA ist. Auf

diesem Hintergrund spielt die Emanzipationsgeschichte der Maria Angelica Coller-Daleu, deren Liebe zu Ladina als parodistische Allegorie der Entstehung des «Rumantsch Grischun» – aus der Verbindung von Surselvisch (Maria) und Ladin (Ladina) – gelesen werden kann.

[916]Cfr. Bachtin 1979:154–300, besonders der Abschnitt «Die Redevielfalt im Roman» (ibid. 192–219). Bachtins Thesen werden von Todorov zusammengefasst: «le roman, lui, commence avec la pluralité des langues, discours et voix, et avec l'inévitable prise de conscience du langage en tant que tel; en ce sens, le roman est un genre foncièrement autoréflexif.» (1981:104).

[917]Selbst in Halters *Caumsura* (1967), wo der Kontrast zwischen Zürich und Marschaga (cfr. Walther 1993:76–86) den Hintergrund einer «Rückwanderungsfabel» bildet, sind die sprachlichen Aspekte dieser Fabel ganz selten und inkonsequent thematisiert. Nachdem Marco mehrmals romanisch geredet und mehrere romanische Briefe geschrieben hat, ist davon die Rede, dass er romanisch lernen muss (cfr. Halter 1967:66). Der einzige Beleg für «Romanendeutsch» ist eine stereotype Vereinfachung: «Du nix verstehen von Motor?» (1967:67).

[918]Ein seltener Fall von komischer Sprachmischung findet sich in Peers *Accord*: «Ooh, wonderful! Che bella vacha! Wonderful Kuh – aber Mann! Quista vacha es fich hom! That's very straminabel. Fich potent!» (1978: 47).

[919]Kontaktsprachliche Phänomene wie «fremde Akzente» werden allenfalls metasprachlich umrissen, aber nicht mimetisch vorgeführt: «Ses plaids, culs quals ella envidava ils giuvens eran buca encuri ord il cudisch da devoziun. Il lungatg veva in accent jester, empau garmadi; sia vestgadira laschava veser magari bein bia da quei ch'ina matta dischenta muossa buc a tut la glieud» (Darms 1985:100).

[920]Cfr. die Reaktion des Kindes in Fontana 1926: «Gie, mo jeu hai empau tema. El ei tut en ina puorla e discuora aschi curios romontsch.» «Mo va mia pintga, jeu vegn cun inaga.» (285).

[921]Cfr. A. Vonmoos: «Babina stuvaiva rier da Gisep, cur ch'il schmütschaiva qualche pled italian, ed ella dumandaiva: discuorra meis frar Men eir ün bel rumantsch sco tü?» (1941:13). Lachen über die Sprache des Immigranten aus Italien in A. Peer: «Imparnajà rumantsch discurriva'l ün da quels chi'd eira da laschar ir il scuffel, ün da quels rumantschs tschecs, masdüglià da pleds talians e rierets maladeisters e frasas inclegiantaivlas, culla tschicca tanter.» (1961:90).

[922]Cfr. das Beispiel des Pseudo-Französischen der aus Nizza zurückgekehrten Mädchen in G.M. Nay 1905:49. Dazu Riatsch 1993:847. Von leiser ironischer Wirkung dagegen die französischen Einschübe und Interferenzen in der Rede der Duonnanda bei Biert: «El d'eira bler *plü vegl co mai»;* «[...] da quai staina discuorrer lura, *nous deux.*» (1962:251).

[923]Cfr. Cadotsch/Thöni 1983:27, 101ff., 105ff., 112ff., 132ff. Erzählung eines «Fremdsprachaufenthaltes» auch in Candinas 1986: 196–205.

[924]Cfr. Bezzola 1984 und 1987, Camenisch 1982 und 1982. Kritik an Camenischs *La febra da sonda notg* (1982:58–77) in Walther 1993:817–828.

[925]Zur Sonorität als Interferenzbereich cfr. Weinreich 1977:34. Eine entsprechende Anekdote über Pater Maurus Carnot (cfr. auch oben IV.6.1. Anm. 674f.) erzählt Deplazes: «P. Maurus saveva bein romontsch, mo sia pronunzia tradeva ch'el veva stuiu emprender romontsch, essend che Samagnun fuva daventaus tudestgs ina generaziun avon el. Fagend priedi ad Andiast concluda el siu priedi allas mattauns e dunnauns culs plaids: «O vus mattauns dad Andiast, jeu giavischel a vus igl iver da nossa sontga Giulitta. Amen.» Las bialas fan bucca da rir. Manegiau veva il bien pader naturalmein igl «ifer» dalla sontga ellas bunas caussas.» (1987a:41).

[926]Cfr. *Il Longavinter a Tschlin* (Barblan 1909:286f.), mit der «tiroler-romanischen» Rede des Schlaumeiers: «Io, ma tschara

tonna, ê esser il longa Winter!» (287). Cfr. auch *Jaquan Schambocker* (ibid. 287ff., Zitat ibid. 288): zum expressiven tirolerischen Lehnwort «bocker» cfr. *DRG* (s.v.). Stereotypes «Tiroler-Romanisch» spricht auch der Schuster aus Pfunds, der bei «Frau Petta dal tschil cross» (Barblan 1909:302) («Betta dal chül gross») wohnt. «[...] tuot 'in ina jata fefal'l surfgni sco hoamweh'»; «Fo, neglia afair tschattà qua ina zanga, tsch'ê afair inflidà da far l'ainpocken in März, cura tsch'ê esser i inora.» (ibid. 302). Ausführlicheres zum «Tiroler-Romanisch» oben IV.6.1.

[927]Beispiele aus dem narrativen-theatralischen Dialog oben IV.3.2., aus der komischen Dichtung oben IV.4.1., aus dem «paradigmatischen» Übersetzungsspiel oben V.3.4.

[928]Cfr. Cortelazzos Untersuchungen norditalienischer «Fiabe, leggende, novelle, satire paesane, storielle, barzellette [...]» (1971: 170). Nach den einzelsprachlichen Homonymen – zu deren Funktion in der französischen «ancienne farce» cfr. Lewicka 1970:656 – listet Cortelazzo als zweiten Typus Paronyme auf, die verschiedenen sprachlichen Systemen oder Varietäten zugehören. Zu diesem Typus gehört «tutta la larga serie di equivoci, che si dicono nati dall'erronea interpretazione di voci o frasi straniere o, comunque, di diverso sistema linguistico [...]» (Cortelazzo 1971: 171). Unter den Beispielen figuriert die Geschichte mit dem Franzosen, der die vier Bronzepferde der Basilika von San Marco bewundert, «très beau» ruft und vom Venezianer belehrt wird, es seien vier Pferde, nicht drei Ochsen, «trè bò» («tre buoi»). Deutsche Beispiele aus «Dialekt-» und «Sprachkontaktwitzen» in Macha 1995:382ff.

[929]Der Ich-Erzähler spricht von Trüffel, «tar-tuffo», sein Dialogpartner versteht «der Teufel»: «Poi l'equivoco si sciolse e ne ridemmo entrambi. Tale è la magìa delle umane favelle, che per umano accordo significano spesso, con suoni eguali, cose diverse.» (1980:291). Die Pseudo-Homonymie («equivoco», «suoni eguali») wird vom Erzähler in anachronistisch Saussureschem Sinn kommentiert, womit hinter dem mittelalterlichen Erzähler der moderne, ironische Autor sichtbar wird. Cortelazzo spricht von Geschichten «fondate su un'operazione di sfruttamento dell'ambiguità della lingua portata bruscamente a consapevolezza, operazione che chiameremo metalinguistica di verifica e di riflessione sulle possibilità e sulle debolezze di un sistema, rivelate dal loro nucleo contenutistico, che è un oggetto linguistico.» (1971: 169). Zum Metasprachlichen cfr. auch die Wortspiel-Definition von Hausmann 1974: 126 und oben II.1.4.

[930]Der Text gehört zu den *Burlas da Men da Betta. Per part s-chaffidas, per part udidas e concepidas da seis schensch Men Füm;* Rauch 1973 (1956):49f.

[931]«‹Mo che s'impaissa'l, quist marchadant›, ha dit la duonna vers Men da Betta, ‹ä nu lasch nöa tour davent be la cua, ä vend be la vacha intera.›» (1973:49). Zur Einbettung solcher Sprachkomik in die Struktur des sprachlichen Handelns cfr. Stierle 1976:238, 254. Die Naivität der Frau, über die der Vermittler als «Dritter» lacht, wird durch die phonetisierende Graphie ihres Dorfdialektes unterstrichen.

[932]«Mù na gliez, minga mat, niente da questo, jeu sundel già maridà la primavera avon in onn. Capito!». (Gadola 1930:104). Auch hier lachen die umstehenden «Dritten», die Komik zeigt sich als Fremdbestimmtheit (cfr. Stierle 1976:244), die Homophonie als «Quasi-Subjekt» (cfr. Stierle 1976:242).

[933]Die von Stierle hervorgehobene «Folgenlosigkeit des komischen Faktums» (1976:251) gilt nicht für die Ebene narrativer Sequenzen. Cfr. Bachtin 1979:250 und Paccagnella 1984:229.

[934]Cfr. oben II.2.2. (besonders Anm. 143f.)

[935]Cfr. Nay 1947:59. Der vom Wirt ausgefragte Soldat reagiert mit ausweichendem «mosch» (surselvisch «mosch(a)»:«nun denn, also halt»), der Wirt meint, er wolle ein Glas Most. Zur hier wichtigen «Wiederholung und ‹Einsilbigkeit› als Kooperationsverweigerung» cfr. Weber 1988:13–31.

[936]Cfr. Chönz 1979:112, wo «sochi» als «ün pruoder chi vela poch» erläutert wird. Als entlarvende Instanz präsentiert diese antisozialistische Polemik die romanische Sprache als solche, was zum Kontext passt, der alles «Sozialistische» durchwegs und explizit als «unromanisch» darstellt.

[937]Zur Sprache, die mit den Benutzern spielt cfr. Stierle 1976:258. Zur Unfähigkeit zur Übersetzung als Gegenstand der Parodie im Sinn Bachtins cfr. Bottiroli 1990:164.

[938]Cfr. etwa die herabsetzende «Verwechslung» von «gala-dîner» als «galdiner» («Truthahn») in Guidon 1989:58. Zur sprachinternen Kontamination cfr. oben v.1.1. (7c).

[939]Cfr. Wandruszkas Bemerkung zu Manns *Buddenbrooks*: «ein grossartiges soziolinguistisches Panorama, eine scharf beobachtete und liebevoll aufgezeichnete Dokumentation der deutschen Mehrsprachigkeit und Sprachmischung im 19. Jahrhundert.» (1984:66).

[940]Cfr. oben 11.2.2. Zu den «in Nord und Süd beliebten Mundartbühnenstücken, von denen das meiste nur regional verständlich ist» cfr. Wandruszka 1984:72.

[941]Gedruckte Fassungen in *Dec.* 1, 439 bis 452 und *ASR* IX, 1895:105–142 (cfr. auch *Dec.* 11, 223f.). Hier wird aus *Dec.* XIII, 158–213 zitiert, der Version von Pieder Antoni de Latour (1777–1864), die offenbar bei der Brigelser-Aufführung von 1795 verwendet wurde. Italienische, Französische, Spanische, Deutsche Vorbilder dieses Streitgesprächs zwischen Fastnacht und Fastenzeit nennt Camartin 1985:149, cfr. 149–151. Zur *Dertgira Nauscha* cfr. auch Bezzola 1979:187–189.

[942]Weitere Beispiele aus der Rede von «Fila satel» cfr. ibid. V. 283ff., 892ff., aus der Rede von «Tschetschamel» ibid. V. 287ff., 587ff., 904ff., 1135ff. Küchenlatein findet sich in der Rede des «Mussadur trata caultschas»: «pone gulae metas/ut sit tibi longa vettas» (315f.).

[943]In einem Wirtshaus im Unterengadin sitzt auch ein Tiroler, der da zu übernachten gedenkt und vor dem Schlafengehen seinen Geldbeutel beim Wirt deponiert (Szene I). Der Schmied Bastian tritt ein und bittet um Hilfe: er verfolgt einen Dieb, der ihm im Tirol den Geldbeutel gestohlen hat. Bastian verlässt das Wirtshaus, der Wirt, der Gemeindepräsident u.a. finden ihren Verdacht bestätigt: der Tiroler ist der Dieb (Szene II). Bastian kehrt zurück, man zeigt ihm den Geldbeutel und muss verhindern, dass er sich am Tiroler rächt (Szene III). Der Landjäger tritt auf, Bastians Geschichte wird angehört und protokolliert (Szene IV). Der Tiroler wird geweckt, verhaftet und abgeführt (Szene V).

[944]«In alcuni casi di plurilinguismo i diversi linguaggi assumono carattere emblematico di protagonisti, i personaggi sono agiti dalla loro lingua e le lingue della commedia danno luogo ad una vera e propria commedia delle lingue [...]» (Folena 1983:1492f.). Das Stück spielt um 1857 (cfr. 1915:145), was die Tatsache plausibel macht, dass die meisten romanischen Figuren Tirolerdeutsch sprechen und verstehen. Nur der Amtsschreiber («nudèr») spricht eine Art «Amtshochdeutsch», der Landjäger sagt nur «Vorwärts!» (1915:151), der Bauer Sar Balser kann kein Deutsch (cfr. 1915:151). Tirolerdeutsch sprechen meistens die Hirten, wie der «Tirolais» bei Cristoffel und Jon Bardola: «‹Sell bist doch a Tunderskerl, du verfluochter Engadainer!›» (1936:8).

[945]Grand 1887:56. Cfr. Scena XIV:53–57. Der Name «Töni Grammatica» verweist auf die lange Tradition der «Sprache des Pedanten» (cfr. dazu Stäuble 1991), die sich ans Lateinische, an die «Grammatica», anlehnt. Ein Pastiche italianisierender Amtssprache auch in Biert 1979, wo Tumasch Falchet, der als ehemaliger Gemeindeschreiber auch «Schriftromanisch» kann («quel sa lura eir rumantsch da scrittüra»), eine Rede hält: «Nonobstante la causa del automobile sclerida a satisfaczione per las citats, essendo nellas citats il tempo del secolo nov in ogni maniera plü spert, havain nus la debita obligazion da rivar ad üna soluzion satisfacenta circa las ideas diversas, essendo sarà grandissima difficoltà da trar decisiones absolutas.» (1979:64)

[946]«Der Text wechselt zwischen Deutsch und Rumantsch Grischun. Nur: Der Wechsel

geschieht hintereinander und nicht nebeneinander und wirkt deshalb eher wie ein Konstrukt denn als gelebte Zweisprachigkeit.» (Sonntags-Zeitung 5.11.95, S. 47); «Eine bilinguale Text-Existenz, gewiss, doch die Sprachdifferenz ist ästhetisch zu wenig ausgearbeitet.» (NZZ, 6.11.95, S. 26).

[947]Cfr. Vital (Ed.) 1899:174ff. Pseudo-Italienisch: «Anda burlanda/Furca distanda/Jon tudesc/Mina pina för è quest» (175); Küchenlatein und Deutsch: «Anna gebanna gatufert/Cribus crabus domine/Schneckabrot indernot/In fan tus.» (ibid.); Codeswitching romanisch-deutsch: «Essen, fressen, meis mürader,/Morgen sterben üna chavra,/Übermorgen ün charbesch,/Essen fressen fin chi-d-es.» (Vital 1899:195). Goetsch stellt fest, dass erfundene onomatopoetische Sprachen «schnell ihre innovative Kraft einbüssen und daher in die Unterhaltungs- und Kinderliteratur absinken.» (1987:48).

[948]Cfr. dazu das Kapitel «Die Lyrik zwischen Rhetorik und Authentizität» in Walther 1993:189–343.

[949]Besonders häufige und deutliche Beispiele finden sich in den Texten der Engadiner-Lyriker Andri Peer und Duri Gaudenz: cfr. dazu Riatsch 1993:36–42.

[950]Hier alternieren fünf Sprachen zuerst strophenwiese, schliesslich versweise. Dazu Elwert: «Ensuite il change de langue d'une strophe à l'autre: italien, français, gascon, portugais et, dans la tornada, il réunit les cinq langues, réservant deux vers à chacune. C'est un désordre savamment calculé et méthodique.» (1960:425). Beispiele für Sprachalternanz in der Lyrik erwähnt Mackey: Miltons «Parole adorne di lingua più d'una» (1975:12), zeilenweise Alternanz von Englisch und Französisch in «couplets» von 1311 (1975:13), Alternanz von 6 Sprachen in einem Gedicht von Rimbaut de Vaqueiras (1975:14). Text und Kommentar zu Dantes «lirica trilingue» in Continis Ausgabe der *Rime* (1995:239–242).

[951]Zur Polemik, die *Italy* mit der Verletzung der Stiltrennungsregel auslöste cfr. Giachery 1989:50, 58. Zu den anderssprachigen Einschüben bei Eliot cfr. Goetsch 1987:59.

[952]Cfr. oben IV.4.1.

[953]Zitat nach Titone 1988:17. Vergleichbare Beispiele auch in Goetsch 1987:60f. und Lüderssen/Sanna (Edd.) 1995.

[954]Zitat nach Titone1988:18.

[955]Cfr. auch Lisa Meyers Gedicht *Ils novizs* (1989), wo der thematische und situative Rahmen «Romanischkurs für Anfänger» den Umschaltungen einen mimetisch-realistischen Aspekt verleiht. Cfr. auch die in Mc Clure zitierten Lieder, in denen ganz anders verteilte Umschaltungen von Sächsisch zu Rumänisch, von Deutsch zu Rumänisch (cfr. 1988:41f.) in Funktionen vorkommen, die denjenigen aus dem «gereimten Brief» von Chasper Po (oben IV.4.1.) sehr vergleichbar sind. «Tu draga iubita, was hast du gemacht?/Eu nu pots sadorm die ganze Nacht.» (1988:42).

[956]Ballerini/Chiappelli sprechen ebenfalls vorsichtig von einem «[...] lungo scaleo di intermedi che il critico dovrà bene scendere e salire per li gradi. E dal via vai si enuncerà forse una legge di relazione diretta fra la capacità espressiva di uno stilema e la disformità componenziale che esso incontra nell'innestarsi in una lingua altra.» (1985:217).

[957]Cfr. Elwert 1960:410, oben I.1., Anm. 9.

[958]Cfr. oben VI.2. und Bachtin: «A differenza degli altri grandi generi letterari il romanzo si è formato ed è cresciuto proprio quando si attivizzava acutamente il plurilinguismo esterno ed interno che del romanzo è il naturale elemento» (in: Bachtin/Lukács 1976:191). Cfr. auch Grutman, der von «textes, particulièrement nombreux dans les genres narratifs, qui acceuillent des langues étrangères [...]» (1996:40) spricht. Laut Goetsch macht «der in England spielende realistische Roman einen zurückhaltenden Gebrauch von Fremdsprachen.» (1987:67). Häufig sei der Heterolinguismus dagegen in «Kolonialromanen bzw. Werken, die Kulturkontakte darstellen.» (ibid.).

[959]«Ein abgeschlossener Stand, eine Kaste, eine Klasse in ihrem innerlich-einheitlichen

und beständigen Kern sind kein gesellschaftlich produktiver Boden für die Entwicklung des Romans [...]; das von der Hochsprache geprägte Bewusstsein kann von der Höhe seiner über Autorität gebietenden Einheitssprache Rede- und Sprachvielfalt getrost ignorieren.» (Bachtin 1979:253).

[960]Cfr. dazu Mathieu 1986:1, 3 und das Kapitel «Mythisierung» in Coray 1993:78–99.

[961]Cfr. Barthes 1957:193–247. «Nous sommes ici au principe même du mythe: il transforme l'histoire en nature.» (215).

[962]Die romanischen Sprachmythen entsprechen grundsätzlich dem von Camartin metaphorisch angesprochenen «hortus conclusus» (cfr. 1986:3) oder auch den «Heilsordnungen für Monoglotten» (ibid. 4). Ausführlicher dazu Coray 1993:94.

[963]Cfr. das oben IV.6.2. diskutierte Beispiel von Biert (Biert 1981).

[964]«In den im engeren Sinn poetischen Gattungen wird die natürliche Dialogizität des Wortes künstlerisch nicht genutzt, das Wort genügt sich selbst und setzt ausserhalb von sich keine fremde Äusserungen voraus. Der poetische Stil hat bedingt jedwelcher Wechselbeziehung mit einem fremden Wort, jeder Anspielung auf ein fremdes Wort entsagt.»(Bachtin 1979:177). Todorov ortet «[...] les raisons de cette opposition dans le fait que le poème *est* un acte d'énonciation, alors que le roman en *représente* un.» (1981: 101). Segre präzisiert, dass die Dichtung nur weniger interdiskursiv, nicht weniger intertextuell geprägt ist (cfr. 1982:27), dass die Interdiskursivität des Romans das ganze sprachliche System auslotet, diejenige der Poesie nur die Literatursprache (cfr. 1982: 28). «Romanzo e poesia (specialmente lirica) si contrappongono in base al quoziente di polifonia: molto alto, di solito, nel primo, piuttosto basso nella seconda. La poesia è tendenzialmente monovoca (monodica).» (1982:28).

[965]Zum Verhältnis von Mehrstimmigkeit und Mehrsprachigkeit cfr. Mortara Garavelli: «Percepire in un'enunciazione ciò che Bachtin chiama polifonia vuol dire cogliere sul piano dei rapporti enunciativi alcuni almeno dei fatti che, sul livello degli enunciati, si descrivono come ingredienti di mistilinguismo, interpretabili da un punto di vista stilistico quali fattori di espressionismo linguistico.» (Mortara Garavelli 1984:41). Bachtin betont allerdings auch, dass es «Mehrstimmigkeit» (Polyphonie) auch unabhängig von «Mehrsprachigkeit» gibt: «Vom Standpunkt der reinen Linguistik gibt es keinen wesentlichen Unterschied zwischen der monologischen und der polyphonen Wortverwendung in der künstlerischen Literatur. Dostojewskijs vielstimmige Romane sind sprachlich sogar schwächer differenziert, das heisst: ärmer an Sprachstilen, an territorialen und sozialen Dialekten, an berufssprachlichen Wendungen als die Werke vieler monologischer Autoren wie Tolstoj [...]». (1985a:101).

[966]Cfr. oben IV.2.2. Zur Aufweichung der Gattungsgrenzen cfr. Eichmann-Leutenegger: «Eigentümlich schwankt der Text zwischen den Gattungen; man kann ihn vielleicht als leicht rhythmisiertes Prosastück bezeichnen, das oft zum Poem tendiert [...]»(1995).

[967]Cfr. «Die beiden stilistischen Linien des europäischen Romans» in Bachtin 1979: 251–300 und Contini 1988:102–105, die beide einer tendentiell einsprachigen, klassischen, hohen eine tendentiell mehrsprachige, anti-klassische, niedrige Linie gegenüberstellen. Detaillierter oben I.2.

[968]Ausführlicheres zu den Anfängen dieser Linie in Riatsch 1993:46–65.

[969]«Die Romane der ersten stilistischen Linie gelangen auf einem Weg, der von oben nach unten führt, zur Redevielfalt, sie lassen sich sozusagen zu ihr herab [...]. Die Romane der zweiten Linie gehen genau umgekehrt von unten nach oben: aus der Tiefe der Redevielfalt erheben sie sich in die Sphäre der Hochsprache und beherrschen sie. Ausgangspunkt ist hier die Perspektive der Redevielfalt auf die Literarizität.» (Bachtin 1979:280). In ganz anderer Perspektive geht Goetsch von einem «Herabsinken» der Imitation von Xenismen im Englischen aus: vom englischen Drama und dem realistischen Roman zur

Unterhaltungsliteratur, zu *comic books* und Witzen (cfr. 1987:56).

[970]Cfr. Pult 1941:10f. «Nus stuvessan tscherchar da reprodüer il viv pled tschantschà da la plü simpla duonnetta, per quant pussibel tal e qual sainza artifizis.» (15). Cfr. ibid. 16f., 20, 23. «Tschantschain e scrivain dimena sco chi'ns ais creschü il pical [...]» (29).

[971]Cfr. etwa die Polemik von Vital 1919: 194.

[972]Im Roman werden nach Bachtin «[...] die Sprachen [...] dialogisch zueinander in Beziehung gebracht und beginnen (ähnlich den Repliken des Dialogs) füreinander zu existieren. Dank dem Roman erhellen sich die Sprachen wechselseitig, wird die Hochsprache zum Dialog von Sprachen, die voneinander wissen und einander verstehen.» (1979: 279). Die Zweistimmigkeit tendiert zur Zweisprachigkeit: «Aus diesem Grund strebt die Zweistimmigkeit im Roman, im Unterschied zu rhetorischen und andern Formen, stets nach der Zweisprachigkeit als ihrem Extrem. [...] Darin liegt die Besonderheit der Dialoge im Roman, die dem Grenzwert des wechselseitigen Missverstehens von Menschen zustreben, die verschiedene Sprachen sprechen.» (1979:242).

[973]«Auf dem Territorium fast jeder Äusserung finden eine intensive Wechselwirkung und ein Kampf zwischen eigenem und fremdem Wort statt, ein Prozess ihrer Abgrenzung oder ihrer dialogischen gegenseitigen Erhellung.» (Bachtin 1979:240).

[974]Das fehlende Prestige der «anti-klassischen» mehrsprachigen Literatur wird von Grutman auf die kritische Tradition zurückgeführt: «ce manque de prestige n'est pas dû en premier lieu à la nature de l'objet, mais à une tradition critique qui s'est plu (sic) à chercher l'unité dans la diversité plutôt que l'inverse.» (1990:201). Baetens Beardsmore dagegen sieht das sekundäre Interesse an dieser Literatur «justified by the relatively modest quality of a large amount of what we have called «polyglot» literature.» (1978:91, cfr. auch 93).

[975]Elwert 1960:410, cfr. oben 1.1. (Anm. 9) und VI.3.

[976]Arbeiten, die sich ausschliesslich oder hauptsächlich mit Bündnerromanischem befassen und häufig auf romanisch verfasst sind.

IX. Namensregister

Abraham a Sancta Clara (i.e. J.U. Megerle) 228, 389
Adorno, Th.W. 340
Albani, P. 343
Alexander 244, 391
Alig, O. 350
Alighieri, Dante 318
Ammon, U. 14, 16, 328
Andry, D. 264, 354, 357, 373, 379, 394, 396
Anonym 57, 294, 350, 396
Aretino, P. 369
Aristophanes 39, 342, 344
Arquint, J. C. 16, 346, 348, 350, 351, 373
Arrivé, M. 337
Ascoli, I.G. 53, 352
Augustin, A. 61, 203, 370, 371, 374
Bachtin, M. 14, 32, 41, 72, 225, 228, 242, 243, 248, 312, 320, 321, 322, 323, 324, 327, 339, 341, 345, 357, 387, 391, 393, 402, 403, 404, 405, 406, 407
Baetens Beardsmore, H. 15, 341, 343, 374, 387, 407
Balastèr, G.P. 61
Ballerini, L. 335, 341, 399, 405
Balletta, A. 254, 365
Bally, Ch. 26, 27, 28, 331, 333, 334, 335, 336
Balzac, H. de 342, 385
Barandun, J. 30, 266, 267
Barblan, G. 61, 188, 233, 314, 340, 354, 355, 381, 384, 390, 402, 403
Bardill, L. 62, 69, 355
Bardola, Cristoffel 204, 206, 207, 209, 316, 383, 384, 385, 386, 404
Bardola, J. 404
Bardola, M. 374
Bardola, Chasper 374
Barthes, R. 321, 330, 333, 334, 387, 406
Battisti, C. 50, 350
Baum, R. 334, 394
Bausinger, H. 362, 432
Beccaria, G.L. 141, 370
Belleau, A. 401
Belli, G. 361, 362
Belsch, G. (Pseud.) 360, 398
Berlioz, H. 344
Berruto, G. 44, 45, 329, 330, 334, 336, 338, 346, 348, 359
Berther, N. 292
Bezzola, A. 382
Bezzola, C.D. 62, 69, 75, 243, 255, 296, 298, 304, 309, 313, 323, 347, 355, 357, 362, 378, 382, 393, 400, 402
Bezzola, R.R. 160, 355, 370, 374, 375, 379, 382, 404
Bezzola, E. 370
Bichsel, P. 396
Biert, C. 6, 7, 44, 73, 74, 121, 131, 211, 245, 251, 252, 253, 328, 346, 357, 361, 362, 363, 372, 376, 381, 383, 386, 389, 396, 400, 401, 402, 404, 406
Bifrun, G. 82, 184, 353, 355, 380
Billigmeier, R.H. 16, 61, 201, 348, 349, 350, 353, 354, 357, 358, 383, 389
Bloomfield, L. 23, 331, 332, 333, 334, 335, 344
Boccaccio, G. 390
Böhmer, E. 358
Bottiroli, G 345, 387, 397, 404
Branca, V. 15, 28, 336
Braselmann, P.M.E. 16, 23, 24, 327, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 385, 391

Brecht, B. 120, 365
Brummack, J. 343, 376
Brunies, S. 183, 190, 380
Bruno, G. 377
Bundi, G. 380, 390
Buonarroti, B. 343
Burger, H. 334, 355, 359
Burke, P. 344, 387, 390
Busch, W. 145, 146, 373, 401
Cadieli, G. 61, 68, 70, 262, 283, 355, 356, 357, 358, 397
Cadotsch, P. 313, 402
Caduff, G. 66, 399
Caflisch, A. 382, 426
Calmo, A. 342, 387
Camartin, I. 16, 74, 76, 346, 348, 349, 350, 351, 354, 356, 357, 378, 379, 380, 401, 404, 406
Camathias, F. 61, 67, 73, 356
Camenisch, S. 243, 255, 273, 292, 313, 323, 402
Camporesi, P. 382
Candinas, Th. 6, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 247, 248, 249, 257, 261, 311, 312, 320, 323, 363, 379, 383, 392, 393, 400, 402
Caratsch, R. 6, 61, 63, 64, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 189, 191, 195, 196, 197, 198, 200, 354, 363, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 391, 394, 400
Caratsch, S. 61, 63, 64, 355
Carigiet, F. 323
Carigiet, P.B. 6, 78, 82, 302, 358, 399
Carnot, P.M. 205, 209, 210, 258, 261, 386, 402
CASA (Angelo Andina) 306, 400
Castelberg, M. 58
Castelberg, Th. de 380
Cathomas, B. 16, 17, 44, 48, 56, 88, 328, 346, 347, 348, 349, 351, 352, 355, 356, 358, 360, 383, 388
Catrina, W. 16, 348, 374, 383
Caviezel, H. 265, 395
Cavigelli, P. 17, 60, 355
Céline, L.F. 336
Champell, D. 182, 183, 184, 186, 380
Chiappelli, F. 341, 399, 405
Chönz, S. 314, 404
Clarkson, I. 348, 352
Cohn, D. 340
Collenberg, A. 349
Compagnon, A. 339, 391, 399
Contini, G. 14, 15, 25, 27, 28, 39, 40, 198, 322, 335, 336, 345, 382, 405, 406
Coray, R. 17, 327, 348, 351, 354, 355, 356, 358, 379, 380, 399, 400, 406
Coray-Monn, I. 328, 365, 366, 367
Cortelazzo, M. 15, 31, 207, 342, 344, 362, 385, 397, 403
Coseriu, E. 29, 328, 329, 337, 342, 396, 398
Croce, G.C. 369, 382
Curti, L. 390
Darms, F. 313, 364, 402
Darms, G. 348, 349, 350, 351
Dazzi, G. 358
Dechert, H.W. 327, 431
Decurtins, A. 16, 17, 187, 246, 328, 341, 349, 351, 352, 353, 354, 364, 380, 381, 382, 385, 392, 394, 395, 396
Decurtins, C. 49, 350, 355
Decurtins, G. 356f.
Del Vecchio, G. 50, 350
Denison, N. 328, 347, 349
Deplazes, G. 44, 57, 74, 312, 323, 327, 346, 347, 349, 350, 351, 355, 363, 364, 365, 374, 375, 382, 383, 386, 390, 398, 399, 400, 401, 402
Deplazes, L. 284, 356, 358
Derungs, U.G.G. 6, 60, 141, 169, 318, 354, 364, 365, 378, 390, 391, 398
Derungs-Brücker, H. 271, 349, 350
Di Girolamo, C. 338
Di Luzio, A. 347, 445
Dickens, Ch. 361
Diekmann, E. 16, 17, 46, 346, 348, 349, 350, 351, 353
Diekmann-Sammet, D. 17, 349, 353, 364, 393
Diez, F. 53, 352, 353
Dirven, R. 327
Dittmar, N. 14
Dolf, T. 268, 284, 400
Dörig, H.R. 16, 349
Dostojewskij, F. 406

Dressler, W.U. 328, 329, 347, 348, 349, 351, 354, 400
Dronke, P. 39, 344
Ducrot, O. 332, 341
Durschei, V. 292, 304, 398, 399, 400
Ebneter, Th. 17, 25, 46, 291, 346, 347, 380, 388, 393, 398
Eco, U. 104, 314, 330, 333, 340, 362, 370, 390, 3934
Egloff, P. 44, 58, 341, 346, 349, 354, 355, 358, 377, 380, 381, 383
Ehlich, K. 15, 20, 361, 362, 367, 368
Eichenhofer, W. 363
Eichmann-Leutenegger, B. 406
Elikan, M. 344
Eliot, T.S. 318, 405
Elwert, Th. 12, 14, 15, 319, 325, 328, 342, 343, 361, 362, 370, 371, 372, 405, 407
Enkvist, N.E. 434
Facetti, E. 381
Falett, R. 377, 386, 388
Famos, L. 317, 370
Faust, M. 368
Ferroni, G. 340, 361
Fischer-Lichte, E. 15
Flugi, C. de 61, 62, 351, 355
Fo, D. 39, 344
Folena, G. 15, 36, 338, 342, 344, 380, 404
Folengo, T. 336, 344
Fontana, G. 282, 313, 397, 400, 402
Forster, L. 15
Francescato, G. 16, 328
Franceschini, R. 15, 327, 330, 346, 348, 389
Freud, S. 286, 289, 345, 360, 367, 373, 379, 397, 398
Furer, J.J. 57, 348, 355, 398
Fütterer, D. 327
Gadda, C.E. 378, 390
Gadola, G. 78, 259, 353, 358, 380, 391, 400, 401, 403
Gal, S. 395
Galli de' Paratesi 334, 364
Gangale, G. 189, 380, 381
Ganzoni, A. 256, 262, 381, 428
Gartmann, I. 375
Gary-Prieur, M.N. 330, 333
Garza-Cuaròn, B. 330, 331, 332, 333
Gaudenz, D. 354, 359, 382, 405
Gaudenz, J.U. 57, 82, 348, 355, 399
Gaudenz, M. 178, 268, 269, 358
Gaudenz N. 178, 379
Gaudenz, O. 57, 354
Gauger, H.M. 33, 97, 334, 339, 361, 363
Gauvin, L. 14
Genette, G. 32, 33, 35, 36, 212, 335, 339, 340, 341, 368, 377, 378, 392
Giachery, E. 405
Gian d'Urtatsch (Pseud.) 379
Gieré, O. 354
Giger, F. 16, 317, 328
Giovannum – Not Nair (Pseud.) 381
Giusti, G. 371
Goebl, H. 350
Goetsch, P. 15, 327, 334, 342, 344, 345, 361, 362, 363, 365, 366, 386, 401, 405, 406
Goldoni, C. 39, 342, 344
Grand, F. 316, 404
Green, J.N. 14, 16
Greimas, A.J. 24, 28, 330, 333, 361, 365
Gross, T. 383, 395
Grünert, M. 327, 393
Gruppo μ 15, 329, 330, 331, 345, 362, 374, 385, 386
Grutman, R. 14, 15, 327, 385, 405, 407
Gsell, O. 348, 353, 395, 399
Guidon, J. 359, 380, 383, 391, 392, 404
Gumperz, J.J. 352, 360, 389
Haas, W. 17, 44, 45, 346, 347, 348, 357, 358
Habermas, J. 337
Halter, T. 74, 259, 312, 402
Hamon, Ph. 31, 330, 337, 338
Hartig, M. 328, 435
Hartung, W. 30, 435
Hausmann, F.J. 31, 287, 288, 345, 366, 397, 403
Havránek, B. 352
Heger, K. 366, 397
Hein, J. 360
Hendry, V. 74, 312, 317
Hess-Lüttich, E.W.B. 15, 331, 333, 340, 365, 366, 367, 369, 384
Hildegard von Bingen 39
Hjelmslev, L. 22, 23, 24, 29, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 365, 369
Hohler, F. 7, 225, 232, 236, 237, 238, 390
Holenstein, E. 29, 337

Holtus, G. 16, 328, 350, 395
Homer, S. 194
Horn, A. 15, 16, 327, 328, 333, 341, 343, 372
Hornung, M. 247, 334
Hübler, A. 335, 336
Huonder, G.A. 90, 109, 191, 192, 382
I.A. Tschen (Pseud.) 203, 210
Ihwe, J. 327, 330, 331
Iliescu, M. 16, 328, 431
Isella, D. 15
Iser, W. 345
Jaberg, K. 381, 395, 398
Jakobson, R. 26, 27, 28, 29, 334, 335, 337, 396
Johansen, S. 22, 330, 331
Joyce, J. 27, 40, 315, 335, 336
Jud, J. 17, 50, 54, 387
Kayser, W. 344, 345
Kemmner, E. 15
Kerbrat-Orecchioni, K. 16, 22, 27, 95, 330, 332, 334, 335, 361, 362, 363, 365, 373
Kerr, A. 336
Kettnaker, M. 58, 348, 354, 359, 360, 396
Klainguti, G. 75, 219, 257, 263, 313, 354, 358, 382, 387, 389
Kloss, H. 45, 307, 346, 347
Koch, P. 334, 339, 394
Köhler, G. 17, 357, 393, 394
Kraas, F. 346, 348, 349
Kramer, J. 16, 17, 43, 44, 56, 204, 206, 328, 346, 350, 358, 382, 383, 384, 395
Kristol, A.M. 17, 350, 365, 393
Kuen, H. 17, 328
Lang, J. 368, 385, 386
Lansel, P. 50, 71, 142, 317, 350, 355, 357, 371, 381, 383, 400
Lantina, G. 250
Lausberg, H. 29, 74, 260, 394, 395, 396
Lemnius-Margadant, S. 193
Lewicka, H. 403
Liede, A. 15, 40, 288, 343, 344, 345, 397
Liver, R. 16, 17, 55, 327, 348, 350, 353, 380, 392
Lössi, H. 360, 372
Lotman, J.M. 15, 141, 149, 370
Lozza, P.A. 61, 68, 356, 359
Lüderssen, C. 405
Lüdi, G. 260, 327, 328, 352, 359, 367, 395
Lukács, G. 164, 176, 377, 379, 405
Lutz, F. 16, 44, 346, 351, 371, 383, 388, 395
Luzzi, J. 61
Maas, U. 399
Macha, J. 340, 385, 397, 403
Mackey, W.F. 15, 327, 328, 405
Maissen, A. 245, 246, 256, 270, 271, 272, 391
Malerba, L. 40, 338, 379, 398
Malloth, M. 267, 268, 383, 395
Mani, C. 62, 191, 280, 327, 382
Manzotti, E. 378
Marangoni, C. 15
Marti, R. 16, 348
Martinet, A. 332, 334, 341
Marulaun, C. 386
Mathieu, J. 16, 48, 316, 327, 349, 406, 447
Mathieu, N. 316
Mathis, G. 61, 64, 65, 70, 305, 306, 355, 356
Mattheier, K.J. 14, 16, 328
Mc Clure, E. and M. 359, 373, 389, 405
Mc Hale, B. 327, 339, 340, 392
Mecklenburg, N. 360
Melcher, F. 54, 350, 353, 373, 384
Meneghello, L. 377, 378
Messmer, D. 188, 381
Meyer, L. 405
Mignani, R. 15, 342, 344
Milton, J. 405
Mizzau, M. 341, 358, 391
Mohr, G.R. 193, 194, 197
Molière 39, 207, 342, 344
Molino, J. 331, 334
Mortara Garavelli, B. 330, 336, 339, 340, 345, 361, 370, 371, 372, 373, 374, 391, 392, 396, 399, 406
Moser, W. 15, 329, 331, 334, 338, 340, 341, 343, 372, 381, 382
Mounin, G. 330, 332, 334
Mukařovský, J. 69, 70, 367
Muljačić, Z. 16, 346, 347
Müller, P.I. 350
Müller, M. 352
Munske, H.H. 328, 331, 351, 352

Muoth, G.H. 54, 55, 59, 61, 64, 66, 67, 317, 349, 351, 353, 355, 358, 365, 387, 388, 399
Nay 58, 259, 314
Nay, G.M. 8, 58, 259, 354, 402
Nay, S.M. 259, 314, 403
Nelde, P.H. 14, 16, 328
Nietzsche, F.S. 120, 121, 322, 365
Niggli, S. 388
Nilsen, D.L.F. 15, 397
Nuotclà, J. 6, 7, 82, 87, 88, 100, 110, 111, 245, 246, 250, 284, 285, 286, 302, 303, 305, 309, 311, 312, 320, 322, 323, 358, 360, 379, 388, 393, 400
Nuotclà, P. 216, 219, 225, 318, 359, 361, 363, 383,
Oksaar, E. 11, 15, 319, 328, 332, 341, 363, 390, 391
Olbrechts-Tyteca, L. 343, 379
Orelli, G. 363, 397
Ortiz Vasquez, P. 318
Osswald, S.E. 346, 348, 448
Österreicher, W. 334, 339, 393, 394
Paccagnella, I. 15, 28, 37, 336, 337, 341, 342, 343, 344, 382, 403
Pascoli, G. 318
Peer, A. 17, 72, 74, 249, 258, 308, 309, 317, 355, 370, 371, 378, 379, 382, 393, 396, 405
Peer, O. 30, 261, 262, 269, 270, 313, 357, 401, 402
Pellegrini, G.B. 350
Perini, G. 15
Petronius 342
Pfister, M. 328, 369, 388
Pfitzner, J. 334
Piguet-Lansel, E. 355, 448
Pizzolotto, G. 389, 434, 439
Planta, A. 6, 61, 62, 140, 141, 159, 160, 161, 168, 169, 287, 288, 289, 308, 318, 355, 370, 374, 375, 376, 377, 380, 384, 387, 388, 392, 398, 399
Planta, J. 349
Planta, J.A. 323
Planta, R.v. 50, 350, 384
Plett, H. F. 15, 331, 369
Plouda, R. 317
Po, Ch. 6, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 148, 149, 150, 151, 152, 155, 156, 157, 159, 160, 169, 223, 295, 308, 318, 323, 363, 370, 371, 372, 373, 374, 376, 383, 399, 400, 401, 405
Pokuta, G. 327
Poplack, S. 328, 329, 330
Porta, C. S. 118, 365, 374
Posner, R. 14, 16, 328, 352, 365, 367
Preisendanz, W. 176, 343
Prevignano, C. 327
Propp, V.J. 341, 343
Pult, J. 50, 54, 59, 141, 142, 159, 184, 281, 282, 302, 322, 323, 350, 352, 353, 357, 370, 371, 372, 373, 374, 376, 380, 383, 398, 407
R.Z. 389
Rabelais, F. 39, 40, 41, 193, 196, 198, 336, 344, 345, 382
Raisigl, G.P. 354, 359
Ramming, G. 378, 379, 380, 382
Ratti, A. 383
Rauch, M. 59, 203, 206, 208, 210, 276, 277, 292, 314, 318, 322, 323, 363, 371, 381, 383, 386, 390, 396, 403
Reichenau, Ch. 16, 349
Rey-Debove, J. 34, 242, 243, 260, 329, 330, 332, 333, 337, 338, 339, 340, 361, 362, 381, 390, 391, 392, 394, 395, 396, 398, 399
Riatsch, C. 9, 347, 350, 357, 359, 360, 363, 370, 373, 374, 377, 382, 383, 389, 394, 401, 402, 405, 406
Riffaterre, M. 327, 364
Rimbaut de Vaqueiras 318, 405
Rindler-Schjerve, R. 328
Ritter, A. 204, 206, 383, 384, 385
Rogers, K.H. 16, 328
Rohlfs, G. 385
Rolshoven, J. 355, 356
Romaine, S 329, 330
Romains, J. 336
Rossbacher, K. 360
Rossipal, H. 332
Rössler, G. 16, 24, 27, 331, 332, 333, 335, 362
Runggaldier, H. 16, 328, 348, 361, 388, 398, 399

Ruth (Pseud.) 62, 69, 355
Rüthers-Seeli, T. 317
Ruzzante 39, 344, 369, 390
Salutz, J.P. 230, 390
Salvet, G.A. 295, 389
Salvioni, C. 50, 350, 400
Sankoff, D. 328, 329, 330
Sanna, S.A. 405
Saussure, F. de 335, 403
Schiller, F. 228, 229, 230, 310, 365, 389
Schmid, H. 17, 49, 55, 353, 381
Schmitt, Ch. 381
Schorta, A. 204, 206, 207, 383, 384
Schottmann, H. 291, 328, 329, 330, 348, 351, 398
Schuchardt, H. 26, 53, 335, 352
Schumann, K. 329
Schweickard, W. 348, 351
Schwind, K. 343, 345, 346, 376
Scotton, C.M. 332
Secchi Malfroy, A. 358
Segre, C. 15, 25, 28, 334, 336, 337, 344, 345, 360, 377, 382, 391, 406
Semadeni, J. 74, 313, 316
Shakespeare, W. 367
Siebenmann, G. 15
Siller-Runggaldier, H. 328
Simon, H.J. 46, 289, 328, 348, 358, 381, 385, 387, 388, 395, 397, 398, 399
Solèr, C. 17, 46, 291, 327, 328, 329, 346, 347, 348, 349, 387, 388, 393, 398
Sora, S. 40, 338, 345, 379, 398
Souriau, E. 344, 345, 366, 389
Spegnas, G.N. (Pseud.) 71, 357
Sperber, D. 341, 358
Spescha, F. 273, 311, 312, 320, 323, 347, 350, 358, 365, 372, 388
Spescha, H. 256, 262, 317, 390
Spescha, Placidus a 350, 365
Spillner, B. 329, 334, 369
Spinner, K.H. 330, 331, 332, 333
Spitzer, L. 14, 15, 41, 336, 341, 345
Sprecher, M. 356
Stanzel, F.K. 340, 392, 401
Stäuble, A. 404
Stauder, Th. 378
Steier, A. 61
Stein, D. 396
Sternberg, M. 339, 340, 393, 399
Stierle, K. 37, 94, 97, 187, 331, 341, 343, 360, 361, 362, 368, 386, 387, 403, 404
Strehle, D. 371, 395
Stricker, H. 16, 328
Stupan, V. 6, 131, 307, 323, 366, 368, 374, 400
Swift, J. 344
Szadrowsky, M. 54, 55, 352, 380, 384, 387, 388
Taub, M. 380
Tesch, G. 14, 26, 328, 329, 334, 348, 364, 371, 374, 391, 398, 399
Theoderich d. Grosse 195
Thöni, G.P. 74, 274, 277, 313, 357, 398, 402
Thun, H. 341, 342, 366, 371
Titone, R. 318, 405
Todorov, T. 31, 288, 332, 341, 345, 397, 402, 406
Tolstoi, L. 368, 372
Trabant, J. 22, 330, 331, 333, 369
Tragut, J. 328, 347, 349
Travers, G. 184, 186, 380
Tschizewskij, D. 345, 358, 382
Tuor, A. 61, 67, 365
Tuor, L. 6, 78, 88, 111, 118, 263, 308, 313, 322, 323, 364
Tuor, P. 50, 54, 55, 56, 350, 351, 353, 356
Twain, M. 342, 379
Tynjanov, J. 327
Uffer, M. 49, 68, 350, 380, 381
Ullmann, S. 334
Vellemann, A. 54, 56, 348, 353, 354, 359, 385, 395
Vergil 39, 194, 344
Vigne, B. 258, 304, 377
Viletta, R. 348
Vital, A. 50, 152, 153, 334, 350, 357, 382, 385, 389, 391, 405, 407
Vološinov, V.N. 339
Voltaire 379
Vonmoos, A. 402
Vonmoos, S. 368
Wahrenberger-Defuns, T. 61
Walther, L. 160, 328, 347, 350, 355, 356, 357, 358, 360, 369, 375, 376, 377, 380, 382, 383, 389, 394, 396, 399, 400, 401, 402, 405

Wandruszka, M. 332, 351, 352, 404
Weber, U. 131, 368, 403
Weinreich, U. 14, 17, 26, 46, 47, 204, 290, 328, 329, 334, 359, 362, 370, 382, 384, 386, 387, 395, 397, 398, 399, 402
Weinrich, H. 15, 327, 328, 329, 342, 351, 352, 354, 359, 387
Werner, R. 246, 328, 329, 359, 363, 391
Wiesmann, P. 382
Willi, U. 17, 328, 329, 346, 347, 348, 349, 387, 388
Wilson, D. 341, 358
Wittmann, U. 356, 379
Woolard, K.A. 34
Wunderli, P. 348, 349
Wunderlich, D. 129, 131, 185, 361, 367, 368, 395, 396, 399
Zisler, J. 394, 450

x. Sachregister

Abgrenzung (durch Sprache) S. 101f., 105f., 304f.
Abstandsprache (romanisch) S. 49f.,
Affektivität (s. Expressivität)
«Akzent» (s. Interferenz, Xenismus) S. 17, 23, 36f., 44, 65, 98, 100ff., 150, 196, 200, 203, 204ff., 210, 214, 214, 289f., 305, 310, 313
Archaismus S. 72, 114ff., 183ff., 186, 188, 208, 230, 252, 279, 312, 317
Assoziation (s. Stereotype) S. 24, 94, 99, 150, 233
Auffälligkeit, sprachliche (s. Akzent, Integration, Konnotation, Xenismus) S. 19ff., 23f., 35, 37, 90, 94ff., 106, 110, 113, 115, 117, 196, 204, 208, 212ff., 220, 227, 241–264, 296f., 299, 304f., 308f., 311ff.
Ausbausprache (Romanisch als A.) S. 12, 20, 44f., 49f., 51, 73, 74, 268
Autonymie S. 21, 29, 102, 154f., 196, 242f., 254f., 274f., 277f.
Behinderung (sprachliche) S. 89, 94ff., 99, 180f., 200, 216
Bilinguismus S. 15, 43–47, 52, 60, 64, 91, 202, 211ff., 321
Calembour S. 40, 156, 209
Code-switching (s. Sprachmischung) S. 15, 21f., 23f., 52, 58, 72, 81f., 89, 104f., 111, 147, 151, 158, 164, 166, 168, 213f., 219f., 222f., 228, 231, 261f., 298, 302, 316f., 318
Defizite (des Romanischen) S. 12, 73f., 254, 263f., 279f., 281ff., 286, 299, 302
Defizithypothese (cfr. Sprachwechsel) S. 60, 66f.
Deutsch(kenntnisse) von Rätoromanen S. 43f., 80ff., 83, 87, 89, 91, 104f., 112, 206ff., 211ff., 216ff., 290, 306
Dialektmuster (s. Dorfdialekt) S. 35, 36, 82, 238, 322
Dialoge (mehrsprachige) S. 15, 30, 89, 91ff., 105f., 121–140, 306f., 310ff., 322f.
Diglossie
sprachliche S. 17, 43ff., 47, 212, 214, 321
literarische S. 15, 67
Doppelformel (synonymische) S. 186, 274
Dorfdialekt S. 43, 154, 187f., 204f.
Eigennamen (und Sprachkontakt) S. 83, 99f., 117, 133ff., 143, 145f., 161f., 304
Emigrantenromanisch: S. 141f., 151f., 313
Entlehnung (s. Transferenz) S. 17, 20f., 26f., 46f., 49f., 52, 54ff., 62f., 65, 77, 81, 84, 222, 234f., 274, 278, 289, 302, 316f., 321
Erzählerrede/Personenrede: S. 34f., 87, 91ff., 97, 112f., 119f., 123, 146, 148, 172, 185, 191, 195, 199, 223, 242, 247ff., 252, 262f., 293, 299, 308f.
Euphemismus S. 26, 117, 126, 189f., 192f.,
Expressionismus (Contini) S. 15, 25, 28, 39, 322
Expressivität, expressiv S. 12, 23, 25–28, 74, 109, 112f., 117f., 126, 129, 146f., 160, 228f., 250, 254, 260, 274, 278, 308, 323
Folklore, Folklorismus S. 45, 100, 107f., 162ff., 166, 182, 197, 224
Fremdwort (s. Lehnwort) S. 21f., 26, 30, 53, 74, 144, 265, 273, 280, 284
Gattungen (literarische) S. 39, 72, 74, 131f., 139, 142, 153, 159f., 161, 309–319, 321f.

Germanisierung S. 17, 46ff., 54ff., 58f., 66f., 179, 186, 196, 203ff., 207, 209, 265, 267, 305ff.
Glossierende Synonymie (cfr. Übersetzung *in praesentia*) S. 29f., 249, 254, 264ff.,
Groteske, grotesk S. 19, 40f., 111, 178f., 190f., 197, 225, 310, 313
Homophonie, Pseudo-Homophonie: S. 125, 141, 143, 149, 156, 160, 164, 287ff., 313f.
Homonymie, Pseudo-Homonymie (cfr. Missverständnis) S. 30, 31, 37, 124, 126, 139f., 149, 191, 209, 213, 236, 284, 287–291, 307, 322
Humor, humoristisch S. 12, 35, 142, 248, 297f., 313, 320
Hybride Formen S. 40, 103, 109, 195, 222, 235f., 261, 316
Idiome (romanische, inter-idiomatische Kontakte) S. 43, 49, 50, 51,109f., 155, 188ff., 234, 259, 310, 322
Imitation (von Sprache; cfr. Pastiche) S. 11, 26, 29, 33ff., 90, 102, 110, 136, 182, 184, 206, 210, 263f., 309, 311, 313, 322
Integration (entlehnter Einheiten) S. 20f., 54, 84f., 112f., 115, 154f., 160, 186, 190, 233, 235, 242f., 245, 247, 254, 258, 265, 269, 271, 290f., 297, 308
Interferenz S. 17, 20f., 23, 28, 81, 83, 86, 89, 97ff., 100, 103f., 117, 145, 164f., 204, 207f., 212ff., 215, 219ff., 227, 289f., 302
Intertextualität S. 33f., 109, 121, 172f., 183, 194, 197, 237f., 322f.
Inversion S. 208, 215
Ironie, Ironisierung von Sprachfragen S. 13, 35, 76, 80, 87, 114, 148, 164, 241, 255, 271, 283
Irredentismus (Anti-I.) S. 48, 50, 54
Italianismen S. 50, 116f., 141, 143, 153f., 183f., 230, 234, 249f., 253, 263, 265, 267, 316
Jugendsprache S. 35, 83f., 245, 255, 313
Kakophemismen (Flüche, Kraftausdrücke, Pejorative) S. 26, 40f., 109, 114f., 126, 143, 146ff., 247, 249f., 278
Karikatur (sprachliche) S. 12, 19, 32f., 35–38, 81f., 106f., 184, 206, 221, 225, 238, 316
Karneval, Karnevaleskes (Bachtin) S. 39, 41, 151, 197, 219f., 225ff., 238, 311, 317, 324
Komik (Sprachkomik), komisch S. 12, 34, 35ff., 40, 87, 94ff., 97, 111, 122, 126f., 133f., 137, 139, 142, 176f., 182, 213, 216, 238, 278, 287, 294, 298,309f., 316, 320
Kommentierung (auffälliger Sprache) S. 11, 12, 30, 31, 85, 87, 90ff., 110, 143, 146, 148, 159, 161, 165, 186, 241f., 246, 253ff., 259, 263f., 269f., 286, 294, 308
Komödie (und Mehrsprachigkeit) S. 36f., 39, 139, 207, 310, 314f.
Konnotation S. 15f., 21, 22–25, 27, 30, 96f., 121f., 131, 137, 148, 161, 173f., 175, 187, 207, 212, 241, 247, 254, 273, 277f.
Konnotation, autonymische (connotation autonymique) S. 21, 29, 189, 242f., 248, 257, 270, 285
Kontaktlinguistik S. 16f., 20–22, 23, 86
Kooperation (dialogische) S. 106, 122f., 125, 127, 130f., 134, 303f.
Küchenlatein (latino macaronico) S. 15, 40, 118f., 193f., 229ff.
Kunstsprache (cfr. Pseudo–Sprache) S. 12, 32, 38–41, 225ff., 310
«Lautmalerisches» (Onomatopoetisches) S. 27, 39 , 41, 172, 186, 198, 228
Lehnbedeutung S. 21, 23, 53, 243, 297f.
Lehnprägung S. 21, 50, 53, 103
Lehnsyntax S. 103, 184, 214
Lehnübersetzungen S. 21f., 46f., 56f., 75, 81, 86, 103, 113, 135, 153, 155, 157, 175, 215f., 221f., 235, 245, 251, 262f., 269f., 272, 289, 291–299, 308, 321
Lehnwort S. 21, 23, 30, 50, 53, 54ff.,57, 84,ff., 87, 94, 108, 110, 112, 114ff., 118, 125, 143f., 145ff., 149, 152, 154f., 160,175, 185, 191, 201, 204, 206, 219, 222, 224, 231, 233, 236, 243ff., 247, 249ff., 255ff., 262, 264ff., 274ff., 282, 290, 299, 308
Lehnwortschatz (romanischer) S. 16, 17, 46, 50, 52, 54ff., 308
Markierung (auffälliger Elemente) 84f., 108, 145, 148, 189, 241ff., 294

Metagraphie S. 23, 84, 86f., 111ff., 127, 132f., 135f., 147, 160f., 188, 207, 213, 225, 228, 264, 290, 316
Metapher S. 223, 253, 259, 283, 298, 302f.
Metasprache, metasprachlich (cfr. Kommentierung) S. 29–32, 81, 85, 91, 154, 156, 185f., 254, 257, 286, 288, 295, 298, 308, 310
Minderheitensprache S. 16, 43
Mischsprache S. 13, 34, 41, 46, 52, 53ff., 56f., 72ff., 75, 82, 157, 181ff., 196, 219ff., 233, 273f., 301f., 305, 307
Missverständnisse (cfr. Homonymie) S. 29, 31, 37, 97, 131ff., 150, 191, 289, 294, 307, 313ff.
Modell-Leser S. 115, 223, 237f.
Mot-valise S. 161, 164, 236
Mündlichkeit (Umgangssprache) S. 25f., 28, 33, 50, 97, 139, 154, 156, 159, 215, 246, 248ff., 254, 260, 270, 313, 319, 322f.
Muttersprache S. 61f., 67f., 69, 80, 166, 289
Neologismus S. 30, 40, 45, 46, 50ff., 71, 74, 113f., 198, 234f., 246, 257, 260, 271, 279f., 312, 317
Neusegmentierung S. 95, 119, 172, 203, 214, 228, 234, 291
Norm (sprachliche), Abweichung von Norm S. 21, 30, 37, 41, 45, 49, 50f., 60, 75, 141, 153ff., 184, 212, 233, 236f., 252, 254, 256ff., 260, 262, 266, 271, 307, 321
«Oberländer-Witze» S. 44, 191
Orthographie (cfr. Metagraphie) S. 50, 87, 131, 135, 143, 153, 265
Parodie (s. Sprachparodie) S. 33, 61, 172ff., 193, 230, 238, 289, 294, 297, 301, 308, 311, 321
Pastiche S. 12, 32–35, 38f., 167, 182f., 184, 187, 187ff., 195f., 198, 205ff., 210ff., 216ff., 230, 245, 316
Poetologie S. 68, 69–76, 141, 143, 152ff., 156, 161, 197, 308, 318, 323
Prestige (von Sprachen) S. 16, 48, 51, 53, 58, 65, 68, 79, 82, 91, 145, 180f., 194, 302
Pseudo-Sprache (cfr. Kunstsprache) S. 12, 38, 191, 195, 197, 225, 232ff., 235ff., 313, 316
Purismus (bündnerromanischer) S. 50, 53, 54, 56ff., 58f., 61, 74ff., 85, 147f., 152, 155, 157f., 178, 182, 184f., 197, 243, 246, 256, 260f., 263, 265f., 271, 273–280, 292, 301f.
Register S. 23, 25f., 33f., 124f., 139, 254, 261, 297, 319
Reim S. 23, 118, 140ff., 146, 148f., 151f., 153ff., 160, 167f., 230ff., 278, 294
Renaissance (romanische) S. 48ff., 176f. 200f., 306
Roman (und Mehrsprachigkeit) S. 88ff., 303, 310ff., 320ff.
Rumantsch Grischun S. 43, 45, 49, 76, 317, 320
Satire, satirisch S. 12, 38, 78ff., 141f., 155, 159–169, 176ff., 191, 195, 198ff., 203, 210, 260, 301, 307, 321
Schriftsprache(n) (romanische) S. 43, 44f., 47, 49, 50, 51, 141, 154f., 183, 246, 248f., 252ff., 260, 267f., 317, 320f.
Selbstkorrektur S. 29, 86, 248f., 256, 260ff.
Sprachbedrohung (Bündnerromanisch) S. 12, 45ff., 47–52, 58ff., 63, 64f., 77, 82–88, 89, 91f., 148, 159, 161, 265, 304, 307
Sprachbewegung, romanische S. 12, 16, 48ff., 58, 61, 151f., 176ff., 179
Sprachmischung (s. Transkodische Markierungen) S. 11, 40f., 52ff., 56f., 68, 72, 75, 79, 87, 182, 219, 222, 225, 230f., 261, 313, 315, 325
Sprachmythologie S. 17., 24, 51, 58, 61–69, 70, 73, 82, 84f., 87, 122, 145, 174, 177, 179, 181, 212, 216, 302, 307, 320f.
Sprachparodie S. 12, 37, 38, 106f.
Sprachpflege (Bündnerromanisch) S. 11, 16, 22, 45, 47–52, 55ff., 63, 69ff., 77, 87f., 151f., 166, 176ff., 182, 185, 196, 198f., 256, 265f., 272, 273ff., 307
Sprachpolitik S. 16, 48ff., 192, 200
Sprachspiele (mehrsprachige) S. 15, 29, 140ff., 158f., 263
Sprachwandel S. 195, 210, 251, 256, 274, 293
Sprachwechsel, Sprachtod (Bündnerromanisch) (cfr. Germanisierung) S. 12f., 41, 46, 48, 56, 58–60, 63f., 66f., 68, 70f., 79, 105, 162ff., 166, 180f., 200, 203–225 (210, 216), 274, 292, 305f., 321

Sprachzerfall S. 13, 46, 51, 54ff., 88, 256
Standardisierung (schriftsprachliche) S. 43, 49f., 51f.
Status (Sprache, Sprecher) S. 16, 44s., 48, 50f., 53, 57, 66, 194
Stereotype
Verfahren S. 12, 36, 100, 104, 106, 139, 191f., 206f., 233, 238f., 297, 309ff.
Inhalte (s. Sprachmythologie) S. 12, 16f., 24f., 51, 63, 65, 67, 109, 137, 168, 174, 191, 233, 303, 304
Stilmittel, Stilwirkung S. 11, 22, 25, 65f., 77,
(Sub)Kodeverweisung (s. Konnotation)
Substratwirkung, Reliktwörter (romanische) S. 16, 59, 211ff., 214, 216, 219f., 223f., 306
Symbolwert von Sprache (cfr. Sprachmythologie, Stereotype) S. 24, 83, 89, 94, 102, 107f., 121ff., 145, 148f., 163ff., 166f., 200f., 302ff., 311
Transferenz (s. Entlehnung)
Übernamen (sprachbezogene) S. 187f, 191, 209, 314
Übersetzung «in praesentia» S. 29f., 92, 100, 123, 125, 152, 190, 194, 223, 229, 241, 249, 254, 259f., 264–280, 280ff., 287ff., 317
Unverständliches (Zeichen, Sprache) S. 27, 29, 39, 125ff., 135f., 238, 249, 311, 316
Varietäten S. 23, 25f., 89f., 192, 227, 310
Vereinfachung (sprachliche) S. 125, 207f., 210, 227
Verschriftlichung S. 28, 33ff., 97, 119
Wortspiel S. 29, 30, 31, 140, 192, 236, 263, 273, 288f., 315
«Wortverdrehung» S. 248, 261
Xenismen S. 15, 20, 36, 37, 93, 97ff., 103, 105, 133f., 200, 304
Zweisprachigkeit (s. Bilinguismus)

XI. Literatur

XI.1. Wichtigste Nachschlagewerke und Textsammlungen

ASR *Annalas da la Società Retorumantscha* 1886–, Samedan, SRR

BR Berther, N./Gartmann, I.
1986 *Bibliografia Retorumantscha (1552–1984)*, Cuira, LR

BT Bezzola, R.R./Tönjachen, O.
1944 *Dicziunari tudais-ch-rumantsch ladin*, Cuoira, LR, 1982[3]

Dec. Decurtins, C. e.a. (Edd.)
1888–1919 *Rätoromanische Chrestomathie*, 13 vol., Erlangen, Deichert-Junge (Nachdruck: Chur, Octopus, 1982–1984)

DRG *Dicziunari Rumantch Grischun*, Cuoira, SRR, 1939–

HR Bernardi, R./Decurtins, C. e.a.
1994 *Handwörterbuch des Rätoromanischen*, Zürich, Offizin

L-B Lorez-Brunold, Ch./T.
1987 *Rheinwalder Mundartwörterbuch*, Chur, Terra Grischuna

P Peer, O.
1962 *Dicziunari rumantsch ladin – tudais-ch*, Cuoira, LR, 1979[2]

Pa Pallioppi, Z. u. E.
1895 *Dizionari dels idioms romauntschs*, Samedan, Tanner

PG *Pledari grond. Tudestg-rumantsch*, Cuira, LR, 1993

SR Decurtins, A./Giger, F./Stricker, H.
1977/78 *Studis Romontschs 1950–1977*, Romanica Raetica 1–2, Chur, SR

T Taggart, G.
1990 *Dicziunari dal vocabulari fundamental rumantsch ladin vallader – frances e frances – rumantsch ladin vallader*, Cuoira, LR

VD Vieli, R./Decurtins, A.
1962 *Vocabulari romontsch sursilvan – tudestg*, Cuera, LR, 1981[2]

XI.2. Primärtexte

XI.2.1. *Romanische Primärtexte*

Alexander
1994 *Dis-consumar Dis-copular Dis-contempla*, in: La Talina, Ann. 51, nr. 194, 1994:16–17

Andry, D.
1982 *Mo schi, a la fin nun eschna plufras!* in: Il Chardun Ann. 11, nr. 12, sett. 1982:7

Anonym
1917 «*Schiessfertigs, Selbstversorgers e Weltverbesserers*», in: Fögl d'Engiadina nr. 83, 1917

Anonym
1966 *Dis tgaun*, in: Novas Litteraras nr. 29, 1966:12–13

Augustin, A.
1944 *Rumantschs vulains restar*, in: ASR LVIII, 1944:132

Balastèr, G.P.
1886 *La mia lingua maderna*, in: ASR 1, 1886:353

Balletta, A.
1887 *Errur e reconciliaziun*, in: ASR 11, 1887:195–236
Barandun, J.
1864 *La giuvantegna dilg Johannes Barandun*, Cuera
Barblan, G.
1908 *Alla lingua materna*, in: *Poesias ladinas*, Samaden, Engadin Press, 1908:1f.
1909 *Parablas, mitos religius, mitos eroics, legendas e da tuotta sort requints populars in Engiadina bassa*, in: ASR XXIV, 1909:225–316
Bardill, L.
1987 *Lingua materna*, in: Il Chardun, Ann. 16, nr. 10–11, lügl-avuost 1987:30f.
Bardola, Caspar
1889 *Las strias. Superstiziun e fantasia. Farsa in trais acts*, in: ASR IV, 1889: 55–107
Bardola, Cristoffel
1915 *L'utschè in chabgia. Farsa in 1 act*, in: ASR XXIX, 1915:139–152
Bardola, Cristoffel e Jon
1936 *La figlia dal cuntrabandier*, Chasa Paterna, nr. 35
Berther, T.
1983 *Carstgauns e ratuns*, Nies Tschespet 55, Mustér, Romania
Bezzola, C.D.
1978 *Rumantsch – eu't gratulesch* in: *Our per la romma. Poesias*, Ed. da l'autur, 1978:35–37
1984 *A l'ur dal di*, Zernez, Il Chardun
1984a *Tarzan – o vacanzas a Meran». Theater per duos persunas*, Manuskript
1987 *La cha dal sulai*, Puntraschigna, UdG
1989 *Il diari*, in: Il Chardun, Ann. 18, nr. 9, gün 1989:22–25
Biert, C.
1956 *La runa*, in: *Istorgias da Cla Biert*, Chasa Paterna nr.71, 1956:54–68
1957 *Laina verda*, Chasa Paterna, nr. 74, 1957
1962 *La müdada*, Thusis, Roth
1979 *Quels da Patnaglia e'l prüm automobil*, in: *Fain manü*, Samedan, UdG, 1979:57–71
1979a *Ils rumantschs e'l tudais-ch. Dialog provocativ*, in: Il Chardun, Ann. 8, nr. 9, gün 1979:22–23
1981 *L'an 2071. Aufsatz von Cla Biert 2. Klasse Primar*, in: *Caricaturas*, Ed. Chardun, Zernez 1981:58f.
Bundi, G. (Ed.)
1901 *Parevlas engiadinaisas*, in: ASR XVI, 1901:337–353
1904 *Parevlas engiadinaisas*, in: ASR XVIII, 1904:269–298
Cadieli, G.
1910 *O viarva romontscha*, in: 1983:3f.
1983 *Ovras*, Deplazes, L. (Ed.), Desertina e Romania, Disentis
Cadotsch, P./Thöni, G.P.
1983 *Fultscheidas e raschladas*, Riom, Prosa surmirana
Cadruvi, D.
1990 *O Dieus pertgiri! Miniaturas*, Mustér, Desertina
Caduff, G.
1920 *La vusch dil Rein*, in: ASR XXXIV, 1920:123–126
Caflisch, A.
1993 *L'ouvra litterara ed oters scrits*, Weber-Caflisch, O. (Ed.), Genevra
Camathias, F.
1906 *Nossa viarva*, in: ASR XXI, 1906:127f.
1909 *Davart criticar litteratura*, in: Camathias 1971:387–397
1915 *Nies lungatg*, in: Igl Ischi, Ann.15, Mustér, 1915:28f.
1971 *Ovras*, Maissen, A. (Ed.), Lags
Camenisch, S.
1982 *Miez miur e miez utschi*, Mustér, Romania
1986 *Smaledetta primavera*, Mustér, Romania
Candinas, Th.
1986 *Historias dil Parler Pign ed autras bialas*, Nies Tschespet 58, 1986
1987 *In cristiandemocrat survegn l'educaziun*, in: Litteratura 10/2, 1987:18–22
1988 *Il marcadont da stratscha*, in: Litteratura 11/1, 1988:41–45
1993 *Tè-Tuà. Ina cronica da Superfetg*, Disentis, Desertina

Caratsch, R.
1949 *La renaschentscha dals Patagons. Üna sfarinella cun intent serius davart la clev e la tschuetta ed oters tapins d'ün muvimaint linguistic*, in: Fögl Ladin, Ann. x, nrr. 65–95. (Zitiert nach 1983).
1950 *Il commissari da la cravatta verda*, Ediziun dal Dschember, Turich e Paris
1950a *Prümavaira i'l palazzi federel*, in: Chalender Ladin, Ann. 40,1950:17–23
1983 *Ouvras*, Zernez, Ediziun dal Chardun
Caratsch, S.
1865 *Il linguach romauntsch-ladin*, in: *Poesias umoristicas e populeras*, Turin, Canfari, 1865:81–83
1887 *Il Linguach Romauntsch*, in: ASR 11, 1887:348f.
Carigiet, P. B.
1848 *Il Romontsch tudestgau. Satyra*, in: Gadola 1960:82–84
Carigiet, F.
1994 *Adrenalin, ni – quei han mo umens*, in: Litteratura 17, 1994:36–39
Carnot, P.M.
1929 *La historia dil Gieri Genatsch*, Nies Tschespet 9, 1929
CASA (Angelo Andina)
1986 *Relaziun d'ün viedi tres l'Engiadina*, in: Il Chardun, Ann. 16, nr. 1, october 1986:6–10
Castelberg, Th. de
1888 *La vieuva lestia*, in: Dec. 1, 1888:381–393
Caviezel, H. (Ed.)
1888 *Litteratura veglia*, in: ASR 111, 1888: 305–325
Chönz, S.
1979 *La visita*, in: *Rumantscheia. Eine romanisch-deutsche Anthologie*, Zürich, München, Artemis, 1979:104–121
Darms, F.
1968 *Schi gitg che la cazzola arda...*, Cuera, Sulser
1985 *Raquintaziuns I*, Cuera, Renania
Dazzi, G.
1994 *L'Engiadina bassa by night*, in: Punts, Ann. 1, nr. 2, fanadur 1994:7
Decurtins, C. e.a. (Edd.)
1888–1919 *Rätoromanische Chrestomathie*, 13 vol., Erlangen, Deichert-Junge (Nachdruck: Chur, Octopus, 1982–1984)
Deplazes, G.
1960 *Paun casa*, Glion, Romania
1964 *La Bargia dil tschéss*, Mustér, Desertina
Derungs, U.G.G.
1988 *Sogn Placi*, in: *Il cavalut verd*, Ed. da l'autur, 1988:73–75
Dolf, T.
1929 *Dus schuldos svizzers pardèrs tier ena talianra*, in: Calender per mintga gi, VII, 1929:74–78
1959 *Istorgias (11)*, Tusàn, Renania-LR
Durschei, V.
1992 *Nums exotics*, in: *Cloms. Poesias*, Mustér, Desertina, 1992:150–152
Eichenhofer, W.
1986 *Il pur-subvenziun*, Manuskript
Falett, R.
1983 *Chara mima*, in: Il Chardun, Ann. 12, nr. 7, avrigl 1983:17
1985 *Charas Ouvras Eletricas d'Engiadina*, in: Il Chardun, Ann. 14, nr. 4, schner 1985:15
1988 *Nadal 1988*, in: Fögl Ladin nr. 97, 20.11.1988:3
Flugi, C. de
1845 *Il linguach romaunsch*, in: *Alchünas rimas romaunschas*, Coira, Sutter, 1845:5–7
1861 *Als romaunschs ladins*, in: *Alchünas rimas romaunschas revisas et aumentedas*, Coira, Pargaetzi e Felix
Fontana, G.
1926 *Gioder dil Run*, in: *Ovras 11*, Cuera, Renana 1971:219–288
1932 *Il president da Valdei*, in: *Ovras 11*, Cuera, Renana, 1971:137–225
1932a *Sidonia Caplazi*, in: *Ovras 11*, Cuera, Renana, 1971:1–65
1971 *Bubikopf*, ibid. 451–453
Gadola, G.
1930 *Ina fiera a Ligiaun*, in: Tschespet nr. 41, 1962:49–149

1934 *Il taur dil Toni Tin ni Tschien ed in marenghin*, in: Il Glogn, Ann. 8, 1934:52–72
1956 *Paul Luziet e sias marletgas*, Nies Tschespet nr. 35, 1956
1962 *Birribic e Barbapic*, in: Ischi XLVIII, 1962:12–52
Gangale, G.
1948 *Igl bandirel – Das zerfallene Schloss*, in: Uffer, M. *Giuseppe Gangale. Ein Leben im Dienste der Minderheiten*, Chur, Terra Grischuna, 1986:122–126
1950 *La masada – Die Tischgesellschaft*, ibid. 135–144
Ganzoni, A.
1990 *Animaziun culturela*, Typoskript
Gaudenz, M.
1979 *Algordanzas*, Scuol
Gian d'Urtatsch (Pseud.)
1979 *La mastralia da la Patagonia a la moda da Caratsch noteda da Gian d'Urtatsch*, in: Il Chardun, Ann. 8, nr. 9, gün 1979:27–29
Giovannum – Not Nair (Pseud.)
1922 *Our del Fögl Ufficial*, in: La Tschuetta, Ann. III, 1922, o.S. (2–7)
Grand, F.
1887 *Bgera canêra per poch. Farsa in ün act*, in: Dec. VIII:306–330 (auch: ASR II, 1887:38–67)
Gross, T.
1886 *Las dialas da l'Alp da Munt (Dialect da Cierv, Val Müstair)*, in: ASR I, 1886:338–342
Guidon, J.
1989 *Raquints*, Chasa Paterna nr. 108
1989a *Il haidschecar Alesch*, in: Il Chardun, Ann. 18, nr. 4, schner 1989:27f.
1996 *Bras-cher. Raquints II*, Chasa Paterna nr. 115
1991 *Bras-cher*, in: Chalender Ladin, Ann. 81, 1991:24–30
Guidon, J. (Ed.)
1981 *Caricaturas our da la revista rumantscha «il chardun»*, Zernez, Il Chardun
Halter, T.
1967 *Caumsura*, Cuera, Fontaniva
1975³ *Fein selvadi*, Mustér, Desertina
Hohler, F.
1987 *Il malur da la fuorcla*, in: *Das Kabarett Buch*, Darmstadt-Neuwied, Luchterhand, 1987:33
I. A. Tschen (Pseud.)
1922 *Charta da Samignun*, in: La Tschuetta MCMXXII, Ann. IIa, S.3
Klainguti, G.
1988 *Linard Lum. 7 raquints criminels da Göri Klainguti e Linard Lum*, Samedan, UdG
Lansel, P.
1966 *Poesias originalas e versiuns poeticas*, A. Peer, (Ed.), Samedan, UdG und LR
Lansel, P. (Ed.)
1918² *Musa Ladina*, Samedan
Lantina, G.
1921 *Our d'üna charta d'ün scolar*, in: La Tschuetta, Ann. I, 6 faver 1921:1 (neu in: Il Chardun, Ann. 12, nr. 2, nov. 1982:25)
Lössi, H. (Ed.)
1986 *Proverbis da l'Engiadina e da la Val Müstair/Engadiner und Münstertaler Sprichwörter*, Schlarigna, UdG
Lozza, P. A.
1951 *Linguatg da Murmarera*, in: *Ziteil. Flours segls ours da la veia*, Uffer, L. (Ed.) St.Gallen, Tschudy
Luzzi, J.
1938 *Rumantsch. La quarta lingua naziunala svizzra*, in: ASR LII, 1938:223
Maissen, A.
1987 *Mia resgia*, Nies Tschespet 59, Romania, Mustér
Malloth, M.
1890 *Ün process (Dialect da Samagnun)*, in: ASR V, 1890:123–127
Mani, C.
1991 *Lod digl sutsilvan*, in: *Ovras* I, Donat, Renania, 1991:55
Marulaun, C.
1986 *Cumponimaint*, in: Il Chardun, Ann. 15, nr. 5, favrer 1986:10–12
Mathieu, N./Semadeni, A.
1911 *Il di della mastralia. Farsa in ün act*, in: ASR XXV, 1911:155–171

Mathis, G.
1887 *La Vusch ladina d'nossas Alps!*, in: ASR 11, 1887:350f.
1894 *Avant 60 ans. 60 ans zieva*. In: *Algordanzas da Giovannes Mathis*. o.O. 1924, S. 143–146.
Meyer, L.
1989 *Ils novizs*, in: La Talina, ann. 46, nr. 170/171, 1989 (o.S.)
Muoth, G. H.
1887 *Al pievel romonsch*, in: ASR 11, 1887:358f.
1908 *Ina sbarrada din vegl conducteur*, in: ASR XXI, 1908:219f.
Nay, G. M.
1905 *Il barun da Muntatsch*, in: ASR XIX, 1905:37–64
Nay, S.M.
1947 *La cunterbanda*, in: *Prosa e poesia*, Nies Tschespet nr. 26, Trun, Romania 1947:32–73
NISCHI (Pseud.)
1991 *Chalandamarz 1991*, in: Il Chardun, Ann. 20, nr. 6, marz 1991:19
Nuotclà, J.
1982 *Üna malatia rantaivla*, in: Il Chardun, Ann. 11, nr. 10/11, lügl–avuost 1982:18–26
1984 *Il sunteri da nanins. L'öv dal ravarenda*, Chasa Paterna nr. 103
1987 *Charta our da las nüvlas*, in: Il Chardun, Ann. 16, nr. 7, avrigl 1987:11–12
1987a *Charta our da la nüvlas*, in: Il Chardun, Ann. 16, nr. 9, gün 1987:9–11
1988 *Charta our da las nüvlas*, in: Il Chardun, Ann. 17, nr. 10/11, lügl–avuost, 1988:14–17
1991 *Il tunnel*, Schlarigna, UdG
Nuotclà, P.
1984 *Das tragliun*, in: *Mouva't* (Schallplatte. Liedtext in Beilage)
Onna dal balcun tort (Pseud.)
1989 *L'uman e la tecnica*, in: Il Chardun, Ann. 18, nr. 6, marz 1989:9–10
Peer, A.
1947 *A l'ur dal precipizi*, in: Chasa Paterna nr. 55, 1947:37–45
1951 *Tizzuns e sbrinzlas*, Winterthur
1957 *Lingua da la mamma*, in: *L'ura da sulai*, Cuoira, LR, 1957:28–30
1961 *Da nossa varts. Raquints*, Chasa Paterna nr. 78/79
1974 *Auf der Passstrasse*, in: *Jener Nachmittag in Poschiavo*, Basel, Reinhardt, 1974:29–52
1982 *La ruina da Plür, Il traditur da la patria, Paginas dal diari*, Samedan, UdG
1982a *Vierv Ladin*, in: Il Chardun, Ann. 11, nr. 7, avrigl 1982:9
Peer, O.
1978 *Accord*, Chasa Paterna nr. 97
1993 *Tanter di e not*, Schlarigna, UdG
1993a *Not da Silvester*, in: Litteratura 15/2, 1993:42–53
Pavruogn, Z. (Pseud.)
1980 *Meis figaro (satira)*, in: Il Chardun, Ann. 9, nr. 7, avrigl 1980:11–12.
Planta, A.
1973 *Amarellas*, Cuoira, ed. da l'autur
1975 *Tampradas*, Cuoira, ed. da l'autur
1982 *Pommaraida*, Zernez, ed. da l'autur
Planta, J. A.
1975 *Las chartas da Martin*, OSL nr. 1350
Po, Ch.
1899 *Silvester 1899*, in: ASR XIV, 1899: 343–350.
1900 *Silvester 1900*, in: ASR XV, 1900:281–298
1901 *Silvester 1901*, in: ASR XVI, 1901:354.
1904 *Poesias diversas*, in: ASR XVIII, 1904:318–320
1913 *L'abolt Bardot da noscha glüna*, in: ASR XXVII, 1913:273:276
1920 *Max i Moritz in pled da Sent. Verti da C. P.* Stamperia Da-Maria-Spezia 1920
1925 *Per nozzas Scopesi-Bazzell: I dera üna saira da ball a Sent*, Typoskript aus dem Nachlass von Chasper Po (20.4.1925)
1933/34 *Poet e richamadura* (e.a.), in: Il Tramagliunz. Supplemaint da la Gazetta Ladina, nr. 3
1935 *Da piz a chantun. Rimas da Chasper Po (C.H. Asper)*, in: ASR IL, 1935:92–118

1996 *Rimas*, Klainguti, G./Riatsch, C. (Edd.), Samedan, UdG

Pult, Ch.

1954 *Papparin*, Chasa Paterna nr. 68, Samedan, 1954

Rauch, M.

1923 *Il nar da Fallun*, Chasa Paterna nr. 8

1941 *In bocca d'luf. Raquints e burlas da chatscha in 8 trafögls cun poems al lectur, per cumanzar e per glivrar*, Samedan, Stamparia engiadinaisa

1953 *Il bal da schaiver nair. Poets ed illetrats ladins*, Scuol, Ed. da l'autur

1973 *Las burlas da Men da Betta*, Chasa Paterna nr. 92, Samedan, Stamparia engiadinaisa (1956[1])

1992 *Ouvras 1–11*, Guidon, J. (Ed.), Schlarigna, UdG

Ruth (Pseud.)

1984 *Romontsch*, in: Litteratura 7/2, 1984:85f.

R.Z.

1910 *Abraham a Santa Clara al Lesezirkelfesta Engiadina*, in: Il Chardun, Ann. 12, nr.7, avrigl 1983:25f.

Salvet, G.A.

1989 *I sun its*, in: Il Chardun, Ann. 18, nr. 10/11, lügl–avuost 1989:21–24

Secchi Malfroy, A.

1991 *Simplamaing cumanzar*, in: Litteratura 14, 1991:125

Spegnas, G. N. (Pseud.)

1951 *Rosas e Spegnas*, Mustér, Stampa Romontscha

Spescha, F.

1993 *Fieu e flomma*, Cuira, Octopus

1994 *Bainvegni als 4. Dis da Litteratura a Domat 94*, in: Litteratura 18, 1995: 91–97

1995 *Gaudenz. Ein romanisch-deutsches Spiel in drei Bildern*, Domat, Ediziun edescha

Spescha, H.

1984 *Il giavin dalla siringia/Das Locken des Flieders*, Spescha, F. und M. (Edd.), Chur, Terra Grischuna

Steier, A.

1936 *Lungatg matern*, in: ASR L, 1936:116f.

Stupan, V.

1979 *Eulalia m'ha guardà cun tschera pechadusa, bunatscha...*, Radioscola Cudischet de lectura 2, Mustér, Stampa Romontscha

1982 *Eulalia m'ha guardà cun tschera pechadusa, bunatscha...*, in: *Terms*, Samedan, UdG, 1982:103–110

Tuor, A.

1898 *Al pievel romontsch*, in: ASR XII, 1898:217f.

Tuor, L.

1988 *Giacumbert Nau*, Cuera, Octopus

1994 *Giacumbert Nau. Hirt auf der Greina*, aus dem Surselvischen von Peter Egloff, Chur, Octopus

Vigne, B.

1986a *Il di da la tatta*, in: Litteratura 9, 1986:128–130

1994 *Grözzi, grözzi – Canzung*, in: Litteratura 16, 1994:11–13

Vital, A. (Ed.)

1898 *Chanzuns popularas ladinas*, in: ASR XII, 1898:243–322

1899 *Poesia e scienza populara ladina (625 proverbis, 180 reglas da contadin, 367 rimas d'infants e simlas chosas)*, in: ASR XIII, 1899:137–214

Vonmoos, A.

1941 *L'amur da Nina*, Chasa Paterna nr. 44

Vonmoos, S.

1954 *Raquints e meditaziuns*, Samedan, SRR-UdG

Wahrenberger-Defuns, T.

1960 *Nossa tiara, nossa tschontscha!*, in: Igl Ischi, ann. 46, Mustér 1960:51

XI.2.2. Anderssprachige Primärtexte

Abraham a Sancta Clara

1883 *Auff, auff ihr Christen*, in: Wiener Neudrucke 1, Wien, Carl Konegen, 1883:1–135 (1683[1])

Alighieri, Dante

1995 *Rime*, G. Contini (Ed.), Torino, Einaudi (1939[1])

Aretino, P.
1973 *La cortigiana*, in: *Tutte le commedie*, G. B. De Sanctis (Ed.), Milano, Mursia (1526[1])
Bruno, G.
1978 *Candelaio*, in: Bonino, G. D. (Ed.) *Il teatro italiano. La commedia del Cinquecento*, vol. 3, Torino, Einaudi (1582[1])
Calmo, A.
1985 *Rodiana. Comedia stupenda e ridicolosissima piena d'argutissimi moti e in varie lingue recitata*, Padova, Antenore (1553[1])
Croce, G. C.
1978 *Le sottilissime astuzie di Bertoldo*, a. c. P. Camporesi, Torino, PBE (1608[1])
Eco, U.
1980 *Il nome della rosa*, Milano, Bompiani
1994 *L'isola del giorno prima*, Milano, Bompiani
Gadda, C. E.
1958 *Fatto personale... o quasi*, in: *I viaggi la morte*, Milano, Garzanti, 1958: 87–92 (1947[1])
1987 *La cognizione del dolore*, a.c. E. Manzotti, Torino, Einaudi
Goldoni, C.
1983 *La famiglia dell'antiquario*, Torino, Einaudi (1749/50[1])
Meneghello, L.
1986 *Libera nos a malo*, Milano, Arnaldo Mondadori (1963[1])
Molière
1933 *Le bourgeois gentilhomme*, Paris, Larousse (1670[1])
Orelli, G.
1980 *Il giuoco del Monopoly*, Milano, Mondadori
Pascoli, G.
1994 *Italy*, in: *Primi poemetti*, a.c. O. Becherini, Milano, Mursia
Porta, C.
1975 *Poesie*, G. Barbarisi/G. Bèzzola (Edd.), Milano, Garzanti
Rabelais, F.
1955 *Oeuvres complètes*, Paris, Gallimard, «Pléiade»
Ruzzante
1951 *La Pastorale*, Lovarini, E. (Ed.), Firenze, La Nuova Italia (1521[1])
1982 *Moscheta*, Zorzi, L. (Ed.), Torino, Giulio Einaudi (1527[1])
Schiller, F.
1982 *Wallensteins Lager. Die Piccolomini*, Stuttgart, Reclam
Spescha, F.
1986 *Das Gewicht der Hügel*, Zürich, Nagel und Kimche
Trilussa (Carlo Alberto Salustri)
1955[4] *Tutte le poesie*, a.c. di P. Pancrazi, Milano, Mondadori

XI.3. Sekundärliteratur

XI.3.1. *Bibliographien*

Berther, N./Gartmann, I.
1986 *Bibliografia Retorumantscha (1552–1984)*, Cuira, LR
Dechert, H. W./Brüggemeir, M./Fütterer, D.
1984 *Transfer and interference in language: a selected bibliography*, Amsterdam, Philadelphia, Benajamins, 1984
Decurtins, A./Giger, F./Stricker, H.
1977–78 *Studis Romontschs 1950–1977*, Romanica Raetica 1–2, Chur, SRR
Dirven, R./Pokuta, G.
1994 *Intercultural Communication: A Selective Bibliography*, Duisburg, L.A.U.D.
Gauvin, L./Grutman, R.
1996 *Langues et littératures: éléments de bibliographie*, in: *L'écrivain et ses langues*, Littérature N. 101, février 1996:88–125
Iliescu, M./Siller-Runggaldier, H.
1985 *Rätoromanische Bibliographie*, Romana Aenipontana XIII, Innsbruck
Mackey, W. F. (Ed.)
1982 *Bibliographie internationale sur le bilinguisme*: avec index analytique sur microfiche, Québec, Presses de l'Université Laval

Adorno, Th. W.
1973 *Ästhetische Theorie*, Frankfurt a.M., Suhrkamp
Albani, P./Buonarroti, B.
1994 *Aga Magéra Difúra. Dizionario delle lingue immaginarie*, Bologna, Zanichelli
Ammon, U./Dittmar, N./Mattheier, K.J. (Edd.)
1987 *Sociolinguistics/Soziolinguistik*, HSK Bd. 3.1., Berlin, N.Y., De Gruyter
1988 *Sociolinguistics/Soziolinguistik*, HSK Bd. 3.2., Berlin, N.Y., de Gruyter
Ammon, U./Mattheier, K.J./Nelde, P.H. (Edd.)
1990 *Minderheiten und Sprachkontakt*, Sociolinguistica 4, Tübingen, Niemeyer
Arrivé, M.
1972 *Les Langages de Jarry. Essai de sémiotique littéraire*, Paris, Klincksieck
Auer, J.C.P.
1984 *Bilingual Conversation*, Amsterdam, John Benjamins
Bachtin, M.
1959–61 *Il problema del testo*, in: Ivanov, V.V./Kristeva, J. e.a. 1977 *Michail Bachtin. Semiotica, teoria della letteratura e marxismo*, Bari, Dedalo, 1977:197–229
1979 *Die Ästhetik des Wortes*, R. Grübel (Ed.), Frankfurt a.M., Suhrkamp
1979a *L'opera di Rabelais e la cultura popolare*, Torino, Einaudi
1985 *Probleme der Poetik Dostoevskijs*, Frankfurt a.M., Berlin, Wien, Ullstein (1929[1])
1985a *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*, Frankfurt a.M., Berlin, Wien, Ullstein
Bachtin, M./Lukács, G.
1976 *Problemi di teoria del romanzo. Metodologia letteraria e dialettica storica*, Torino, Giulio Einaudi
Baetens Beardsmore, H.
1978 *Polyglott Literature and Linguistic Fiction*, in: International Journal of Sociology of Language, N.Y., n. 15, 1978:91–102
Ballerini, L./Chiappelli, F.
1985 *Contributi espressivi delle scritture e parlate americo-italiane*, in: Branca (Ed.) 1985:195–218
Bally, Ch.
1970[5] *Traité de stylistique française*, vol. 1, Genève, Georg
1971[2] *Linguistica generale e linguistica francese*, Milano, Il Saggiatore (1950[1])
Barthes, R.
1957 *Mythologies*, Paris, Seuil
Baum, R.
1987 *Hochsprache Literatursprache Schriftsprache (Materialien zur Charakteristik von Kultursprachen)*, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgenossenschaft
Bausch, K.R./Gauger, H.M. (Edd.)
1971 *Interlinguistica. Sprachvergleich und Übersetzung*, Festschrift M. Wandruszka, Tübingen, Niemeyer
Bausinger, H.
1980 *Formen der «Volkspoesie»*, Berlin, Erich Schmidt
Beccaria, G. L.
1975 *L'autonomia del significante*, Torino, Einaudi
Belleau, A.
1986 *La teoria bachtiniana del dialogismo e le sue implicazioni narratologiche*, in: Corona, F. (a.c. di) 1986:284–292
Berruto, G.
1974 *Nozioni di linguistica generale*, Napoli, Liguori
1987 *Lingua, dialetto, diglossia, dilalìa*, in: Holtus, G./Kramer, J. (Edd.) *Romania et Slavia Adriatica*. Festschrift Muljačić, Hamburg, Buske, 1987: 57–81
1995 *Fondamenti di sociolinguistica*, Bari, Laterza
Berruto, G./Burger, H.
1985 *Aspetti del contatto fra italiano e tedesco in Ticino*, Bellinzona, Archivio storico ticinese
Bianconi, S. (Ed.)
1994 *Lingue nel Ticino*, Locarno, Dadò

Bichsel, P.
1994 *«Es gibt nur eine Sprache». Grenzgänge im Mythos der viersprachigen Schweiz*, in: NZZ, nr. 275, 24.11. 1994:73
Bloomfield, L.
1967 *Language*, London, George Allen & Unwin (1933[1])
Bottiroli, G.
1990 *Bachtin, la parodia del possibile*, in: Strumenti critici 63, n.s. anno v, fasc. 2, maggio 1990:147–166
Branca, V. (Ed.)
1985 *L'espressivismo linguistico nella letteratura italiana,* Atti dei Convegni Lincei nr. 71, Roma, Accademia Nazionale dei Lincei, 1985
Braselmann, P.M.E.
1981 *Konnotation – Verstehen – Stil*, SRL 13, Frankfurt a.M., Bern, Lang
Brohy, C./Werlen, I.
1994 *Bern der Brückenkanton: Vom Verbindenden und Trennenden der Sprachgrenze*, in: Babylonia, Numero speciale N1, 2, 1994:26–42
Brummack, J.
1966[2] *«Satire»*, in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, Berlin, De Gruyter 1966:602–620
1971 *Zu Begriff und Theorie der Satire*, in: DVjs 45, 1971:275–377
Burke, P.
1981 *Helden, Schurken und Narren. Europäische Volkskultur der frühen Neuzeit*, Stuttgart, Klett-Cotta
1989 *Küchenlatein. Sprache und Umgangssprache in der frühen Neuzeit*, Berlin, Wagenbach
Cohn, D.
1981 *La transparence intérieure. Modes de la representation de la vie psychique dans le roman*, Paris, Seuil
Compagnon, A.
1979 *La seconde main ou le travail de la citation*, Paris, Seuil
Contini, G.
1988 *Espressionismo letterario*, in: *Ultimi esercizî ed elzeviri (1968–1987)*, Torino, Einaudi, 1988:41–105 (1977[1])
Corona, F. (Ed.)
1986 *Bachtin teorico del dialogo*, Milano, Franco Angeli
Cortelazzo, M.
1971 *Storielle dialettali metalinguistiche*, in: Atti del VII Convegno del Centro per gli Studi dialettali italiani, (Torino, 1970), Torino, Stamperia Editoriale Rattero, 1971:168–173
1971a *Plurilinguismo celebrativo*, in: Lettere italiane, Ann. XXIII, n.4, ott.–dic. 1971:493–497
1976 *La figura e la lingua del «todesco» nella letteratura veneziana rinascimentale*, in: *Scritti in onore di Giuliano Bonfante*, Brescia, Paideia, 1976:173– 182
Coseriu, E.
1970 *System, Norm und «Rede»* in: *Sprache. Strukturen und Funktionen*, Tübingen, Narr, 1970:193–212
1977 *Sprachliche Interferenz bei Hochgebildeten*, in: Kolb, H./Lauffer, H. (Edd.), *Sprachliche Interferenz. Festschrift für W. Betz zum 65. Geburtstag*, Tübingen, Niemeyer, 1977:77–100
1982 *Au-delà du structuralisme*, in: Linguistica e letteratura 7, 1982:9–16
1988 *Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens*, Tübingen, Francke
Curti, L.
1993 *Sul macaronico*, in: Perini/Marangoni (Edd.) 1993:141–182
Denison, N./Tragut, J.
1990 *Language Death and Language Maintenance*, in: Ammon/Mattheier/Nelde (Edd.) 1990:150–156
Di Girolamo, C.
1978 *Critica della letterarietà*, Milano, Il Saggiatore
Diez, F.
1836–43 *Grammatik der romanischen Sprachen*, Bd. 1., Bonn, Weber
Dressler, W. U.
1988 *Spracherhaltung – Sprachverfall –*

Sprachtod, in: Ammon/Dittmar/Mattheier (Edd.) Sociolinguistics/Soziolinguistik, HSK Bd. 3.2, Berlin, N.Y. De Gruyter, 1988:1551–1564

Dronke, P.

1986 *Dante and Medieval Latin Traditions*, London, N.Y., Cambridge, U.P.

Ducrot, O./Todorov, T.

1972 *Dictionnaire encyclopédique des sciences du langage*, Paris, Seuil

Ebneter, Th.

1976 *Angewandte Linguistik 1. Eine Einführung*, München, Fink

Eco, U.

1980 *Il segno*, Milano, Mondadori

1984 *Semiotica e filosofia del linguaggio*, Torino, Einaudi

1990 *I limiti dell'interpretazione*, Milano, Bompiani

1994 *Sei passeggiate nei boschi narrativi*, Milano, Bompiani

Ehlich, K.

1979 *Formen und Funktionen von «HM» – Eine phonologisch-pragmatische Analyse*, in: Weydt, H. (Ed.) *Die Partikeln der deutschen Sprache*, Berlin, 1979:503– 517.

1986 *Xenismen und die bleibende Fremdheit des Fremdsprachensprechers*, in: Hess-Lüttich, E.W.B. (Ed.), *Integration und Identität* (= Forum angewandter Linguistik 8), Tübingen, Narr, 1986:43–54

Elikan, M.

1987 *Les langages dans le Pantagruel de Rabelais, Chapitre IX*, in: Colloquium Helveticum 6, 1987:109–121

Elwert, Th.

1960 *L'emploi de langues étrangères comme procédé stylistique*, in: Revue de littérature comparée, XXXIV, 1960:409–37

1967 *Zur Charakteristik der italienischen Barocklyrik*, in: *Aufsätze zur italienischen Lyrik*, Wiesbaden, Steiner, 1967:77–155

1970 *G. G. Belli come osservatore di fenomeni linguistici. Indagine sulle fonti dell'umorismo belliano*, in: *Saggi di letteratura italiana*, Wiesbaden, Franz Steiner, 1970:205–229

1984 *Italienische Metrik*, Wiesbaden, Franz Steiner

Enkvist, N. E.

1972 *Versuch zu einer Bestimmung des Sprachstils: Ein Essay in angewandter Sprachwissenschaft*, in: Spencer, J. (Ed.), *Linguistik und Stil*, Heidelberg, Quelle und Meyer, 1972:8–54

Faust, M.

1989 *Komische Unterhaltung. Ein Beitrag zu den Dialogen Karl Valentins*, in; Weigand, E./Hundsnurscher, F. (Edd.) *Dialoganalyse II*, Bd. 2. Referate der 2. Arbeitstagung Bochum 1988, Tübingen, Niemeyer, 1989:131–145

Ferroni, G.

1974 *Il comico nelle teorie contemporanee*, Roma, Bulzoni

Fischer-Lichte, E.

1985 *Intercultural misunderstandings as aesthetic pleasure*, in: Brunt, R.J./ Enninger, W. (Edd.) *Interdisciplinary Perspectives at Cross-Cultural Communication*, ASSK Band 2, Aachen, Rader Verlag, 1985:79–92

Folena, G.

1983 *Le lingue della commedia e la commedia delle lingue*, in: *Scritti linguistici in onore di Giovan Battista Pellegrini*, Pisa, Pacini, 1983:1485–1513

1991 *Il linguaggio del caos*, Torino, Bollati Boringhieri

Forster, L.

1974 *Dichten in fremden Sprachen. Vielsprachigkeit in der Literatur*, München, UTB

Franceschini, R.

1993 *Mehrsprachigkeit: Präliminarien zur Auswertung der Volkszählung 1990*, in: Werlen, I. (Ed.) *Schweizer Soziolinguistik – Soziolinguistik der Schweiz*, Bulletin CILA 58, 1993:93–108.

1994 Renzension von Alfonzetti 1992 und Pizzolotto 1991, in: Italienisch. Zeitschrift für italienische Sprache und

Literatur, 31, Nr. 3, Mai 1994:105–109

1995 *Immacolata Amodeo: «Unter einem fremden Himmel machen wir Sprachspiele...»*, in: Lüderssen/Sanna (Edd.) 1995:72–77

Freud, S.

1958 *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*, Frankfurt a.M. Fischer

Gal, S.

1988 *The political economy of code choice*, in: Heller, M. (Ed.), *Codeswitching. Anthropological and Sociolinguistic Perspectives*, Berlin, N.Y., Amsterdam, Mouton de Gruyter, 1988:245–264

Galli de' Paratesi, N.

1973³ *Le brutte parole. Semantica dell'eufemismo*, Torino, Giappichelli

Gary-Prieur, M.N.

1971 *La notion de connotation(s)*, in: Littérature 4,1971:96–107

Garza-Cuaròn, B.

1991 *Connotation and Meaning*, Berlin, New York, de Gruyter

Gauger, H. M.

1988 *«Schreibe, wie du redest!» Zur Geschichte und Berechtigung einer Stil-Anweisung*, in: *Der Autor und sein Stil*, Stuttgart, 1988:9–25

1990 *Gibt es eine Sprache der Moderne*? in: Meier, H. (Ed.), *Zur Diagnose der Moderne*, Zürich, München, 1990: 173–210

Genette, G.

1982 *Palimpsestes*, Paris, Seuil

1983 *Nouveau discours du récit*, Paris, Seuil

Giachery, E.

1989 *«Italy», canto dell'Italia raminga*, in: *Trittico pascoliano*, Roma, Bulzoni, 1989:49–120

Goetsch, P.

1987 *Fremdsprachen in der Literatur. Ein typologischer Überblick*, in: Goetsch (Ed.) 1987:43–68

Goetsch, P. (Ed.)

1987 *Dialekte und Fremdsprachen in der Literatur*, Tübingen, G. Narr

Greimas, A.J.

1970 *Du sens. Essais sémiotiques*, Paris, Seuil

Gruppo μ

1976 *Retorica generale*, Milano, Bompiani, (1970¹)

Grutman, R.

1990 *Le bilinguisme littéraire comme relation intersystémique*, in: Canadian Review of Comparative Literature/ Revue canadienne de littérature comparée, Edmonton (Alberta), XVII, 3–4, 1990:199–212

1996 *Effets hétérolingues dans le roman québécois du* XIX^e *siècle*, in: *L'écrivain et ses langues*, Littérature N. 101, février 1996:40–52

Gumperz, J. J.

1982 *Discourse strategies*, Cambridge University Press

Hamon, Ph.

1977 *Texte littéraire et métalangage*, in: Poétique 31, 1977:261–284

Hartig, M.

1990 *Minderheiten und Mehrsprachigkeit*, in: Ammon/Mattheier/Nelde (Edd.) 1990:157–168

Hartung, W.

1977 *Zum Inhalt des Normbegbegriffs in der Linguistik*, in: Hartung, W. (Ed.) *Normen in der sprachlichen Kommunikation*, Sprache und Gesellschaft Bd. 11, Berlin, Akademie Verlag 1977:9–69

Havránek, B. e.a.

1929 Thèses *présentées au Premier Congrès des Philologues Slaves*, in: TCLP 1, 1929:5–29

Havránek, B.

1966 *Zur Problematik der Sprachmischung*, in: Travaux linguistiques, 2, Prague 1966:81–95

Hausmann, F. J.

1974 *Studien zu einer Linguistik des Wortspiels. Das Wortspiel im «Canard enchaîné»*, Tübingen, Niemeyer

Heger, K.

1963 *Homographie, Homonymie und Polysemie*, in: ZRPh 79, 1963:470–491

Hein, J.
1976 *Dorfgeschichte*, Stuttgart, Metzlersche Verlagsbuchhandlung
Heinz. S./Wandruszka, M. (Edd.)
1982 *Fakten und Theorien*, Festschrift H. Stimm, Tübingen, G. Narr
Hess-Lüttich, E.W.B.
1981 *Soziale Interaktion und literarischer Dialog, 1. Grundlagen der Dialoglinguistik, Philologische Studien und Quellen*, H.97, Binder, W./Moser, H. (Edd.), Berlin, Schmidt
1985 *Understanding Bavarians and other Minorities. Social Conflict and Linguistic Realism in Martin Sperr's «Jagdszenen in Niederbayern»*, in: Brunt. R.J./Eninger, W. (Edd.) *Interdisciplinary Perspectives at Cross-Cultural Communication*, ASSK Bd.2, Aachen, Rader, 1985:145–159
1988 *Die sozial-symbolische Funktion von Sprache*, in: Ammon/Dittmar/Mattheier (Edd.) 1988:1119–1126
Hess-Lüttich, E.W.B. (Ed.)
1980 *Literatur und Konversation: Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft*, Wiesbaden, Athenaion
Hjelmslev, L.
1974 *Prolegomena zu einer Sprachtheorie*, München, Max Hueber (1943[1])
Holenstein, E.
1979 *Einführung: Von der Poesie und der Plurifunktionalität der Sprache*, in: Jakobson 1979:7–60
Horn, A.
1981 *Ästhetische Funktionen der Sprachmischung in der Literatur*, in: Arcadia. Zeitschrift für vergleichende Literaturwissenschaft, Berlin, n. 16, 1981:225– 241
Hornung, M.
1981 *Der wechselweise Gebrauch deutscher und romanischer Synonyma in den Sprachinselmundarten des östlichen Oberitaliens als Ausdruck einer Bewusstseinsverschiebung*, in: Meid/Heller (Edd.) 1981:121–127
Hübler, A.
1987 *Communication and Expressivity*, in: Dirven, R./Fried, V. (Edd.) *Functionalism in Linguistics*, Amsterdam, Philadelphia, John Benjamins
Ihwe, J.
1972 *Linguistik in der Literaturwissenschaft*, München, Bayerischer Schulbuchverlag
Isella, D.
1985 *La linea espressionistica lombarda, in: L'espressivismo linguistico nella letteratura italiana*, Atti dei convegni Lincei 71, Roma, Accademia nazionale dei Lincei, 1985:161–180
Iser, W.
1984 *Zur Phänomenologie der Dialogregel*, in: Stierle, K./Warning, R. (Edd.), *Das Gespräch*, Poetik und Hermeneutik XI, München, Fink, 1984:183–189
Jaberg, K.
1950 *Innovations élatives dans l'Italie du nord*, in: Heinimann, S. (Ed.), *Karl Jaberg, Sprachwissenschaftliche Forschungen und Erlebnisse*, Bern, Francke, 1965:194–222
Jakobson, R.
1959 *Linguistische Aspekte der Übersetzung*, in: *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982*, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1988:481–491
1960 *Linguistik und Poetik*, in: 1979:83–121
1978 *Il metalinguaggio come problema linguistico, in: Lo sviluppo della semiotica*, Milano, Bompiani
1979 *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, Frankfurt a.M., Suhrkamp
1983 *Saggi di linguistica generale*, Milano, Feltrinelli
Johansen, S.
1949 *La notion de signe dans la glossématique et dans l'esthétique*, in: TCLC V, 1949:288–303
Kayser, W.
1957 *Das Groteske. Seine Gestaltung in Malerei und Dichtung*, Oldenburg, Hamburg, Stalling

Kemmner, E.
1972 *Sprachspiel und Stiltechnik in Queneaus Romanen*, Tübingen, Gunter Narr
Kerbrat-Orecchioni, K.
1977 *La connotation*, Lyon, Presses Universitaires
Kloss, H.
1981 *Unorthodoxe Betrachtungen über Volksgruppen und Volksgruppensprachen in Europa*, in: Ureland (Ed.) 1981:1–16
Koch, P./Österreicher, W.
1985 *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*, in: Romanistisches Jahrbuch, Bd. 36, 1985:15–43
Kuen, H.
1978 *Der Einfluss des Deutschen auf das Rätoromanische*, in: Ladinia 2, 1978: 35–49
Lang, J.
1981 *Was ist Kreolisierung?* in: Geckeler, H./ Schlieben-Lange, B. e.a. (Edd.) *Logos Semantikos V, Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu (1921–1981)*, Berlin, N.Y., De Gruyter, 1981: 197–209
Lausberg, H.
1963 *Elemente der literarischen Rhetorik*, Ismaning, Hueber
Lewicka, H.
1970 *Un procédé comique de l'ancienne farce: la fausse compréhension du langage*, in: *Mélange de langue et littérature du Moyen Age et de la Renaissance offert a Jean Frappier*, Bd. 2., Genève, 1970:653–658
Liede, A.
1992 *Dichtung als Spiel. Studien zur Unsinnspoesie an den Grenzen der Sprache*, Berlin, De Gruyter (1963[1])
Lotman, J. M.
1986 *Die Struktur literarischer Texte*, München, Fink (1970[1])
1994 *Dialogo plurilingue*, in: Id. *Cercare la strada. Modelli della cultura*, Venezia, Marsilio, 1994:29–34
Lüderssen, C./Sanna, S. A. (Edd.)
1995 *Letteratura de-centrata. Italienische Autorinnen und Autoren in Deutschland*, Frankfurt a. Main, Diesterweg
Lüdi, G.
1985 *Zur Methodologie der Interpretation der Rede von Zweisprachigen über ihre Sprachenwahl*, in: Nelde (Ed.) 1985:105–118
1987 *Exolinguale Konversation und mehrsprachige Rede. Untersuchungen zur Kommunikation in Sprachkontaktsituationen*, in: Oksaar (Ed.) 1987:76–100
Lukács, G.
1932 *Zur Frage der Satire*, in: *Essays über Realismus*, Neuwied, Berlin, Luchterhand, 1971:83–107
Maas, U./Wunderlich, D.
1972 *Pragmatik und sprachliches Handeln*, Frankfurt a.M., Suhrkamp
Macha, J.
1995 *Zur vis comica von Dialekt und Standardsprache*, in: Viereck, W. (Ed.) *Soziolinguistische Variation, Bilingualismus, Sprachkontakt, Sprachvergleich, Dialektgebrauch und Einstellungen zu Sprachvarietäten*, ZDL Beihefte 77, Stuttgart, Steiner, 1995:379–387
Mackey, W.F.
1975 *Langue, dialecte et diglossie littéraire*, Québec, Centre International de recherches sur le bilinguisme, Publication B-54
1976 *Bilinguisme et contact des langues*, Paris, Klincksieck
1993 *Literary Diglossia, Biculturalism and Cosmopolitism in Literature*, in: Sarkonak, R./Hodgson, R. (Edd.) *Writing... in Stereo: Bilingualism in the Text*, Visible Language 27, 1/2, 1993:41–66
Martinet, A.
1989 *Fonction et dynamique des langues*, Paris, Colin

Mc Clure, E. and M.
1988 *Macro- and micro-sociolinguistic dimensions of code-switching*, in: Heller, M. (Ed.), *Codeswitching. Anthropological and Sociolinguistic Perspectives*, Berlin, N.Y., Amsterdam, Mouton de Gruyter, 1988:25–51
Mc Hale, B.
1978 *Free Indirect Discourse: A Survey of Recent Accounts*, in: PTL A Journal for Descriptive Poetics and Theory of Literature, 3, 1978:249–287
Mecklenburg, N.
1986 *Die grünen Inseln. Zur Kritik des literarischen Heimatkomplexes*, München, iudicium Verlag
Meid, W./Heller, K. (Edd.)
1981 *Sprachkontakt als Ursache zur Veränderung der Sprach- und Bewusstseinsstruktur. Eine Sammlung von Studien zur sprachlichen Interferenz*, Innsbruck, Institut für Sprachwissenschaft der Universität
Mignani, R.
1978 *Diglossia in Literature*, in: Proceedings fo the Twelfth international Congress of Linguistics, Vienna, 1977, Innsbrucker Beiträge zur Sprachwissenschaft, 1978:660–663
Mizzau, M.
1982 *Il cosiddetto «cosiddetto»*, in: Alfabeta 37, Anno 4, giugno 1982:25
1984 *L'ironia. La contraddizione consentita*, Milano, Feltrinelli
Molino, J.
1971 *La connotation*, in: La Linguistique 7(1), 1971:5–30
Montani, P.
1985 *Il debito del linguaggio. Il problema dell'autoriflessività estetica nel segno, nel testo e nel discorso*, Venezia, Marsilio
Mortara Garavelli, B.
1984 *La parola riprodotta: filtri del riuso*, in: Autografo 1, nr. 1, febbr. 1984: 35–45
1985 *La parola d'altri. Prospettive di analisi del discorso*, Palermo, Sellerio
1989 *Manuale di retorica*, Milano, Bompiani
Moser, W.
1996 *Xenismen. Die Nachahmung fremder Sprachen*, Frankfurt a.M., Berlin, Bern, N.Y., Paris, Wien, Peter Lang
Mounin, G.
1963 *Les problèmes théoriques de la traduction*, Paris, Gallimard
Mukařovský, J.
1977 *Studien zur strukturalistischen Ästhetik und Poetik*, Frankfurt a.M., Berlin, Wien
Munske, H. H.
1986 *What are mixed languages?* in: Nelde/Ureland/Clarkson (Edd.), *Language Contact in Europe (Proceedings of the Working Groups 12 and 13 at the XIII International Congress of Linguistics*, August 29–September 4, Tokyo, Tübingen, Niemeyer, 1986: 81–93
Nelde, P.H. (Ed.)
1980 *Sprachkontakt und Sprachkonflikt*, ZDL Heft 32, Wiesbaden, Steiner
1983 *Theorie, Methoden und Modelle der Kontaktlinguistik*. Plurilingua 11, Bonn, Dümmler, 1983
1985 *Methoden der Kontaktlinguistik*, Plurilingua 5, Bonn, Dümmler
Nelde, P. H./Ureland, P. S./Clarkson, I. (Edd.)
1986 *Language Contact in Europe (Proceedings of the Working Groups 12 and 13 at the XIII International Congress of Linguistics*, August 29–September 4, Tokyo, Tübingen, Niemeyer
Nilsen, D. L. F.
1981 *Bilingual and Bidialectal Language Play*, in: Bulletin of the Rocky Mountain Modern Language Association, vol. 5(2), 1981:128–137
Oksaar, E.
1971 *Interferenzerscheinungen als Stilmittel*, in: Lange. V./Roloff, H.-G. (Edd.) *Dichtung – Sprache – Gesellschaft. Akten des 4. Internationalen Germanistik-Kongresses 1970 in Princeton*, 1971:367–74

1980 *Mehrsprachigkeit, Sprachkontakt, Sprachkonflikt*, in: Nelde, P. (Ed.), 1980:43–52

Oksaar, E. (Ed.)

1984 *Spracherwerb – Sprachkontakt – Sprachkonflikt*, Berlin, N.Y., de Gruyter

1987 *Soziokulturelle Perspektiven von Mehrsprachigkeit und Spracherwerb*, Tübingen, G. Narr

Olbrechts-Tyteca, L.

1977 *Il comico del discorso*, Milano, Feltrinelli

Paccagnella, I.

1983 *Plurilinguismo letterario: lingue, dialetti, linguaggi*, in: *Letteratura italiana 11, Produzione e consumo*, Torino, Giulio Einaudi, 1983:103–167

1984 *Il fasto delle lingue. Plurilinguismo letterario nel Cinquecento*, Roma, Bulzoni

Perini, G./Marangoni, C. (Ed.)

1993 *Teofilo Folengo. Nel quinto centenario della nascita (1491–1991)*, Firenze, Olschki

Pizzolotto, G.

1991 *Bilinguismo e emigrazione in Svizzera. Italiano e commutazione di codice in un gruppo di giovani*, Bern, Berlin, Frankfurt a.M., N.Y., Paris, Peter Lang

Pfister, M.

1986 *Italienische Einflüsse auf die deutsche Sprache*, in: Brandt, W./Freudenberg, R. (Edd.), *Mediterrane Kulturen und ihre Ausstrahlung auf das Deutsche*, Marburg, Elwert, 1986:53–61

1988 *Das Drama*, München, Fink (1977[1])

Pfitzner, J.

1978 *Der Anglizismus im Deutschen. Ein Beitrag zur Bestimmung seiner stilistischen Funktion in der heutigen Presse*, Stuttgart, Metzler

Plett, H.F.

1985 *Rhetoric*, in: Van Dijk, T.A., *Discourse and Literature*, Amsterdam, Philadelphia, Benjamins, 1985:59–81

Poplack, S./Sankoff, D.

1988 *Code-Switching*, in: Ammon/Dittmar/Mattheier (Edd.) 1988:1174–1180

Posner, R.

1972 *Dialogsorten – Die Verwendung von Mikrostrukturen zur Textklassifizierung*, in: Gülich, E./Raible, W. (Edd.) *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*, Frankfurt a.M., Athenäum 1972:183–197

1993 *Language Conflict in Romance: decline, death and survival*, in: Posner/Green (Edd.) 1993:41–75

Posner, R./Green, J. N. (Edd.)

1993 *Bilingualism and Linguistic Conflict in Romance, Trends in Romance Linguistics and Philology*, vol. 5, Berlin, New York, Mouton de Gruyter

Preisendanz, W.

1976 *Zur Korrelation zwischen Satirischem und Komischem*, in: *Das Komische. Poetik und Hermeneutik* VII, München, Fink, 1976:411–413

1976a *Negativität und Positivität im Satirischen*, ibid. 413–416

Prevignano, C. (Ed.)

1979 *La semiotica nei paesi slavi. Programmi, problemi, analisi*, Milano, Feltrinelli

Propp, V. J.

1988 *Comicità e riso. Letteratura e vita quotidiana*, Torino, Einaudi

Rey-Debove, J.

1971 *Notes sur une interprétation autonymique de la littérarité: le mode du «comme je dis»*, in: Littérature, n. 4, 1971:90–95

1973 *La sémiotique de l'emprunt lexical*, in: TLL 11/1, 1973:109–123

1978 *Le métalangage*, Paris, Le Robert

Riffaterre, M.

1979 *Poétique du néologisme*, in: *La production du texte*, Paris, Seuil, 1979: 61–74

1982 *L'illusion référentielle*, in: Barthes, R. e.a. *Littérature et réalité*, Paris, 1982: 91–118

Rindler-Schjerve, R.
1990 *Les Minorités et la Linguistique de Contact – Méthodes de la Recherche*, in: Ammon/Mattheier/Nelde (Edd.) 1990:1–18
Romaine, S.
1995 *Bilingualism*, Oxford, Blackwell (1989[1])
Rossbacher, K.
1975 *Heimatbewegung und Heimatroman. Zu einer Literatursoziologie der Jahrhundertwende*, Stuttgart, Klett
Rössler, G.
1979 *Konnotationen. Untersuchungen zum Problem der Mit- und Nebenbedeutung*, Wiesbaden, Franz Steiner (ZDL Beihefte, Neue Folge, Nr. 29)
Rossipal, H.
1973 *Konnotationsbereiche, Stiloppositionen und die sogenannte «Sprache» in der Sprache*, in: Germanistische Linguistik 4, 1973:1–87
Saussure, F. de
CLG (D) *Cours de linguistique générale*, Tullio de Mauro (Ed.), Paris, Payot, 1980
Schottmann, H.
1977 *Die Beschreibung der Interferenz*, in: Kolb, H./Lauffer, H. (Edd.), *Sprachliche Interferenz. Festschrift W. Betz zum 65 Geburtstag*, Tübingen, Niemeyer
Schuchardt H.
1922 *Sprachmischung*, in: Spitzer, L. (Ed.), *Schuchardt-Brevier. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft*, Halle, Max Niemeyer 1922:128–141
1971 *Slawo-deutsches und Slawo-italienisches* (1884[1]), D. Gerhardt (Ed.), München, Fink
Schumann, K.
1965 *Zur Typologie und Gliederung von Lehnprägungen*, in: Zeitschrift für slavische Philologie 32, 1965:61–90
Schwind, K.
1989 *Satire in funktionalen Kontexten: theoretische Überlegungen zu einer semiotisch orientierten Textanalyse*, Tübingen, Narr
Scotton, C. M.
1983 *The negotiation of identities in conversation: a theory of markedness and code choice*, in: Int'l J. Soc. Lang. 44, 1983:115–136
Segre, C.
1979 *La tradizione macaronica da Folengo a Gadda (e oltre)*, in: *Semiotica filologica*, Torino, Einaudi, 1979:169–183
1982 *Intertestuale – interdiscorsivo. Appunti per una fenomenologia delle fonti*, in: Di Girolamo, C./Paccagnella, I. (Edd.), *La parola ritrovata. Fonti e analisi letteraria*, Palermo, Sellerio, 1982:15–28
1984 *L'«espressivismo»*, in: Alfabeta, n. 58, Anno 6, marzo, 1984:6
1985 *Punto di vista, polifonia ed espressivismo nel romanzo italiano (1940–1970)*, in: Branca (Ed.) 1985:181–193
1985a *Avviamento all'analisi del testo letterario*, Torino, Einaudi
1985b *Polifonia e infedeltà*, in: Alfabeta, n. 76, Ann. 7, 1985:5
Siebenmann, G.
1993 *Observaciones sobre el pluri lingüismo literario*, in: *Literatura y bilingüismo. Homenaje a Pere Ramírez*, Kassel, Edition Reichenberger, 1993:385–393.
Sora, S.
1988 *Modalitäten des Komischen. Eine Studie zu Luigi Malerba*, Wilhelmsfeld, Gottfried Egert Verlag
Souriau, E.
1965 *Sur l'esthétique des mots et des langages forgés*, in: Revue d'esthétique XVIII, 1965:19–48
Sperber, D./Wilson, D.
1978 *Les ironies comme mentions*, in: Poétique 36, 1978:399–412
Spillner, B.
1974 *Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik*, Stuttgart, Kohlhammer

Spinner, K. H.
1980 *Die Aporien des Konnotationsbegriffs in der Literatursemiotik*, in: Eschbach, A./Rader, W. (Edd.), *Literatursemiotik 1. Methoden, Analysen, Tendenzen*, Tübingen, Narr, 1980:65–84
Spitzer, L.
1928 *Sprachmengung als Stilmittel und als Ausdruck der Klangphantasie, in: Stilstudien (11. Stilsprachen)*, München, Hueber, 1928:84–124
1969 *Texterklärungen. Aufsätze zur europäischen Literatur*, München, Hanser
Stanzel, F.K.
1989⁴ *Theorie des Erzählens*, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht
Stäuble, A.
1991 *«Parlar per lettera». Il pedante nella commedia del Cinquecento e altri saggi sul teatro rinascimentale*, Roma, Bulzoni
Stauder, Th.
1993 *Die literarische Travestie. Terminologische Systematik und paradigmatische Analyse (Deutschland, England, Frankreich, Italien)*, Frankfurt a.M., Berlin, Bern, N.Y., Peter Lang
Stein, D.
1980 *Theoretische Grundlagen der Übersetzungswissenschaft*, Tübingen, TBL, 140
Sternberg, M.
1982 *Proteus in Quotation-Land. Mimesis and the Forms of Reported Discourse*, in: Poetics today, 3, 2, 1982:107–157
Stierle, K.
1976 *Komik der Handlung, Komik der Sprachhandlung, Komik der Komödie*, in: *Das Komische*, Poetik und Hermeneutik VII, München, Fink, 1976:237–268
Tesch, G.
1978 *Linguale Interferenz. Theoretische, terminologische und methodische Grundfragen zu ihrer Erforschung*, TBL, Tübingen, G. Narr.
Thun, H.
1988 *Abgrenzung durch Sprache, Abgrenzung in der Sprache*, in: *Energeia und Ergon* Bd. 11, Tübingen, G. Narr, 1988:467–485
Titone, R.
1988 *From bilingual to mixtilingual speech: «code-switching» rivisited*, in: RILA, 20/2, 1988:15–21
Todorov, T.
1978 *Les genres du discours*, Paris, Seuil
1981 *Mikhaïl Bakhtine le principe dialogique*, Paris, Seuil
Todorov, T. (Ed.)
1965 *Théorie de la littérature*, Paris, Edition du Seuil
Trabant, J.
1970 *Zur Semiologie des literarischen Kunstwerks. Glossematik und Literaturtheorie*, München, Fink
Tschizewskij, D.
1976 *Satire oder Groteske*, in: Poetik und Hermeneutik VII, München, Fink, 1976:269–278
Tynjanov, J.
1927 *De l'évolution littéraire*, in: Todorov (Ed.) 1965:120–137
Ullmann, S.
1975 *Précis de sémantique française*, Berne, Francke
Ureland, P. S. (Ed.)
1981 *Kulturelle und sprachliche Minderheiten in Europa. Aspekte der europäischen Ethnolinguistik und Ethnopolitik*. Akten des 4. Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Mannheim 1980, Tübingen, Niemeyer
1982 *Die Leistung der Strataforschung und der Kreolistik. Typologische Aspekte der Sprachkontakte. Akten des 5. Symposions über Sprachkontakt in Europa*, Mannheim 1982, Tübingen, Niemeyer 1982
Vološinov, V. N.
1975 *Marxismus und Sprachphilosophie*, Weber, S.M. (Ed.), Frankfurt, Berlin, Wien, Ullstein (1930¹)
Wandruszka, M.
1984 *«Sprachkontakte» bedeutet Sprachmischung*, in: Oksaar (Ed.) 1984: 65–75

Weber, U.
1988 *Aspekte (nicht-) kooperativen Handelns im literarischen Dialog*, Hannover, Hartmann
Weinreich, U.
1977 *Sprachen in Kontakt*, München, Beck (1953[1])
Weinrich, H.
1984 *Sprachmischung: bilingual, literarisch und fremdsprachendidaktisch*, in: Oksaar (Ed.) 1984:76–91
Werner, R.
1981 *Systemlinguistische Aspekte der Integration lexikalischer Einheiten*, in: Meid/Heller (Edd.) 1981:219–235
Wiesmann, P.
1970 *Simon Lemnius 1511–1550*, in: *Bedeutende Bündner aus fünf Jahrhunderten*, Chur, Calven Verlag, 1970:109–126
Woolard, K.A.
1988 *Codeswitching in comedy in Catalonia*, in Heller, M. (Ed.), *Codeswitching. Anthropological and Sociolinguistic Perspectives*, Berlin, N.Y., Amsterdam, Mouton de Gruyter, 1988:53–76
Wunderlich, D.
1976 *Studien zur Sprechakttheorie*, Frankfurt a.M., Suhrkamp

XI.3.3. Rätoromanica[976]

Alig, O.
1938 *Der Irredentismus und das Rätoromanische*, in: Schweizerische Hochschulzeitung nr. 6, 1938:341–349
Andry, D.
1993 *Agl per tschiguolla o che es ün libretto*, in: Fögl Ladin, nr. 100, 31.12. 1993:1–2
1995 *Ün pêr placativitats*, in: Fögl Ladin nr. 23, 21.3.1995:7
1995a *Polemicas cunter il rumantsch grischun?*, in: Fögl Ladin, nr. 45, 16.6.1995:7
Anonym
1924 *S-chet Rumauntsch*, in: Fögl d'Engiadina, LXVII, nr. 30, 11.4.1924
Anonym
1931 *La giuventüna rumauntscha a «l'Adula»*!, in: Il Sain Pitschen, Ann. 11, n. 1. marz 1931:1–2.
Arquint, J.C.
1982 *Stationen der Standardisierung*, in: Schläpfer, R. (Ed.) 1982:273–300
Ascoli, I. G.
1880–1883 *Annotazioni sistematiche al Barlaam e Giosafat soprasilvano*, in: AGI 7, 406–602
Augustin, A.
1938 *Chasper Po (Necrolog)*, in: ASR LII, 1938:165–171
Bardola, C.
1929 *Relictas rumantschas in Samignun*, in: Chalender Ladin, Ann. 19, 1929:91–92
1930 *Amo alch relictas rumantschas da Samignun*, in: Chalender Ladin, Ann. 20, 1930:86–87
Bardola, M.
1987 *La Bardolamainta una famiglia di Sent*, Monografia stampata in 30 esemplari, Zürich und Sent, Selbstverlag
Battisti, C.
1937 *Storia della questione ladina*, Firenze, Le Monnier
Belsch, G. (Pseud.)
1991 *Identità. Expressiuns preposizionalas*, in: Il Chardun, Ann. 20, nr. 8, mai 1991:19–20
Bezzola, C.D.
1992 *Rapport presidial da l'USR 1991*, in: Litteratura 15/1, 1992:197–201
Bezzola, R.R.
1930 *Lirica ladina moderna*, in: *10 ans Uniun Rumantscha Turitg*, Zürich, 1930:43–52
1979 *Litteratura dals Rumauntschs e Ladins*, Cuira, LR
Biert, C.
1970 *La situaziun dal scriptur rumantsch in noss dis*, in: Novas Litteraras nr. 34, december 1970:4–6

Billigmeier, R.H.
1983 *Land und Volk der Rätoromanen*, Huber, Frauenfeld
Burger, H.
1972 *Pieder Cavigelli, Die Germanisierung von Bonaduz* [...], (Besprechung von Cavigelli 1969) in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 94, 1972:314–319
B.Z.
1994 *Redaktion unterwegs im Sprachenjahr*, Artikelserie der «Bündner Zeitung» zur Situation des Romanischen in Graubünden, 16.7.–13.8. 1994
Caflisch, A.
1934 *Nossa poesia populera* (referat), in: Id. 1993:631–661
Camartin, I.
1976 *Rätoromanische Gegenwartsliteratur in Graubünden*, Disentis, Desertina
1978 *Igl agen ed igl jester ni: Remarcas sur dall'identitad d'in Sursilvan*, in: Ischi semestril, Ann. 63, nr. 11, 1978:11–21
1981 *Rätoromanische Literatur heute. Zur Charakteristik einer schweizerischen Randliteratur*, in: Versants nr. 1, 1981: 143–155
1985 *Nichts als Worte? Ein Plädoyer für Kleinsprachen*, Zürich, München, Artemis
1986 *Stichworte zur Sprach- und Kulturpolitik der Bündnerromanen*, in: *Die kulturelle Bedeutung von Minderheitssprachen; der Fall des Rätoromanischen im Kanton Graubünden*, Interdisziplinäres Kolloquium, Institut für Föderalismus, Universität Fribourg, 1986:1–29
1987 Nachwort zu: F. Darms, *Der Sommer der Füchsin*, Zürich, 1987:172–176
1991 *Bündnerromanische Literatur Quo vadis?*, in: Versants nr. 20, 1991:15–23
Camathias, F.
1907 *Pertgei nus vulein restar Romontschs*, in: *Ovras*, Lags, 1971:377–386
Castelberg, M.
1994 *Patratgs d'in romontsch malsegir*, in: Punts, Ann. 1, n.3, avuost 1994:10f.
Cathomas, B.
1977 *Erkundungen zur Zweisprachigkeit der Rätoromanen. Eine soziologische und pragmatische Leitstudie*, Europäische Hochschulschriften 1/183, Bern, Frankfurt a.M., Lang
1981 *Die Einstellung der Rätoromanen zum Schwyzertütsch*, in: Redard, J. e.a. (Edd.), *Le Schwyzertütsch 5e langue nationale?*, Bulletin CILA 33, Neuchâtel, 1981:105–117
1994 *Rätoromanische Schweiz*, in: Bickel, H./Schläpfer, R. (Edd.), *Mehrsprachigkeit – eine Herausforderung*, Aarau, Frankfurt a.M., Salzburg, Sauerländer, 1994:343–360
Cathomas-Bearth, R.
1988 *Textcollagen – despektierlich und provozierend. Zu Leo Tuors erstem Werk «Giacumbert Nau»*, in: Bündner Zeitung, 5. 11.1988:17
Catrina, W.
1983 *Die Rätoromanen zwischen Resignation und Aufbruch*, Zürich, Orell Füssli
Cavigelli, P.
1968 *Sgurdin e digren dil romontsch el process da germanisaziun*, in: ASR, LXXXI, 1968:133–169
1969 *Die Germanisierung von Bonaduz in geschichtlicher und sprachlicher Schau*, Frauenfeld, Huber
Clarkson, I.
1986 *Current issues in language contact studies*, in: Nelde/Ureland/Clarkson (Edd.) 1986:151–170
Collenberg, A.
1992 *Emprender tudestg ella scola romontscha. Ina revesta historica ed ina investa ella situaziun actuala*, in: ASR 105, 1992:7–30
Coray, R.
1992 *La mumma romontscha: in mitos*, in: Ischi, Ann. 77, nr. 4, 1992:146–151
1993 *«La mumma romontscha» – Sprache und Mythos. Eine ethnologische Analyse und Interpretation des rätoromanischen Metadiskurses*, Liz. Freiburg

Coray-Monn, I.
1970 *La runa (Cla Biert). Analisa stilistic-psicologica e versiun sursilvana*, in: Novas Litteraras, nr. 33, 1970:1–13
Darms, G.
1989 *Bündnerromanisch: Sprachnormierung und Standardsprache*, in: LRL, Bd. III, Tübingen, Niemeyer, 1989: 827–853
Decurtins, A.
1965 *Das Rätoromanische und die Sprachforschung. Eine Übersicht*, in: 1993(I):27–86
1975 *Ils neologissems el romontsch*, in: ASR LXXXVIII, 1975:9–51
1976 *Zur Problematik der Neuschöpfung im Bündnerromanischen*, in: Id., 1993(I):193–233 (Erweiterte Fassung von Decurtins 1975)
1980 *Zum deutschen Sprachgut im Bündnerromanischen. Sprachkontakt in diachronischer Sicht*, in: 1993(I): 171–191
1980a *Nies cumpurtament en vesta all'influenza dil tudestg*, in: 1993(II): 75–86
1982 *Wortschatz und Wortbildung – Beobachtungen im Lichte der bündnerromanischen Zeitungssprache des 19./20. Jahrhunderts*, in: 1993(I): 235–254
1984 *Die Erforschung des Bündnerromanischen: Stand, Entwicklung, Sprachplanung (1950–1983). Eine Übersicht*, in: Messner (Ed.) 1984:257–288
1985 *Die Bestrebungen zur schriftsprachlichen Vereinheitlichung der bündnerromanischen Idiome. Zur Vorgeschichte des «Rumantsch Grischun»*, in: Ureland, P. S. (Ed.), *Entstehung von Sprachen und Völkern. Sprache als identitätsstiftender Faktor*, Tübingen, Niemeyer, Linguistische Arbeiten Bd. 162, 1985:349–376
1989 *Namen und Übernamen der Bündner Oberländer*, in: Id. 1993(I):291–321
1993(I) *Rätoromanisch. Aufsätze zur Sprach-, Kulturgeschichte und zur Kulturpolitik*, Romanica Raetica 8, Chur, SR
1993(II) *Viarva romontscha. Contribuziuns davart il lungatg, sia historia e sia tgira*, Romanica Raetica 9, Chur, SR
1995 *Sprachbewusstsein und Sprachverständnis bei Placidus a Spescha*, in: VBK (Ed.). *Pater Placidus a Spescha – «il curios pader»*, Beiheft nr. 4 zum BM, Chur 1995:25–47
Decurtins, G.
1992 *Jeu e la critica*, in: Litteratura 15/1, 1992:37–39
Deplazes, G.
1987 *Funtaunas. Istorgia da la litteratura rumantscha per scola e pievel*, tom 1, Cuira, LR
1987a *Prominenza en l'anecdota*, Mustér, Desertina
1988 *La genesa dalla poesia «Stai si defenda» da G.C. Muoth*, in: Igl Ischi, ann. 73, nr. 29, Trun 1988:19–31
1990 *Funtaunas. Istorgia da la litteratura rumantscha per scola e pievel*, tom 3, Cuira, LR
1991 *Die Rätoromanen. Ihre Identität in der Literatur*, Disentis, Desertina
1993 *Funtaunas. Istorgia da la litteratura rumantscha per scola e pievel*, tom 4, Cuira, LR
Derungs, U. G. G.
1967 *Igl avegnir dil romontsch*, in: Igl Ischi, Ann. 53, 1967:119–138
1985 *Victor Durschei: «Fluors tardivas»*, in: Litteratura 8/2, 1985:122–126
Derungs-Brücker, H.
1974 *Rätoromanische Renaissance*, Liz., Fribourg
1980 *Igl irredentissem. Relaziuns tut specialas denter il Grischun e l'Italia*, in: Ischi semestril, Ann. 65, nr. 15, 1980: 48–62
Diekmann-Sammet, D.
1981 *Einige Beobachtungen am Dicziunari Rumantsch Grischun im Hinblick auf deutsch-surselvische Interferenzerscheinungen unter besonderer Berücksichtigung der sprachpflegerischen*

Bewusstseinshaltung, in: Meid/Heller (Edd.) 1981:53–65

Diekmann, E.

1979 *Minderheitenprobleme in der Rätoromania*, in: Ureland P.S. (Ed.), *Standardsprache und Dialekte in mehrsprachigen Gebieten Europas*, Akten des 2. Symposiums über Sprachkontakt in Europa, Mannheim, 1978, Tübingen, Niemeyer, 1979:39–54

1980 *Deutsch-surselvische Interferenzprobleme im Bündner-Romanisch*, in: Beihefte ZDL, Heft 32, 1980:53–61

1981 *Zum italienischen Einfluss im Engadinischen*, in: Schwarze Ch. (Ed.), *Italienische Sprachwissenschaft. Beiträge zur Tagung «Romanistik interdisziplinär»*, Saarbrücken, 1979 (= *Ergebnisse und Methoden moderner Sprachwissenschaft*, 8), Tübingen, G. Narr, 1981:9–26

1982 *Italienisches Wortgut im Engadinischen, vermittelt durch sozioökonomische Wanderbewegungen*, in: Winkelmann, O./Braisch, M. (Edd.), *Festschrift für Johannes Hubschmid zum 65. Geburtstag*, Bern, München, Francke, 1982:535–549

1982a *Soziolinguistische Aspekte deutsch-rätoromanischer Interferenzbeziehungen in Graubünden*, in: Ureland (Ed.) 1982:131–154

1983 *Aspekte der Dominanzrelation Deutsch/Romanisch in Graubünden (Schweiz)*, in: Nelde (Ed.) 1983:271–284

1986 *Zu Sprachvariation, Sprachnormierung und Sprachpflege im Bünderromanischen*, in: Holtus/Ringger (Edd.) 1986:537–556

Di Luzio, A.

1977 *Maintien et changement de langue dans la comunauté romanche des Grisons*, in: Meisel, J.M. (Ed.), *Langues en contact – Pidgins – Créoles – Languages in Contact*, Tübingen, Narr, 1977:207–285

Dörig, H.R./Reichenau, Ch.

1982 *2½sprachige Schweiz?*, Disentis, Desertina

Ebneter, Th.

1973 *Das bündnerromanische Futur. Syntax der mit vegnir und habere gebildeten Futurtypen in Gegenwart und Vergangenheit*, Bern, Francke

1980 *Diasystem vs. Kontakt: Der Ausdruck der Zukunft im Deutschen, Rätoromanischen und Nordostitalienischen*, in: Werner, R. (Ed.), *Sprachkontakte. Zur gegenseitigen Beeinflussung romanischer und nicht-romanischer Sprachen*, Tübingen, (TBL 124), 1980:43–59

1988 *Veränderungen und Entwicklungen im gesprochenen Bündnerdeutsch und Romanisch*, in: Bündner Monatsblatt 3, 1988:171–181

Egloff, P.

1982 *Ein ils Sursilvans malvesi a Cuera?* in: Ischi semestril, Ann. 67, nr. 19, 1982: 27–36

1985 *Da bucca a bucca?*, in: ASR XCVIII, 1985:153–172

1987 *Rätoromanen: Freier Fall ins sprachlich-kulturelle Nichts?*, in: *Neu-Splügen wurde nicht gebaut*, Zürich, Limmat Verlag, 1987:27–49

Eichmann-Leutenegger, B.

1995 *Tristezia. Leo Tuors «Giacumbert Nau»*, in: NZZ, 8.3.95

Falett, R.

1994 *Rumantsch – ün trist bilantsch*, in: Fögl Ladin, nr. 65, 23.8.1994:5

Famos, L.

1965 *L'umur illa poesia ladina*, in: Radioscola romontsch texts complessivs, Annada x, fegliet 2, Cuera, 1965

Francescato, G.

1982 *Rhaeto-Friulan*, in: Posner, R./Green, J.N. (Edd.), *Trends in Romance Linguistics and Philology*, Vol. 3, *Language and Philology in Romance*, The Hague, Paris, N.Y., 1982:131–169

Furer, J.J.

1981 *La mort dil romontsch ni L'entschatta della fin per la Svizra/La mort du*

romanche ou le commencement de la fin pour la Suisse, Cuera, Revista retoromontscha
1985 *Romontsch, Tudestg, Romestg*, in: La Talina, ann. 42, nr. 149, 1985:6–12
Gadola, G.
1960 *P. Baseli Carigiet e siu temps*, 11. part, in: Igl Ischi, Ann. XLVI, 1960:70–134
Gartmann, I.
1982 *Armon Planta: Pommaraida*, in: Litteratura 5/2, 1982:268–270
Gaudenz, D.
1991 *Quant rumantsch esa da savair?* in: Fögl Ladin, nr. 7, venderdi, 25 schner 1991:5
1994 *Fich stimà sar Gian Peider Raisigl*, in: Fögl Ladin, nr. 73, mardi 20.9. 1994: 2–3
Gaudenz, J.U.
1942 *Privels pel rumantsch*, in: Chalender Ladin, Ann. 32, 1942:73–74
1945 *Dignità linguistica*, in: Chalender Ladin, Ann. 35, 1945:53–62
Gaudenz, O.
1923 *Als amis da nossa lingua*, in: Chalender Ladin, Ann. 13, 1923:70
Gieré, O.
1935 *Il rumauntsch al spartavias*, in: ASR IL, 1935:204–215
Goebl, H.
1982 *Kulturgeschichtliche Bedingtheiten von Kontaktlinguistik. Bemerkungen zum gegenwärtigen Stand der «Questione ladina»*, in: Ureland (Ed.) 1982:155–169
Grünert, M.
i.D. *Umstrukturierungen im Modus- und Tempussystem des Surselvischen* (im Druck)
Gsell, O.
1982 *Las rosas dattan ora – Les röses da fora – Le rose danno fuori: Verbalperiphrasen mit Ortsadverb im Rätoromanischen und im Italienischen*, in: Heinz/Wandruszka (Edd.) 1982:71–85
Haas, W.
1978 *Musa cun scret d'origin*, in: Litteratura 1/1, 1978:35–63
Holtus, G./Kramer, J.
1986 *«Rätoromanisch» in der Diskussion: 1976–1985*, in: Holtus/Ringger (Edd.) 1986:1–88
1987 *«Rätoromanisch» heute*, in: Holtus/Kramer (Edd.) *«Rätoromanisch» heute*, Kolloquiumsakten Mainz, 20.12.1986, Tübingen, Niemeyer, 1987:3–25
1994 *Neuere Arbeiten zum Bündnerromanischen, Dolomitenladinischen und Friulanischen*, in: ASR 107, 1994:99–134
Holtus, G./Ringger, K. (Edd.)
1986 *Raetia antiqua et moderna, W. Th. Elwert zum 80. Geburtstag*, Tübingen, Niemeyer
Jaberg, K.
1939 *Considérations sur quelques caractères généraux du romanche*, in: Mélanges Bally, Genève, Georg, 1939:283–292
Jud. J.
1946 *Zur Geschichte der romanischen Reliktwörter in den Alpenmundarten der deutschen Schweiz*, in: VR 8, 1945–1946:34–109
Kettnaker, M.
1991 *Tudais-ch vesti rumantsch, impè da s-chet rumantsch – tolerar o evitar?* (I–III), in: Fögl Ladin, nr. 31, 26.4. 1991:2 (I); ibid. nr. 51, 12.7.1991:2 (II); ibid. nr. 89, 22.11.1991:2 (III)
1993 *La «Sün-Itis»* in: Fögl Ladin, nr. 16, 26.2.1993:2
1994 *Stimo sar Gian Peider Raisigl*, in: Fögl Ladin, nr. 75, 27.9.1994:3
1995 *Placativitats*, in: Fögl Ladin nr. 42, 2.6.1995:3
Klainguti, G.
1982 *Che e cu es da correger?*, in: Il Chardun, Ann. 11, nr. 4, schner 1982:16–18
1983 *Ün pled sün via*, in: Caratsch 1983: 122
1985 *«Mouva't» da Paulin Nuotclà*, in: Il Chardun, Ann. 14, nr. 7, avrigl 1985: 11f.
1987 *Tiers la nova platta e cassetta da Linard Bardill*, in: Il Chardun, Ann. 16, nr. 6, marz 1987:20–24

Köhler, G.
1985 *Andri Peer als Prosaist. Ein rätoromanischer Erzähler zwischen vier Kulturen*, Untersuchungen zur romanischen Philologie Bd. 7, Frankfurt a.M., Haag und Herchen
Kraas, F.
1992 *Die Rätoromanen Graubündens. Peripherisierung einer Minorität*, Stuttgart, Steiner
Kramer, J.
1976 *In problem sociolinguistic: Il bilinguissem grischun*, in: Igl Ischi. Revista semestrila, Ann. 61, nr. 7, 1976:39–48
1982 *L'influenza tirolesa sil romontsch da Müstair e Samagnun*, in: ASR xcv, 1982:7–15
Kristol, A.M.
1983 *Sprachkontakt und Mehrsprachigkeit in Bivio (Graubünden). Linguistische Bestandesaufnahme in einer siebensprachigen Dorfgemeinschaft*, Bern, Francke
1985 *Zu den italienisch-deutschen Lehnwortdubletten im Bündnerromanischen*, in: VR 44, 1985:105–124
Kuen, H.
1978 *Der Einfluss des Deutschen auf das Rätoromanische*, in: Ladinia 2, 1978: 35–49.
1981 *Verfeinerung des Werkzeugs zur gedanklichen Erfassung von Wirklichkeit durch Sprachkontakt in der Mundart*, in: Meid/Heller (Edd.)1981 141–147
Lansel, P.
1913 *Ni Italians, ni Tudais-chs!*, Ristampà or dal Fögl d'Engiadina, Favrêr–Marz 1913
1917 *Ni Italians, ni Tudais-chs!* (11), Or dal Fögl d'Engiadina, gün 1917
Liver, R.
1969 *Die subordinierende Konjunktion im Engadinischen des sechzehnten Jahrhunderts*, Bern, Francke, RH 78
1987 *Forschungen zum Bündnerromanischen heute und morgen*, in: Plangg, G.A./Iliescu, M. (Edd.) *Akten der Theodor Gartner-Tagung (Rätoromanisch und Rumänisch)*, Vil/Innsbruck 1985, Romanica Aenipontana 14, 1987:49–59
1989 *Bündnerromanisch: Interne Sprachgeschichte 11. Lexik*, in: LRL, Bd. 111, 1989:786–803
1992 *Rezension von Pellegrini 1991*, in: VR 51, 1992:271–274
1993 *Surselvische Wortbildung im Spannungsfeld des romanisch-deutschen Sprachkontakts*, in: ASR cvi, 1993: 78–90
Lutz, F.
1982 *Die rätoromanische Schweiz. Die Mundarten*, in: Schläpfer (Ed.) 1982:253–271
Lutz, F./Strehle, D.
1988 *Rückläufiges Wörterbuch des Surselvischen/Dicziunari Invers dil Romontsch Sursilvan*, Tübingen, Gunter Narr
Marti, R.
1990 *Probleme europäischer Kleinsprachen. Sorbisch und Bündnerromanisch*, München, Otto Sagner
Mathieu, J.
1986 *Die Organisation der Vielfalt. Sprachwandel und Kulturbewegungen in Graubünden seit dem Ancien Régime*, in: *Die kulturelle Bedeutung von Minderheitssprachen; der Fall des Rätoromanischen im Kanton Graubünden*, Interdisziplinäres Kolloquium, Institut für Föderalismus, Universität Fribourg, 1986:1–19
Melcher, F.
1906 *Davart vschins e fulasters nella lingua retorumauntscha*, in: ASR xx, 1906: 197–217
Messner, D. (Ed.)
1984 *Das Romanische in den Ostalpen. Vorträge und Aufsätze der gleichnamigen Tagung am Institut für Romanistik der Universität Salzburg vom 6. bis 10. Oktober 1982*, Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften

Müller, P. I.
1976 *Il lungatg litterar fusiunau da Pader Placi Spescha*, in: Ischi semestril, Ann. 61, nr. 6, 1976:61–78
Muljačić, Z.
1984 *Der Stellenwert der «alpenromanischen» Ausbausprachen in einem soziolinguistischen Modell*, in: Messner (Ed.) 1984:133–146
Muoth, G.H.
1887 *Studis etymologics dil romontsch sursilvan*, in: ASR 11, 1887:1–37
1893 *Romontsch u Tudesc*, in: ASR VIII, 1893:1–34
Nay, G.M.
1902 *Pertgei e co duein nus cultivar il lungatg romontsch*, in: *Ovras 1*, Nies Tschespet nr. 6, Mustér, 1926:146–160
Niggli, S.
1983 *Sprachmerkmale und -einflüsse im Vorderprättigau*, in: Loretz, P. (Ed.), Jahresbericht der Walservereinigung Graubünden, 1983:52–55
Osswald, S. E.
1988 *Stabilitätsmindernde Faktoren bei einer sprachlichen Minderheit: Die Rätoromanen in Graubünden*, Diss. Hannover
Peer, A.
1983 *La fadiusa fatschenda dal traductur*, in: Litteratura 6/2, 1983:174–198
Peer, O.
1988 *Ün pêr aspets da nos manster da scriptur*, in: Litteratura 11/1, 1988:98–105
Pellegrini, G. B.
1991 *La genesi del retoromanzo (o ladino)*, Tübingen, Niemeyer
Piguet-Lansel, E.
1934 *La storta e la scurznida, opür: Il möd da muossar frances in scoula rumantscha*, in: Il Sain Pitschen, Ann. V., n. 4, 1934:50– 56
Planta, A.
1983 *Romanische und italienische Lehnwörter im Rheinwald*, in: Loretz, P. (Ed.), Jahresbericht der Walservereinigung Graubünden, 1983:59–62
Planta, R.
1915 *Melcher e Battisti*, in: ASR XXIX, 1915:329–331.
Posner, R./Rogers, K.H.
1993 *Bilingualism and language conflict in Rhaeto-Romance*, in: Posner/Green (Edd.) 1993:231–252
Pult, Ch.
1915 *Nos rumantsch. Quatter conferenzas tgnüdas in Auost 1913 in occasiun del cuors academic da vacanzas*, in: ASR XXIX, 1915:153–200
1917 *Ladinia e Italia*, Extract del Fögl d'Engiadina 1917:1–9
1918 *Davart l'ortografia valladra ed otras chosas amo plü dalettaivlas*, Restampa our dal Fögl d'Engiadina, Samedan e St. Murezzan, Engadin Press
1931 *Impronte Grigioni*, in: RLiR 7, 1931: 101–118
1938 *Chasper Po* (Necrolog), in: Chalender Ladin, Ann. 28, 1938:21–24
1941 *Meis testamaint*, Samedan e San Murezzan, Stamparia engiadinaisa
Pult, J.
1951 *Der rätoromanische Sonderfall*, in: *Die Schweiz*, Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft, 1951:166–169
1975 *Chasper Po e sia versiun da Wilhelm Busch*, in: ASR LXXXVIII, 1975:219–236
Raisigl, G. P.
1994 *Stimo sar Max*, in: Fögl Ladin, nr. 71, mardi 13.9.1994:3
Ramming, G.
1990 *Reto Caratsch und sein rätoromanisches Werk*, Liz., Zürich
Ratti, A.
1972 *Sterbende Minorität in blühender Profitwirtschaft*, in: *Neutralität, kritische Monatszeitschrift für Politik und Kultur*, Juli-/Augustheft 1972, 10. Jg., Bern, 1972:24–27
Riatsch, C./Walther, L.
1993 *Literatur und Kleinsprache. Studien zur bündnerromanischen Literatur seit 1860*, Romanica Raetica Bdd. 11–12, Chur, SSR

Riatsch, C.
1994 *Funktionen transkodischer Markierungen in bündnerromanischen Texten*, in: Babylonia, Numero speciale N1, 2, 1994:56–67 (Atti del 11 incontro di Ascona sul plurilinguismo Monte Verità, 26–28 agosto 1993)
1995 *Der Komiker und die Puristen. Mehrsprachigkeit und Sprachzensur im Werk von Chasper Po (1856–1936)*, in: Versants 27, n.s. 1995:165–183
Ritter, A.
1981 *Historische Lautlehre der ausgestorbenen romanischen Mundart von Samnaun*, Gebrunn bei Würzburg, Lehmann
Rohlfs, G.
1982 *Germanische Inversion in der Romania?*, in: Heinz/Wandruszka (Edd.) 1982:241–244
Rolshoven, J.
1977 *Lungatg dalla mumma e reflexiun sur dil lungatg tier G. C. Muoth*, in: Ischi semestril, Ann. 62, nr. 8, 1977: 19–22
Runggaldier, H.
1981 *Zum Problem der sprachlichen Interferenz im Grödnerischen*, in: Meid/Heller (Edd.) 1981:203–217
Salvioni, C.
1936 *La verità sulla questione del ladino nei Grigioni*, Milano, Società Nazionale Dante Alighieri
Schläpfer, R. (Ed.)
1982 *Die viersprachige Schweiz*, Zürich, Köln, Benziger
Schmid, H.
1985 *Zwischen Chur und Chiavenna: die Mitte Romanischbündens*, in: ASR XCVIII, 1985:49–107
1993 *Romanischbünden zwischen Nord- und Südeuropa*, in: ASR CVI, 1993: 102–133
Schmitt, Ch.
1986 *Unterengadinische Einwohnernamen, Neck- und Schimpfnamen*, in: Holtus/Ringger (Edd.) 1986:183–194
Schorta, A.
1938 *Lautlehre der Mundart von Müstair*, Paris, Zürich, Leipzig
1938a *Davart il vegl rumantsch da Samagnun*, in: Chalender Ladin, Ann. 28, 1938:59–61
Schweickard, W.
1986 *Expressiuns da camps particulars. Entwicklungstendenzen des rätoromanischen Wortschatzes in Graubünden*, in: Holtus/Ringger (Edd.) 1986:263–81
Simon, H. J.
1971 *Übersetzungsfehler im labilen Adstrat. Zum deutschen Lehngut im Bündnerromanischen («calques»)*, in: Bausch/Gauger (Edd.) 1971:518–532
Solèr, C.
1983 *Sprachgebrauch und Sprachwandel*, Diss. Zürich
1994 *Il romontsch – bia variaziun ell'unitad*, in: ASR CVII, 1994:173–185
1994a *Sprachkontakt = Sprachwechsel. Deutsch und Romanisch in Graubünden*, in: *Mehrsprachigkeit im Alpenraum*, Abstracts/Bibliographie, UFM, 1994:16
Solèr, C./Ebneter, Th.
1983 *Romanisch und Deutsch am Hinterrhein/GR*. Bd. 1. *Heinzenberg/Mantogna, Romanisch*, Zürich, Phonogrammarchiv
1988 *Romanisch und Deutsch am Hinterrhein/GR*. Bd. III. *Romanisch im Domleschg*, Zürich, Phonogrammarchiv
Spescha, F.
1987 *Das Instrument mit zwei Mundstücken*, in: Litteratura 10/2, 1987: 94–102
1995 *Ecrire en «rumantsch grischun»*, in: Le passe-muraille, n. 19–20, 1995:9
Sprecher, M.
1994 *Das Rätoromanische liegt auf der Intensivstation*, in: Die Weltwoche nr. 43, 27.10.1994:3–5
Stupan, V.
1975 *Monografia dal cumün da Sent*, Samedan, Ediziun da l'autur

Szadrowsky, M.
1931 *Rätoromanisches im Bündnerdeutschen,* (Habilitationsvortrag zum Problem der Sprachmischung), Chur, Sprecher, Eggerling
Taub, M.
1987 *Swiss-Romansh and American Yiddish: Contrasts and Parallels,* Yiddish, Flushing N.Y. 7/1, 1987:66–78
Thöni, G.P.
1968 *Antop*, in: Novas litteraras nr. 31, 1968:5
1981 *Mossaveias. Ena bardada rezepts per discorrer bagn rumantsch*, Riom, URS
Tuor, P.
1912 *Nus Romontschs ed il Talian*, in: Igl Ischi XIV, 1912:321–353
Uffer, M.
1986 *Giuseppe Gangale. Ein Leben im Dienste der Minderheiten*, Chur, Terra Grischuna
Vellemann, A.
1931 *Influenzas estras i'l ladin*, in: ASR XLV, 1931:87–116
Viletta, R.
1984 *Die Rätoromanen, ethnopolitisches Gewissen der Schweiz*, in: Oksaar (Ed.) 1984:142–166
Vital, A.
1919 *Controversas ladinas*, in: ASR XXXIII, 1919:184–231.
Walther, L.
1987 *Deutsches Wortgut im Bündnerromanischen. Dargestellt am Beispiel der Terminologie der Bekleidung*, Zürich, Romanica Raetica 5
1993 cfr. Riatsch/Walther 1993
Willi, U./Solèr, C.
1990 *Der rätoromanisch-deutsche Sprachkontakt in Graubündnen*, in: Germanistische Linguistik 101–103, 1990: 445–475
Wittmann, U.
1995 *Rätoromanisch. Lasst es in Schönheit sterben*, in: FACTS 24, 15.6.1995:96–100.
Wunderli, P.
1966 *Zur Regression des Bündnerromanischen*, in: VR 25, 1966:56–81
Zisler, J.
1990 *Ortografia o grammatica?*, in: Fögl Ladin, nr. 98, 28.12.1990:1–2